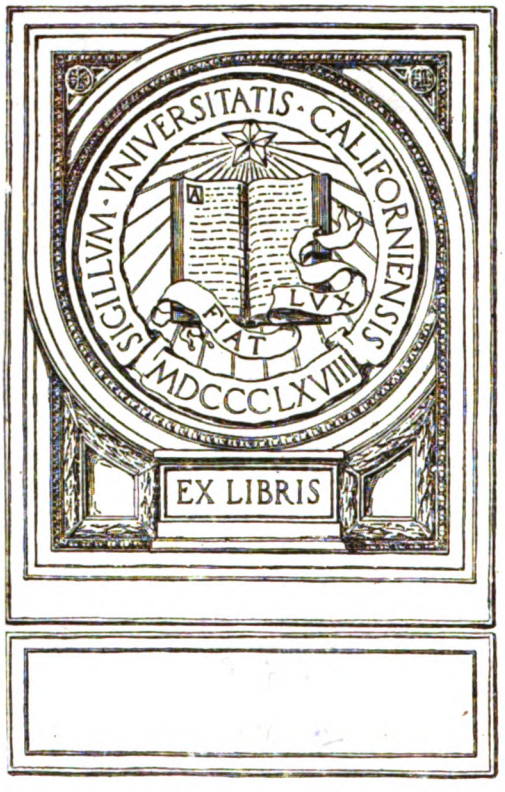

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

APR 30 1912

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von George Cleinow

71. Jahrgang — Jährlich 52 Hefte

Nr. 14

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Föderalistische und unitarische Parteien. Von Dr. rer. pol. Max Linde-Berlin 1

Persönlichkeit und Sache in der Wissenschaft. Von Dr. Wilhelm Martin Becker-Darmstadt 11

Die Polen in Ostpreußen. Von R. Baumgarten-Nordhausen a. H. 19

Von alten Liedern. Von Katharina von Sanden 25

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kant-Literatur: Karl Vorländer: Immanuel Kants Leben (S. 36). — Bruno Bauch: Kant (S. 36). — Kants populäre Schriften (S. 37). Von Privatdozent Dr. Oesterreich-Tübingen

Länder- und Völkerkunde: E. v. Hoffmeister: Durch Armenien (S. 38)

Tagesfragen: „Miscegenation". Von Dr. A. Rochs-Nordhausen (S. 38)

Reichsspiegel: Heeresfragen (S. 40)
Bank und Geld (S. 44)

Ausgegeben am 3. April 1912.

50 Pf. das Heft

Berlin SW. 11
Tempelhofer Ufer 35a

6 Mark vierteljährlich

Direction der Disconto-Gesellschaft in Berlin.

Bilanz am 31. Dezember 1911.

Aktiva.	ℳ	₰
Kasse, fremde Geldsorten und Coupons	35 639 093	81
Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken	8 183 686	03
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen	190 829 061	24
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen	45 627 499	20
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere	129 442 867	57
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen	117 806 679	89
Eigene Wertpapiere	35 101 663	41
Konsortial-Beteiligungen	35 551 049	05
Beteiligung bei der Norddeutschen Bank in Hamburg	50 000 000	—
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen	48 091 157	22
Debitoren in laufender Rechnung gedeckt ℳ 302 550 426.04 ungedeckt „ 102 435 955.65	404 986 381	69
Ausserdem Aval- und Bürgschafts-Debitoren ℳ 49 825 721.16		
Effekten-Depot der Pensionskasse, des Unterstützungsfonds und der besonderen Stiftungsfonds	5 954 132	40
Mobilien	293 904	95
Bankgebäude in Berlin ℳ 9 205 424.04 „ in London „ 1 102 343.65 „ in Bremen „ 3 505 173.05 „ in Frankfurt a. M. „ 3 000 000.— „ in Mainz „ 500 000.— „ in Frankfurt a. O. „ 52 000.—	17 364 940	74
	1 124 872 117	20

Passiva.	ℳ	₰
Eingezahlte Kommandit-Anteile	200 000 000	—
Allgemeine (gesetzliche) Reserve	57 300 000	—
Besondere Reserve ℳ 23 000 000.— Hierzu Überweisung aus der Gewinn- u. Verlust-Rechnung von 1911 „ 1 000 000.—	24 000 000	—
Einlagen auf provisionsfreier Rechnung	256 793 016	07
Kreditoren	312 118 987	01
Accepte und Schecks Ausserdem Aval- u. Bürgschaftsverpflichtungen ℳ 49 852 721.16	235 140 397	87
David Hansemannsche Pensionskasse „ 5 068 192.92 Hierzu Überweisung aus der Gewinn- u. Verlust-Rechnung von 1911 „ 300 000.—	5 368 192	92
Adolph von Hansemann-Stiftung	514 663	09
Schoeller-Stiftung	200 702	40
Unterstützungsfonds und besondere Stiftungsfonds für die Angestellten der Gesellschaft	289 391	45
Sparkassen-Konto für die Angestellten der Gesellschaft	6 591 997	63
Noch nicht abgehobene Dividenden der früheren Jahre	19 827	—
Abschreibung auf neu erworbene Immobilien und Reserve für Neubauten	3 000 000	—
Rückstellung für Talonsteuer ℳ 485 714.30 Hierzu Überweisung aus der Gewinn- u. Verlust-Rechnung von 1911 „ 272 857.15	758 571	45
10 % bezw. 5 % Dividende auf ℳ 200 000 000 Kommandit-Anteile	18 500 000	—
Tantieme des Aufsichtsrats	584 210	50
Gewinn-Beteiligung der Geschäftsinhaber	2 315 258	77
Übertrag auf neue Rechnung	1 376 901	04
	1 124 872 117	20

Gewinn- und Verlust-Rechnung 1911.

Soll.	ℳ	₰
Verwaltungskosten einschl. Tantieme der Angestellten	10 850 694	90
Steuern	1 826 723	90
Zu verteilender Reingewinn	24 349 227	46
	37 026 646	26

Haben.	ℳ	₰
Saldo-Vortrag aus 1910	1 355 578	79
Effekten	4 331 388	35
Kurswechsel	1 259 735	11
Coupons	160 101	02
Verfallene Dividende	594	—
Provision	9 059 100	19
Diskont und Zinsen	13 091 953	80
Beteiligung bei der Norddeutschen Bank in Hamburg	5 000 000	—
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen	2 768 195	—
	37 026 646	26

Berlin, den 26. März 1912.

Die Geschäftsinhaber

Dr. Salomonsohn. Schinckel. Dr. Russell. Urbig.
Dr. Solmssen. Waller. Dr. Mosler.

Die Grenzboten

71. Jahrgang. Zweites Vierteljahr

Die

Grenzboten

Zeitschrift für

Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber:

George Cleinow

71. Jahrgang

Zweites Vierteljahr

Stanford
California

Berlin

Verlag der Grenzboten G. m. b. H.

1912.

HF30
G7
v.7 no.2

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1912. Zweites Vierteljahr

(R. bedeutet Reichsspiegel)

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär

Heft Seite

„Amerika den Amerikanern!" Kritische Bemerkungen zur Monroedoktrin, von Dr. jur. Herbert v. Dirksen 15, 57
Ansiedelungswerk, Das — . . . . . R. 18, 247
Arbeiter, Die ausländischen — in Deutschland R. 25, 590
Aus dem Staate Preußen. . . . . R. 20, 347
China, Rußland und Europa 23, 458
Chinesischen, Geschichtliche Bemerkungen zur — Revolution, von Dr. R. Stübe 26, 620
Dardanellenfrage, Zur —, von Dr. rer. pol. Max Linde 22, 418
Deutschland und Schweden 26, 597
Diamantenfrage, von Rudolf Wagner . R. 20, 352
Diplomaten und ihre Aufgaben. . . . R. 21, 400
Diplomatische Vertretungen der deutschen Einzelstaaten untereinander, von Monzambano R. 23, 496
Einkommensteuer, Zur Reform der —, von Justizrat Wagner . . . . . R. 15, 92
Englands Achillesferse, von Hugo Bartels . 20, 309
Enteignungsgesetz eine politische Gefahr. R. 20, 348
Erbrecht des Reiches, Für das —, von Justizrat Bamberger (vgl. 1910, Heft 41—44; 1911, Heft 6, 24; 1912, Heft 3) 17, 159
Feldarbeiterzentrale, Die deutsche — . . . 25, 590
Flugmotorindustrie und Heeresverwaltung, von Hauptmann a. D. Hans Waldemar v. Herwarth 21, 396
Frankreich in Marokko . . . . . R. 17, 197
Fünfhundert Jahre brandenburg. Geschichte R. 23, 492
Gewalt und Geist. . . . . R. 20, 347
Heeresfragen, von Hauptmann Dr. Fritz Roeder . . . . . R. 14, 40
Heeresverstärkung, Die Bedeutung der deutschen —, von Hauptmann Dr. Fritz Roeder 25, 549
Heeresverwaltung, Notwendigkeit ihrer Reform, von Hauptmann Dr. Fritz Roeder . . R. 14, 44
Heeresvorlage, Die —, von Hauptmann Dr. Fritz Roeder . . . . . R. 18, 251
Inderfrage, von Rudolf Wagner . . . R. 20, 353
Jesuitenerlaß in Bayern . . . . . R. 16, 146
Junggesellensteuer, von Justizrat Wagner R. 15, 93
Jungliberalen, Die —, von Dr. Bruno Marwitz 17, 153
Kaiser, Der — in Straßburg . . . . R. 21, 398
Kolonisles, von Rudolf Wagner R. 20, 351; 24, 543
Kolonialgesellschaft, Die deutsche —, von Rudolf Wagner. . . . . R. 24, 543
Kolonien, Besiedelung der —, von Rudolf Wagner . . . . . R. 24, 544
Kriegerische Stimmung bei allen Nationen R. 17, 197
Kuranda, Ignaz — in seiner politischen Wirksamkeit, von Dr. Julius v. Newald . . . 18, 201
Landrat, Der — als Vorsitzender der Einkommensteuerveranlagungskommission, von Justizrat Wagner . . . . . R. 15, 92
Landwirtschaft, Schicksalsstunde der deutschen —, von Dr. med. G. W. Schiele. 22, 405
Leipziger Stadtrevolution, Nochmals die — vom Jahre 1830, von Th. Distel 15, 90
Luftfahrwesen im Belgischen Kongo-Gebiet, von Hauptmann a. D. H. W. v. Herwarth 20, 345
Luftfahrzeuge, Leistungen moderner — gemessen an kriegsgeschichtlichen Beispielen, von Hauptmann a. D. H. W. v. Herwarth 23, 469
Luftreich, Unser — Unsere Zukunft! 19, 257
Marokko, Frankreich in — . . . . . R. 17, 197
Marokko-Vertrags, Der Wert des — vom 4. Nov. 1911 . . . . . R. 17, 198
Marschall von Bieberstein in London . R. 21, 401
Marschalls Vorgänger in London . . R. 21, 402
„Miscegenation", von Dr. A. Rochs 14, 38
Mischehen, Entschließungen über die —, von Rudolf Wagner . . . . . R. 24, 543
Mischehen in den Kolonien, von Rudolf Wagner . . . . . R. 20, 351
Monroedoktrin, s. „Amerika den Amerikanern!", von Dr. Herbert von Dirksen 15, 57
Nationalliberalen Partei, Der Kampf innerhalb der — . . . . . R. 16, 144
Niebuhrs, Zum Gedächtnis —, von Dr. Eugen Guglia 21, 391
Parteien, Föderalistische und unitarische —, von Dr. rer. pol. Max Linde 14, 1
Parteitagungen (Reichspartei, Freikonservative, Nationalliberale) . . . . . R. 20, 349
Partikularismus, Neupreußischer . . . R. 23, 492
Polen, Die — in Ostpreußen, von R. Baumgarten 14, 19
Preußen, Aus — und Deutschland 18, 245
Regierungskommissar, Ein — als Mitglied der Einkommensteuer-Veranlagungskommission, von Justizrat Wagner . . . . . R. 15, 93
Reichskanzlers, Stellung des — zum Jesuitenerlaß in Bayern . . . . . R. 16, 148
Roosevelts Wandlungen, von E. F. . . . R. 19, 300
Rußland, Frankreich und Deutschland, von Wilhelm v. Massow 16, 97
Schleiermacher in politischer Verfolgung, von Prof. D. Johannes Wendland 19, 262
Solfs Kolonialhaushalt, von Rudolf Wagner R. 20, 352
Sport, Luxus, Wehrfragen . . . . . R. 17, 195
Titu Maiorescu. Das Bild eines rumänischen Staatsmannes, von Paul Lindenberg . . 25, 563
Türkische Richtlinien, von Dr. E. Jäckh . . 24, 501
Überlandzentralen . . . . . R. 23, 495
Umsturz, Kampf gegen den — . . . . . R. 18, 245
Ungarn, Das Problem der Wahlreform in —, von Prof. Dr. P. Samassa 16, 116
Wahlrechtsreform in Preußen . . . . R. 18, 246
Wahlreform in Ungarn, Das Problem der —, von Prof. Dr. P. Samassa 16, 116
Wehrvorlage im März 1912, von Hauptmann Dr. Fritz Roeder . . . . . R. 14, 40
Wehrvorlage im Reichstag . . . . . R. 17, 198
Wermuths Aufsatz über die Deckungsfrage der Wehrvorlagen . . . . . R. 17, 199
Zentralverband deutscher Industrieller in München . . . . . R. 23, 494
Zentrumspartei, Strömungen innerhalb der —, von Dr. Krueckemeyer 24, 512
Zentrum und Nationalliberale über Besitzsteuern . . . . . R. 21, 399

Volkswirtschaft, Verwaltung, Sozialwesen

Ärzte, Die Not der —, von Dr. F. Ritter . 21, 369
Bank und Geld:
Amerikanische Guthaben in Deutschland . 16, 151
Börsenhausse 14, 44
Diskontermäßigungen der Reichsbank . . . 26, 640
Diskontermäßigung und Börsenspekulation . 20, 353
Fürstentrust, Schiffahrtsprojekt des — . . . 16, 152
Geldmarkt am Quartalsschluß 16, 149
Geldteuerung, Ursachen der — 24, 547
Kaliindustrie, Die Lage der — 20, 355
Kapitalsinvestitionen des ersten Quartals . 16, 150
Kupfermarkt, Der 14, 45
Kursrückganges, Ursachen des — der staatlichen Rentenanleihen 26, 644
Montanindustrie, Die Aussichten der — . 20, 354
Privatmonopole und Banken 14, 47
Reichsbank, Der steuerpflichtige Notenumlauf der — 16, 150
Schiffahrtsprojekt des Fürstentrusts . . . 16, 152
Staatsanleihen, Marktlage der — 26, 643

243322

Heft Seite

Staatsanleihen und andere Anlageformen . 26, 641
Staatskommissar, Der — und die Berliner Börse 22, 449
Staatspapiere, Sicherheit der — 26, 641
Verlängerung des Stahlwerksverbandes . 20, 354
Wirtschaftliche Entwicklung in Deutschland und Amerika 16, 150
Zahlungseinstellungen und Kreditüberspannung 24, 545
Bergarbeiterbewegung, Aus der deutschen —, von Dr. Hugo Böttger, M. d. R. 15, 49
Duellfrage, Die — . . . . . R. 18, 248
Eisenbahnen, Vereinheitlichung der deutschen —, von Monzambano . . . . . R. 19, 299
Emden 21, 357
Gasthausreform, Die — in Deutschland, von P. Reetz 20, 341
Getreidehandel, Deutsch-russischer —, von Monzambano . . . . . R. 21, 403
Gewerbeschau, Über die Ziele der Bayerischen —, von Professor Richard Riemerschmid . . . 23, 464
Handwerks, Förderung des — auf Kosten der Industrie? Von Regierungsrat Dr. Schweighoffer 17, 162; 18, 211
Landflucht, Beruht die heutige — auf biologischen Ursachen? Von Dr. med. W. Hanauer 21, 365
Österreich, Zusammenhänge zwischen — und Deutschland auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiete, von Wirkl. Geh. Rat Dr. Exner . 26, 613
Parlament und Wahlprüfungsjustiz, von Dr. jur. Moritz de Jonge 18, 207
Preußischer Partikularismus, von Monzambano . . . . . R. 19, 299
Titanic, Untergang der — . . . . . R. 17, 195
Wirtschaftliche Rüstung, von Landrat a. D. von Gottberg 19, 271

Rechtsfragen, Bildung und Erziehung, Kirche

„Brücke, Die —", s. Persönlichkeit und Sache in der Wissenschaft, von Dr. Wilhelm Martin Becker 14, 15
Erzählstunde, Die von P. Matzdorf 17, 191
Gesetzgebung, Eine Lücke in unserer —, von Heinrich Reuß 22, 445
Jesuitenordens, Aus der Geschichte des —, von Prof. Dr. W. Proisch 16, 109
Justizbeschwerden aus Kamerun . . . . R. 23, 497
Kirche, Eine deutsche katholische —? Von B. von Poellnitz, vergl.: Eine deutsche katholische Kirche, von A. Berg, 1912, Heft 7, S. 301 20, 305
Kirchlichen, Was lehren uns die — Verhältnisse in der Schweiz? Von Prof. D. Johannes Wendland 25, 555
Lotterie und Literatur, von Dr. B. Westenberger 15, 72
Münch, Wilhelm —, von Dr. Wilhelm Martin Becker 24, 534
Rechtsunsicherheit vor den Gerichten, von Dr. jur. Alexander Elster (vgl. hierzu: Das Recht als Ursache der Rechtsunsicherheit von Prof. Dr. Otto Seeck, 1911, Heft 29, S. 131 25, 584
Rousseau als Erzieher, von Friedrich Fürle . 26, 603
Schule, Stilfragen der —, von Fritz Tychow 20, 332
Studenten- und Schülerherbergen, Entwicklung der deutschen —, von Dr. Köllmann . . . 17, 193
Wahlprüfungsjustiz, Parlament und —, von Dr. jur. Moritz de Jonge 18, 207
Wissenschaft, Persönlichkeit und Sache in der —, von Dr. Wilhelm Martin Becker 14, 11
Zeitungsarchiv, Deutsches —, s. Persönlichkeit und Sache in der Wissenschaft, von Dr. W. M. Becker 14, 12
Zweierlei Maß, von Landrichter Dr. Riedinger 19, 294

Kulturgeschichtliches, Länder-, Völker- und Sprachenkunde

Eine Vermutung zum Thema vom Rübezahl, von Carl Niebuhr. 24, 540
Musterjag, Ein —, von Heinrich Reuß . . . 26, 639
Muttersprache, Von unserer lieben —, von W. Haape 16, 134; 21, 397

Heft Seite

Ostasien, Briefe aus —, von weil. Prof. Dr. W. Grube (vgl. 1911, Heft 45—47, 49—52) 16, 123
Reiseberichte und ihre Verwertung für die Kulturgeschichte, von Dr. Bruno Barth . . 22, 447
Schottelius, Justus Georgius, von Dr. jur. Richard von Damm 25, 580

Literatur, Kunst, Philosophie

Anatole France, von Dr. Eduard Platzhoff-Lejeune 18, 232
Bühnenplastik und Bühnenraum, von Dr. W. Warstat 17, 184
Denksprüchen, Beiträge zur Fabrikation von —, von E. R. 26, 638
Erzählung und erzählende Dichtung, von Dr. Richard Meszlény. 19, 286
Fontanes, Theodor — Briefe, von Dr. Hermann Schneider 15, 83
Hebbels, Ein unbekannter Jugendaufsatz Friedrich —, aufgefunden und mitgeteilt von Prof. Dr. R. M. Werner 26, 628
Hebbels erste selbständig erschienene Schrift, von Prof. Dr. R. M. Werner (vgl. Heft 13, Seite 619) 16, 140
Heine, Heinrich. Nach ungedruckten Briefen seines Verlegers, von Professor Dr. Werner Deetjen 22, 422
Hodler, Ferdinand — und sein Werk, von Dr. Richard Meszlény 22, 438
Liedern, Von alten —, von Katharina v. Sanden 14, 25
Musik, Aus dem Reich der modernen —, von Dr. Hermann Seeliger 20, 315
Schauspieler, Vom —, von Dr. Max Büsing . 26, 633
Strindberg, August —, von Beda Pritipp . . 21, 379
Theater, Zwischen — und Kino, von Dr. W. Warstat 23, 483
Unser Ich, von Else Wentscher 25, 569
Vier Lebensromane, von Dr. Heinrich Spiero 19, 290

Novellen, Gedichte

Der Wiesenzaun. Eine Dürer-Novelle, von Franz Karl Ginzkey . . 17, 176; 18, 224; 19, 279; 20, 324; 21, 386
Frühlingsfluten, von G. Tschulkow. Aus dem Russischen übertragen von E. Koeppen . . 15, 75
Ich sah den Tod im Traum . . . Gedicht von Albert Sergel 19, 293
Venezianische Nacht. Erzählung von Johannes Jegerlehner 24, 528; 25, 575

Bücherbesprechungen

Almquists Werke, übertragen von A. Mens (Dr. Ellissen) 23, 489
Auerbachs Schriften (Dr. Karl Polheim) . . 25, 588
Aus Schleiermachers Leben. In Briefen (Prof. D. J. Wendland) 19, 262
Bauch, Bruno: Kant (Dr. Österreich) 14, 36
Bericht der Handelskammern für Südkamerun (1908—1911) 23, 497
Boehn, Max v.: Biedermeier (Dr. R. Schacht) 24, 542
Brausewetter, Artur: Stirb und werde (Dr. Heinrich Spiero) 19, 292
Bührer, K. W., und Saager, Ad.: Die Organisation der geistigen Arbeit durch „die Brücke" (Dr. W. M. Becker) 14, 15
Büttner, Dr. Hermann: Zur Grundlegung des Erziehungs- und Unterrichtsbetriebs an unseren höheren Schulen (Dr. W. Warstat) . 25, 585
Conradi, Hermann: Gesammelte Werke (Dr. Heinrich Spiero 25, 588
Cornelius, Hans: Elementargesetze der bildenden Kunst (Prof. Dr. Spitzer) 26, 632
Danz, Professor: Richterrecht (Dr. jur. Elster) 25, 585
Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart. Herausgegeben von Paul Hinneberg (M. K.) 26, 637
Dunning, John C.: Die neuesten Anwendungen der Monroedoktrin (Dr. v. Dirksen) . . . 15, 60
Engel, Ed.: Deutsche Stilkunst (W. Haape) . 16, 137
Eucken, Rudolf: Der Sinn und Wert des Lebens (Dr. Buchenau) 21, 393

	Heft Seite
Eucken, Rudolf: Können wir noch Christen sein? (Dr. Buchenau)	21, 393
Fontane, Theodor: Berliner Romane (Dr. Heinrich Spiero)	25, 588
Fontane, Theodor: Briefe mit der Familie, mit den Freunden und mit Wolfsohn (Dr. H. Schneider)	15, 84
Frei, Leonore: Das leuchtende Reich (Dr. Heinrich Spiero)	19, 290
Friedel und Mielke: Landeskunde der Provinz Brandenburg. Bd. 3: „Die Volkskunde" (R. Krieg)	24, 541
Fröhlich, Karl: Schatten-Liliput (—l.)	16, 142
Goethebund: Die Schule der Zukunft (Fritz Tychow)	23, 491
Gröden, Ulrich: Ein Drama. Abisag von Sunem. (Carl Jentsch)	26, 637
Henning, Hans: Spielhagens Leben (Dr. Karl Polheim)	25, 588
Herwarth, Hans Waldemar v.: Unser Luftreich — Unsere Zukunft! (*„*)	19, 257
Höffner, Johannes: Gideon der Arzt (Dr. Heinrich Spiero)	19, 291
Hoffmeister, E. v.: Durch Armenien (Dr. Roeder)	14, 38
Jaques-Dalcroze: Der Rhythmus. Ein Jahrbuch (Dr. W. Warstat)	21, 394
Jedermann, Das Spiel von — (Dr. W. Warstat)	17, 189
Kants populäre Schriften (Dr. Österreich)	14, 37
Keßeler, Kurt: Rudolf Euckens Werk (Dr. Buchenau)	21, 393
Kohler, Josef: Luftfahrtrecht [In „Luftfahrt und Wissenschaft", Heft 1] (*„*)	18, 243
Krezschmar, Hermann: Geschichte des neuen deutschen Liedes. Teil I. (Dr. Erich Fischer)	26, 635
Kunzendorf, Paul: Fridericiana (M. K.)	15, 91
Lea, Homer: The valor of ignorance (Dr. v. Dirksen)	15, 58
Lenz, Max: Geschichte der Universität Berlin (Prof. D. J. Wendland)	19, 262
Logos. Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur. Herausgegeben von Georg Mehlis (M. K.)	17, 191
Luftfahrt und Wissenschaft. Herausgegeben von Joseph Sticker. Heft I (*„*)	18, 243
Mayer, August L.: El Greco (S.)	15, 90
Münch, Wilhelm: Zum deutschen Kultur- und Bildungsleben. Fünfte Sammlung vermischter Aufsätze (Dr. W. M. Becker)	24, 538
Münsterberg, Oskar: Chinesische Kunstgeschichte. Bd. II: „Baukunst und Kunsthandwerk" [vgl. 1911, Heft 1] (Dr. Robert Corwegh)	18, 242
Niebergall, D. F.: Person und Persönlichkeit (Dr. W. Warstat)	19, 297
Niebuhr, Barthold: Römische Geschichte (Dr. Guglia)	21, 391
Pétin: Les états unis et la doctrine de Monroe (Dr. v. Dirksen)	15, 60
Ratzel, Friedrich: Das Meer als Quelle der Völkergröße (Dr. Wilhelm Martin Becker)	26, 637
Reibmayr, Albert: Die biologischen Ursachen der Landflucht. Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie 1911 (Dr. Hanauer)	21, 365
Reuschel, Karl: Geschichte der deutschen Literatur (Dr. Spiero)	16, 141
Ruska, Julius: Schulelend und kein Ende (Fritz Tychow)	23, 490
Schnitzlers Werke (X)	25, 589
Schulte, Dr. Joh. Friedrich v.: Gegen die Konfessionsschule (Fritz Tychow)	19, 297
Segall, Jakob: Die beruflichen und sozialen Verhältnisse der Juden in Deutschland (Th.)	20, 344
Seidel, H. Wolfgang: Erinnerungen an Heinrich Seidel (Dr. S.)	25, 587
Seraus, Richard: Märztrieb (Dr. Heinr. Spiero)	19, 290
Silbernagel: Bekämpfung des Verbrechertums durch Rettung jugendlicher Delinquenten (H. Reuß)	16, 142
Spielhagens Romane (Dr. Karl Polheim)	25, 588
Stamm, Gertrud: Schattengeist (—l)	16, 142
Töpfer, Rudolf: „Die Weltreise", „Das geliebte Ding", „Das kecke Lüftchen" (—l)	16, 142
Vorländer, Karl: Immanuel Kants Leben (Dr. Österreich)	14, 36
Waetzoldt, Wilhelm: Einführung in die bildende Kunst (Dr. Paul Ferd. Schmidt)	18, 243
Windelband: Präludien (M. K.)	24, 539
Witkowski, Georg: Die Entwicklung der deutschen Literatur seit 1830 (Dr. Spiero)	16, 140
Wolf, Dr. Julius: Die Volkswirtschaft in Gegenwart und Zukunft (Carl Jentsch)	22, 442
Vietor, Wilhelm: Das Ende der Schulreform? (Fritz Tychow)	23, 491

Mitarbeiter-Verzeichnis.

	Heft Seite
Bamberger, Justizrat: Für das Erbrecht des Reiches (vgl. 1910, Heft 41—44; 1911, Heft 6, 24; 1912, Heft 3)	17, 159
Bartels, Hugo: Englands Achtlesserse	20, 309
Barth, Dr. Bruno: Reiseberichte und ihre Verwertung für die Kulturgeschichte	22, 447
Baumgarten, R.: Die Polen in Ostpreußen	14, 19
Becker, Dr. Wilh. Martin: Persönlichkeit und Sache in der Wissenschaft	14, 11
Becker, Dr. Wilhelm Martin: Wilhelm Münch	24, 534
Becker, Dr. Wilhelm Martin: „Das Meer als Quelle der Völkergröße" von Friedrich Ratzel	26, 637
Böttger, Dr. Hugo, M. d. R.: Aus der deutschen Bergarbeiterbewegung	15, 49
Buchenau, Dr.: „Rudolf Euckens Werk", von Kurt Keßeler	21, 393
Buchenau, Dr.: „Der Sinn und Wert des Lebens", von Rudolf Eucken	21, 393
Buchenau, Dr.: „Können wir noch Christen sein?", von Rudolf Eucken	21, 393
Büsing, Dr. Max: Vom Schauspieler	26, 633
C. R.: Beiträge zur Fabrikation von Denksprüchen	26, 638
Corwegh, Dr. Robert: Chinesische Kunstgeschichte, Bd. II: „Baukunst und Kunsthandwerk", von Oskar Münsterberg	18, 242
Damm, Dr. jur. Richard v.: Justus Georgius Schottelius	25, 580
Deetjen, Professor Dr. Werner: Heinrich Heine nach ungedruckten Briefen seines Verlegers	22, 422
de Jonge, Dr jur. Moritz: Parlament und Wahlprüfungsjustiz	18, 207
Dirksen, Dr. jur. Herbert v.: „Amerika den Amerikanern!" Kritische Bemerkungen zur Monroedoktrin	15, 57
Distel, Theodor: Nochmals die Leipziger Stadtrevolution vom Jahre 1830	15, 90
E. F.: Mr. Roosevelts Wandlungen	R. 19, 300
Ellissen, Dr. O. A.: „Almquists Werke", übertragen von A. Mens	23, 489
Elster, Dr. jur. Alexander: Rechtsunsicherheit vor den Gerichten	25, 584
Exner, Wirkl. Geh. Rat Dr. Wilhelm: Zusammenhänge zwischen Österreich und Deutschland auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiete	26, 613
Fischer, Dr. Erich: „Geschichte des neuen deutschen Liedes" von Hermann Kretzschmar	26, 635
Fürle, Friedrich: Rousseau als Erzieher	26, 603
G. Cl.: Nach der Osterpause	R. 16, 144
G. Cl.: Sport, Luxus, Wehrfragen	R. 17, 195
G. Cl.: Aus Preußen und Deutschland	R. 18, 245
G. Cl.: Aus dem Staate Preußen	R. 20, 347
G. Cl.: Parteitagungen	R. 20, 349
G. Cl.: Kaiser und Reich	R. 21, 398
G. Cl.: Diplomaten und ihre Aufgaben	R. 21, 400
G. Cl.: Sozialpolitik ist Nationalpolitik!	R. 23, 492
Ginzkey, Franz Karl: Der Wiesenzaun. Eine Dürer-Novelle 17, 176; 18, 224; 19, 279; 20, 324;	21, 386
Gottberg, Landrat a. D. v.: Wirtschaftliche Rüstung	19, 271
Grube, weil. Prof. Dr. W.: Briefe aus Ostasien (vgl. 1911, Heft 45—47 49—52)	16, 123
Guglia, Dr. Eugen: Zum Gedächtnis Niebuhrs	21, 391
Haape, W.: Von unserer lieben Muttersprache	16, 134
Haape, W.: „Deutsche Stilkunst" von Ed. Engel	16, 137
Haape: Von unserer lieben Muttersprache. Nachtrag zu dem gleichnamigen Aufsatze. 1912, Heft 16, S. 134	21, 397

	Heft	Seite
Hanauer, Dr. med. W.: Beruht die heutige Landflucht auf biologischen Ursachen?	21,	365
Herwarth, Hauptmann a. D. Hans Waldemar v.: Luftfahrwesen im belgischen Kongo-Gebiet	20,	345
Herwarth, Hauptmann a. D. Hans Waldemar v.: Flugmotorindustrie und Heeresverwaltung	21,	396
Herwarth, Hauptmann a. D. Hans Waldemar v.: Leistungen moderner Luftfahrzeuge, gemessen an kriegsgeschichtlichen Beispielen	23,	469
Jäckh, Dr. E.: Türkische Richtlinien	24,	501
Jegerlehner, Johannes: Venezianische Nacht. Erzählung	24, 528; 25,	575
Jentsch, Carl: „Die Volkswirtschaft in Gegenwart und Zukunft", von Dr. Julius Wolf	22,	442
Jentsch, Carl: „Ein Drama. Abisag von Sunem" von Ulrich Gröden	26,	637
Köllmann, Dr. A.: Die Entwicklung der deutschen Studenten- und Schülerherbergen	17,	193
Koeppen, E.: Übersetzung aus dem Russischen von Tschulkows „Frühlingsfluten"	15,	75
Krieg, R.: „Landeskunde der Provinz Brandenburg". Bd. 3: „Die Volkskunde", herausg. von E. Friedel und R. Mielke	24,	541
Krueckemeyer, Dr.: Strömungen innerhalb der Zentrumspartei	24,	512
—l: „Schatten-Liliput", von Karl Fröhlich	16,	142
—l: „Schattengeist", von Gertrud Stamm	16,	142
—l: „Die Weltreise", „Das geliebte Ding", „Das kecke Lüftchen"	16,	142
Linde, Max, Dr. rer. pol.: Föderalistische und unitarische Parteien	14,	1
Linde, Max, Dr. rer. pol.: Zur Dardanellenfrage	22,	418
Lindenberg, Paul: Titu Maiorescu. Das Bild eines rumänischen Staatsmannes	25,	563
Marwitz, Dr. Bruno: Die Jungliberalen	17,	153
Massow, Wilhelm v.: Rußland, Frankreich und Deutschland	16,	97
Matzdorf, Paul: Die Erzählstunde	17,	191
Meszlény, Dr. Richard: Erzählung und erzählende Dichtung	19,	286
Meszlény, Dr. Richard: Ferdinand Hodler und sein Werk	22,	438
M. K.: „Fridericiana", von Paul Kunzendorf	15,	91
M. K.: „Logos. Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur"	17,	191
M. K.: „Präludien" von Windelband	24,	539
M. K.: „Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart." Herausgegeben von Paul Hinneberg	26,	637
Monzambano: Preußischer Partikularismus	R. 19,	299
Monzambano: Deutsch-russischer Getreidehandel	R. 21,	403
Monzambano: Diplomatische Vertretungen der deutschen Einzelstaaten untereinander	R. 23,	496
Newald, Dr. Julius v.: Ignaz Kuranda in seiner politischen Wirksamkeit	18,	201
Niebuhr, Carl: Eine Vermutung zum Thema vom Rübezahl	24,	540
Osterreich, Privatdozent Dr.: Kant-Literatur	14,	36
Platzhoff-Lejeune, Dr. Eduard: Anatole France	18,	282
Poellnitz, B. v.: Eine deutsche katholische Kirche?	20,	305
Polheim, Dr. Karl: Spielhagen und Auerbach	25,	588
Prilipp, Beda: August Strindberg	21,	379
Prosch, Prof. Dr. W.: Aus der Geschichte des Jesuitenordens	16,	109
Reetz, P.: Die Gasthausreform in Deutschland	20,	341
Reutz, Heinrich: „Bekämpfung des Verbrechertums durch Rettung jugendlicher Delinquenten", von Silbernagel	16,	142
Reutz, Heinrich: Eine Lücke in unserer Gesetzgebung	22,	445
Reutz, Heinrich: Ein Mustersatz	26,	639
Riedinger, Landrichter Dr.: Zweierlei Maß	19,	294
Riemerschmid, Prof. Richard: Über die Ziele der Bayerischen Gewerbeschau	23,	464
Ritter, Dr. F.: Die Not der Ärzte	21,	369
Rochs, Dr. A.: „Miscegenation"	14,	38
Roeder, Dr. Fritz: „Durch Armenien", von E. v. Hoffmeister	14,	38
Roeder, Dr. Fritz: Heeresfragen	R. 14,	40
Roeder, Hauptmann Dr. Fritz: Die Heeresvorlage	18,	251
Roeder, Hauptmann Dr. Fritz: Die Bedeutung der deutschen Heeresverstärkung	25,	549
S.: „El Greco", von August L. Mayer	15,	90
S., Dr.: „Erinnerungen an Heinrich Seidel", von H. Wolfgang Seidel	25,	587
Samassa, Prof. Dr. P.: Das Problem der Wahlreform in Ungarn	16,	116
v. Sanden, Katharina: Von alten Liedern	14,	25
Schacht, Dr. R.: „Biedermeier", von Max v. Boehn	24,	542
Schiele, Dr. med. G. W.: Die Schicksalsstunde der deutschen Landwirtschaft	22,	405
Schmidt, Dr. Paul Ferd.: „Einführung in die bildende Kunst", von Wilhelm Waetzoldt	18,	248
Schneider, Privatdozent Dr. Hermann: Theodor Fontanes Briefe	15,	83
Schweighoffer, Reg.-Rat Dr.: Förderung des Handwerks auf Kosten der Industrie?	17, 162; 18,	211
Seeliger, Dr. Hermann: Aus dem Reich der modernen Musik	20,	315
Sergel, Albert: Ich sah den Tod im Traum	19,	293
Spectator: Bank und Geld	14, 44; 16, 149; 20, 353; 22, 449; 24,	545
Spiero, Dr. Heinrich: „Die Entwicklung der deutschen Literatur seit 1830", von Georg Witkowski	16,	140
Spiero, Dr. Heinrich: „Geschichte der deutschen Literatur", von Schultz-Neuschel	16,	141
Spiero, Dr. Heinrich: Vier Lebensromane	19,	290
Spiero, Dr. Heinrich: „Berliner Romane" von Theodor Fontane	25,	588
Spiero, Dr. Heinrich: „Gesammelte Werke", von Hermann Conradi	25,	588
Spitzer, Prof. Dr. Hugo: „Elementargesetze der bildenden Kunst" von Hans Cornelius	26,	632
Stübe, Dr. R.: Geschichtliche Bemerkungen zur chinesischen Revolution	26,	620
Th.: „Die beruflichen und sozialen Verhältnisse der Juden in Deutschland", von Jakob Segall	20,	344
Tschulkow, G.: Frühlingsfluten	15,	75
Tychow, Fritz: „Gegen die Konfessionsschule", von Dr. Joh. Friedrich v. Schulte	19,	297
Tychow, Fritz: Stilfragen der Schule	20,	332
Tychow, Fritz: „Schulelend und kein Ende", von Julius Ruska	23,	490
Tychow, Fritz: „Die Schule der Zukunft". Acht Vorträge der Schulversammlung des Berliner Goethebundes	23,	491
Tychow, Fritz: „Das Ende der Schulreform?", von Wilhelm Bietor	23,	491
Wagner, Justizrat: Zur Reform der Einkommensteuer	R. 15,	92
Wagner, Rudolf: Koloniales	R. 20,	351
Wagner, Rudolf: Koloniales	R. 24,	543
Warstat, Dr. W.: Bühnenplastik und Bühnenraum	17,	184
Warstat, Dr. W.: „Person und Persönlichkeit", von D. F. Niebergall	19,	297
Warstat, Dr. W.: „Der Rhythmus". Ein Jahrbuch, herausgegeben von der Bildungsanstalt Jaques-Dalcroze	21,	394
Waritat, Dr. W.: Zwischen Theater und Kino	23,	483
Warstat, Dr. W.: „Zur Grundlegung des Erziehungs- und Unterrichtsbetriebs an unsern höheren Schulen", von Dr. Hermann Büttner	25,	585
Wendland, Prof. D. Johannes: Schleiermacher in politischer Verfolgung	19,	202
Wendland, Prof. D. Johannes: Was lehren uns die kirchlichen Verhältnisse in der Schweiz?	25,	555
Wentscher, Else: Unser Ich	25,	569
Werner, Prof. Dr. R. M.: Hebbels erste selbständig erschienene Schrift	16,	140
Werner, Prof. Dr. R. M.: Ein unbekannter Jugendaufsatz Friedrich Hebbels	26,	628
Westenberger, Dr. W.: Lotterie und Literatur	15,	72
×: „Schnitzlers Werke"	25,	589
***: Emden	21,	357
***: „Luftfahrt und Wissenschaft". Herausgegeben von Joseph Sticker. Heft I	18,	243
***: Unser Luftreich — Unsere Zukunft!	19,	257

UNIV. OF CALIFORNIA

Föderaliſtiſche und unitariſche Parteien

Von Dr. rer. pol. Max Linde-Berlin

Die Gliederung eines Einheitsſtaates beruht nicht in erſter Linie auf politiſchen, ſondern auf verwaltungsrechtlichen und verwaltungstechniſchen Geſichtspunkten: im Intereſſe der Verwaltung werden Provinzen, Departements uſw. gebildet. Anders liegen die Verhältniſſe in einem Staatenſtaat von der „moſaikartigen Zuſammenſetzung des Reiches". Er iſt nicht in Verwaltungsbezirke gegliedert, ſondern ſeine Glieder ſind ſelber Staaten: „Einzelſtaaten", „Gliedſtaaten", wie man ſie nennen will. Über den fünfundzwanzig — oder beſſer ſechsundzwanzig — Einzelſtaatsregierungen ſteht die Regierung des Geſamtſtaates, des Reiches. Wie ſich die Aufgaben des Reiches und die der Einzelſtaaten von einander abgrenzen, mit anderen Worten: wie die „Kompetenzen" zwiſchen dem Reich und den Einzelſtaaten verteilt ſind, ſagt die Verfaſſung. Unſere Reichsverfaſſung hat — von allen Einzelheiten abgeſehen — eine dreifache Teilung der Kompetenzen vorgenommen: 1. Für einen Teil ſtaatlicher Aufgaben ſind die Gliedſtaaten allein zuſtändig, dergeſtalt, daß ihnen auf dieſen Gebieten ſtaatlicher Tätigkeit die Geſetzgebung wie die Verwaltung zuſtehen ſoll (Beiſpiele: Kirchen- und Schulweſen, Forſtweſen, Landwirtſchaft, Waſſerrecht); 2. Für einen anderen Teil ſtaatlicher Aufgaben ſteht dem Reiche die Geſetzgebung und Beaufſichtigung, den Gliedſtaaten die praktiſche Durchführung der Geſetze zu (Beiſpiele: Zoll- und Steuerweſen, Rechtſprechung); 3. Für einen letzten Teil ſtaatlicher Aufgaben ſteht dem Reiche allein ſowohl die Geſetzgebung wie die Verwaltung zu (Beiſpiele: auswärtige Angelegenheiten, Poſt- und Telegraphenweſen, Marine). Da nun dem Reiche die „Kompetenz-Kompetenz" d. h. das Recht und die Fähigkeit zuſteht, den Kreis ſeiner Kompetenzen ſelbſt zu beſtimmen, ſo daß es bisher von Gliedſtaaten geregelte Komplexe ſtaatlicher Tätigkeit ſeiner Geſetzgebung und

Beaufsichtigung, ja seiner Verwaltung unterwerfen kann, ist es ihm möglich, im Wege einer ausdrücklichen oder stillschweigenden Verfassungsänderung seine Zuständigkeit auf Kosten der Zuständigkeit der Gliedstaaten mehr und mehr auszudehnen. In der Tat haben sich die Kompetenzen zwischen Reich und Einzelstaaten seit dem Jahre 1871 erheblich verschoben, vorzugsweise deshalb, weil das Reich schrittweise dazu überging, seine ihm durch die Verfassung übertragenen Kompetenzen auch tatsächlich auszuüben. Dabei hat sich etwas abgespielt, was in jedem Bundesstaate zu beobachten ist: der Kampf zwischen föderalistischen und unitarischen Tendenzen, der Kampf um eine Ausgestaltung des Reiches im Innern zu dem, als was es dem Auslande schon seit langem erscheint: zum Einheitsstaate.

Wer die Verhandlungen der Parlamente mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt, wird wissen, daß gerade in der letzten Zeit wiederholt von unitarischen und föderalistischen Bestrebungen, von der Regelung bisher durch Landesgesetze geregelter Materien durch Reichsgesetze einerseits, „von der Erhaltung der Selbständigkeit der Gliedstaaten" anderseits die Rede gewesen ist. Vielleicht wird die Zukunft weitere Auseinandersetzungen über diese für die Stellung des Reiches und seiner Einzelstaaten einschneidenden Fragen bringen. Es ist daher nicht uninteressant, an der Hand der Parteiprogramme, Abstimmungen usw. zu untersuchen, welche Stellung die wichtigsten Parteien im Parlament des Reiches und seines größten Gliedstaates grundsätzlich föderalistischen und unitarischen Bestrebungen gegenüber einnehmen und eingenommen haben.

Ich beginne mit derjenigen Partei, die m. E. am schärfsten unitarischen Bestrebungen abhold ist: dem Zentrum. Das Zentrum als Partei hat kein allgemein gültiges, auf die Dauer berechnetes Programm. Es hat gegen Programme von jeher eine starke Abneigung gehabt. Schon in den im Jahre 1861 geschriebenen, den katholischen Wählern Preußens gewidmeten zwölf Briefen: „Die Fraktion des Centrums (Katholische Fraktion)"*) heißt es: „Die Fraktion des Centrums hat kein Programm aufgestellt, einerseits weil sie sich die Lehre der Geschichte von der Nutzlosigkeit eines solchen zu eigen gemacht hat, anderseits weil sie verschmäht, das Volk zu täuschen, als wäre sie imstande, durch ein bloßes Programm das Glück und die Freiheit desselben zu begründen". Trotzdem gibt es Wahlaufrufe und programmatische Erklärungen genug, die die grundsätzliche Stellung des Zentrums in klaren Worten aussprechen. — Als „der Welfe" Ludwig Windthorst, von 1851 bis 1853 und 1862 bis 1865 hannoverscher Justizminister, später der bedeutendste Führer des Zentrums, in den Reichstag des Norddeutschen Bundes eintrat, „fand er keine Partei vor, der er sich hätte anschließen können". Er gründete daher mit einigen anderen Abgeordneten

*) Um Einwendungen zu vermeiden, hebe ich ausdrücklich hervor, daß die Fraktion des Centrums (Katholische Fraktion) im preußischen Abgeordnetenhaus nicht mit dem heutigen Zentrum identisch ist; aber mit gutem Recht kann man sie als eine Vorläuferin der heutigen Zentrumsfraktion im Reichstag, die am 13. Dezember 1871 gegründet wurde, bezeichnen.

(Klerikalen und Welfen) einen Verein, der sich den Namen „Bundesstaatlich-konstitutionelle Fraktion" gab. Schon dieser Name bedeutete ein Programm, und es hätte kaum noch ausdrücklich betont zu werden brauchen, daß die Fraktion die „Wahrung möglichster Freiheit der Selbständigkeit der Bundesstaaten, soweit sie mit der Handhabung einer kräftigen Zentralgewalt vereinbar" ist, erstrebe. Der überragende Geist Windthorsts, der die kleine Fraktion beherrschte, hat in der Folge auch die große Zentrumspartei beherrscht. Es ist daher kein Wunder, wenn die Prinzipien der Bundesstaatlich-konstitutionellen Fraktion in ihrer nachgeborenen Schwester, dem Zentrum, dessen Gründung mit der Geburt des Deutschen Reiches zeitlich zusammenfiel, fortlebten. Kein anderer als v. Mallinckrodt hat das, als er am 31. Januar 1872 das Programm des Zentrums verteidigte, mit den Worten ausgesprochen: „Der dritte Punkt [unseres Programms] ist das Prinzip der Föderation im Gegensatz zu dem Prinzip der Zentralisation, im Gegensatz zu den Tendenzen des Unitarismus." Mit diesen Worten wurde nur noch schärfer formuliert, was das „Programm der Fraktion des Zentrums" vom Frühjahr 1871 bereits ausgeführt hatte: „Der Grundcharakter des Reiches als eines Bundesstaates soll gewahrt, demgemäß den Bestrebungen, welche auf eine Änderung des föderativen Charakters der Reichsverfassung abzielen, entgegengewirkt und von der Selbstbestimmung der einzelnen Staaten in allen inneren Angelegenheiten nicht mehr geopfert werden, als das Interesse des Ganzen es unabweislich fordert." Schon damals also vertrat das Zentrum den Standpunkt, die Kompetenz des Reiches auf Kosten der Zuständigkeit der Gliedstaaten nicht weiter auszudehnen als unbedingt notwendig sei. Es hat diesen Standpunkt nie verlassen. Seit jenen Tagen hat es sich stets als Hort und Hüter partikularistischer Interessen und Bestrebungen zu erweisen versucht, indem es immer und immer wieder auf den „föderativen Grundcharakter des Reiches" hinwies, die „volle Auswirkung" dieses „geschichtlichen und verfassungsmäßigen Grundcharakters" forderte und erklärte, daß dessen „Beibehaltung und Behauptung" seine „wachsamste Obsorge in Anspruch nehmen" werde. Daß eine Partei, die von dem Augenblick ihres Entstehens an Gegnerin aller Zentralisation und unitarischer Tendenzen war, die Schaffung verantwortlicher Reichsminister, ein Reichseisenbahnsystem, eine direkte Reichseinkommen- und Reichsvermögenssteuer, ja sogar ein Briefmarkenübereinkommen zwischen dem Reich und Württemberg und ähnliche Bestrebungen, die geeignet waren, die Einheit des Reiches über den ursprünglich gegebenen Zustand hinaus zu fördern, bekämpfte, ist ebenso verständlich wie die Tatsache, daß es das Zentrum war, aus dessen Schoß die Frankensteinsche Klausel von 1879, die für die finanzielle Entwicklung des Reiches verhängnisvollste Maßnahme, geboren wurde.

Nicht aus den gleichen Beweggründen und nicht in dem starken Maße wie das Zentrum, aber doch ganz unverkennbar, hat auch die 1876 gegründete Deutsch-Konservative Partei föderalistischen Erwägungen und Bestrebungen Raum gegeben, sich dagegen bestimmten unitarischen Tendenzen gegenüber ablehnend verhalten.

Wie anders jedoch die Deutsch-Konservative Partei dem Reich und dem Reichsgedanken gegenübersteht, ergibt sich, wenn man die oben wiedergegebene Stelle aus dem Programm der Fraktion des Zentrums von 1871 mit dem folgenden Passus aus dem Gründungsaufruf der Deutsch-Konservativen Partei vom 12. Juli 1876 vergleicht. In ihm heißt es: „Wir wollen die für unser Vaterland gewonnene Einheit auf dem Boden der Reichsverfassung in nationalem Sinne stärken und ausbauen. Wir wollen, daß innerhalb dieser Einheit die berechtigte Selbständigkeit und Eigenart der einzelnen Staaten, Provinzen und Stämme gewahrt werde". Diese Sätze, die sich — nebenbei bemerkt — unverändert auch in dem sogenannten Tivoliprogramm vom 8. Dezember 1892 finden, sagen nichts von einem Entgegenwirken wider die Bestrebungen, die geeignet sind, den föderalistischen Charakter der Reichsverfassung abzuändern; es wird vielmehr von einer Stärkung und einem Ausbau der gewonnenen Einheit gesprochen. Es ist auch nicht die Rede davon, daß von der Selbständigkeit der Einzelstaaten nicht mehr als unabweislich „geopfert" werden solle; es soll vielmehr nur die berechtigte Selbständigkeit und die berechtigte Eigenart geschont werden. Damit wendet die Partei nur den Fundamentalsatz ihres ganzen Programms, nämlich die Erhaltung dessen, was nach ihrer Ansicht „gut ist und sich als solches bewährt hat", auf einen bestimmten Fall an. Nun läßt sich ja unzweifelhaft darüber streiten, was als berechtigte Selbständigkeit und Eigenart der Staaten anzusehen ist. Die Deutsch-Konservative Partei ist aber geneigt, berechtigte Eigenart auch dort zu sehen, wo andere nur wenig berechtigten Partikularismus sehen können. Nimmt man „ihren legitimistischen Zug", ihre „Wertschätzung überkommener staatlicher Gewalten" hinzu, so ist es verständlich, wenn die Konservativen sich nicht selten an der Seite des Zentrums fanden, wo es galt, den Föderalismus über den Unitarismus zum Siege zu führen. Die Konservative Partei hat nicht immer die Maxime verfolgt, daß die Einheit des Reiches auszubauen und zu fördern sei. Direkte Reichssteuern — eine m. E. eminent nationale Forderung — haben die Konservativen ebenso wie das Zentrum bekämpft; man denke nur an ihre Stellung zur erweiterten Reichserbschaftssteuer, die eben jetzt wieder in Verbindung mit der neuen Wehrvorlage erörtert worden ist. Oder man denke an ein anderes Beispiel: die Vereinheitlichung der Eisenbahnen. Wie sich die Konservativen zu ihr stellen, hat erst vor kurzer Zeit (30. Januar 1912) der Abg. von Pappenheim im preußischen Abgeordnetenhaus dargelegt. Er führte aus: Was die Bestrebungen auf einen engeren Zusammenschluß der deutschen Eisenbahnen anlange, die Ausdehnung der bisherigen Wagengemeinschaft zu einer Eisenbahngemeinschaft, einer allgemeinen Betriebsgemeinschaft, so seien sie, die Konservativen, gern bereit, das zu tun, was im Interesse der Sicherheit und Erleichterung des Betriebes und der Verkehrsverhältnisse liege, aber nur soweit, als nicht die selbständige Verwaltung der deutschen Eisenbahnen in Frage komme. Sie hielten sich verpflichtet, die Selbständigkeit der Bundesstaaten mit aller Sorgsamkeit zu wahren (Beifall rechts), und sie würden alles vermeiden, was bei einer aus-

gedehnteren Eisenbahngemeinschaft geeignet sei, die selbständigen Entschlüsse dieser Staaten in der allerwichtigsten Betriebsverwaltung zu hemmen. — Das hätte mit denselben Worten auch ein Vertreter des Zentrums erklären können. Diese und andere, unschwer beizubringende Beispiele machen es nicht ganz leicht, Prof. von Below in allen Teilen zuzustimmen, wenn er sagt: „Die nationale Idee ist für sie (die Konservativen) zu einer Grundlage ihrer politischen Haltung geworden.... Hiernach steht es von vornherein fest, daß alle partikularistischen Tendenzen aus den heutigen konservativen Kreisen verbannt sind. Die sächsischen Konservativen z. B. wissen heute nichts mehr vom Partikularismus. Die Partei verlangt nicht den Einheitsstaat und fordert Achtung der Einrichtungen der Einzelstaaten aus grundsätzlicher Pietät gegen das historisch Überlieferte. Allein es wird sich nicht nachweisen lassen, daß die Konservativen irgendwo die freie Bewegung des Reiches hindern, wo das nationale Interesse sie heischt*)." Ich muß mich demgegenüber einem anderen kompetenten Beurteiler, Prof. Heinrich Triepel, anschließen, der in seiner sehr beachtenswerten staatsrechtlich-politischen Studie „Unitarismus und Föderalismus im Deutschen Reiche" (Tübingen 1907) die Meinung vertritt, daß, wenn man die politischen Parteien in unitarische und föderalistische einteilen wollte, man die konservative im großen und ganzen als eine föderalistische bezeichnen müsse. Allerdings wird man das den Konservativen — im Gegensatz zum Zentrum; vgl. die Ursachen der Reichstagsauflösung von 1906 — zugestehen müssen, daß sie, wo es sich darum handelte, die Machtmittel des Reiches zu fördern und seine Stellung dem Auslande gegenüber zu festigen, nicht versagten und daß sie dort, wo die Erhaltung der Selbständigkeit und Eigenart der Gliedstaaten nicht berührt wurde, bereit waren, an der Stärkung des Reiches mitzuarbeiten; ich brauche nur an ihre Stellung zu den Militär- und Flottenvorlagen, an ihre Stellung zu den Kolonien u. dgl. zu erinnern. Schwierigkeiten ergeben sich für sie aber jedesmal da, wo unitarische und partikulare Bestrebungen in Konkurrenz miteinander treten, wo eine Stärkung und ein Ausbau des Reiches sich nur auf Kosten der Zuständigkeit der Einzelstaaten durchführen lassen. In solchen Fällen pflegen die Konservativen — konservativ, das will hier sagen: föderalistisch, zu sein.

„Im Reichstag haben wir als Landsleute uns zusammengefunden, und es soll das nationale Interesse sein, was uns am innigsten vereinigt. Den neuen Provinzen werden wir zu beweisen haben, daß Preußisch und Deutsch Eins und dasselbe ist und daß Deutschland gewinnt, was Preußen erwirbt. Undeutsche Gesinnung ist bei uns nicht heimisch. Wir setzen das Vaterland stets über die Partei, wir stellen das Nationalinteresse über alles. Der zu einem ‚Deutschen Reich' sich entfaltende Norddeutsche Bund, hervorgegangen aus dem Zollverein, erscheint uns als die deutsche Weiterbildung der preußischen Monarchie." Diese Sätze finden sich in der ersten programmmatischen Kundgebung der Freikonservativen oder Reichspartei, die sich 1867 bildete und „sich vor allem die Aufgabe

*) Vgl. „Handbuch der Politik". Berlin und Leipzig, 1912, Bd. II, S. 6.

stellte, die Politik Bismarcks so nachdrücklich wie möglich zu unterstützen" Schon die Tatsache, daß sich die Reichspartei die Förderung der Bismarckschen Politik am Ende der sechziger Jahre, d. i. der Bismarckschen Einheitsbestrebungen, zur wichtigsten Aufgabe setzte, läßt ebenso wie ihr Name darauf schließen, daß diese Partei dem Einheitsgedanken mit wärmerer Liebe gegenüberstand und gegenübersteht, ihn wärmer propagierte und ihn mit größerer Bereitwilligkeit förderte als ihre konservative Schwesterpartei. Und in der Tat ist die Reichspartei namentlich in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens bereit gewesen, das Reich mit derjenigen Machtfülle auszustatten, deren es zur staatlichen Einigung der Nation bedurfte (vgl. Wahlaufruf vom 6. Juni 1898). Allein es ist doch nicht zu vergessen, daß die Reichspartei den Deutsch-Konservativen innerlich sehr nahe steht, daß sie wie diese auf konservativem — wenn auch um einiges freieren, liberaleren konservativem Boden — gegründet ist. Dieser preußisch-konservative Grundcharakter hat dem deutschnationalen Gedanken der Reichspartei eine ganz bestimmte preußisch-partikularistische Note gegeben: ihr erscheint das Reich lediglich als die deutsche Weiterbildung der preußischen Monarchie. Daraus folgt, daß die Reichspartei geneigt ist, solche Bestrebungen zur Stärkung des Reiches und seiner Institutionen zu unterstützen, bei denen Preußen nichts zu opfern braucht, die im Gegenteil eine Stärkung der Stellung Preußens im Reiche bedeuten. Preußisch und deutsch ist ihr identisch; preußisch-deutsch ist ihr Unitarismus, nicht deutsch schlechthin. Daher konnte die Freikonservative Partei in ihrem Wahlaufruf vom 17. September 1888 mit Recht sagen, daß sie die Förderung einer auf die Festigung des Reiches und die Stärkung des nationalen Bewußtseins gerichteten Reichspolitik für eine der vornehmsten Aufgaben des preußischen Staates wie der preußischen Landesvertretung halte. Die Reichspartei kann deshalb Preußen und seinem Parlament eine Förderung unitarischer Tendenzen empfehlen, da diejenigen unitarischen Bestrebungen, die sie überhaupt für unterstützenswert hält, nie eine Minderung, sondern nur eine Stärkung preußischen Einflusses im Reich bedeuten werden. In dieser Richtung ist m. E. recht bezeichnend, daß der freikonservative Abgeordnete Frhr. von Zedlitz in der Frage der Vereinheitlichung der deutschen Eisenbahnen, die unter Umständen Preußens Einfluß ganz gewaltig steigern könnte, keineswegs auf einem so schroff ablehnenden Standpunkt steht wie sein deutsch-konservativer Kollege Herr von Pappenheim. Ersterer bemerkte am 23. Januar zu dieser Angelegenheit, der Gedanke einer Erweiterung der Eisenbahngemeinschaft finde bei der Regierung zwar lebhaften Widerstand, aber eine ganze Reihe praktischer Schwierigkeiten würde vielleicht durch sie beseitigt werden — eine Äußerung, aus der nur zu entnehmen ist, daß die Freikonservativen bereit sind, wenn nicht den Gedanken positiv zu fördern, so doch wenigstens ihn gegebenenfalls zu prüfen und an ihm mitzuarbeiten.

Man braucht sich nur der Tatsache zu erinnern, daß es der Deutsche Nationalverein war, dessen politisches Erbe die Nationalliberale Partei antrat,

nachdem jener 1866 zu Grabe getragen, diese 1867 gegründet worden war, um zu wissen, daß sie die unitarische Partei par excellence ist. Wenn das erste Programm des Nationalvereins vom 14. August 1859 davon sprach, daß politische Parteiforderungen der großen gemeinsamen Aufgabe der deutschen Einigung unterzuordnen seien, daß eine einheitliche deutsche Verfassung herbeizuführen und der deutsche Bundestag durch eine feste, starke und bleibende Zentralregierung zu ersetzen sei, so sind das Gedanken, die die Nationalliberale Partei von der Stunde ihrer Geburt an zu den ihrigen machte. „Unser Wahlspruch ist: Der deutsche Staat und die deutsche Freiheit müssen gleichzeitig mit denselben Mitteln errungen werden ... Die Einigung des ganzen Deutschlands unter einer und derselben Verfassung ist uns die höchste Aufgabe der Gegenwart ... Wir sind entschlossen, die Bundeskompetenz zu befestigen und über alle gemeinsamen Angelegenheiten auszudehnen." Das sind einige der entscheidenden Sätze des ersten Programms der Nationalliberalen Partei aus dem Jahre 1867. Und nachdem am 18. Januar 1871 dem Deutschen Reiche ein deutscher Kaiser entstanden war, da schrieb sie wenige Tage später (25. Januar 1871) die Worte: „Dem Zuge der Ereignisse folgend, tritt jetzt an uns die Aufgabe, den anerkannten Mängeln der Verfassung [des Norddeutschen Bundes] abzuhelfen und unser öffentliches Wirken einer Reform zu widmen, welche bei der ehrlichen Achtung des Bundesstaats die Zentralgewalt des Reiches bis zur Machtfülle einer wirksamen und wohlgeordneten Staatslenkung stärkt." Das sind nicht nicht nur Worte geblieben, sondern ihnen sind die Taten gefolgt, so daß die Nationalliberale Partei in der Folge mit Fug als die Partei der Reichsgründung bezeichnet werden konnte. Es ist hinreichend bekannt, welche eminenten Verdienste sie sich um das wiedererstandene Deutschland erworben hat; in entscheidender Weise hat sie den inneren Ausbau des Reiches, die Ausgestaltung seiner Organisation, die Übertragung hinreichender Arbeitsgebiete auf es, das Zustandekommen im unitarischen Sinne wirkender Gesetze beeinflußt. Nur weniges braucht zum Belege dessen erwähnt zu werden. Um die Schaffung eines einheitlichen deutschen Privatrechts, wie wir es heute in unserm Bürgerlichen Gesetzbuch besitzen, hat sich die Nationalliberale Partei ebenso große Verdienste erworben wie um die Schaffung eines Deutschen Strafgesetzbuches und anderer wichtiger „Reichsjustizgesetze"; ein einheitliches Reichsvereinsgesetz hatte von jeher zu einer ihrer wichtigsten Forderungen gehört; der Ausbau der obersten Reichsbehörden, die Schaffung verantwortlicher Reichsministerien, die Verstärkung der Befugnis des Reichsschatzamtes usw. sind von ihr mit besonderem Eifer betrieben worden. — Fragt man sich, ob die Nationalliberale Partei ihren unitarischen Bestrebungen auch in den ihrer parlamentarischen Blütezeit folgenden Jahrzehnten treu geblieben ist, so kann man m. E. diese Frage nur bejahen. Sie ist bei voller Wahrung der verfassungsmäßigen Rechte der Einzelstaaten für eine weitere Entwicklung der Reichseinrichtungen im nationalen Geiste eingetreten, sie hat sich getreu ihrer Forderung: ein-

Vertretung nach außen, ein Heerwesen, eine Kriegsflotte, ein Recht, ein Verkehrsgebiet — die Pflege der errungenen Einheitsgüter der Nation angelegen sein lassen. Es sei in dieser Beziehung nur hingewiesen auf ihre Stellung zu den Heeres-, Flotten- und Kolonialvorlagen, der Verantwortlichkeit des Reichskanzlers, ihre Tätigkeit auf dem Gebiete einer reichsgesetzlichen Regelung des Wohnungswesens, einer reichsgesetzlichen Regelung des Submissionswesens, ihre Stellung in der Frage der Vereinheitlichung der Eisenbahnen, des Reichspetroleummonopols usw. — Angelegenheiten, denen zum Teil andere Parteien aus föderativen Rücksichten mehr oder weniger ablehnend gegenüberstanden und gegenüberstehen. Man mag welche Einwendungen immer gegen die Nationalliberale Partei erheben — daß sie von ihrer Reichsfreudigkeit, ihrer Bereitwilligkeit, den Reichsgedanken zu fördern und zu stärken, nichts eingebüßt hat, wird man schlechthin anerkennen müssen.

Unzweifelhaft ist auch der Linksliberalismus, das heißt die Gruppe von Parteien, die sich im Jahre 1910 zu der Fortschrittlichen Volkspartei vereinigte, als unitarisch anzusprechen. Während es jedoch zu weit geht, von dem rechten Flügel der Liberalen zu sagen, er sei mehr national als liberal, geht es nicht zu weit, wenn man von seinem linken Flügel sagt, ihm liege mehr an liberalen als an unitarischen Tendenzen. Wo unitarische Bestrebungen sich mit seinen fortschrittlichen Forderungen vereinigen lassen, tritt er rückhaltlos für jene ein; wo das dagegen nicht der Fall ist, ist er geneigt, diese seine Haltung bestimmen zu lassen. Aber föderalistisch ist der Linksliberalismus nicht und auch wohl, trotzdem es zuzeiten so aussehen mochte, nie gewesen. Die Deutsche Fortschrittspartei z. B. war eine der ersten Parteien Deutschlands, die sich als „deutsche" Partei bezeichnete, und schon in ihrem Gründungsprogramm vom 6. Juni 1861 ist sie für eine feste Einigung Deutschlands eingetreten. Auch die heutige Fortschrittliche Volkspartei tritt grundsätzlich für eine Stärkung des Reiches bei Aufrechterhaltung seiner bundesstaatlichen Grundlagen ein und hat in ihrem Programm eine Reihe von Forderungen aufgestellt, deren unitarische Richtung unverkennbar ist: verantwortliches kollegiales Reichsministerium; reichsgesetzliche Reform des Fremden- und Auslieferungsrechtes; reichsgesetzliche Regelung der Rechtsverhältnisse der in der Haus- und Landwirtschaft beschäftigten Personen u. a. m. Eine stark unitarische Forderung liegt auch in dem Antrag der Fortschrittlichen Volkspartei, einen Staatsgerichtshof für das Deutsche Reich zu schaffen, ein Vorschlag, von dem der Königsberger Staatsrechtslehrer Arndt vor kurzem sagte, „er könnte und müßte am letzten Ende die Folge haben, daß der Föderalismus und die Macht des Kaisers wie der verbündeten Regierungen ausgeschaltet wird". Daß die Partei aber auch in weniger wichtigen Fragen geneigt ist, unitarische Bestrebungen zu fördern, beweist eine Äußerung des fortschrittlichen Abgeordneten Dr. Flesch gelegentlich der ersten Beratung des Wassergesetzentwurfes im preußischen Abgeordnetenhaus (20. Februar 1912), woselbst er grundsätzlich für die reichsgesetzliche

Regelung des Wasserrechtes, eine in früherer Zeit oft erhobene Forderung, eintrat. Alles dieses deutet darauf hin, daß der Föderalismus in der Fortschrittlichen Volkspartei keinen Stützpunkt findet. Allerdings beweist es noch nicht, daß ihr der Liberalismus höher als der Unitarismus steht. Die Belege dafür finden sich jedoch unschwer, wenn man den Abstimmungen linksliberaler Parteien in früheren Jahren nachgeht. Man denke z. B. daran, daß die Fortschrittspartei am 16. April 1867 gelegentlich der Schlußabstimmung über die Verfassung des Norddeutschen Bundes gegen den Entwurf stimmte. Das Motiv dieses Handelns ist weder zu suchen in irgend welchen föderalistischen Ansichten noch in der damaligen allgemeinen Verärgerung der Partei — die allein wohl nie ausgereicht haben würde, ihre Haltung in einer so wichtigen Angelegenheit entscheidend zu beeinflussen —, sondern in erster Linie in der Überzeugung, daß der Entwurf berechtigten liberalen Forderungen nicht entsprach oder gar widersprach: die Verfassung sah kein verantwortliches Reichsministerium vor, das Budgetrecht in bezug auf die Einnahmebewilligung und den Militäretat war beschränkt, die Abgeordneten erhielten keine Diäten usw. Diesen Beweggrund läßt unzweideutig eine Erklärung, die die Partei durch den Abgeordneten Waldeck abgeben ließ, erkennen; in ihr wurde gesagt, die Partei stimme gegen den Entwurf in dem Bewußtsein, „daß dessenungeachtet nicht im allermindesten die Sache, wofür wir eintreten, die Einheit Deutschlands, gefährdet ist". Dieser Vorgang hat sich im übrigen bei der Abstimmung über die Verfassung des Deutschen Reiches am 14. April 1871 nicht wiederholt. Dagegen hat die Fortschrittspartei aus denselben liberalen Erwägungen heraus es nicht über sich vermocht, der Gesamtheit der in unitarischer Richtung wirkenden Reichsjustizgesetze zuzustimmen; sie hat vielmehr gegen die Strafprozeßordnung und gegen das Gerichtsverfassungsgesetz gestimmt. Hinwiederum hat der Linksliberalismus (im Gegensatz zur Sozialdemokratie) dem wichtigsten Fortschritt des Einheitsgedankens der letzten vierzig Jahre, dem Bürgerlichen Gesetzbuch, seine Zustimmung nicht versagt. Bekannt ist die Stellung des Freisinns zu so wichtigen, die Stärkung des Reiches betreffenden Fragen wie den Militär-, Flotten- und Kolonialvorlagen; bis vor wenigen Jahren hat er sich ihnen gegenüber schlechthin ablehnend verhalten. Aber in dieser Beziehung ist eine Wandlung eingetreten: 1906 hat der linke Flügel der Liberalen für die Kolonialvorlagen, 1908 für die Flottenvorlage, 1911 für das Quinquennat gestimmt.

Es bleibt die Sozialdemokratie. Über sie, die eine besondere Stellung einnimmt, nur wenige Worte. Das zurzeit geltende sozialdemokratische Programm spricht sich nicht ausdrücklich darüber aus, wie die Partei dem Unitarismus und Föderalismus gegenübersteht. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß sie das größte Interesse an einer Förderung unitarischer Tendenzen hat. Ihre Stellung wird jedoch nicht bestimmt durch irgendwie geartete nationale Erwägungen — für solche ist innerhalb der Sozialdemokratie kein Raum —, sondern ausschließlich durch politische Momente anderer Art.

Dahin gehört vor allem die Tatsache, daß der parlamentarische Einfluß der Sozialdemokratie in keinem Parlamente so groß ist wie im Parlament des Reiches, da diese Partei mit keinem bestehenden Wahlrecht so ausgezeichnete Geschäfte macht wie mit dem allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrecht. Je weiter daher der Aufgabenkreis des Reiches gezogen wird, je mehr es seine Kompetenzen ausdehnt, um so größer wird der Einfluß der Sozialdemokratie auf die deutsche Gesetzgebung und die politischen Verhältnisse des Reiches. Nicht aus nationalen Erwägungen heraus fordert die Sozialdemokratie z. B. eine reichsgesetzliche Regelung des Schulwesens — das Schulwesen stellt einen der wichtigsten Aufgabenkreise der Einzelstaaten dar — und ein Reichsschulministerium, sondern lediglich aus taktischen Gründen. Taktische Erwägungen allein bestimmen die unitarischen Bestrebungen der Sozialdemokratie, und sie werden sich jedesmal feststellen lassen, sobald sie sich in unitarischem Sinne betätigt. Wenn die Sozialdemokratie dagegen in unitarischer Richtung wirkende Bestrebungen, wie z. B. das Bürgerliche Gesetzbuch, ablehnt, so sind dafür ausschließlich ihre politischen und wirtschaftlichen Grundanschauungen, nicht aber ihr Föderalismus, an dem sie ihrer ganzen Natur nach nicht das geringste Interesse haben kann, maßgebend.

Ich habe versucht, hier in Kürze die grundsätzliche Stellung der wichtigsten Parteien unitarischen und föderalistischen Tendenzen gegenüber darzulegen. Zu berücksichtigen bleibt dabei, daß wir heute eine Partei, die ihr einziges und größtes Ziel in der weiteren und völligen Ausgestaltung des Reiches zu einem Einheitsstaat im eigentlichen Sinne des Wortes sieht, nicht mehr haben. Jede Partei, auch die nationalliberale, vertritt entsprechend den komplizierten politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen des modernen Staates viele und vielerlei Bestrebungen. Einzelne dieser Bestrebungen können zuzeiten so große Bedeutung erlangen, daß sie andere, selbst entscheidende Grundsätze einer Partei vorübergehend völlig in den Hintergrund drängen. Wenn z. B. das Zentrum mit seinem Toleranzantrag für ein Reichsreligionsgesetz — als solches charakterisiert sich dieser Antrag in Tat und Wahrheit — eintritt, so setzt sie sich damit in Gegensatz zu ihren stark ausgeprägten föderalistischen Tendenzen, da die Religion und das Kirchenwesen ebenso wie das Schulwesen zu den wichtigsten einzelstaatlichen Kompetenzen gehören. In der Tat hat auch Fürst Bülow bei der Beratung des Toleranzantrages (1906) als wesentlichsten Einwand gegen ihn das staatsrechtliche Bedenken, daß er in die Zuständigkeit der Landesgesetzgebung eingreife, geltend gemacht. Derartige Abweichungen von der Regel sind aus politischen und wirtschaftlichen Rücksichten möglich; sie können aber das gezeichnete Bild im ganzen nicht verändern.

Perſönlichkeit und Sache in der Wiſſenſchaft

Von Dr. Wilhelm Martin Becker-Darmſtadt

Organiſation, das iſt das Schlagwort der Gegenwart. Wo auch immer Ziele irgendwelcher Art erreicht werden ſollen, geſchieht es heute durch Zuſammenſchluß vieler Individuen, durch Unterordnung des einzelnen unter den gemeinſamen Zweck, durch Ausnutzung der Stoßkraft der Maſſe auf das beſtimmte Ziel zu. Unſer Volk gilt für beſonders organiſatoriſch begabt; es mag das an der eingewurzelten militäriſchen Disziplin liegen, die den einzelnen willig macht, ſich einem Ganzen einzuordnen. Aber es iſt auch ein Weſenszug der modernen Menſchen, daß ſie ſich von allem, was nach Organiſation ausſieht, imponieren laſſen, daß ſie ſich als Mitglied eines Ganzen gehoben vorkommen gegenüber ihrer früheren Einzelſtellung; Beiſpiele ſind nicht weit zu ſuchen. Dieſer Weſenszug räumt natürlich den Führern bei der Durchſetzung ihrer Pläne viele Hinderniſſe aus dem Weg, ſo daß bei uns heute organiſatoriſche Gedanken leicht zu Erfolgen führen.

Dieſe ſtarke Neigung des einzelnen, ſich in ein Ganzes einzugliedern, hat ihre lächerliche Seite in der Vereinsmeierei, ihre komiſchen Figuren in Leuten wie dem von Fritz Anders ſo lebenswahr gezeichneten Paragraphendirektor. Aber ſie hat auch ihre ernſte, bedenkliche Seite. Sie liegt in der leichten Auslöſchbarkeit des Individuellen zugunſten auch eines geringwertigen Allgemeinen, in der Abladung der Verantwortung von einzelnen auf das Ganze, und in ihr wurzeln die Macht des Schlagworts auf die Maſſe, die Herrſchaft der Parteien, in ihr iſt es auch begründet, daß der Bürger der Gegenwart, ſelbſt unſerer demokratiſchen Gegenwart, bei allen Schäden des öffentlichen, ſozialen, wirtſchaftlichen Lebens zuerſt nach der Staatsgewalt, der Polizei ruft, auch wo er ſich ſelbſt helfen könnte. So lange dieſe Eigenſchaft des deutſchen Philiſters — und wie groß iſt ſein Anteil am deutſchen Volk! — nicht bekämpft wird, erzielen wir mit aller ſtaatsbürgerlichen Erziehung kein politiſches Volk.

Was iſt, wenn wir tiefer blicken, der Kern dieſer Erſcheinung? Die allzuwillige Selbſthingabe des Subjekts an ein Objekt, ohne daß erwogen wird, ob nicht die Erhaltung des ſelbſtändigen und ſelbſttätigen Subjekts dem Volke, dem Staate, der Kultur größere Werte erhält als die Förderung eines toten Objekts. Und wie viele dieſer Objekte ſind tot im Vergleich mit dem Lebensreichtum des Subjekts!

Wie dem Objekt in der Politik, heiße es nun Staatsraiſon oder Parteidoktrin, Menſchenopfer, d. h. perſönliche Überzeugungen, dargebracht werden, ſoll

hier nicht berührt werden, auch nicht wie viele Subjekte z. B. dem Objekt Schulorganisation ab und an zum Opfer fallen. Aber mit dieser Erwähnung stehen wir doch schon unserem Thema näher. Ich möchte nämlich behaupten: Auf keinem Gebiet ist die Aufopferung der Selbständigkeit des Subjekts zugunsten des Objekts unheilvoller als auf dem der geistigen Tätigkeit.

Ich darf an die bekannte Tatsache anknüpfen, daß in der modernen geistigen Arbeit auf vielen Gebieten die Sammlung des Stoffes seine Verarbeitung überwiegt. In den historisch-literarischen Wissenschaften häufen sich von Tag zu Tag neue Quellen, neue Ausgaben alter Schrift- und Kunstwerke, deren Textherstellung und Kommentar eine Masse von Arbeit und Gelehrsamkeit erfordert hat. Es ist dies eine Konsequenz der wissenschaftlichen Arbeitsmethode, die durch eingehendste Einzeluntersuchung zur Erkenntnis des Ganzen kommen möchte. Es hat aber oft den Anschein, als ob der Blick aufs Ganze bei diesen Arbeiten ganz verloren gegangen wäre, als ob die Masse des Einzelstoffes nur zusammengetragen sei, um wieder Spezialuntersuchungen zu ermöglichen. Das wissenschaftliche Auge hat sich dann derart auf die Kleinheit eingestellt, daß es sich dem weiteren Blick in große Räume nicht mehr akkommodiert.

Die Leute, die mit dieser Akkommodationsstörung des inneren Auges behaftet sind, bilden bereits einen beträchtlichen Teil unter den Arbeitern der Wissenschaft. Schon blicken viele mißtrauisch auf den einzelnen, der es etwa wagt, ein großes Wissenschaftsgebiet selbständig literarisch zu gestalten; er kann doch nicht in gleichem Maße „Fachmann", d. h. Spezialist auf allen Teilgebieten sein, die sein Bau berührt; manche halten ihn für unwissenschaftlich, weil er ein Baumeister ist und kein Handlanger, weil er vielleicht gar das regelrechte Zuhauen der Backsteine nicht so aus dem ff versteht wie die vielen Kleineren. Aber freilich, es muß ja Handlanger geben, auch Körner, die den Stoff herbeischaffen, und wir wollen ihnen keinen Vorwurf machen, wenn sie diese Hilfsarbeit mit Stolz, aber ohne Selbstüberschätzung leisten.

Wir wenden uns vielmehr gegen die, bei denen das Herbeischaffen von Stoff zum Selbstzweck wird, bei denen diese Tätigkeit mit wissenschaftlicher Tätigkeit überhaupt gleichgesetzt wird. Wir möchten zu der Erwägung auffordern, ob im einzelnen Falle der Wert des Objekts die Unterordnung des Subjekts noch lohnt.

An der Hand moderner Bestrebungen auf dem Gebiete der Wissenschaft sollen im folgenden die beiden Seiten des gerügten Mißstandes gezeigt werden, nämlich die Überschätzung des Stoffes, also des Objekts, und die Unterschätzung der wissenschaftlichen Persönlichkeit, des Subjekts. — —

Die Leser der Grenzboten kennen durch den orientierenden Aufsatz von Kekulé von Stradonitz (Jahrg. 1910, Heft 23) die Bemühungen, die man neuerdings macht, um eine vollständige Sammlung der deutschen Zeitungen herzustellen. Seit dem aufsehenerregenden Vortrag von Martin Spahn im Jahre 1908 ist eine ganze Literatur von Artikeln erschienen, die sich über die

Ausführbarkeit und die Art der Ausführung dieses Unternehmens verbreiteten. Zumeist wurde verlangt, daß man keine Mühe und Kosten scheue, um ein so großes Werk zustande zu bringen. Es liegt mir nun fern, die in den Zeitungen lagernden Werte für das Studium des politischen, sozialen, kulturellen Lebens einer Zeit gering zu schätzen. Aber mir scheint, auch hier ist die richtige Abschätzung des Gewonnenen gegenüber der aufzuwendenden Mühe und Kostenlast vielfach zu vermissen. Ich möchte den Freunden des Planes ein Wort entgegenhalten, das der unvergeßliche Friedrich Paulsen uns in seiner Pädagogik, seinem literarischen Testamente, hinterlassen hat: „Im Grunde kann die Aufgabe der Geschichte doch nicht sein, alles zu behalten, sondern richtig auszusieben und zu vergessen. Alles behalten ist ja eine unmögliche Aufgabe; man denke, alles was die Zeitungen über die Handelsverträge berichten und urteilen oder über das Verhältnis Deutschlands zu England! Bei unserer gegenwärtigen Geschichtsforschung kann einem tatsächlich manchmal um Kopf und Busen bang werden: es scheint wirklich so, als ob wir alles behalten wollten. Was soll werden, wenn es fünfhundert Jahre so weiter geht, wenn alle Zeitungen, Protokolle, alle Archive aller Behörden, alle Parlamentsberichte, von den Briefen, Memoiren und privaten Aufzeichnungen gar nicht zu reden, aufgehoben, gesammelt und am Ende auch noch kritisch ediert und bearbeitet werden? Die Folge müßte dann wohl sein, daß spätere Zeitalter niemals dazu kämen, sich mit sich selbst und ihren Aufgaben zu beschäftigen, aus Angst, etwas von dem, was früher geschehen ist, zu vergessen." Das ist im Sinne vieler moderner Historiker eine Ketzerei, aber hat nicht dieser Ketzer am eigenen Leibe erfahren, wie es ist, wenn man in die Gefahr gerät, in der Masse des Stoffes unterzugehen? (Man vergleiche das Vorwort zur zweiten Auflage von Paulsens „Geschichte des gelehrten Unterrichts").

Freilich, der Deutsche ist gründlich und in seiner Gründlichkeit radikal. Sammelt man also überhaupt Zeitungen, so muß man sie alle sammeln, denn nur so ist ein objektives Bild der gesamten in der Presse niedergelegten Geistesarbeit zu gewinnen, jede Auswahl wäre eine Willkür. Das Objekt ist da, das Subjekt beugt sich ihm.

Und das Bestreben, alle Lebensäußerungen des Menschen, auch die äußerlichsten, die Schale des Lebens, zum ehrfurchtwürdigen Objekt zu machen, tritt überall hervor, neuerdings zum Beispiel in dem Vorschlag, ein Phonogrammarchiv für Vortragskunst zu gründen, um auch den Klang der verhallten Stimme zu bewahren. Selten hat sich die Mumienhaftigkeit mancher „wissenschaftlichen" Bestrebungen von heute so offen gezeigt. Laßt den Faustmonolog, die Antoniusrede in euren Herzen wirken, und ihr braucht keine Walze mit Kainzens oder Matkowskys Stimme; lest Bismarcks Reden mit feuriger Seele, und sie wecken stärkeres Leben, als wenn ihr sie maschinell ableiern könntet. Was ist denn das lebendige Wort? Der Schall oder der Sinn?

In der Frage der Zeitungserhaltung aber liegt das Verfahren, das Nutzen, bringt, ohne die Aussicht auf Bahnhofshallen voller Zeitungsbände zu eröffnen

gar nicht so fern, wenn man ein klein wenig Subjektivität nicht scheut. Kekule von Stradonitz selbst hat (in der Zeitschrift für Bücherfreunde, neue Folge I, 1 von 1909) auf das Verfahren des Freiherrn von Fechenbach hingewiesen, der sich in seinem Schlosse Laudenbach am Main eine „Politische Registratur" von Zeitungsäußerungen angelegt hat; näheres darüber hatte O. Pfülf schon 1902 (in den Stimmen aus Maria-Laach, Band 63) der Öffentlichkeit unterbreitet. Es handelte sich um die fortlaufende Durcharbeitung der wichtigen Preßstimmen und ihre Verteilung unter gewisse Rubriken, z. B. Politik, Wirtschafts-, Sozial-, Finanz-, Handels-, Kolonialpolitik, Parteiwesen, auswärtige Staaten usw., deren jede wieder in viele Unterabteilungen zerfällt; bei neu auftauchenden Fragen wurde jederzeit eine neue Sammelmappe angelegt. Von Fechenbachs Methode wußten die meisten Bearbeiter der Zeitungsmuseumsfrage nichts, und Kekule möchte ihr nicht den Wert eines Musters zuschreiben. Freilich, in der Entscheidung, was wichtig und was unwichtig sei, steckt ein gutes Stück Subjektivität; die politische Überzeugung, die Weltanschauung des Sammlers spielt hier mit. Und doch, meine ich, sollten wir — zwar nicht die Methode Fechenbachs im einzelnen kopieren —, aber das Prinzip einer sofortigen Scheidung des Aufzubewahrenden von der übrigen Masse und das Prinzip der Aufteilung auf Rubriken für die Zeitungssammlung fruchtbar machen. Nur so sichern wir die Möglichkeit einer unmittelbaren Benutzung des Materials dem Historiker wie dem Politiker. Und was der Freiherr von Fechenbach in täglich zwei- bis zehnstündiger Arbeit geleistet hat, das müßte ein unterrichteter und einsichtiger Mann mit bibliothekarischer und archivalischer Fachbildung, unterstützt von einigen Hilfsarbeitern für die Einzelgebiete, auch leisten können. Auch Kekule hat sich ja dem Gedanken nicht verschließen können, daß eine „Registratur der Zeitungsausschnitte" (es brauchen aber nicht immer nur Ausschnitte zu sein!) ganz andere Benutzungsmöglichkeiten bietet als die bloßen Reihen der Vierteljahrsbände. Nun wohl, so schaffe man zunächst diese Registratur und lege das Hauptgewicht auf die Übersichtlichkeit und Fruchtbarkeit der Einrichtung, nicht auf die Vollständigkeit der Zeitungsreihen. Die Massen der Artikel, die vom Tage für den Tag geschrieben werden, lasse man doch ruhig untergehen. Proben für spätere Liebhaber dieser Literaturgattung werden sich ohne Zweifel ohnehin erhalten, und mehr als Proben braucht man nicht, denn hier ist nicht der Inhalt des einzelnen Artikels, sondern der Typus für unsere Kultur bezeichnend. Auch die Hoffnung, aus dem Annoncenmaterial unserer Tageszeitungen Dissertationen über die Psychologie der Reklame und über die Statistik der Heiratsannonce zu gewinnen, wird selbst bei dieser beschränkten Aufbewahrung noch nicht verloren sein.

Nun könnte noch ein anderes Verfahren angewendet werden, um die in den Zeitungen enthaltene wertvolle Geistesarbeit für die Dauer nutzbar zu machen. Vor mir liegt die „Denkschrift betreffend die Schaffung eines deutschen Zeitungsarchivs", die im Sommer 1911 erschien. Auch hier

liegt der Versuch vor, nicht eine objektiv-vollständige, aber unübersehbare rohe Materialsammlung zu schaffen, sondern eine kritisch ausscheidende, mithin subjektive Durcharbeitung der Zeitungen nach dem darin enthaltenen Wertvollen. Allmonatlich soll der Hauptinhalt der Artikel in ganz knappen sachlichen Auszügen ohne Werturteil in einer Druckschrift veröffentlicht und gleichzeitig eine Einrichtung zur Beschaffung der Originalartikel getroffen werden. Die Art, wie in einer beigegebenen Probe der Inhalt der Zeitungsartikel skizziert ist, leuchtet als praktisch zur Orientierung sehr ein; vielleicht könnte man bei der Aufnahme noch etwas kritischer zu Werke gehen.

In vieler Hinsicht kann dieses Unternehmen, wenn es zustande kommt, als Ersatz für die Originalblätter dienen, es zieht den Querschnitt aus der öffentlichen Meinung über alle Tagesfragen; es hat den Vorzug, relativ handlich zu sein, und den noch größeren, zeitbeständig zu sein (es müßte auf holzfreies Papier gedruckt werden). Wenn die Registratur nach dem Laubenbacher System vorwiegend den Politiker und Historiker angeht, so finden in diesem umfassenderen Versuch auch die Artikel aus den Gebieten der Literatur, Kunst, Moral, Philosophie, Technik, Medizin usw. Berücksichtigung. Allerdings bringen die Tageszeitungen so selten original-wertvolle Beiträge aus diesen Gebieten, daß der Verlust, der durch ihre Vernachlässigung entstände, nicht allzuhoch anzuschlagen wäre.

Überhaupt sollte man auch zweifellosem Verlust von geistigen Arbeitswerten gegenüber nicht allzu ängstlich sein. „Es schießen ja bald andere Stämme dir auf." Und die Aufbewahrung aller Lebensäußerungen des Menschengeistes für die Zukunft entstammt zudem einem Prinzip, das die Wertung ausschaltet, Groß und Klein gleichsetzt. Die Nachwelt wird sich in den ungeordneten, erdrückenden Stoff, den wir ihr übergeben, schwerlich versenken. Vielleicht wird sie versuchen, statt der Kleinarbeit die großen Zusammenhänge des Geschehens und Seins zu erkennen, vielleicht gar wird sie überhaupt eine „unwissenschaftliche" — das will nicht sagen kulturlose — Nachwelt sein. — —

Der Scheu vor der Wertung, vor dem Hineintragen eines subjektiven Maßstabes in die Masse der Objekte entstammt der Grundsatz, das alles Wißbare auch wissenswert sei. Die Wissenschaft hat hiernach das Ziel, alles für den Menschengeist überhaupt Erfaßbare zu ermitteln und darzustellen. Dieser Anschauung dient ein neues Unternehmen, das als Programm kürzlich das Buch herausgab: Die Organisation der geistigen Arbeit durch „die Brücke", von K. W. Bührer und Ad. Saager (Ansbach, Seybold, 1911). Die „Brücke" erstrebt eine Organisierung der gesamten geleisteten und noch zu leistenden Geistesarbeit aller Zeiten und Länder. Sie will die Ergebnisse der geistigen Tätigkeit der Vergangenheit systematisieren und dadurch übersichtlich und allgemein zugänglich machen, und sie will auch die geistige Arbeit der Gegenwart und Zukunft so einrichten, daß ihre Ergebnisse wie ihre Arbeitsweisen in ein Schema sich einfügen. Man erstrebt, durch Verbindung und Fühlungnahme zwischen

den Arbeitern des Geistes, einem jeden das Arbeitsgebiet zuzuweisen, auf dem er am meisten leistet, aber man sucht vor allem auch zu erreichen, daß eine Bearbeitung derselben Aufgabe durch verschiedene Forscher vermieden wird. Denn dies würde Energievergeudung bedeuten. Es gestaltet sich mithin die gesamte Geistesarbeit der Menschheit zu einem großen Betrieb, worin jeder einzelne ein Bestimmtes zu leisten hat, keiner dasselbe tut wie der andere, alle daran arbeiten, neue wissenschaftliche Ergebnisse der früheren anzureihen und dadurch die Quantität des Gewußten zu mehren. Erreicht soll dies werden durch Anschluß aller Geistesarbeiter an eine Zentrale, von wo aus die Vermittlung aller nachgesuchten Auskünfte, die Herstellung von Verbindungen zwischen den Forschern, der Nachweis der besten Arbeitsmethoden und Arbeitsmittel in alle Welt hinaus geleitet werden soll. Da alle Ergebnisse geistiger Tätigkeit grundsätzlich als gleichwertig betrachtet werden, so stellt sich das erstrebte Ziel den Brückenleuten in der Form einer ungeheueren Bibliothek dar, worin die Wissenschaft als Ganzes in unzähligen Monographien gleichen Formates (auch auf die äußere Nivellierung aller Geistesprodukte wird großer Wert gelegt!) magaziniert ist. Man wird in diesen Bänden, die allerdings erst in Jahrtausenden vollzählig sein können, restlos alles von Menschen Gewußte finden; von der Kunstübung der Singhalesen bis zum Wesen der Nebelflecke und zu den Lebensgewohnheiten der Eingeweidewürmer wird dieses gigantische Konversationslexikon schlechthin alles enthalten.

Die Verfasser des Planes nennen das, was sie aus der Geistesarbeit im ganzen gestalten wollen, einen Organismus. In Wahrheit ist es ein Mechanismus. Nach dem Prinzip der Arbeitsteilung sollen die Einzelnen sich dem Ganzen mit weitestgehender Spezialisierung einordnen. Es kommt ihnen nicht darauf an, ob der neue Gedanke Blüte und Frucht eines selbständigen Denkens ist, sondern nur auf die Lieferung möglichst zahlreicher Fertigprodukte. Hat das einzelne Rad in der großen Maschine seine Arbeit geleistet und ist es verbraucht, so wird es durch ein frisches ersetzt. In der Spezialisierung der Geistesarbeit, im Fabrikbetriebe, worin jeder „gelernte Arbeiter" eine Spezialarbeit übernommen hat, sich alle gegenseitig in die Hände arbeiten und so die Entstehung zahlreicher Produkte fördern, suchen die Brückenleute den Fortschritt der Menschheit. Es kommt nicht, wie manche glauben, darauf an, daß der Mensch ein Ganzes aus sich macht, sondern daß er sich der „Organisation" unterordnet, wo er dann eine Spezialarbeit schafft, einerlei ob er sich bewußt ist, daß er damit ein Ganzes fördert; auch der Metalldreher in der Maschinenfabrik braucht nicht zu wissen, wie seine Scheiben und Stäbe, die er jahraus jahrein fertigt, im Ganzen der Maschine wirken. Kurz, es handelt sich um eine Unterwerfung sämtlicher Subjekte unter die vage Vorstellung vom Fortschritt der Wissenschaft, wie ihn diejenige Schule faßt, der die Brückenleute angehören.

Diese Organisatoren sehen vor sich eine ungemessene Zeit, in der sich die Auffassung von der Wissenschaft und ihrem Werte nicht ändert. Sie beweisen

schon hierdurch ihr mangelndes Verständnis für geschichtliches Werden. Aber sie sind schon über den heutigen Zustand schlecht informiert, wenn sie alle wissenschaftlich tätigen Menschen mit sich einig glauben über ihr Ziel geistigen Schaffens: Aufhäufung von Resultaten zum allgemeinen Gebrauch. Hier wie überall verleugnet sich nicht die utilitaristische Denkweise, wie sie um Ostwald gepflegt wird.*)

Und wenn die Verfasser des neuen Projektes die Ersetzbarkeit jedes wissenschaftlichen Arbeiters postulieren, so möchte ich dagegen sagen: mit jedem wahrhaften Wahrheitsucher stirbt seine ganze Spezies aus. Das Falsum jener Leute liegt in der Gleichsetzung der Begriffe Wirklichkeit und Wahrheit; die bloße Ermittlung und Katalogisierung des objektiv Wirklichen ist nicht das hohe Ziel, dem sich alle Subjekte ohne weiteres zu unterwerfen haben. Und dessen Kenntnis oder gar nur Teilkenntnis verdient bloß Schätzung als Bestandteil und Stütze einer Gesamtanschauung, die getragen wird vom Subjekt, von der wissenschaftlichen Persönlichkeit.

Voll Verachtung sehen die Brückenleute auf den heutigen Zustand herab, bei dem es vorkommen kann, daß zwei Gelehrte, ohne es zu wissen, dieselbe Aufgabe in Angriff nehmen. Das bedeute Vergeudung von Energie und dürfe in der künftigen „organisierten" Wissenschaft nicht mehr vorkommen. Anwendbar ist das Prinzip des geringsten Energieaufwandes in der wissenschaftlichen Arbeit allerdings, aber nur zur Vermeidung äußerer Schwierigkeiten, z. B. bei der Benutzung von Bibliotheken, Museen, der raschen Beschaffung feststehender Daten u. dgl. Hier könnte noch manche unnötige Mühe erspart werden, und die Vorschläge der „Brücke" sind hier zum Teil der Erwägung wert. Aber kann sie denn die Tatsache aus der Welt schaffen, daß die Menschen verschiedene Fähigkeiten, verschiedene Wesensrichtung, verschiedene Auffassung derselben Tatsachen in sich tragen? Sogar in den exakten Wissenschaften, in noch viel höherem Maße aber in den Geisteswissenschaften entstehen vollständigere Resultate bei doppelter Bearbeitung desselben Gebietes, als sie von einem einzelnen zu erwarten sind. Und dazu kommt — aber hierfür haben die Brückenleute offenbar keinen Blick —, daß jede wissenschaftliche Arbeitsleistung, selbst wenn sie kein objektiv neues Ergebnis zeitigt, einen subjektiven Wert bedeutet, einen persönlichen Gewinn für den Arbeiter an Schulung in der Wissenschaft, aber auch an Ausbildung der Persönlichkeit in der Selbstförderung.

Die Methode der Arbeitsteilung ferner, die von der „Brücke" in das Schaffen der Geistesarbeiter hineingetragen werden soll, hat sich auf dem Gebiete der Industrie da bewährt, wo man Massen ohne individuellen Wert produziert. Wenn nun schon in der manuellen Technik dieser Hervorbringung die Eigenschaft der Unpersönlichkeit in dem Maße anhaftet, daß Fabrikware mit dem handwerklich oder gar künstlerisch hergestellten Produkt gar nicht verglichen werden kann, so wäre schon aus dieser Analogie heraus an das Fabrizieren geistiger

*) Vgl. hierzu meine Ausführungen in den Grenzboten 1911, Heft 33 bis 35.

Werte nicht zu denken, noch mehr aber aus der Erwägung, daß der Geistesarbeiter sein Eigenstes gibt, seine Grenzen sich selbst zieht, mithin jede Einordnung in ein Arbeitsschema um so mehr ablehnen muß, je stärker seine Individualität ist. Aber freilich, wo es die Masse bringen soll, ist Erzeugung von „Qualitätsware" Verschwendung von Energie.

Bezeichnend ist, daß das Brückenprojekt an der Geistesarbeit der Künstler versagt. Ihre Werke werden als Ganzes genommen, jede Dichtung als Ganzes in die Zukunftsbibliothek aufgenommen, während alle wissenschaftlichen Werke sich zur besseren Einreihung in das Schema in ihre Gedanken zerlegen lassen müssen! (Preisaufgabe: Man zerlege Burckhardts „Kultur der Renaissance", Treitschkes „Politik", Chamberlains „Grundlagen" in ihre Gedanken! Die Behauptung, daß man um der größeren Beweglichkeit willen die Gedanken aus der Umgebung loslösen könne und müsse, führt sich hier selbst ad absurdum.)

Wie es beim Dichtwerk nicht die Nebeneinanderreihung von Gedankenatomen ist, die seinen Wert und seine Wirkung ausmacht, so ist es auch bei jedem wissenschaftlichen Werke von Bedeutung; gerade das, wodurch die Einzelleistung sich nicht an die des Gebietsnachbars anpaßt, nämlich der subjektive Faktor, die ganz individuelle Gesamtanschauung, macht den eigentlichen Wert und Reiz des Werkes aus. Zerschlägt man das Werk, um aus ihm den objektiven Gedankenextrakt zu pressen, so geht dieses Aroma verloren. Es wäre gerade so, als ob man künstlerische Plastiken zu Werkstücken für den Bau einer Zentralmarkthalle zerschlüge. — —

Die Kürze des Daseins erfordert es, das wissenschaftliche Streben, das an sich unumschränkt ist, mit der Beschränktheit der verfügbaren Zeit in Einklang zu bringen. Wagner hätte sonst recht:

> Wie schwer sind nicht die Mittel zu erwerben,
> Durch die man zu den Quellen steigt!
> Und eh' man nur den halben Weg erreicht,
> Muß wohl ein armer Teufel sterben.

Gewiß wird der Mensch darauf verzichten müssen, die ganze Fülle des Objekts Wissenschaft zu durchdringen. Aber soll er deshalb der Uraufgabe des menschlichen Seins entsagen, ein Ganzes aus sich heraus zu gestalten? Soll er deshalb als kleines Rad im großen Getriebe untertauchen, sich selbst zum Werkzeug wandeln, sich dem Objekt ganz unterwerfen? Das wäre nur dann berechtigt, wenn es ein Ziel von absoluter Bedeutung zu erreichen gälte. Aber auch der religiöse Nimbus, womit man den „Bau der Wissenschaft" heute von gewisser Seite umgibt, kann uns nicht darüber täuschen, daß ihm diese absolute Bedeutung nicht zukommt.

Die Polen in Ostpreußen

Von R. Baumgarten-Nordhausen a. H.

Lange Zeit hatte man der Polenfrage in Ostpreußen keine Bedeutung beigemessen. Die Polen dort sind meist evangelisch, sprechen zum größeren Teile eine besondere, mit litauischen und deutschen Wortstämmen versetzte Art des Polnischen, das sogenannte Masurische, welches nicht Schriftsprache geworden ist. In der evangelischen Kirche wird zwar auch masurisch oder polnisch gepredigt, die evangelischen Geistlichen sind aber bis auf ein oder zwei Masuren sämtlich deutsch; die Schule ist deutsch. Eine polnisch-politische Agitation kannte man vor 1900 kaum in Ostpreußen.

Der Preußische Staat gab daher in Ergänzung des Reichsvereinsgesetzes durch eine Verordnung vom 8. Mai 1908 in den drei Regierungsbezirken Königsberg, Gumbinnen und Allenstein allgemein den Mitgebrauch des Masurischen in öffentlichen Versammlungen frei, während er sonst nirgends der polnischen Sprache dieses Recht über die Vorschriften des obigen Reichsgesetzes hinaus gewährte. Ob man freilich in der Anwendung stets das Schriftpolnische vom Masurischen unterscheiden wird, bleibt abzuwarten.

Allen schien es so, als ob die Polen (Masuren) in Ostpreußen schnell eindeutschten und keine Gefahr für das Deutschtum und den Staat seien, zumal Ostpreußen weder in das Preußische Abgeordnetenhaus noch in den Reichstag polnische Abgeordnete entsendet. Wird dies jedoch immer so bleiben? Kann auch künftig keine Gefahr entstehen?

Zu den nachfolgenden statistischen Zahlen möchte ich vorausschicken, daß ich den von der amtlichen Statistik gemachten Unterschied zwischen Masuren und Polen nicht befolge. Wie bereits erörtert ist, bildet das Masurische nur eine polnische Mundart, ähnlich wie das Kassubische. Im Deutschen unterscheidet man bei der Volkszählung auch keine Dialekte gegenüber dem Schriftdeutschen. Die Zähler oder die Gezählten scheinen häufig bei Ausfüllung der Zählkarten Polnisch und Masurisch verwechselt zu haben, denn sonst wären Schwankungen in einer Höhe bis 160 vom Tausend zwischen diesen beiden amtlichen Zählsprachen in einigen Kreisen bei aufeinanderfolgenden Volkszählungen nicht erklärbar. Unsere Betrachtung gewinnt bedeutend an Zuverlässigkeit dadurch, daß ich alle polnischen Mundarten zusammengerechnet habe und nur allgemein das Polnische dem Deutschen entgegensetze.

Die Provinz Ostpreußen hatte im Jahre 1890 1 958 663 Einwohner. Von diesen hatten 1 496 451 oder 764,02 vom Tausend die deutsche Muttersprache, 23 060 oder 11,77 vom Tausend Polnisch und Deutsch, 316 166 oder 161,42 vom Tausend nur Polnisch als Muttersprache. Bis zum Jahre 1900 stiegen die Gesamtbevölkerung auf 1 996 626 Köpfe, die Deutschen auf 1 572 232 oder 787,50 vom Tausend (das ist um 75 881 Menschen oder 23,48 vom Tausend), die deutsch-polnischen Leute auf 25 608 oder 12,83 vom Tausend (also um 2548 Köpfe oder 1,06 vom Tausend). Hingegen fiel die Zahl der Polen auf 286 160 oder 143,32 vom Tausend. Sie sank mithin absolut um 30 006 Personen oder relativ um 18,10 vom Tausend.

Diese schnelle Verminderung fiel ausschließlich den evangelischen Polen zur Last. Denn 1890 zählten wir unter ihnen noch 251 051 Polen (= 128,17 vom Tausend) außer 19 059 Doppelsprachigen. Bis 1900 sank die Zahl der nur polnisch sprechenden Evangelischen auf 220 062 oder 110,22 vom Tausend, mithin um 30 989 Köpfe oder 17,95 vom Tausend. Der absolute Verlust des Polentums traf nur die ausschließlich polnisch sprechenden Evangelischen, hingegen stieg die Zahl der doppelsprachigen Evangelischen auf 20 602.

Etwas anders verhielten sich die katholischen Polen, sie zählten 1890 außer 3709 doppelsprachigen 62 999 oder 32,11 vom Tausend Leute nur polnischer Muttersprache. Die Zahlen stiegen im Jahre 1900 auf 4775 Doppelsprachige und 63 209 Polen. Die katholischen Polen haben somit einen absoluten Verlust nicht erlitten; jedoch war ihre Zunahme gegenüber der allgemeinen Volksvermehrung in Ostpreußen so gering, daß ihr Anteil auf 31,66 vom Tausend, also um 0,45 vom Tausend sank.

Das war die Zeit, in der man von der völligen Verdeutschung der Polen (Masuren) Ostpreußens träumte. Inzwischen breitete sich auch dort die polnische Agitation aus. Die kurze Frist bis 1905 änderte schon das Bild.

Ostpreußen hatte nun 2 030 176 Bewohner, darunter 1 614 724 oder 795,36 vom Tausend Deutsche, 16 012 oder 7,88 vom Tausend Deutsch und Polnisch als Muttersprache Angebende und 294 355 oder 144,94 vom Tausend Polen. Das Deutschtum war zwar um fast 8 vom Tausend gestiegen, aber diese Vermehrung war nicht mehr auf Kosten der Polen erfolgt, denn deren Anteil hatte sich um rund $1^2/_3$ vom Tausend erhöht. Das Wachstum der Deutschen beruht hauptsächlich auf der Minderung anderer Volksstämme, in erster Linie der Litauer, in zweiter Linie auf dem Sinken der Anzahl der polnisch und deutsch Sprechenden. Gerade diese Ziffer gibt einen Maßstab für die Verschärfung der Volksgegensätze und die nationale Aufweckung der ostpreußischen Polen. Je schärfer die Gegensätze zweier Völker sind, desto weniger Menschen werden beider Völker Sprachen zugleich als Muttersprache angeben.

Von den Doppelsprachigen (polnisch und deutsch Redenden) waren etwa 13400 evangelisch und etwa 2600 katholisch. Von den Polen waren 226044 (111,34 vom Tausend der Gesamtbevölkerung) evangelisch, 65338 (32,18 vom

Tausend) katholisch. Die evangelischen Polen haben eine absolute Zunahme von 6000 Köpfen und auch eine anteilige von 1,12 vom Tausend erfahren, sind also relativ stärker gewachsen als die Gesamtbevölkerung Ostpreußens. Die Aussicht, sie einzudeutschen, ist jetzt verloren. Ihre Vermehrung ist sogar noch größer als die der katholischen Polen, die um 2129 Köpfe oder um 0,52 vom Tausend gewachsen sind.

Den Verbreitungsbezirk der ostpreußischen Polen bilden die Kreise Rastenburg, Rössel, Allenstein, Ortelsburg, Neidenburg, Osterode, Angerburg, Goldap, Oletzko, Lyck, Lötzen, Sensburg und Johannisburg. Hier zählte man stets, wenn man die Doppelsprachigen je zur Hälfte den Deutschen und den Polen hinzurechnete, über 10 vom Tausend der Einwohner als Polen. Vereinzelte, aber weniger Polen sind in allen Kreisen Ostpreußens zu finden.

Fast alle Polen in den Kreisen Rössel und Allenstein sind katholisch; ein Zehntel bis ein Fünftel der Polen ist in den Kreisen Ortelsburg, Neidenburg und Osterode katholisch; in anderen Kreisen gibt es nur vereinzelte katholische Polen.

In den oben genannten dreizehn Kreisen fanden sich nach erwähnter Berechnungsweise unter je Tausend Bewohnern a) im Jahre 1900, b) im Jahre 1890:

Im Kreise	Deutsche	Polen	Überschuß im Jahre 1900 (+ der Deutschen, — der Polen)
Rastenburg . . .	a) 989,0	a) 10,6	
	b) 982,2	b) 17,4	+ 978,4 vom Tausend
	+ 6,8	— 6,8	
Rössel	a) 852,0	a) 148,0	
	b) 846,6	b) 153,8	+ 704,0 „ „
	+ 5,4	— 5,8	
Allenstein. . . .	a) 510,3	a) 489,1	
	b) 466,1	b) 533,3	+ 21,2 „ „
	+ 44,2	— 44,2	
Ortelsburg . . .	a) 240,2	a) 757,2	
	b) 243,0	b) 756,8	— 517,0 „ „
	— 2,8	+ 0,4	
Neidenburg . . .	a) 296,5	a) 702,8	
	b) 258,0	b) 741,7	— 406,3 „ „
	+ 38,5	— 38,9	
Osterode	a) 541,5	a) 458,3	
	b) 475,3	b) 524,2	+ 83,2 „ „
	+ 66,2	— 65,9	
Angerburg . . .	a) 956,2	a) 43,3	
	b) 927,9	b) 71,5	+ 912,9 „ „
	+ 28,3	— 28,2	
Goldap	a) 976,8	a) 15,0	
	b) 968,6	b) 17,3	+ 961,8 „ „
	+ 8,2	— 2,3	

Im Kreise	Deutsche	Polen	Überschuß im Jahre 1900 (+ der Deutschen, — der Polen)
Oletzko	a) 643,1	a) 356,9	
	b) 541,9	b) 457,6	+ 286,2 „ „
	+ 101,2	— 100,7	
Lyck	a) 441,8	a) 557,6	
	b) 358,7	b) 640,5	— 115,8 „ „
	+ 83,1	— 82,9	
Lötzen	a) 577,9	a) 421,3	
	b) 518,4	b) 479,3	+ 156,6 „ „
	+ 59,5	— 58,0	
Sensburg . . .	a) 453,5	a) 536,1	
	b) 388,1	b) 603,4	— 82,6 „ „
	+ 65,4	— 67,3	
Johannisburg . .	a) 274,1	a) 725,1	
	b) 234,0	b) 765,5	— 451,0 „ „
	+ 40,1	— 40,4	

Der Unterschied der Zahlen zu a) und b) ist unter den Strichen gezogen; die darunter stehenden dritten Zahlen ergeben also die Verschiebungen im Tausendsatz der Bevölkerung; mit + wird die Zunahme, mit — die Abnahme gekennzeichnet.

Die Polen haben in sämtlichen Kreisen außer Ortelsburg eine Abnahme und die Deutschen eine Zunahme im Jahrzehnt 1890 bis 1900 erfahren. Daß die Zunahme der einen Partei nicht stets gleich der Abnahme der anderen ist, erklärt sich aus dem Vorhandensein weiterer, wenn auch geringer Fremdvölker, z. B. der Litauer, Russen oder anderer Ausländer.

In der letzten Spalte ist für das Jahr 1900 in Tausendsteln der Kreisbevölkerung der Überschuß der Deutschen über die Polen oder umgekehrt, mit + das Überwiegen der Deutschen, mit — das Überwiegen der Polen berechnet.

Ein Vergleich der Zählungen von 1900 und 1905 verändert bedeutend das Bild.

Im Jahre 1900 betrugen die Ziffern:

Im Kreise	der deutschen	der deutsch und polnischen	der polnischen	der Gesamtbevölkerung
Rastenburg	45 478	308	240	46 142
Rössel	42 484	744	7 060	50 300
Allenstein	40 610	2 950	38 872	82 486
Ortelsburg	15 579	1 673	50 917	68 352
Neidenburg	15 847	1 095	38 315	55 293
Osterode	37 508	2 798	31 534	71 856
Angerburg	32 927	773	1 025	34 843
Goldap	43 446	475	432	44 813
Oletzko	23 855	1 723	12 851	38 430
Lyck	22 525	2 861	28 806	54 222
Lötzen	21 744	3 236	15 423	40 452
Sensburg	20 448	3 011	24 444	48 403
Johannisburg . . .	12 161	2 133	33 916	48 262
	374 612	23 780	283 835	683 854
	oder 547,8 ‰	oder 34,8 ‰	oder 415,0 ‰	

Im Jahre 1905 sind die polnisch und deutsch redenden Doppelsprachigen nicht besonders gezählt, sondern nur alle, die Deutsch und eine andere Sprache zugleich als Muttersprache (z. B. auch Deutsch und Litauisch) angaben. Die Doppelsprachigen des Jahres 1905 sind daher schwer mit den deutsch und polnisch Sprechenden des Jahres 1900 vergleichbar, der Vollständigkeit halber will ich sie zunächst mit anführen.

Im Jahre 1905 beliefen sich die Zahlen auf:

im Kreise:	der Deutschen:	der Doppelsprachigen:	der Polen:	der Gesamtbevölkerung:
Rastenburg	45 998	238	723	46 985
Rössel	42 555	422	7 383	50 390
Allenstein	45 723	1 146	38 701	85 625
Ortelsburg	17 221	1 489	50 665	69 464
Neidenburg	16 304	2 196	38 690	57 325
Osterode	39 778	487	33 129	73 421
Angerburg	34 278	119	1 499	35 946
Goldap	42 891	302	436	43 829
Oletzko	24 575	1 488	12 451	38 536
Lyck	23 562	1 626	30 555	55 790
Lötzen	21 997	2 677	16 877	41 609
Sensburg	21 960	1 462	25 881	49 187
Johannisburg	13 651	1 324	35 433	50 453
	390 488	14 976	291 923	699 560
	oder 559,0 ‰	oder 21,5 ‰	oder 417,9 ‰	

Die Zahl der polnisch und deutsch Sprechenden ist natürlich geringer als die der Doppelsprachigen schlechthin, jedoch mit annähernder Sicherheit nicht zu schätzen. Ich kann die Doppelsprachigen auch nicht je zur Hälfte den Deutschen und Polen zurechnen und lasse sie bei der nächsten Berechnung ganz aus.

Es betrug der Tausendsatz im Jahre 1905:

im Kreise:	der Deutschen:	der Polen:	das Überwiegen der Deutschen üb. die Polen (+) oder umgekehrt (—)
Rastenburg	979,0	15,4	+ 963,6 vom Tausend
Rössel	844,5	146,5	+ 698,0 „ „
Allenstein	534,0	452,0	+ 82,0 „ „
Ortelsburg	247,9	729,4	— 481,5 „ „
Neidenburg	284,4	674,9	— 390,5 „ „
Osterode	541,8	452,6	+ 89,2 „ „
Angerburg	953,4	41,7	+ 911,7 „ „
Goldap	978,6	9,9	+ 968,7 „ „
Oletzko	637,7	323,1	+ 314,6 „ „
Lyck	422,3	547,5	— 123,2 „ „
Lötzen	528,7	405,6	+ 123,1 „ „
Sensburg	446,5	516,0	— 69,5 „ „
Johannisburg	270,6	702,3	— 431,7 „ „

In diesen Zahlen sind sowohl bei Polen als bei Deutschen die Anteile an der Kreisbevölkerung zu niedrig bemessen, weil die unbekannte Zahl der Doppelsprachigen (= x) auf keiner Seite zur Hälfte gerechnet ist. Hingegen ist die Überschußzahl richtig. Nennen wir die Zahl der reinen Deutschen a, die der Polen b, so berechnet sich der Überschuß nach der Formel:

$$a + \frac{x}{2} - \left(b + \frac{x}{2}\right) = \text{Überschuß, oder } a + \frac{x}{2} - b - \frac{x}{2} = \text{Überschuß,}$$

also a (Deutsche) — b (Polen) = Überschuß. Mit anderen Worten: bei der Berechnung des Überwigens kann man die sonst je zur Hälfte auf Polen und Deutsche verteilten polnisch und deutsch Sprechenden auslassen.

Ziehe ich jetzt die Überschußzahlen für 1900 und 1905 von einander ab, so erhalte ich in Tausendsätzen folgende Bewegung zwischen deutscher und polnischer Bevölkerung:

in den Kreisen:

Angerburg	von	14,8	vom Tausend
Rössel	„	6,0	„ „
Angerburg	„	1,2	„ „
Lyck	„	7,4	„ „
Lötzen	„	33,5	„ „

zugunsten der Polen;

in den Kreisen:

Allenstein	von	60,8	vom Tausend
Ortelsburg	„	35,5	„ „
Neidenburg	„	16,0	„ „
Osterode	„	6,0	„ „
Goldap	„	6,9	„ „
Oletzko	„	28,4	„ „
Sensburg	„	13,1	„ „
Johannisburg	„	19,3	„ „

zugunsten der Deutschen.

Als Ergebnis stellen wir für die dreizehn Kreise des polnischen Verbreitungsbezirks fest, daß zwar die Deutschen von 1900 bis 1905 um 11,2 vom Tausend zugenommen haben, daß diese Zunahme aber lediglich auf Kosten der um mehr als 13,3 vom Tausend verminderten Doppelsprachigen, aber nicht auf Kosten der Polen, die um 2,9 vom Tausend gewachsen sind, erfolgt ist. Während unter den Einzelkreisen von 1890 bis 1900 nur der Kreis Ortelsburg einen ganz kleinen relativen Fortschritt des Polentums aufwies, finden wir für das Jahrfünft 1900 bis 1905 bereits fünf Kreise mit Fortschritten des Polentums. Der Kreis Allenstein hat die große Verschiebung im Anteil der Deutschen dadurch erreicht, daß in dieser Zeit in Allenstein eine Bezirksregierung eingerichtet wurde, die viel deutsche Beamte und deutsche Familien dorthin brachte.

Obige Statistik hatte für die Reichstagswahlen eine große Bedeutung. In den Tageszeitungen war zu lesen, daß sich ein polnisches Wahlkomitee von etwa zwanzig evangelischen Polen gebildet hat. Die polnischen Blätter Ost-

preußens, die Gazeta Olszynska in Allenstein und der Mazur in Ortelsburg seit seiner Richtungsänderung, aber besonders die in dem benachbarten Westpreußen erscheinenden zahlreichen Zeitungen hatten gut vorgearbeitet, so daß die Polen nicht mehr die Kosten einer Wahlagitation zu scheuen brauchten. Man will auch künftig zur Erweckung nationalpolnischer Gesinnung eigene Kandidaten für den ersten Wahlgang aufstellen. Sehen wir uns die Wahlkreise darauf an, in welchen die Polen eine Rolle spielen können.

Im Reichstagswahlkreise Sensburg-Ortelsburg sind von 118651 Einwohnern 76046 Polen und 2951 Doppelsprachige, im Wahlkreise Osterode-Neidenburg von 130746 Bewohnern 71819 Polen und 2683 Doppelsprachige, im Wahlkreise Oletzko-Lyck-Johannisburg von 144779 Einwohnern 78439 Polen und 4438 Doppelsprachige. Diese drei ostpreußischen Wahlkreise sind überwiegend polnisch. Wenn auch für die letzte Reichstagswahl noch nicht die Gefahr eines Verlustes an die Polen bestand, so bedürfen sie doch in Rücksicht auf die stark zunehmende polnische Agitation besonderer Aufmerksamkeit seitens der Deutschen.

In dem Wahlkreise Allenstein-Rössel sind unter 136015 Einwohnern 46084 Polen und 1568 Doppelsprachige, in Angerburg-Lötzen von 77555 Bewohnern 18376 Polen und 2798 Doppelsprachige. Die Polen könnten also in diesen zwei Bezirken bei einer Stichwahl unter deutschen Parteien eine Rolle spielen. Hoffen wir, daß dies nicht geschieht und ein deutschnationaler Kandidat stets im ersten Wahlgange durchkommt.

Von alten Liedern

Von Katharina von Sanden

Alte deutsche Lieder — Volkslieder! Es geht uns mit diesem Schatz wie mit manchem andern — wir wissen nicht, wie reich wir sind. Hier und da taucht einer hinab in die Tiefe, wo die Schätze liegen, einer, dem von der Kinderzeit her der Sinn danach steht, und kommt empor mit gefüllten Händen und wir staunen. Noch kaum einer ist weiter gelangt wie der Soldat im Märchen vom Feuerzeug, als er in der Stube war, wo das Kupfergeld lag. Ein Sack Kupfergeld ist besser als nichts; aber wenn man dann erst in die Goldstube kommt!

Wir sind ein zu ordentliches Volk, wir Deutschen, als daß wir unsere Schätze unklassiert und unnumeriert ließen. In gewissem Sinne wissen wir, was wir haben. Wir besitzen es schwarz auf weiß und können ruhig schlafen. Leute, deren Beruf das ist, können für jedes Volkslied die wissenschaftliche Formel angeben, die verrät, wo es aufbewahrt wird. „Hs. auf der königlichen Bibliothek

zu Berlin, ms. germ. quart. 494, 15. Jahrhundert" oder „Weimarer Pap. Hs. O. 72 vom Jahre 1436, Blatt 45" usw.

Aber es gibt unzufriedene Seelen, denen das nicht genügt, die sogar damit noch nicht zufrieden sind, daß ein großer Teil der Volkslieder, geistlicher und weltlicher, gesammelt ist, in Riesenbänden, Lexikonformat, in längst vergriffenen Ausgaben, wie der von Wackernagel, und daß alle unsere großen Bibliotheken sie besitzen, unausleihbar, in der Handbibliothek, zum Nachschlagen. Nur daß sie fast nie nachgeschlagen werden. Was auf den ersten Blick befriedigender scheinen könnte, aber bei genauerem Zusehen nicht standhält, ist, daß fast sämtliche Gymnasiums- und größeren Schulbibliotheken diese Werke besitzen — nur merkt die Schule wenig davon. In der Schule ist für die Volkslieder „kein Platz vorgesehen". In den Literaturstunden wird etwas „Geschichte des Volksliedes" gelehrt, sie werden gestreift, mehr nicht. Ihr Platz wäre in den Gesangsstunden, denn zum singen sind die besten von ihnen da. Aber gerade damit sieht es übel aus. In den Grenzboten (1909, Nr. 41) habe ich erzählt, wie ich einen Rekognoszierungszug durch alle die hunderte von „neuen, verbesserten und revidierten Liederbücher für den Gebrauch an Volks- und Mittelschulen" antrat und wie er ausfiel. Das war im Jahre 1909 und es ist nicht besser geworden. Es wird auch dort nicht sobald besser werden. Wir, die wir die alten Lieder lieb haben, müssen uns selbst helfen. Von meinem Versuch mit dem Dorfkinderchor auf der Insel Reichenau habe ich ebenfalls in den Grenzboten erzählt und muß mir hier versagen, von dieser Episode, die eine meiner liebsten Erinnerungen ist, ausführlicher zu sprechen. Der Weg, den ich damals einschlug, scheint mir gangbar für jeden, der Freude an den alten Liedern und am Singen hat, Freude an Kindern auch, aber das gehört schon sowieso eng zusammen!

Sind denn aber unsere eigenen Kinder, unsere Kinder der „besseren Stände" so gut versorgt, daß wir es uns leisten können, Experimente zu machen, die uns aus dem Wege liegen? Man würde mich sehr mißverstehen, wenn man das für meine Ansicht hielte. Unsere Kinder sind nicht gut versorgt, sie sind sogar erbärmlich dran, schlimmer als die kleinen Dorfbarfüßer, die wenigstens die Natur um sich haben, denn es scheint ja doch, als ob hie und da noch, aus Heide und Waldwiese, ein Lied emporwächst aus alten, alten Wurzeln. — Unser Stadtasphalt ist ein schlechter Boden dafür, auf solchem Boden ist es möglich, daß Kinder aufwachsen mit alten Herzen, denen ein Volkslied mit seiner schlichten Wärme fremder scheint, als wir Glücklicheren uns vorstellen können — arme Kinder! Von ihnen vor allem möchte ich jetzt sprechen, denn es ist mir immer klarer geworden, daß der Anfang hier gemacht werden muß, vielleicht gerade, weil es schwerer Boden ist.

Es ist so still geworden in unseren Häusern. Großstadtbewohner, denen auf ihrer Loggia sechs Klaviere zu gleicher Zeit den Morgen verschönern, werden mir nicht beistimmen. Sie müssen mich nur verstehen. Was da gehämmert wird in unserer „klavierverholzten" Zeit, ist nicht Hausmusik, eher grober Unfug.

Aus der alten, lieben Hausmusik ist „Salonmusik" geworden; sie hat sich sehr verändert — zu unserem Nachteil. Den Kindern vor allem sollte man sie aus dem Wege schaffen. Das Klavier hat sich zu breit gemacht. Lauten sollten wieder ins Haus, Lauten und ihre bescheidene Schwester, die Gitarre. Keine Begleitung paßt besser zu den lieben, alten Liedern, die uns seit Jahrhunderten gehören, uns und unseren Kindern.

Solch ein uraltes Singevolk sind wir. So aus dem Innersten heraus entstanden sind unsere Volkslieder. Das Wesen unseres Volkes ist darin, unverfälscht. Was „deutsch" an uns ist, hat seinen reinsten Niederschlag in ihnen. Selbst in der Kirche haben wir uns nie von den strengen Regeln einengen lassen. Die lateinischen Gesänge haben uns nie genügt. In den Kirchen und bei Bittgängen sang unser Volk deutsche Lieder, lange vor der Reformation. Dafür haben wir ein frühes Zeugnis. Der Mönch Gottfried, der 1146 in Begleitung des hl. Bernhard am Rhein weilte, schrieb: „Als wir die deutschen Gegenden verlassen hatten, hörte Euer Gesang ‚Christ und genade' auf, und niemand war da, der zu Gott gesungen hätte. Das romanische Volk hat keine eigenen Lieder nach Art eurer Landsleute."

Wackernagel*) bringt den Text von 1448 geistlichen Volks- und Kirchenliedern, die ihren Ursprung lange vor der Reformationszeit haben. Das wunderbare vierzehnte Jahrhundert, diese merkwürdige Zeit, in der der Volksgeist so mächtig erstand, wo „jeder Handwerker unbewußt Künstler war", wie der Herausgeber des Lotheimer Liederbuches (Arnold) sagt, hat die meisten von ihnen entstehen sehen. Den köstlichen alten Krippenspielen, den Spielen der Osterzeit, in denen das Volk aus bewegtem Herzen mitsingen konnte, verdanken wir unendlich viele. „Es ist ein Ros' entsprungen" ist so entstanden. 1599 nennt das Mainzer Cantual es das „alt Trierisch Christliedlein". Die Schlichtheit und Innigkeit der Weihnachtslieder aus dieser Zeit ist unbegreiflich herrlich. Sie sind uns fast alle erhalten, viele in der köstlichen Sammlung von Heym von Themar: „Schöne Christliche Weihnächt oder Kindleswiegen Gesäng. Augsburg 1590." Lebendig erhalten hat sich uns fast keins. Wir haben sie in drei Jahrhunderten vergessen und verloren. Darüber können uns auch die Umdichtungen nicht trösten, die hier und da entstanden sind und in denen noch ein Hauch der alten Lieder weht. Nur ein Hauch freilich. Es ist den alten Liedern ja lange Zeit so gegangen wie Shakespeares Dramen — man sah sie als Freigut an, das jeder nach Belieben brauchen und an dem er nach Belieben herumflicken konnte. Mit Ehrfurcht an sie heranzutreten, sie als unantastbares Vermächtnis anzusehen, soweit sind wir heut noch nicht.

Daß Umdichtungen ins „Neudeutsche" solch ein altes Lied einfach totschlagen, scheint nicht eingesehen zu werden. Das beweisen einige Publikationen der letzten Jahre. In solch einem zurechtgebrechselten, schön geordneten, ich möchte

*) Wackernagel, „Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des XVII. Jahrhunderts". Leipzig, B. G. Teubner. 1877.

sagen „geplätteten" Volkslied ist nur noch blutwenig von seinem eigentlichen Wesen. Es sind im besten Fall „Übersetzungen", also Notbehelfe. Unser altes Deutsch ist so schlicht und schön, daß es nichts schadet, wenn wir wieder etwas vertrauter mit ihm werden. Es hat seinen eigenen Rhythmus und seine eigenen Regeln, und im Munde dieser einfachen Sänger wird es zu einer Sprache voll Beredsamkeit und Kraft, die durch Veränderungen nur verlieren kann. Selbst seine Derbheit verletzt nicht, sie gehört dazu, es ist etwas Kindliches in ihr, wie Kinder derb sein können, „in aller Unschuld".

Schon im fünfzehnten Jahrhundert wurde an diesem Volksschatz „verbessernde" Hand angelegt von Mönchen und Gelehrten. Der Dechant Heinrich v. Laufenberg zu Freiburg im Breisgau hat viele solcher Umdichtungen hinterlassen. Glücklicherweise sah er seine eigenen Dichtungen nicht alle für schöner an als die Alten. Zwei der schönsten, die etwa hundert Jahre vor ihm entstanden sind, hat er unverändert in seine Sammlung aufgenommen. „Ich wolt daz ich do heime wer" und das wunderschöne „Ich weiß ein lieplich engelspiel".

Von des Hymmels Freuden.

Ich weiß ein lieplich engelspil,
da ist als leid zergangen,
In hymelreich ist fröden vil
ohn endes zil,
da hin sol uns verlangen.

Ich weiß, daz got ist also guet,
sin gnad will er dir geben,
Kerstu von sünden deinen mut
wer also tut,
der kumt in ewig leben.

Ob uns Gott durch die gnade sin
wölt lieblich dahin wisen,
Nun stand auf, edle seele min,
Ker Dich dahin,
sin lob solt immer prisen.

In himelschlicher heide grün
sin da die engel warten:
Wenn sich got hir mit dir versün,
so bist gar kün
und schow got den vil zarten.

Der Winter kalt, der sünden zit,
die hand nun bald ein ende,
Ker Dich ze got, der dir vergit
Dar umb in bitt
Mit herzen und mit hende.

Da zieht got ab der hende sin
ein vingerli von golde.
„So edli seel, daz sye din,'
von ich dir bin
in ewigkeit gar holde."

Alde, alde zur guten Nacht,
von dir will ich nit scheiden.
Dies rich*) han ich dir ie gemacht
und auch erdacht,
In Wunn und allen fröuden.

Diese beiden schlichten Lieder stehen in großem Gegensatz zu den von ihm umgedichteten Texten und zu seinen eigenen Dichtungen. Seine Marienlieder, wie:

Es saß ein edly maget schon
In hoher contemplation —

oder:

Maria, höchste Creatur
Du edli Köngin der natur —

*) Reihen, Lied.

sind weit weniger erfreulich, aber immer noch annehmbar im Vergleich zu einigen seiner weltlichen Gedichte.

So verwachsen war unser Volk mit seinen Liedern. Sie klangen so hinein in all sein Mühen und Freuen, daß es nicht erstaunlich ist, wenn auch der Aberglaube sich sein Teil von ihnen nahm. Merkwürdige Kunde haben wir darüber. Da ist das uralte Lied: „Mytten wir im Leben synt mit dem todt umbfangen". Im Mittelalter entstanden, war es bis ins dreizehnte Jahrhundert hinein ein allgemeines Volkslied. Man sang es in schweren, angstvollen Zeiten, bei Pestgefahr, Meeresnot, Krieg usw. Und ganz allmählich erwuchs ihm eine finstere Bedeutung, es wurde zur Waffe — das Volk legte ihm die Wirkung bei, daß es den Gegner töte, wenn man ihn damit „anfinge". Und im Jahre 1310 mußte das Provinzialkollegium in Köln einen Erlaß veröffentlichen, der das Absingen dieses Liedes „ohne Erlaubnis gegen irgendwelche Personen" verbot*).

Zu allen Zeiten sollte wieder im Hause gesungen werden, aber um Weihnachten herum vor allem. Weihnachten ist selbst für unsere Stadtkinder ein Fest, an dem sie gern wieder zu Kindern werden — und wie wurde in unserer Kinderzeit das „um Weihnachten herum" so herrlich lange ausgedehnt!

Wenn am 1. Advent in der Schummerstunde das erste Licht angesteckt wird, auf einem Brettchen vor der Ecke, wo das Krippenbild hängt und wo schon frühe Tannenzweige duften — wenn Tag für Tag ein Licht dazu kommt, bis der Tag erfüllet ist, und Tag für Tag die alten lieben Lieder in der lichtdurchfunkelten Dämmerung erklingen — das ist Weihnachten, das alles und nicht nur der eine unsagbar schöne Abend, über dem doch die leise Wehmut liegt, daß er nun „gleich vorbei" ist. Unser liebes deutsches Weihnachten ist uralt, und zu ihm gehören die alten Lieder, die wir ein bißchen vergessen haben und die sich doch nicht vergessen lassen wollen.

Da ist das alte Dreikönigslied, das hat seinen eigenen Zauber! Freilich, der Schnee müßte dazu knirschen, und am langen Stock muß der Stern leuchten — je prachtvoller, je besser — und der König Kaspar muß sehr grauenhaft schwarz gemalt sein — aber auch so — auch so:

Das Lied von den hl. Drey Königen

Gott so wöllen wir loben und ehrn
die heiligen drei König mi jrem Stern.

Sie ritten daher in schneller Eil
in dreizehen tagen vier hundert meil.

Sie kamen in Herodis Land,
Herodes was jn unbekannt.

Sie zogen für Herodis haus,
Herodes sah zum Fenster heraus.

„Jr lieben Herrn, wo wollt jr hin?"
„Gen Bethlehem steht unser sinn.

Da ist geborn ohn alles leid
ein kindlein von einer reinen meid."

*) „Prohibemus item, ne in aliqua Ecclesiarum nobis subjectarum, imprecationes fiant nec decantetur Media vita contra aliquas personas, nisi de nostra licentia speciali cum nostra intersit discutere, quando sint talia facienda." (Schannas, Concilia, Germaniae IV. 124.)

Herodes sprach aus großem Tratz
„ei, warumb ist der hinder so schwartz?"

„O, lieber herr, er ist uns wol bekant,
er ist ein König in Morenland.

Und wollent jr uns recht erkennen,
wir dörffen uns gar wol nennen.

Wir sind die König vom finstern stern
und brächten dem Kindlein opffer gern.

Myrrhen und Weyrauch und rotes gold
wir sind dem Kindlein ins Hertz nein hold."

Herodes sprach aus Übermut
„bleibet Nacht bei mir und nemet für gut:

Ich will euch geben hew und strew,
ich will euch halten zerung frei."

Die heiligen drei König theten sich besinnen,
„fürwar, wir wöllen jetzt von hinnen."

Herodes sprach aus trutzigem sinn:
„wolt jr nicht bleiben, so faret hin."

Sie zogen ober den Berg hinauß,
sie funden den Stern stehn ob dem Hauß.

Sie traten in das Haus hinein
Sie fanden Jesum in dem Krippelein.

Sie gaben ihm ein reichen Sold
myrrhen und weyrauch und rotes gold.

Joseph bei dem Krippelein saß,
bis daß er schier erfroren was.

Joseph nam ein pfännelein
und macht dem Kind ein Müselein.

Joseph der zog seine Höslein ab
Und machet dem Kindlein zwei windelein drab.

„Joseph, lieber Joseph mein,
hilf mir wiegen mein Kindelein."

Es waren da zwei unvernünftige Tier,
sie fielen nyder auff jre knie:

Das Ochslein und das Eselein
die kanten Gott den Herren rein.

Dreikönigslieder, prachtvoll erzählende, gibt es noch viele. Da ist dies:

Als Jesus nun gebohren ward,
Zu Bethlehem von Davids Art,
Noch bey Herodes Zeiten,
Da kahmen fern aus Morgenland
Die Weisen sinnreich von Verstand
Mit jhren Cameln und Leuthen. usw.

und dies:

Ich lag in einer Nacht und schlieff,
Mich deucht mir König Kasper rief,
Ich solt klärlich beschreiben,
Von Drey König ein wares lied,
Sie liegen zu Cöln am Reine. usw.

In dies sein liebstes Thema hat sich das Volk so recht hinein versenkt, mit einem prachtvollen Instinkt für das Dramatische, Bildhafte: Da ist z. B. die alte „Tagweis von den heyligen drey Königen", die in mehreren Handschriften, in München, in Wien und in Nürnberg erhalten ist:

„Eya Herre got, was mag das gesein?"
In Iherusalem ein wachter sangk,
„Ich sieh rechten klaren schein,
Aus fewers rot gar ain anefangk
Wie Bethlehem enczundet sey?
Der frid*) der wont uns nahent bey,
Allso redt mein syn und mein gedank'". usw.

*) frid = Weiler, Flecken.

Die Krippenspiele unterstützten diesen dramatischen Zug, dieses mit beiden Füßen in eine Situation Hineinspringen, wie wir es bei den alten Liedern so oft finden. Da ist z. B. das Lied eines der „Hirten auf dem Felde", wie er sich in einem alten Weihnachtsspiel einführt und vorstellt:

Es ist iezt so ain kalte nacht
Mich friert gar ser:
Wie wol ich das iezt gar nicht acht,
Noch wirts mir schwer,
Daß ich mueß hueten meiner herd.
Mein knecht sein nit ains vierers wert,
Habs wol vernummen.
So möcht ich aber wissen gern
Und wo sie wern hin kumen. usw.

Von anderer Art, nicht minder schön, sind die eigentlichen Krippenlieder. Ich kann sie nicht einmal alle nennen hier, es sind zu viele. Eines der schönsten: „Vom Hymmel hoch, ihr Englein kommt, eya, eya, susani" — ist durch Robert Kothe mit seiner Laute wieder bekannt geworden, dem wir überhaupt größten Dank schulden für die Schätze, die er uns wieder lebendig gemacht hat. Noch so vielen möchte ich die Auferstehung wünschen! Sie sind so still und alt und andächtig und die Weihnachtskerzen leuchten aus ihnen allen.

Maria saß in jhrem Sal
Sy wieget jhren lieben Sohn
Nun wieget, nun wiegen wir Jesum, den Allerhöchsten,
Wir wiegen Jesum usw.

Du wandst ihn in die Tüchelein
mit deinen schneeweißen Handen,
Du legst jhn in das Krippelein,
den Fürsten aller landen.

Uns ist geboren ein Kindelein,
ist klarer denn die Sonne,
Daß soll der Welt ein Heyland sein,
dazu der Englein wonne.

Nun schlaf, nun schlaf, mein liebes Kind,
Mein Gott, mein Heil, mein Herre!
Du bist mein, und ich bin dein,
Des Himmels bist Du ein Herre.

Hett ich flügel von Seraphin
wie frölich wollt ich fliegen.
Mit den Engeln schön dahin
bey Jesu, meinem geliebsten. 1580.

Das herrlichste aber ist dies:

Da Jesus Krist geboren ward

Da Jesus Krist geboren wardt,
Da war es kalt.
In ein kleines Kripelein
er geleget wardt.
Da stuent ein ösel und ein rint,
die atmitzten uber das heilig Kind
gar unverborgen.
Der ein reines Hertz hat,
der darff nit sorgen.

Joseph der nam sein eselein
wol bey dem zaum,
Er fueret es
under ain tadl paum*).
„Eselein, du sollst stiller stan,
Maria, die wil geruet han,
sy ist gar müde."
Da naiget sich der tadl paum
zu gottes guete.

*) Dattelbaum.

Maria prach die tadln
woll jn ir schos,
Joseph der selben weil
doch nit verdroß:
„Eselein, du solst fürbaß gan
wir haben noch dreißig meill zu gan,
es wird zu spate."
Da neiget sich der tadl paum
zu gotes gnade.

Da zogen sie für hin pas
wol yn ain stat,
Joseph gar treulich
umb ain herberg pat.
Selbig wirt lebt jn dem sauß,
er traibt die gest wider umb aus,
sy waren jm ellende.
Maria die span das reine garen
mit jren henden.

Sy giengen ein wenig hin für hin pas
wol in ain dorf,
Joseph gar trewlich
umb ein Herberg warff:
„Wirtin, liebste Wirtin mein,
behaltet mir das Kindelein
und auch die frawe."
Sy sprach: „ich wil es geren tun,
welt jr jn ain strawe."

Wolhin, wolhin gen abent spat,
Da wart es kalt,
Als palt sy in die scheirn ging
und stadl trat.
Maria die nam jr Kindelein,
Joseph der nam sein eselein,
sy lagen besunder.
Da schauet wirt und wirtin
zu dem großen wunder.

Wolhin, wol hin gen Mitternacht,
da was es kalt:
Der wirt zu seiner frawen
gar treulich sprach:
„Frawe, liebste frawe mein,
ste auf und mach ein fewerlein
durch gotes willen:
das Kindlein heint kain rue gewan,
es möcht erfroren sein."

Die Fraw stuend auf gar palte,
was mans sy hies,
Wie palt sy yn die kuchen lieff,
ain feur auff plies.
„Freyelein, liebste freyelein,
trag herein dein Kindelein
wol zu dem feure:
Dein Kindlein heint kain rue nit hat,
es möcht erfroren sein."

Maria het ein pfändelein
Und das war klein,
Da kocht sie jrem Kind ain muesl,
was lauter und rain.
Weil es verzert sein müselein
Maria sang irem Kindelein
gar und gar taugne.
„So pistu mir ain spiegel klar
jn meinen augen."

Maria dy kunt spinnen,
Des freit sy sich,
Joseph der kunt zimern,
des nerten sy sich,
Jesus der kunt haspen garn.
Der reich wirt der wirdt arm,
Der arm der ward reich:
So bit wir got von himel
Das er uns helf jn sein ewigs reich.

Osterlieder, voll schlichter Trauer über das Leiden des lieben Herrn, voll Herzeleid über sein Sterben, überquellend von Dank für seine Liebe — viele gibt es, die uns noch heute lieb und teuer sein müßten. Ein sehr schönes und sehr altes ist auf einem fliegenden Blatt des Klosters Melk erhalten. Es ist wie ein Aufschrei.

Ein clag zu gott von seinen lyden

O Ursprung aller brunnen, wie bistu so gar versigen —
Trost aller Herzen, wie bistu geschwigen —
Blume aller schoene, wie bistu so gar verblichen —
Liecht aller der Welt, wie bistu so gar dunckel worden.
Ewigs Leben, bistu erstorben . . . 1501.

Es ist der Vorklang zu unserem herrlichen „O Haupt voll Blut und Wunden". Bei den Oster- wie bei den Weihnachtsspielen kommt das Volk zu Wort; an tausend feinen menschlichen Zügen, mit denen es die heilige Handlung ausstattet, erkennt man sein Werk. Von ganzem Herzen fühlte es die Leiden der Karwoche mit, und der schlichten Erzähler sind viele, die sie uns wiedergeben, sei es als Lied, sei es als Text in einem der alten „Mysterien". Mühselige Reime, ein stolperndes Versmas — und doch von eigentümlicher Gewalt —, denn hier und da bricht des Erzählers Stimme wie in einem Schluchzen, und sein Schluchzen geht direkt ans Herz. Man glaubt ihm. Er klagt vor sich hin wie ein Kind, dem Weh geschehen ist, leidvoll und leise.

O ir töchter von Jerusalem

Und Jesus gieng ein harten Gang
zu seiner Marter, die wehret lang.

Zu seiner Marter, und der war vil,
sie hat gewehrt ein langes zil.

Die Juden trieben ein großen gewalt,
sie marterten den Herrn in mancherley gestalt.

Sie banden ihm seine Hände,
der Herr stund je länger je mehre.

Sie führten ihn auff, sie führten ihn ab,
sein Marter gewehrt die ganze Nacht.

Sie führten ihn hin, sie führten ihn her,
sie marterten den Herrn je länger je mehr.

Sie zogen ihm da ab sein Gewant,
sie bunden ihn an ein Säul hinan.

Sie führten ihn von der Säul hinwider,
sie setzten ihn in einen Sessel nieder.

Was setztens ihn auff sein Haupt so rain?
wol von den scharpffen Dorn ein Kron.

Sein Haupt war ihm umbfangen,
mit scharpffen Dorn der langen.

Sie brachten vil falscher Zeugnuß dar,
und der war doch gar keines wahr.

Sie führten ihn zum Statt Thor hinauß,
wol zu den bösen Juden hinauß.

Das Kreuz war ihm gar härte,
Die Jude warn sein Geferten.

Was fand er bei dem Wege stahn?
seine liebste Mutter, die schawt er an.

Die Frauen weinen sehre,
sein liebste Mutter noch mehre.

O ihr Töchter von Jerusalem,
euer weinen soll über mich nicht gehn.

Weint über euch und euer kindt
über alle, die zu Jerusalem sindt.

So ging er hin bis an die Statt
da er uns all erlöset hatt.

Die Nägel wurden von Blut so roth,
Herr Jesu, hilf uns aus aller not.

Er starb für uns gar willichgleich
das wir all komen in sein reich. —

— Wol an dem heilgen Ostertag
Erstand der Herr aus seinem Grab.

Des soln wir alle froh sein
Christ wil unser trost sein.

Und wer er nit erstanden,
So wer die Welt zergangen.

Seyt das er erstanden ist
So loben wir den Herrn Jesum Christ.

Durch seinen heiligen Namen,
So singen wir alle mit frewden Amen.

Also hat es der Ruef ein End,
Gott sey bey uns bei unserm End.

Nicht nur Weihnachts- und Osterlieder sind einer Auferstehung wert (obgleich sie nun einmal die schönsten von allen sind). Da ist z. B. ein altes St. Georgslied, das Kindern Freude machen muß, wenn Kinder noch ebenso sind wie zu

meiner Zeit. Daß ich es nicht als Kind gekannt habe, ist ein Schmerz, zumal St. Jörg der einzige Heilige war, zu dem ich persönliche Beziehungen hatte. Er hing an der Uhrkette meiner Onkel auf den dicken Reitertalern und ritt Pferde, die eines Heiligen wert waren. Und er war so schön! „Der heilige Ritter St. Görg ritt daher —" das wäre einem als Kind durch und durch gegangen, und man hätte es nie wieder vergessen.

St. Georg

Mit Gott so wöllen wir heben an:
vom Ritter St. Görg, dem vieledlen Mann.

Es hat ein König ein Drachen im Land,
er mußt haben alle Tag ein Lamb.

Und wenn der Lemmer nimmer sind,
alle Tage mußt er haben ein Rind.

Und wenn der Rinder nimmer sind,
alle Tag mußt er haben ein Kind.

Der König allda Rathes pflag,
daß alle Tag einer ein Kind hergab.

Und da es hett nun gewehret lang,
da kam er an Königs sein Tochter an.

Der König hett gern erhalten beym Leben
seyn Tochter, wolt groß Gut um sie geben.

Das Königreich wolts auch nicht than,
sein Tochter, die mußt selbst daran.

Er legt ihr königliche Kleyder an,
Er führets wol von der Statt hin dan.

Sie kniet nieder auff einen Stein,
ihr Gebett war lautter und auch rein.

Der heylig Ritter St. Görg ritt daher
in seiner Hand führet er einen Speer.

„Jungkfrau, was thut jhr hie allein
auff diesem harten Marmelstein?"

„Ich wartt da auff ein wildes Thier,
daß mich zu verzehren wirdt kommen schier.

Jüngling, reyt hindan von mir,
daß Dich das wildt Thier nicht auch verzehr." —

„Jungkfrau, fürchtet euch nicht zu sehr,
das wilde Thier tut euch nichts mehr."

Er sah herüber wol über den See
da gieng der wilde Drach daher.

Da warff er für sich sein scharpffes Speer
und ritt den Drachen zu der Erd.

Er zog auch auß sein scharpen Degen
und stach dem Drachen nach seinem leben.

„Jungkfrau, gebt mir ewr Gürtelband,
darmit gib ich euch den Drachen an die Hand."

Da führt sie jn hinfür auff den Blan,
da flohen darvon Weib und Mann.

Sie führt jhn dem Vatter für den Tisch,
„Herr Vatter, hie bring ich euch ein Fisch." —

„O Tochter, wer hatt das Wunder gethan?" —
„Der Ritter S. Görg, der heilig Mann." —

Da ließ er anspannen Rinder und Roß
Und ließ ihn fortführen ins wilde Mooß.

Also hat dieser Ruf ein End,
Gott der Herr sey selbst bey unserm End.

Nichts können unsere alten Lieder weniger vertragen als eine künstliche Belebung. Es ist gewiß nicht meine Ansicht, daß sie „galvanisiert" werden sollen. Man soll keinen „Verein zur Wiederbelebung usw. usw." gründen. Wenn zwei Deutschen etwas gemeinsam gefällt, gründen sie bekanntlich einen Verein. Bewahre uns der Himmel. Es gibt einen einfachen, viel sichereren Weg. Die Mütter sollten ihn gehen. Sie sollten wieder mit ihren Kindern singen. Das sollte nicht fremden Leuten überlassen werden. Ich kenne Landgüter, wo wöchentlich der Herr Lehrer mit seiner Geige unter dem Arm aufs Schloß kommt, um die Kinder „singen" zu lehren. Sein Fidelbogen jammert die alten wohl abgeleierten „Volksmelodien" (die keine sind) wie „Heiden-

röslein", „Goldene Abendsonne", „Wohlauf noch getrunken", „Steh ich in finstrer Mitternacht" herunter, und die ganze „Stunde" ist für die Ohren der Hausbewohner höchst martervoll. Und zu Weihnachten oder vielleicht an einem Geburtstag darf ein wohl eingepauktes Lied vorgetragen werden. Es lebt noch eine Art von Tradition in vielen Häusern, daß die Kinder singen sollten und gewisse Lieder kennen, aber die Tradition allein nützt nicht viel, wenn ihr Geist nicht mehr lebt. Er kann auferweckt werden, und das ist das Feld der Mutter — ein herrliches Feld. Sie hat ihr Privilegium nur vergessen — von niemand sollte sie es sich rauben lassen!

Gewiß gibt es unmusikalische Mütter, aber sie sind nicht die Regel in Deutschland. Die meisten jedoch sind musikalisch verbildet. Ihr „Musikunterricht", jammervoll wie er ist, steht wie eine Mauer zwischen ihnen und ihren Kindern. Sie können ihn höchstens dazu verwenden, die gehaßten Übestunden zu beaufsichtigen, wenn ihr Kind anfängt, denselben Weg zu gehen wie sie und dasselbe Musikstroh zu dreschen. Sie wissen gar nicht, wie wunderschön es ist, im Dämmerlicht mit seinen Kindern zu singen, keine einstudierten „Kinderchöre", nein, alte schlichte Lieder, die ein Volk mit einem Kinderherzen gedichtet hat und die noch heute stark und urkräftig sind. Sie würden ihren geraden Weg in das Kinderherz finden.

Für Mütter, die Lust haben, diesen Weg zu gehen, und keine Lust, selbst ein wenig zu forschen und zu graben, fehlt noch das Idealsingebuch. Doch das läßt sich beschaffen. Eine Überfülle von Material ist da, auch wenn wir mit äußerster Strenge sichten und keine der Wachsperlen und Tait-Diamanten der Silcher, Curschmann, Himmel, Hummel usw. durchpassieren lassen, selbst wenn sie noch so „beliebt" sind. Es kann dem Buch dann leicht geschehen, daß es zu gut wird, um wirklich populär zu werden, und das Schicksal des Gesangbüchleins teilt, das Kaspar Melchior Haaß 1566 in Erfurt herausgab und von dem er klagt: „daß sein Büchlein, so 6 Pfennig kostet, dem Verleger mehrenteils sei liegen geblieben." (Dafür gehört es heut zu unseren kostbarsten Schätzen.) Gleichviel, das Buch wird entstehen und wird in unserem alten, lieben Deutschland seinen Weg finden zu denen, die es lieb haben. Wir sind ja immer noch das alte Singevolk — wir haben nur ein bißchen vergessen, was wir singen sollen und was wir für reiche Leute sind. Unsere Schätze fressen Schaben und Motten. Wir wissen nichts mehr von ihnen. Mögen sie unseren Kindern wiedererstehen!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kant-Literatur

Immanuel Kants Leben, dargeſtellt von **Karl Vorländer.** Leipzig, Felix Meiner. 1911. 3.— M.

So verſchiedengeſtaltig wie die Syſteme der großen Philoſophen iſt auch ihr Leben geweſen. Der eine, Descartes, iſt ein franzöſiſcher Ariſtokrat, der bald in Paris vom Lebenstaumel trunken wird, bald in die abſolute Einſamkeit des Haag in die Welt des Denkens zurücktaucht. Ein anderer, Spinoza, friſtet in Dürftigkeit ſein Leben, jung an der Schwindſucht dahinwelkend, und doch in der mathematiſchen Objektivität ſeines Betrachtens alles Lebens von ſtillem Glück erfüllt. Ein dritter, Giordano Bruno, iſt ein einſtiger **Mönch** in dem die Lebensglut der Renaiſſance alle Ketten des chriſtlichen Mittelalters geſprengt hat: in äſthetiſcher Welttrunkenheit durchſtürmt er Italien, Frankreich, England, ſchreibt laxive Komödien ſo gut wie pantheiſtiſche Gottheitshymnen, iſt ewig in ruheloſem Drang.

Und dann endlich Kant: ein Denker von oſtpreußiſcher Ehrſamkeit des Lebens, dem Handwerkerſtande entſtammend, und zeitlebens an die Scholle der väterlichen Provinz angebannt.

Wir beſitzen in der Hauptſache drei grundlegende Originalquellen ſeines Lebens. Es ſind die Kantbiographien ſeiner Schüler Jachmann, Borowski, Waſianski (vor einigen Jahren in einer Neuausgabe unter dem Titel „Immanuel Kant“ hg. von Alfons Hoffmann 2.— M.), zu denen noch eine Reihe von ergänzenden Berichten kommen. Merkwürdigerweiſe ſind dieſe Quellen noch niemals zu einer ſelbſtändigen, abgeſchloſſenen modernen Biographie des Denkers verarbeitet worden. Nur in den Darſtellungen des Kantiſchen Syſtems iſt überall ein Kapitel über ſeinen Lebensgang eingeſchaltet. Die fehlende zuſammenfaſſende Durcharbeitung der Quellen zu einer ſeparaten Biographie iſt erſt jetzt geleiſtet worden: durch die oben genannte Darſtellung Vorländers. Der Verfaſſer, der ſich in der Kantliteratur bereits einen wohlbewährten Namen erworben hat, rechtfertigt ſeinen Ruf auch in dieſer neuen Schrift. Sie gewährt einen umfaſſenden Einblick in das Leben des Verfaſſers der „Kritik der reinen Vernunft“ und zeigt, wie verſchieden es auf den verſchiedenen Altersſtufen geweſen iſt. Die Schrift iſt ein wirkliches wiſſenſchaftliches Verdienſt und ihrer literariſchen Form nach geeignet, auch alle bloße Neugierde über Kants perſönliches Leben vollauf zu befriedigen.

Eine neue Einführung in Kant. Der vor kurzem als ordentlicher Profeſſor nach Jena berufene Herausgeber der „Kant-Studien“, **Bruno Bauch,** läßt ſeit einiger Zeit in der Sammlung Göſchen eine Geſchichte der Philoſophie erſcheinen, von der jetzt der fünfte Band vorliegt. Er iſt Immanuel Kant gewidmet und fügt damit einen neuen Verſuch, weitere Kreiſe in Kant einzuführen, zu den ſchon vorhandenen. Wir beſitzen ſolcher Einleitungen eine ganze Reihe. Die wichtigſten ſind die von Simmel, Paulſen, Kronenberg, Külpe und Chamberlain. Bauchs Einführung kommt an Umfang etwa der Külpes gleich. Sie unterſcheidet ſich von ihr vor allem durch den engeren Anſchluß des Verfaſſers ſelbſt an die Kantiſche Lehre. Külpe ſteht relativ weit von Kant ab, Bauch iſt Kantianer ſtrenger Schule. Dem entſpricht, daß er auch in der eigenen Darſtellung nach Möglichkeit vermeidet, mit Kants Gedanken frei umzugehen, wobei

sie leicht eine Veränderung erfahren. Seine Darstellung schließt sich vielmehr nach Möglichkeit eng an Kants eigene an. Wo Kants Ausdruck selbst die präziseste Formulierung seiner Gedanken ist, wird er unmittelbar übernommen, an den vielen Stellen, wo er dunkel und mißverständlich bleibt, wird der Versuch gemacht, ihn durch andere deutliche Worte zu ersetzen. So ist eine Einleitung in die Kantischen Hauptwerke entstanden, die ein selbständiges Buch für sich ist und anderseits doch auch einen sehr guten Führer durch dieselben darstellt, den der, welcher mit ihnen noch nicht durch längeres Studium vertraut geworden ist, bei ihrer Lektüre mit Vorteil neben sich legen wird. (Cohens kleiner Kant-Kommentar erstreckt sich leider nur auf die Kritik der reinen Vernunft.) Freilich, die eigentlichen tiefsten Dunkelheiten bei Kant, jene nicht wenigen Stellen, wo seine Philosophie Angriffspunkte bietet, erfahren auch hier keine volle Aufhellung, woraus dem Verfasser kein Vorwurf gemacht werden soll, denn sie lassen eine befriedigende Aufklärung nicht zu.

Das Buch ist trotz seines geringen Umfanges von großer Vollständigkeit.

Kants populäre Schriften. Der Neukantianismus hat seinen Höhepunkt überschritten. Seine Vertreter werden von Jahr zu Jahr stärker über ihn hinausgetrieben. Der reine Kantianismus fängt an aufzuhören, „modern" zu sein. — Das sind die Augenblicke, wo philosophische Strömungen beginnen populär zu werden. Gerade die letzten Jahre haben denn auch eine Fülle neuer Kantausgaben auf den Büchermarkt gebracht. Meist waren es die Hauptwerke der kritischen Epoche des Denkens, die in oft guten, billigen Ausgaben verbreitet wurden. Aber auch vorkritische Schriften aus den Jugendstadien der philosophischen Entwicklung Kants, sodann seine Briefe, endlich auch Sammlungen von Aperçus sind in dieser Weise neu aufgelegt worden. Die neueste Sammlung nennt sich „Kants Populäre Schriften". (Berlin, Verlag von Georg Reimer. 1911. 417 S. 4 M., geb. 5 M.) Sie ist unter Mitwirkung der Kantgesellschaft veranstaltet worden. Ungefähr die Hälfte des Bandes gibt Schriften oder Stücke von solchen aus Kants vorkritischer Zeit: zwei Abschnitte aus der „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels", sodann die wesentlich ins Ästhetisch-Psychologische fallenden „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen", und die „Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik". Diese Schrift ist eine ungemein geistreiche, noch heute fesselnde Satire auf den schwedischen Geisterseher Swedenborg. Endlich lernt der Leser Kant noch als Tröster der Mutter eines früh verstorbenen jungen Schülers des Philosophen kennen. Diese relativ frühen Schriften Kants — sie reichen nur bis in sein zweiundvierzigstes Lebensjahr — zeigen ihn als eleganten Schriftsteller, der die großen Autoren der französischen Aufklärung nicht ohne Nutzen für seinen eigenen Stil gelesen hat.

Daran schließen sich Schriften und Fragmente solcher aus der kritischen Epoche Kants. Aus den großen Hauptwerken ist freilich nichts aufgenommen worden, mit Ausnahme eines Abschnitts aus der „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten". Alles andere sind Nebenschriften oder stammt aus solchen. Wir zählen kurz auf: die geschichtsphilosophischen Abhandlungen „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht", „Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?", den religionsphilosophischen Aufsatz: „Über das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodizee", die politisch-philosophische Schrift „Zum ewigen Frieden". Dazu kommt noch einiges andere Interessante, darunter ein, soweit ich sehe, außerhalb der großen von der preußischen Akademie der Wissenschaften veranstalteten Gesamtausgabe der Werke Kants hier zum erstenmal abgedruckter Brief an eine Frau Maria von Herbert, die in einer dringlichen Herzensangelegenheit seinen moralischen Beirat wünschte. Der Ton, den der Einundsiebzigjährige anschlägt, ist ein recht herber und rigoristisch strenger. Es ist zu hoffen, daß die Briefschreiberin in ihren Entschlüssen nicht auf die Antwort des Philosophen gewartet hat, denn es dauerte ein reichliches halbes Jahr, bis sie kam. Und doch hatte es in jenem Schreiben bewegt geheißen: „Großer Kant. Zu dir rufe ich wie ein gläubiger zu seinen Gott um Hilf, um Trost oder um Bescheid zum Tod", und auch die kategorische Drohung war nicht ausgeblieben: „. . . nun

setzen sie sich in meine lag und geben sie mir trost oder verdamung, metaphisik der Sitten hab ich gelesen samt den Kategorischen imperativ, hilft mir nichts, meine vernunft verlast mich wo ich sie am besten brauch, eine antwort ich beschwöre dich, oder du kanst nach deinen aufgesetzten imperatif selbst nicht handln." —

Das ist der Inhalt des angezeigten Buches. Es muß dem Verleger überlassen bleiben, auf die Frage nach dem Bedürfnis zu antworten. Daß aus dem eigentlichen philosophischen Gehalt der kritischen Hauptwerke durch diese Auswahl populärer Schriften dem Leser recht wenig vermittelt wird, unterliegt keinem Zweifel. Etwas besser steht es freilich mit der allgemeinen Lebensauffassung Kants, seiner praktischen Geistesrichtung. Nicht zustimmen kann ich jedoch, daß die Kantgesellschaft dies buchhändlerische Unternehmen „unterstützt", d. h. es also wohl subvenioniert hat. Ich möchte das für eine allzugroße Munifizenz halten. Für die Verwendung der, wie es scheint, reichlich vorhandenen Mittel der Gesellschaft gäbe es wichtigere Zwecke genug. Ob den Mitgliedern der Kantgesellschaft, denen das Buch sämtlich überreicht worden ist — doch wohl wiederum auf Kosten des Gesellschaftsvermögens —, damit sehr gedient gewesen ist? Seinen Inhalt kannten sie wohl fast sämtlich. Viel erwünschter wäre wohl die Überreichung der neuen Kantbiographie Vorländers gewesen.

Privatdozent Dr. Oesterreich-Tübingen

Länder- und Völkerkunde

Durch Armenien, eine Wanderung; und **Der Zug Xenophons bis zum Schwarzen Meere,** eine militär-geographische Studie. Von **E. v. Hoffmeister,** Generalleutnant z. D. (8 M.) Leipzig, B. G. Teubner.

An Reisewerken leidet die deutsche Literatur keinen Mangel. Zu den besten aus neuester Zeit darf dieses Buch gezählt werden. Denn es bietet nicht nur fesselnde Schilderungen dessen, was ein hochgebildeter Beobachter mit offenem Sinn geschaut hat. Es ist ein Werk auch von erzieherischem Wert. Als ein lebenserfahrener Mann, dem ein gütig waltendes Geschick „vieles zu unternehmen und auch zu vollenden" beschieden hat, weiß der Verfasser seiner lebendigen, oft dramatisch bewegten Erzählung manches lebenskluge Wort einzuflechten. — Ganz besonders die heranwachsenden Jugend wird für Geist und Gemüt viel daraus gewinnen. Durch Südrußland führt uns der Verfasser nach Tiflis und Kars, nach der Ruinenstadt Ani und über Erserum nach dem Zigana-Paß: wir erleben mit ihm den erhebenden Moment, da er im Norden einen dunstig-blauen Streifen erkennt — Thalatta, das Meer! Exzellenz v. Hoffmeister folgt auf seinem Wanderwege den Spuren Xenophons auf seinem berühmten „Rückzug der Zehntausend". Bis zu den Kurdischen Bergen (Ende Dezember 401 v. Chr.) hat diesen Xenophons „Anabasis" so klar geschildert, daß die neuere Forschung im großen und ganzen keinen Zweifel mehr hegt. Bezüglich des weiteren Weges der Griechen teilt v. Hoffmeister die sonst geltende Ansicht nicht: er glaubt, Xenophon sei vom Teleboas über die Ebene von Erserum nordwärts nach dem Tale des Harpasos (Chorolc Su), dieses aufwärts bis Gymnias (Baiburt) und von dort über den Zigana-Paß nach Trapezus marschiert. Von Dschevizlik aus lernen wir noch das alte Höhlenkloster Sumela kennen: „... seit Jahrhunderten hat es keinen Gedanken hineingelassen." Trapezunt baut sich in glanzvollem Bilde vor uns auf; wir rasten noch in dem lieblichen Kerasund, von wo der Feinschmecker Lukullus im Jahre 73 v. Chr. die Kirsche nach Europa brachte — dann sagt der beredte Wanderer dem schönen Lande im fernen Osten Lebewohl, aus dem er in die Heimat die Erinnerung mitnahm an Schlachtfelder, Ruinen und Klöster, an zauberhafte Nächte, an Blütenduft und Frühlingspracht des Pontischen Waldes.

Dr. Fritz Roeder in Berlin-Friedenau

Tagesfragen

„Miscegenation." In der Budgetkommission des Reichstages ist bei der Beratung des Kolonialetats außerordentlich viel die Rede gewesen von der „Miscegenation", der Frage von der Mischehe zwischen Weißen und Farbigen. Dies Problem, das man in den Vereinigten Staaten längst in erfolgreicher Weise erledigt hat — worauf ja auch der Staatssekretär Dr. Solf besonders hinwies —, sollte unter allen Umständen nicht als Parteifrage aufgefaßt werden. Es nimmt sich für

den Kenner der einschlägigen Verhältnisse, als welcher ich mich nach mehr als fünfundzwanzigjährigem Aufenthalte in den Südstaaten der Union wohl ohne Anmaßung bezeichnen darf, ziemlich seltsam aus, wenn man sieht, wie Klerikale und Sozialisten in ungewohnter Einhelligkeit zugunsten solcher Mischehen eintreten, während Liberale und Konservative „auf der Fenz" sitzen und nur die Regierungsvertreter — allerdings Männer von eingehender kolonialer Erfahrung — entschieden gegen die Zulässigkeit offiziell sanktionierter Miscegenation eintreten.

Es handelt sich hierbei tatsächlich um keine politische Parteifrage, sondern um eine allgemeine Rassenfrage, bei deren Beurteilung alle Weißen auf einer Seite stehen müssen, wenn man nicht erst durch sehr trübe Erfahrungen noch nachträglich zu der Überzeugung gebracht werden will, daß die Vorherrschaft der Weißen nur durch die allerstrengste Trennung und durch die allerschärfste Scheidung beider Rassen aufrecht erhalten werden kann! — Überall da, wo Weiße und Farbige zu fast gleichen Teilen beieinander wohnen, erst recht aber natürlich da, wo sich die Weißen in der Minderheit befinden (wie beispielsweise in den amerikanischen Südstaaten Südkarolina, Alabama, Mississippi usw.), weiß man das schon längst und handelt danach; denn man ist dort schon seit geraumer Zeit zu der Einsicht gelangt, daß der furchtbaren Gefahr der „Haytisierung" ausschließlich durch die schroffe Betonung der Rassentrennung vorzubeugen ist.

Mischehen zwischen Farbigen und Weißen sind in allen Südstaaten der Union bei Strafe von fünf Jahren Zuchthaus verboten — und das von Rechts wegen! — Nun beweist allerdings die Tatsache der Mulattengeburten an sich, daß auch das drakonischeste Gesetz keineswegs imstande ist, jede sexuelle Rassenvermischung zu verhindern. Aber erstens zeigt die stark zurückgehende Ziffer der Mulattengeburten, daß diese unlizensierte Vermischung — eine böse Erbschaft der schlimmen Sklavenhalterzeit — in absehbarer Zeit nahezu aufhören wird, zweitens aber beugt das Antimiscegenationsgesetz vor allen Dingen der Bildung gemischtrassiger offiziell anerkannter Familien vor. Solche Familien aber könnten — wenn ihr Oberhaupt ein Weißer — beanspruchen, zu den Weißen gezählt zu werden; durch diese Anerkennung aber würde sofort die notwendigerweise aufrecht zu erhaltende Oberherrschaft der weißen Rassen von vornherein untergraben werden.

Das Schlimmste an der Sache ist, daß die Negerrasse, rein physisch — oder sagen wir: animalisch — betrachtet, die stärkere ist. Jede Vermischung muß also auf die Dauer zur Stärkung der farbigen Rasse führen. Selbst aus der Vermischung von Quadronen und Oktoronen untereinander ergibt sich keine diesen hellfarbigen Eltern entsprechende hellfarbige Generation, sondern es erfolgt ein Rückschlag zur dunkelfarbigeren Mischlingsform. Hier in Deutschland gibt es viele zartgesinnte Menschenfreunde, die es für ein schreiendes Unrecht halten, wenn die Amerikaner auf Grund der Hautfarbe Mitgeschöpfe zu Menschen zweiter Güte stempeln wollen. Dabei vergißt man nur, daß es sich gar nicht um die Hautfarbe, sondern um die tatsächlich minderwertige Rasse handelt. Wohl führt man beispielsweise im Staate Texas eine strenge Trennung der Rassen in den Schulen, Eisenbahnen, Straßenbahnen und Theatern durch, eine Trennung, welche sich auch auf die fast weißen Oktoronen erstreckt; dagegen hat man nicht das geringste einzuwenden gegen den Besuch der mexikanischen und sogar halb- oder ganzindianischen Kinder in den staatlichen Einheitsschulen der Weißen — auch wenn diese jungen Azteken usw. noch so kaffeebraun oder fast schwarz von Gesichtsfarbe sind. Gehören sie doch auch einer voll anzuerkennenden Herrenrasse an — die Neger und deren Abkömmlinge aber nicht!

Der Neger muß freundlich und streng gerecht behandelt werden, aber in ihm darf auch nicht einmal die Idee aufkommen, daß er den Weißen als Gleichwertiger und Gleichberechtigter gegenübersteht. Je eher man das in den deutschen Kolonien einsieht und je strenger man demgemäß handelt, desto sicherer wird man sein, sehr trübe Erfahrungen zu ersparen, die andernfalls ganz unausbleiblich sind. Dr. A. Rochs-Nordhausen

Reichsſpiegel

(vom 26. März bis 1. April)

Heeresfragen

Darlegung der leitenden großen Geſichtspunkte des beabſichtigten Organiſationswerkes wäre wünſchenswert — Soziale Geſichtspunkte — Aufklärungsarbeit — Kavalleriſtiſche Fragen — Kavalleriedivisionen im Frieden — Organiſation der Artillerie — Notwendigkeit einer Reform der Heeresverwaltung

Die abgelaufene Woche hat authentiſche Nachrichten über die Einzelheiten der Wehrvorlage nicht gebracht. Nach wie vor iſt man auf die Mitteilungen der Norddeutſchen Allgemeinen Zeitung vom 23. März angewieſen. Dieſe haben einerſeits die öffentliche Erörterung der zur Verſtärkung unſerer Wehrmacht geplanten Maßnahmen der Reichsregierung in Fluß gebracht, ſind aber anderſeits zu unbeſtimmt und lückenhaft gehalten, um ein klares Bild deſſen zu bieten, was eigentlich gefordert wird, vor allem, um erkennen zu können, welchen Weg man an leitender Stelle planmäßig zu nehmen beabſichtigt, damit die Kriegsbereitſchaft des Heeres auf den ſeiner Zweckbeſtimmung entſprechenden Grad der Vervollkommnung gebracht wird.

Ob es zweckmäßig war, bei der vorläufig allgemein orientierenden halbamtlichen Veröffentlichung von einer Darlegung der leitenden großen Geſichtspunkte des beabſichtigten Organiſationswerkes abzuſehen, iſt zu bezweifeln. Denn wie die Sache jetzt liegt, ſtehen den uferloſen Forderungen des Wehrvereines die Stimmen derer gegenüber, die unter Berufung auf die ſeitens der Regierung abgegebenen Erklärungen gelegentlich der Beratung des Quinquennatsgeſetzes behaupten, zu einer weitgehenden Heeresverſtärkung beſtehe kein erkennbarer Anlaß. Dieſe ablehnenden Stimmen finden in der breiten Maſſe um ſo mehr Beifall, als noch keine Klarheit über die Löſung der Deckungsfrage beſteht. Die Befürchtung, es möchte letzten Endes eine neuerliche Belaſtung mit Steuern auf Konſumgüter der Allgemeinheit Platz greifen, beherrſcht weite Kreiſe und wirkt um ſo ungünſtiger angeſichts der fortdauernden Teuerung. Was aber das Schlimmſte iſt: es fehlt an Vertrauen der Regierten zu den Regierenden. Die immer breiter klaffende Kluft zwiſchen Hoch und Niedrig, zwiſchen den Gebildeten und Beſitzenden einerſeits und der großen Maſſe des Volkes anderſeits, der in erſchreckendem Maße ſich ſteigernde Klaſſengeiſt und Klaſſenhaß machen ſelbſt Fragen von ſolch ſchwerwiegender Bedeutung wie jene der vater-

ländischen Wehrmacht, zu einem Gegenstand bitterer und zersetzender Kämpfe. Man ist in den sogenannten leitenden Kreisen, die in Politik und Leben den Ton angeben, nur allzu weit entfernt von dem Gedanken, daß Führen nicht gleichbedeutend ist mit Kommandieren. Man hat sich in jenen Kreisen trotz aller Mahnungen ernster und besonnener Männer, trotz aller bedenklichen Zeichen der Zeit bis heute noch nicht zu der Erkenntnis durchgerungen, daß man Opfer nur auf Grund tiefwurzelnden Vertrauens erlangen kann. Und Opfer bedeutet nun einmal unsere Kriegsrüstung. Das leugnen zu wollen, ist sinnlos. Wie soll aber das „Volk" selbstlose Opferwilligkeit besitzen, wenn ihm die nach Bildung und Besitz zur Führerschaft Berufenen so vielfache Beweise eigener „Drückebergerei" vor Opfern liefern, die ihnen aus nationaler und sozialer Pflicht zufallen?

Um Vertrauen zu erzeugen, bedarf es des ragenden Beispiels. Erst dann kann wirksam werden, was weiterhin bei uns fehlt: die sachliche Belehrung. Gerade inbezug auf Heeresfragen ist diese von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung. Der um die Jahreswende erschienene Aufruf des Deutschen Wehrvereins hat in durchaus zutreffender Weise darauf hingewiesen, „daß gerade in Deutschland selbst in Kreisen, wo man das für unmöglich halten sollte, eine erstaunliche Unkenntnis über eigene sowie fremde Wehrangelegenheiten besteht, die Parlamentskreise nicht ausgenommen." Diese Feststellung muß logischerweise zu der Forderung weitumfassender Aufklärung aller Kreise des Volkes über Wehrangelegenheiten führen, nämlich über Zweck und Grundlagen des Heeres, über seine Notwendigkeit im Interesse der Gesamtheit wie jedes einzelnen, über die Bedingungen des Heerwesens zur Erreichung seiner Aufgaben als Organ der Staatsmacht, schließlich über seine Beziehungen zum Dasein des gesamten Volkes, in kultureller, sozialer und ökonomischer Hinsicht. Erst wenn diese Grundlage durch eine „staatsbürgerliche Heereskunde" gelegt ist, kann Erfolg erwartet werden von Bestrebungen, wie sie der Deutsche Wehrverein verfolgt. Daß jene Grundlage heute fehlt, wird kaum von irgend einer Seite bestritten werden. Die Ursache liegt darin, daß die Schule in dieser Hinsicht bisher völlig passiv geblieben ist und daß, abgesehen von den Unwürdigen, Untauglichen und aus sozialen Gründen Befreiten, auch von den Tauglichen ungefähr ein Drittel nicht zur Ableistung der gesetzlichen Wehrpflicht herangezogen wird und infolgedessen gar kein persönliches Interesse an den Wehrangelegenheiten nimmt. Wem aber nicht durch staatsbürgerliche Heereskunde das Verständnis für Wesen, Zweck und Notwendigkeit einer starken Wehrmacht zu Lande grundlegend zu eigen geworden ist, den wird man kaum überzeugen können von „der zwingenden Notwendigkeit, den Ausbau unseres Heeres nach verschiedenen Richtungen hin zu beschleunigen, seine innere Tüchtigkeit zu heben und seine Kriegsbrauchbarkeit auf einen möglichst hohen Stand zu bringen".

Die mangelnde staatsbürgerliche Bildung und Erziehung unseres Volkes hat auf politischem Gebiete dazu geführt, daß sich Millionen heute ein ganz

unzutreffendes Bild vom Staate, von seinem Wesen, Wert und Walten machen und, irregeleitet von utopistischen Zukunftsidealen, dem eigenen Vaterlande fremd, vielfach feindselig gegenüberstehen. So führt der Umstand, daß das Verständnis des Heerwesens sich noch nicht auf die Höhe der allgemeinen Bildung erhebt und in seinen großen und für Staat und Volk entscheidenden Momenten noch nicht in das Bewußtsein des Volkes eingeführt ist, dazu, daß Auffassungen des Vorwärts wie jene über den „strategischen Grund der ins Ungemessene steigenden Heeresreformen" auch über den Leserkreis dieses radikalen Blattes hinaus Beachtung finden.

Man kann wohl behaupten, daß einer günstigen Aufnahme der Heeresvorlage recht wenig Boden im Volke bereitet ist. Die Absichten der Reichsregierung zugleich mit den bisherigen allgemeinen Mitteilungen über die nächstliegenden Forderungen großzügig darzulegen, wäre sehr wünschenswert gewesen, schon um deswillen, weil mit der gegenwärtigen Heeresvorlage die Reform doch nicht abschließen, sondern erst beginnen kann, weil es sich ferner nicht um Schließung einiger Lücken, um Flickwerk handeln darf, sondern ganze Arbeit bedeuten muß. Nicht in dem Sinne, daß die finanziellen Anforderungen gesteigert werden müßten. Was jetzt zur Ausführung kommen soll, wird abhängen von der Lösung der Deckungsfrage. Aber darum muß es sich handeln, was und wie an unserem Heerwesen reorganisiert und reformiert werden soll.

Von der Infanterie war schon in Nr. 13, S. 641 die Rede. Bei der Kavallerie handelt es sich vor allem um die Frage, ob bereits im Frieden Kavallerie-Divisionen geschaffen werden sollen. Frankreich besitzt solche, und zwar stehen ihrer mehrere an der Westgrenze, zweifellos mit der Bestimmung, im Falle eines Krieges sofort in Deutschland einzufallen und hier durch umfangreiche Zerstörungen an wichtigen Verkehrslinien unserm Aufmarsch und unseren Operationen Hemmnisse zu bereiten, zugleich aber durch leicht errungene Erfolge den kriegerischen Elan des französischen Volkes zu entflammen. Auch auf deutscher Seite stehen zahlreiche Kavallerieregimenter längs der Grenze. Sie sind aber nicht bereits im Frieden in selbständige Kavalleriekörper zusammengeschlossen, sondern unterstehen in Brigadeverbänden den Armeekorps. Es kann hier nicht auf die fachwissenschaftlich seit langem eingehend erörterte Frage im allgemeinen eingegangen werden. Die deutsche Heeresleitung vertritt mit dem General der Kavallerie von Bernhardi die Auffassung, daß die Kavallerie aus Gründen der Ausbildung für ihre Gesamtaufgaben im Frieden zweckmäßiger im Korpsverbande steht. Die vier Kavallerieinspektionen (Posen, Stettin, Straßburg i. E. und Saarbrücken) können als Grundstock von Kavalleriedivisionen gelten, die im Mobilmachungsfalle zu formieren sind. Nur fehlt ihnen ein wichtiges Organ, der Generalstab. Ihnen diese Ergänzung schon im Frieden zu geben, erscheint dringlicher als die Errichtung einer siebenten Armeeinspektion. Übrigens noch eins: wir haben bereits eine Kavalleriedivision im Frieden, nämlich beim Gardekorps. Es steht nicht im Einklang mit den bei Ausbruch eines Krieges für die Heereskavallerie

erwachsenden Aufgaben, daß der einzige große Kavalleriekörper fern der Grenze mitten im Reiche garnisoniert. Die Verlegung der Gardekavalleriedivision nach der Westgrenze ist aus Gründen der Kriegsbereitschaft dringend geboten.

Für die beiden neu aufzustellenden Armeekorps sind, um sie organisatorisch den bereits bestehenden gleichwertig zu machen, fünf Regimenter nötig. Jedes Korps bedarf deren vier; drei sind bereits überzählig vorhanden: eines bei der 11. Kavalleriebrigade, zwei bei der 35. Division (41. Kavalleriebrigade). Der Regierungsvorschlag enthält nur ein Regiment zu fünf Schwadronen. Das bedeutet für den Mobilmachungsfall die Neuaufstellung von vier kompletten Regimentern. Ist es schon bei der Infanterie mißlich, Regimenter von 8 auf 12 Kompagnien umstellen zu müssen (vgl. Nr. 13, Seite 642/643), so muß es noch weit ungünstiger für die Kriegsbereitschaft bezeichnet werden, wenn ganze Kavallerieregimenter, für die erste Linie bestimmt, der Neubildung im Augenblick des Ernstfalles vorbehalten bleiben sollen. Welches Zerreißen bestehender, festgefügter Verbände, welch einschneidende Veränderungen in der Stellenbesetzung bedeutet dies! Führer, Mannschaft, Pferde — alles aus verschiedenen Truppenteilen zusammengestoppelt, nicht zusammengeschult! Formiert man die Korps — und das ist ein dringendes Erfordernis —, so muß man auch die zugehörige Kavallerie formieren. Es brauchen ja nicht gleich fünf Vollregimenter zu sein. Aber die Brigadekommandos und Regimentskommandos nebst den Kaders für die im Mobilmachungsfalle zu bildenden Schwadronen müssen aufgestellt werden, am besten wohl in der Weise, daß man von bereits bestehenden Regimentern die fünften Schwadronen abtrennt und zunächst eine größere Anzahl von Regimentern zu je vier Eskadrons schafft, die innerhalb eines bemessenen Zeitraums auf volle Stärke ergänzt werden.

Für die Feldartillerie sind die normalmäßig zur Organisation eines Korps gehörigen Verbände durch die Wehrvorlage vorgesehen. Was die Etatserhöhungen betrifft, so ist nicht bekannt, ob auch eine Mehrung des Pferdebestandes mitinbegriffen ist, um einen Fortschritt in der Batteriebespannung im Frieden zu erzielen. Sowohl im Interesse der Friedensausbildung wie hinsichtlich erleichterten Überganges auf den Kriegsfuß muß solches dringend gewünscht werden. Sehr zu erwägen wäre die von autoritativer Seite angeregte Ausstattung sämtlicher leichter Haubitzabteilungen mit Batterien zu vier Geschützen. Es würde sich hierdurch eine äußerst günstige und nie wiederkehrende Gelegenheit für die Feldartillerie ergeben, aus allen Nöten inbezug auf Mangel an Offizieren und berittenen Unteroffizieren für die Aufklärung, Erkundung, Befehlsgebung und Verbindung und inbezug auf Mangel an Reit- und Zugpferden mit einem Schlage herauszukommen. Allerdings besäße das deutsche Armeekorps bei Durchführung jenes Vorschlages (vgl. Neue Militärische Blätter 1911 Nr. 19 Seite 306 ff.) nur 120 statt 144 Geschütze. Aber demgegenüber sei hier nur kurz bemerkt, daß dieses Verhältnis jenem der Infanterie im Korpsverbande besser entspräche, und daß die Franzosen unter ihren 144 Geschützen pro Armee-

korps ebenfalls nur 120 wirklich vollwertig bediente und bespannte besitzen. (Näheres möge aus dem zitierten Artikel in den N. M. Bl. ersehen werden.)

Ein Gebiet wird von der Wehrvorlage anscheinend gar nicht berührt, obgleich es mindestens ebenso sehr einer durchgreifenden Reform bedürftig ist als die organisatorische Gliederung der fechtenden Truppen: die Heeresverwaltung. „Auch ich bin davon überzeugt, daß Vereinfachungen wie Reformen in unserer Heeresverwaltung nötig sind". An diesen Ausspruch des preußischen Kriegsministers in der Reichstagssitzung vom 30. Januar 1911 sei hier schließlich die Mahnung geknüpft, mit jenen Reformen ehestens planmäßig zu beginnen. Namhafte Geschäftserleichterung und finanzielle Ersparnis im Frieden, insbesondere aber bessere, der Lösung der vielseitigen und schwierigen Kriegsaufgaben — insonderheit des Problems der Verpflegung des Feldheeres — zweckmäßiger angepaßte Organisation des gesamten Verwaltungsapparates kann und muß das Ziel der Reform sein. Auch hier darf es sich nicht um Flick- und Stückwerk handeln. Es muß ganze Arbeit getan werden: Aufstellung eines großzügigen, einheitlich gestalteten Reformplanes und Festlegung seiner systematischen Durchführung innerhalb einer bemessenen Zeitspanne. In enger Verbindung mit diesem Bedürfnis steht die Lösung der Frage der Trainorganisation. Näher darauf einzugehen wird bei anderer Gelegenheit möglich sein.

Für die Erörterung der Wehrvorlage in Presse und Volksvertretung möge aber der Wunsch Erfüllung finden: Sachlichkeit auch gegenüber abweichender Meinung! Möge es uns erspart bleiben, vor unseren Nachbarn und vor denen, die unsere Zeit einst als „Geschichte" kennen lernen, erröten zu müssen, weil selbst in solchen Fragen der gemeinsamen Lebensinteressen Egoismus, Klassenhochmut und Klassenhaß ungezügelt sich geltend machten!

Hauptmann Dr. Fritz Roeder in Berlin-Friedenau

Bank und Geld

Börsenhausse — Die Wirtschaftskonjunktur — Der Kupfermarkt — Parallelen zur letzten Hochkonjunktur — Kreditüberschreitungen — Der Geldmarkt — Privatmonopole und Banken

Die Beilegung des Bergarbeiterstreiks hat das Signal zu einer fast stürmischen Aufwärtsbewegung an der Börse gegeben. Keinerlei Erwägungen waren imstande, die plötzlich aufflammende Unternehmungslust zu zügeln. Mochte die Flottenrede Churchills einiges Unbehagen wecken, weil sie die Hoffnungen auf eine englisch-deutsche Verständigung nicht zu fördern geeignet war, mochten die deutschen Wehrvorlagen das Gefühl von der Unsicherheit der politischen Weltlage aufs neue verstärken — dies alles konnte den Umschwung der Stimmung ebenso wenig dämpfen als die unbefriedigende Lage des Geldmarktes und die Nähe des Ultimo. Alle Bedenken, die monatelang einen solchen Druck auf die Stimmung ausgeübt hatten, waren im Nu verflogen — am Barometer des Kurszettels gemessen, mußte das herrlichste Börsenwetter herrschen. Und doch kann dem

aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, daß in dieser Bewegung viel Selbsttäuschung mit unterläuft. Anfänglich gab den Anstoß nur die börsentechnische Situation: die Kontermine war stark engagiert; die Deckungskäufe, zu denen sie bei dem unvermuteten Abbruch des Bergarbeiterstreiks schritt, gaben den ersten Anlaß zu einer Aufwärtsbewegung der Kurse. Das Tempo, welches die letztere einschlug, ließ aber deutlich erkennen, wie willkommen der Spekulation der Tendenzumschlag war und mit welcher Begierde man danach strebte, die Situation auszunutzen — vielleicht gerade, weil ein letzter Rest von Unsicherheit im Grunde bestehen blieb. Es wäre freilich zu weit gegangen, wollte man der augenblicklichen Börsenkonstellation jede Berechtigung absprechen. Der Optimismus saugte seine Kraft aus der Zuversicht, daß die Wirtschaftskonjunktur sich auf ansteigendem Wege befinde. Diese Überzeugung hat im Grunde immer bestanden; sie war aber durch die bedenklichen Begleiterscheinungen des ersten Quartals stark zurückgedrängt worden. Nun gaben ihr Äußerungen bedeutender Industriekapitäne und Bankleiter, die nicht etwa gelegentlich getan, sondern als wohlüberlegte programmatische Erklärungen in den Generalversammlungen der Öffentlichkeit übermittelt wurden, neue Nahrung. Soll man daran zweifeln, daß die Grundlage unseres Wirtschaftslebens gesund ist, wenn Männer wie Ballin und Kirdorf erklären, daß die Industrie sich in einer Hochkonjunktur befinde, und wenn die gleiche Zuversicht von den Leitern der Großbanken bekundet wird?

Zeigt doch auch die Entwicklung der Dinge in Amerika, daß dort ein unverkennbarer Aufschwung eingesetzt hat, der seinen Ausgangspunkt von der Besserung der Metallmärkte, insbesondere des Kupfermarktes nimmt. Der Preis des roten Metalls ist im raschen Ansteigen begriffen; die Weltvorräte sind stark gelichtet, und der Verbrauch wächst augenblicklich anscheinend noch stärker als die Produktion. Aber dieser starke Einfluß des Kupfermarktes auf die Tendenz und die Beurteilung der Konjunktur ruft die fatale Erinnerung an die Jahre 1906 und 1907 wach. Auch damals war es die Kupferhausse, die den Schlußstein im Gebäude der Hochkonjunktur bildete. In rapidem Ansteigen wurde damals der Kupferpreis bis auf annähernd 120 Pfund Sterling pro Tonne getrieben, und im Zusammenhang damit entfaltete sich eine zügellose Spekulation in Kupferaktien. Der Fall der großen Kupferfirma Heintze in New York gab dann das Signal zum allgemeinen Zusammenbruch: es trat plötzlich zutage, welche enormen Vorräte aufgespeichert waren, wie man mit falschen Statistiken die Öffentlichkeit getäuscht hatte, und wie hohl der Boden war, auf dem ein solches Spekulationsgebäude sich auftürmte. Solche Erinnerungen zur rechten Zeit vermögen recht heilsam zu wirken. Noch sind wir ja freilich weit von ähnlichen Preisausschreitungen entfernt; aber steht der Kupferpreis auch erst auf 70 Pfund, so ist doch die Aufwärtsbewegung der letzten Wochen eine beängstigend schnelle. Es fällt schwer zu glauben, daß sie nur auf gesunden und nicht spekulativen Ursachen beruhen sollte.

Auch sonst fehlt es nicht an Parallelen zu der letzten Hochkonjunkturperiode. Der Vorwurf der Kreditüberspannung, welchen der Reichsbankpräsident gegen unsere Bankwelt erhoben hat, wird durch einige Aufsehen erregende Vorkommnisse in helles Licht gerückt. Bei dem Zusammenbruch der Immobilienfirma Mosler u. Wersche zeigt sich, daß fast sämtliche Großbanken mit Millionenkrediten beteiligt sind. Selbstverständlich hat keine einzige einen Überblick über die Gesamtengagements der Firma bei anderen Banken gehabt, sonst wäre eine solche Überfütterung mit Kredit gegen eine Unterlage in zweitstelligen Hypotheken undenkbar. Die gleiche Erscheinung zeigt sich bei dem Fall eines rheinischen Industriellen, der an verschiedenen Stellen Millionenkredite in Anspruch zu nehmen verstanden hat. Vielleicht mag dem letzteren Vorkommnis eine symptomatische Bedeutung nicht beiwohnen, weil eine Täuschung der Kreditgeber mit im Spiel gewesen sein mag. Um so mehr verdient der Fall Mosler u. Wersche die öffentliche Beachtung, weil er erkennen läßt, in wie hohem Maße die Banken die ungesunden Verhältnisse des Berliner Immobilienmarktes mit verschuldet haben. Die Dinge treiben hier ganz offensichtlich einer Krisis zu. Die an sich lobenswerte Praxis der Krediteinschränkungen, deren Opfer auch jene Firma geworden ist, wird, wenn zur Unzeit durchgeführt, noch gar manchen den gleichen Weg gehen lassen.

Solche Befürchtungen sind um so naheliegender, je unbefriedigender die Lage des Geldmarktes ist, je länger die ganz auffallende Zinsanspannung andauert. Die Hoffnung auf eine Ermäßigung des Bankdiskonts im zweiten Quartal muß heute schon beiseite gelegt werden. Die Reichsbank ist weit davon entfernt, durch eine Politik der Zinsermäßigung der spekulativen Unternehmungslust auf allen Gebieten neue Nahrung zu geben. Es gilt, sich auf einen fünfprozentigen Zinsfuß für die Dauer einzurichten. Jedenfalls ist es, soweit sich die Situation heute übersehen läßt, sehr unwahrscheinlich, daß die Sommermonate noch eine Zinsermäßigung bringen werden, die im Herbst dann schon wieder von einer abermaligen Erhöhung abgelöst werden müßte. Zweifelsohne ist auch, soweit es die internationalen Geldverhältnisse gestatten, die Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Zinsfußes richtig und im wohlverstandenen Interesse der Volkswirtschaft. Nur eine solche — immer noch in mäßigen Grenzen sich haltende — Versteuerung des Kredits kann uns davor schützen, alsbald wieder einer Katastrophe entgegenzutreiben. Die Inanspruchnahme der Reichsbank am Quartalstermin läßt sich im Augenblick noch nicht übersehen; sie ist aber zweifellos eine recht bedeutende gewesen und wird wohl eine Rekordziffer ergeben. Der Ultimogeldsatz hat den ungewöhnlich hohen Stand von 7 Prozent erreicht. Dieser verlockende Zinssatz hat zwar ausländisches Kapital zu uns über die Grenze geführt, doch hindert die Anspannung am Londoner Geldmarkt, daß diese Zuflüsse größeren Umfang gewinnen. Der Bergarbeiterstreik in England dauert nun nahezu schon fünf Wochen; über vierzig Millionen Mark haben die Gewerkschaften bereits an Unter-

stützungsgeldern ausgezahlt. Aber obwohl sie nunmehr bald am Ende ihrer Mittel sind, hat doch weder diese Tatsache noch die Annahme der Mindestlohnbill die Arbeiter bisher zu einem Nachgeben bewogen. Der deutschen Kohlenindustrie kommt diese lange Dauer der Ausstandsbewegung nach Beendigung des Streiks im eigenen Lager sehr gelegen. Sie wird jetzt alle Kräfte daran setzen, ihr Absatzgebiet auf Kosten des englischen Konkurrenten zu erweitern.

In der Elektrizitätsindustrie macht die Monopolbildung gewaltige Fortschritte. Neben den beiden großen Konzernen, der A. E. G. und Siemens-Schuckert bestand bisher nur ein Außenseiter und gefährlicher Konkurrent in der Bergmanngesellschaft. Diese war durch kräftige Unterstützung ihrer Banken zu einer erstaunlich raschen Ausdehnung und Entwicklung gelangt. Trotz aller Kapitalvermehrung war bei solcher Expansion der Geldbedarf ein ungeheurer, und die von der Gesellschaft beanspruchten Bankkredite waren gewaltig. Jetzt wird der bisher so trefflich prosperierenden Gesellschaft einfach das Lebenslicht ausgeblasen, weil die Banken es für richtiger finden, für die Deckung des Kapitalbedarfs nicht weiter zu sorgen, sondern die Gesellschaft der kapitalkräftigen Konkurrenz in die Hände zu spielen. Siemens-Schuckert wird das neue Aktienkapital übernehmen; mit der Selbständigkeit der Gesellschaft ist es vorbei. A. E. G. und Siemens-Schuckert beherrschen fortan unbeschränkt den Markt. Was das heißt, kann man sich vergegenwärtigen, wenn man sich daran erinnert, daß die

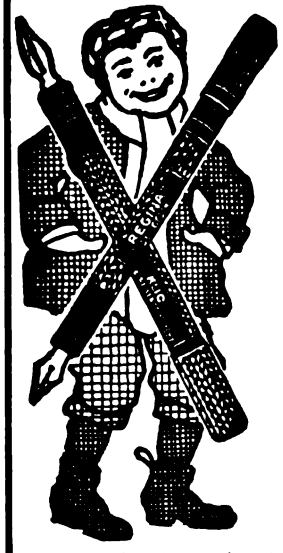
Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

bevorstehende Elektrisierung der Berliner Stadtbahn der Elektrizitätsindustrie Aufträge in Höhe von einer halben Milliarde zuführt. Der Staat ist jetzt ohne Widerrede diesen beiden Monopolfirmen ausgeliefert, die in der Tat schlechte Kaufleute sein müßten, wenn sie nicht den Weg der Verständigung dem Kampf vorzögen. Es wäre vielleicht richtig gewesen, wenn der Staat durch eine eigene Beteiligung — analog dem Aktienerwerb bei der Hibernia und der Rhein- und Seeschiffahrtgesellschaft — sich gegen das Privatmonopol zur Wehr gesetzt hätte. Stehen hier doch nicht nur seine eigenen, sondern in weitestem Umfange die Interessen der Kommunen und der Allgemeinheit in Frage. Ein solches Eingreifen ist leider versäumt worden; es hätte bei der Plötzlichkeit, mit der die Frage auftauchte, wohl auch einer Schnelligkeit des Entschlusses bedurft, die von staatlichen Behörden nicht erwartet werden darf. Spectator

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung in Wilmersdorf. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.



Ich lache

weil jedes System Füllfederhalter das beste sein soll???

Probieren Sie entweder

„Klio" E. Reiserts Patent, bei der Sie Ihre gewohnte Feder u. Tinte verwend. können, zu **Mk. 3.**— und **6.**— pro Stück.
Mit neuester Selbstfüllvorrichtung **Mk. 2.**— pro Stück **mehr**
oder

„Regina" ges. gesch. Sicherheits-Goldfüllhalter, mit 14karätiger Goldfeder mit Iridiumspitze, immer schreibfertig, **Mk. 10.**—, auch m. grösseren Goldfedern **Mk. 14.50, 19.**— u. **25.**— pr. Stück.

„Klio" und „Regina" können in jeder Lage in der Tasche getragen werden.
Ueberall erhältlich. Kataloge gratis und franko.

Klio-Werk, G. m. b. H., Hennef (Sieg) 141

Grösste und leistungsfähigste Füllfeder-Spezialfabrik des Kontinents.

Es sind verschiedene ähnlich lautende minderwertige Nachahmungen im Handel, achten Sie daher auf die jedem Halter eingebrannte Marke „Klio", E. Reiserts Patent, bezw. „Regina", ges. gesch.

Einige Anerkennungen: Herr Kisch, Thaler Blechwarenfabrik Kisch & Co., Thale a. H., schreibt: „Als ich dieser Tage Ihre Inserate las, wurde ich daran erinnert, dass ich **meinen stetigen Freund**, welchen ich ständig in der Tasche **habe, nun bereits 5 bis 6 Jahre besitze.** Ich gebrauche meinen **„Klio"-Füllfederhalter tagtäglich**, und ist **mir derselbe ein treuer Begleiter und lieber Freund geworden.** Ich war früher im Besitze eines anderen **Systems**, jedoch habe ich schon längst die Vorteile Ihres Systems erkannt usw. usw."

Herr Dr. Deichmann, Löwen-Apotheke in Leer, schreibt: „**Seit mehreren Jahren** gebrauche ich **ständig Ihren „Regina"-Füllfederhalter**, und drängt es mich, Ihnen mitzuteilen, dass ich mit dem Halter **durchaus zufrieden bin** und ich nur jedem empfehlen kann, bei Anschaffung eines Füllfederhalters an **Ihr System** zu denken. Der Halter arbeitet **noch heute, nach vier Jahren, ebenso wie am ersten Tage, wohl das beste Zeichen für die Güte Ihres Fabrikates.**"

Aus der deutſchen Bergarbeiterbewegung

Von Dr. Hugo Böttger-Berlin, M. d. R.

Arbeiterbewegungen im Kohlenbergbau erſchüttern die Volkswirtſchaft deswegen ſo ſtark, weil ohne Kohlen hunderttauſende von gewerblichen Arbeitsſtätten geſchloſſen werden müſſen, und weil ohne Kohlen der Verkehr ſich wieder auf die primitiven Formen der Poſtkutſche zurückentwickeln muß. Ein internationaler Kohlenarbeiterſtreik mit voller Wirkſamkeit müßte die internationale Arbeitsſtockung zur Folge haben, jedenfalls den größten Teil der gewerblichen Arbeit ſtillegen, denn mit alten Zeitungen und Stuhlbeinen kann man nur ſehr kurze Zeit die Dampfkeſſel heizen. Darum ergreift auch kein Rieſenſtreik, ſei es etwa in der Metallinduſtrie oder im Verkehrsgewerbe, ſo tiefgehend die öffentliche Meinung wie ein Kohlenarbeiterausſtand im Ruhrrevier. Von dort, aus dem Oberbergamtsbezirk Dortmund, erhalten wir 58 Prozent der deutſchen Steinkohlenförderung. Bleibt der Ausſtand nicht iſoliert, miſchen ſich auch noch zwiſchenſtaatliche Tendenzen ins Spiel, dann iſt eine volkswirtſchaftliche Kataſtrophe nahe, die keinen Mitlebenden unberührt läßt und jedem auch ein vorſchauendes Intereſſe abnötigt.

Seit 1905 hatten wir, von kleinen partiellen Erhebungen und Lohnforderungen abgeſehen, keine große Bergarbeiterbewegung mehr gehabt. Damals waren Zechenſtillegungen, Arbeiterentlaſſungen, Arbeitszeitverlängerung, Wagennullen und Lohnſtreitigkeiten die Gründe der Unzufriedenheit; und die öffentliche Meinung ſtand ſo ſehr auf ſeiten der 270000 Streikenden, daß manche Stadtverwaltung, der evangeliſch-ſoziale Kongreß u. a. öffentlich für ſie ſammelten und der Erzbiſchof von Köln den chriſtlichen Gewerkſchaften 1000 Mark ſpendete. Der Streik von 1905, an dem alle Verbände der Bergarbeiter beteiligt waren, der wohl über 90 Prozent der Belegſchaften erfaßte, hatte etwas länger als drei Wochen gedauert; bis zum Schluß waren die Zechenverwaltungen der

schärfsten Kritik ausgesetzt, und die Arbeiterschaft war trotz Kontraktbruch und Ausschreitungen gegen Arbeitswillige der Gegenstand der lebhaften Sympathien des Publikums gewesen. Das ist diesmal völlig anders verlaufen. Der Streik von 1912 dauerte vom 10. März bis zum 19. März; von Anfang an machte ein beträchtlicher Teil der Organisierten, nämlich die Christlichen und die Nationalen, nicht mit, und die Sympathie im bürgerlichen Lager beschränkte sich auf demokratische und freisinnige Kreise, die dem in den Streik verwickelten Hirsch-Dunckerschen Verband zu sekundieren sich verpflichtet fühlten. Gewiß waren auch diesmal wirtschaftliche Forderungen gestellt worden, aber es herrschte doch bei Unbefangenen die Meinung vor, daß nicht diese Forderungen, sondern die Machtpolitik des Alten Verbandes, daß sozialistische und internationale Fragen diesmal den Ausschlag gegeben haben. Und gerade das hat den schnellen moralischen und tatsächlichen Zusammenbruch des Lohnkampfes in acht Tagen herbeigeführt, des Lohnkampfes, an dem auch während der höchsten Entwicklung nicht mehr als 60 Prozent der vorhandenen 350000 Arbeiter beteiligt waren. Die Wandlung der öffentlichen Meinung kann kaum zurückgeführt werden auf ein größeres Verständnis des Publikums für die heutige Arbeiterbewegung und ihre Schwächen an sich, sondern sie ist im wesentlichen daraus zu erklären, daß die Arbeitgeber seit Jahren straff organisiert sind, daß die Gewerkschaften uneinig waren, daß es an zureichenden Gründen für einen verschärften Konflikt mangelte, daß die Zechenverwaltungen über einen vortrefflichen Aufklärungsdienst verfügten, und daß auch nur die Möglichkeit eines Sympathiestreiks zugunsten der englischen Bergarbeiter die Sache bei uns unvolkstümlich machen mußte. Außerdem fehlten in den Forderungen der streikenden Bergarbeiter die packenden Momente des Jahres 1905: Wagennullen und Zechenstillegung. Gegenüber den heurigen zehn Beschwerdepunkten gelang es dem Zechenverbande verhältnismäßig leicht nachzuweisen, daß darum eine Zerrüttung unseres industriellen Lebens nicht riskiert werden dürfe, zumal da bei dem wichtigsten Punkte, bei der Lohnfrage, längst vor dem Streik der Zechenverband bedeutende Verbesserungen gewährt und weitere in Aussicht gestellt hatte.

Die Forderungen, die von den drei Verbänden, dem Alten Verband, der Polnischen Berufsvereinigung und dem Hirsch-Dunckerschen Gewerkverein, aufgestellt waren, zielten ab auf 15prozentige Lohnerhöhung für alle Arbeiter, auf Änderung der Lohnzahlungstermine, auf Verkürzung der Arbeitszeit, auf Einschränkung der Überschichten, auf das Wohnwesen, auf paritätischen Arbeitsnachweis, Abänderung der Strafen, paritätische Schiedsgerichte und Gewährung von alkoholfreien Getränken. Man hat den Eindruck, als seien hier mühselig recht viele Beschwerden und Wünsche zusammengestellt worden. In manchen Punkten ist die Entwicklung im Fluß, und die Diplomatie der beiden Mächte kämpft um dies oder jenes Zugeständnis, aber niemals können jene Forderungen selbst in ihrer Gesamtheit ein so schroffes und unbesonnenes Vorgehen der Arbeiter rechtfertigen, wie es der Streik von 1912 darstellt. Zunächst die Lohn-

frage. Sie muß sich richten nach den Kohlenpreisen, die erzielt werden, und nach den Preisen der Lebensmittel und Gebrauchsartikel; die ersteren sagen uns, was an Lohn gezahlt werden kann, die anderen, was gezahlt werden muß, damit der standard of life nicht herabgedrückt werde.

Nun ist die Bewegung der Kohlenpreise von 1906 bis 1911 schwankend. Es hat die durchschnittliche Jahresnotierung an der Essener Börse ab Zeche für die Tonne betragen:

	für Fettkohle	für Hochofenkoks
1906 . . .	10,27 M.	15,87 M.
1907 . . .	11,12 „	17,25 „
1908 . . .	11,25 „	17,50 „
1909 . . .	10,87 „	15,13 „
1910 . . .	10,75 „	14,37 „
1911 . . .	10,50 „ (Richtpreise)	15,50 „ (Richtpreise)

Die Jahre 1907 und 1908 sind Hochkonjunkturjahre, deren Preise anfangs 1912 noch nicht wieder erreicht waren. Halten wir die Löhne daneben, so bemerken wir, daß sie mit der Konjunktur steigen und fallen.

	Schichtverdienst, Nettolohn aller Bergarbeiter (Schlepper und Jungen eingeschlossen)	Schichtverdienst der Kohlenhauer allein	Jahresverdienst durchschnittlich	Jahresverdienst der Kohlenhauer
1906 . . .	4,37 M.	5,29 M.	1402 M.	1664 M.
1907 . . .	4,87 „	5,98 „	1562 „	1871 „
1908 . . .	4,82 „	5,86 „	1494 „	1766 „
1909 . . .	4,49 „	5,33 „	1350 „	1556 „
1910 . . .	4,54 „	5,37 „	1382 „	1589 „
1911 . . .	4,69 „	5,55 „	1446 „	1666 „

Also ein deutliches Wiederanziehen der Löhne mit den Kohlenpreisen. Hierbei darf nicht übersehen werden, daß die Zahl der Schichten, der effektiven Arbeitstage, abgenommen hat, die Leute haben in den letzten Jahren weniger gearbeitet oder weniger Arbeitsgelegenheit gehabt. 1907: 321 Schichten, 1911: 304 Schichten. Relativ ist also der Lohn schon 1911 höher als 1907. Für 1912 ist die Lohnsteigerung bereits in vollem Umfange eingetreten, und sie wird nach den neuen Richtpreisen des Kohlensyndikats vom 1. April ab sich noch weiter bemerkbar machen. Auf den fiskalischen Gruben ist den Häuern eine Steigerung des Gedingelohnes bis zu 6,60 Mark in Aussicht gestellt, ähnlich auf den privaten Gruben. Mag es nun auch richtig sein, daß die Lebenshaltung sich allgemein verteuert hat — für eine Familie mit einem Einkommen von 1600 bis 2000 Mark beträgt ab 1907 die Verteuerung etwa 8,4 Prozent —, so sind doch die Bergarbeiterlöhne im Ruhrrevier schon heute weit darüber hinausgestiegen, so daß aus diesen Lohnsätzen, die die höchsten in Deutschland sind, in der Tat kein Beweggrund zum Streik und Kontraktbruch geschöpft

werden kann. Auch die übrigen Streitpunkte sind, soweit sie eine Neuregelung zulassen, so geartet, daß sie in Frieden und Verständigung erledigt werden konnten.

Warum dann aber der Kampf? Es handelte sich, um aus dem Kleinkram das Wichtigste herauszuschälen, einmal um die Abgrenzung der Interessen der Bergarbeiterorganisationen, um das Vordringen der Sozialdemokratie zur höchsten Machtspitze, ferner um die Frage der Anerkennung jener Organisationen und schließlich um die Erzielung von Kollektivverträgen, um die Anerkennung der Parlamentsherrschaft auch im Bergbau. Der Alte Verband, die stärkste Organisation, ist in den Händen der Sozialdemokratie und umfaßt etwa 125000 Bergleute, davon 80000 im Ruhrgebiet. Der zweitgrößte Verband, der Christliche Gewerkverein, zählt rund 80000 Mitglieder, davon 60000 im Ruhrrevier. Erst in zweiter Linie kommen in Betracht die polnische Berufsvereinigung und der Hirsch-Dunckersche Gewerkverein mit insgesamt etwa 20000 Organisierten im Oberbergamt Dortmund. Charakteristisch ist, daß dort annähernd 200000 Bergarbeiter außerhalb jeder Organisation stehen, und um einen Teil dieser Nichtorganisierten wird namentlich von den Christlichen und von den Sozialdemokraten eine unabläßige und tiefbohrende Werbearbeit verrichtet. Letzthin hatten die Christlichen etwas abgenommen und die Sozialdemokraten sich ein wenig verstärkt. Das regte den Alten Verband zu besonderer Kraftleistung an, der christliche Verband sollte vollends übertrumpft und womöglich gesprengt werden. Hinter diesem christlichen Verbande steht nun in der Hauptsache die Zentrumspartei, und in manchen stark mit Industrie und Arbeiterschaft durchsetzten Reichstagswahlkreisen hat bereits ein scharfes Ringen von Zentrum und Sozialdemokratie um die politische Macht und um die Mandate eingesetzt; das hat das Kampfbild verschoben, es geht nicht mehr vereint gegen Liberale und Hüttenpartei, sondern die christlichen Gewerkschaften sind durch die Schärfe der sozialistischen Propaganda genötigt worden, sich auch in den Lohnkämpfen von den sozialistischen Gewerkschaften abzutrennen und ihre Wirtschafts- und Sozialpolitik für sich zu betreiben. Bei dem Ruhrbergarbeiterstreik wurde z. B. von dem christlichen Generalsekretär A. Stegerwald in der Kölnischen Volkszeitung vom 14. März d. J. der grundsätzliche Unterschied in der Stellung zum Streik zwischen christlichen und sozialdemokratischen Gewerkschaften so ausgelegt, daß die ersteren den Streik ausschließlich als wirtschaftliches und letztes Kampfmittel ansehen, während er für die sozialdemokratischen nicht nur wirtschaftliches, sondern auch politisches Kampfmittel sei und daneben noch als internationales Demonstrationsobjekt benutzt werde. Stegerwald weist auch auf die unterschiedliche Stellung zum Streik in den Verkehrsgewerben hin, für die die christlichen Gewerkschaften den Streik unbedingt ablehnen. Alles in allem sind die Christlichen in der Gegenwart mehr auf Verständigung mit den Unternehmern zur Verbesserung des Loses der Arbeiter als auf Streik zum agitatorischen Zweck gestimmt. Sie hoffen, wohl nicht mit Unrecht, für die Bergarbeiter genügend herauszuschlagen, so daß die Arbeiter bei ihren Fahnen bleiben. Sie wollen

nicht ohne Not die Volkswirtschaft zerrütten und im Kampfe mit dem festgefügten Unternehmertum die Kassen der Organisation und ihre Reputation als Gewerkschaft aufs Spiel setzen. Die Redner dieser Gruppe im Reichstage, die Abgeordneten Schiffer und Behrens, erklärten während der Verhandlungen am 14. und 15. März 1912, daß sie nur einen gerechten und aussichtsvollen Kampf wollen, nachdem alle friedlichen Mittel erschöpft sind. Sie vertrauten auf die Versicherungen der Grubenbesitzer, daß der Konjunktur entsprechend Lohnerhöhungen eintreten, und hoffen darauf, daß andere Konzessionen in friedlicher Verständigung gewährt werden würden. Die Sozialdemokratie hat darauf durch ihre Redner Sachse und Dr. Erdmann erwidert, daß die Christlichen sich den gelben Gewerkschaften genähert hätten, daß sie beherrscht würden von politischen Motiven, die sich aus der Interessengemeinschaft Zentrum, Konservative und Regierung ergäben, denen in der Streikangelegenheit der Dreibund Sozialdemokratie, Freisinn und Polentum gegenübersteht.

Es läßt sich nicht übersehen, wie die beiden Gruppen ihr Konto abschließen werden, ob mehr die Ernüchterung oder mehr die Erbitterung die Gemüter erfassen und je nachdem die Reihen der Unorganisierten oder der verschiedenen Organisationen stärken würde. Jedenfalls haben diese taktischen Verbandsinteressen keine untergeordnete Rolle in den jüngsten Streitigkeiten gespielt. In der öffentlichen Meinung haben die christlichen Organisationen Sympathien erworben, sie werden vermutlich ihren Verhandlungen mit dem Zechenverbande zu gute kommen.

Viel ist die Rede gewesen von der Internationalität der Bergarbeiterbewegung. Sie wird von der Sozialdemokratie in Friedenszeiten laut betont, im Kriegsfalle, wie im vorliegenden, auf das schärfste bestritten. Nun mag ein Unterschied bestehen zwischen der Internationalität allgemeiner sozialer Ideen und der der unmittelbaren Arbeiteraktionen. Aber liegt es nicht nahe, daß die sozialistischen Führer der deutschen, englischen, belgischen, französischen, österreichischen Bergarbeiter eine Verständigung untereinander anstreben, einmal um dem Streik die mächtigste Wirkung zu sichern und anderseits um das Kapital international zu treffen und keiner kapitalistischen Gruppe durch einen Streik in einem Lande einen besonderen Vorsprung auf dem Weltmarkt zu verschaffen? Die Kohle ist Weltmarktsartikel, und ist irgendwo z. B. die englische Kohle durch die deutsche verdrängt, so kann sie sich nur schwer den Markt zurückerobern. Neben diesen — sagen wir — sachlichen Beweggründen erheben sich auch die der Sympathie oder der gleichartigen Stimmungen, wie es etwa die Anfangsworte eines Leitartikels des Vorwärts vom 12. März 1912: „Der Riesenkampf der Bergknappen" besagen:

Sie haben sich überall erhoben. Die eben noch fleißige Arbeiter waren, sind trotzige Kämpfer geworden. Zu den mehr als eine Million Bergknappen, die in England aus den finsteren Gruben an das Tageslicht gekrochen kamen, um in der Sonne den Körper kühn zu recken, kommen an die Zweihunderttausend, die im Ruhrrevier aufstehen. Und schon regt es sich in Sachsen, regt es sich in Schlesien, in Österreich, in Frankreich, im Luxemburgischen.

Vielleicht raffen auch die Belgier sich noch einmal empor. Überall dieselbe Not, überall dieselbe aus dieser Not geborene Entschlossenheit, und überall dieselbe abweisende Haltung der Grubenmagnaten, welche die Bergknappen zum letzten ungern getanen Schritt, zum Streik, zwingt.

Der englische Bergarbeiterstreik war am 1. März ausgebrochen. Vorher hatten zahlreiche Besprechungen internationaler Art stattgefunden, wobei die Frage des Sympathiestreiks lebhaft erörtert worden war. Auf einer dieser Konferenzen, die am 22. Februar in London stattfand, und auf der die Bergarbeiterverbände Englands, Belgiens, Frankreichs, Deutschlands und Österreichs vertreten waren, rieten die Belgier und Deutschen von einem internationalen Ausstand ab, weil die sozialistischen Parteien in Belgien und Deutschland ihre verfügbaren Gelder für politische Zwecke brauchten. Aber man versprach, nach Möglichkeit die festländische Kohleneinfuhr nach England zu verhindern mit Hilfe von Überwachungskommissionen, die mit örtlichen Streiks gegen den Kohlenexport nach England vorgehen sollten. Darüber hinaus ist von dem Internationalen Komitee der Beschluß gefaßt worden, daß während des Streiks in Großbritannien die Bergleute auf dem Kontinent die Förderung von Kohle so viel wie möglich einschränken sollten. Das kommt doch in der Tat dem internationalen Sympathiestreik sehr nahe.

Es hieß ferner in der Erklärung des Internationalen Komitees, daß, wenn die Bergleute auf dem Kontinent gegenwärtig oder in Zukunft die Forderung des Mindestlohnes stellen würden, dann auch die Bergleute von Großbritannien die Kohlenförderung so viel wie möglich einschränken wollten. Die Bergleute von Großbritannien sind zurzeit zuerst für die Forderung des Minimaltagelohnes mit 900000 bis 1 Million Mann in den Streik eingetreten. Wie sich die Dinge nun in England gestaltet haben, sollen Mindestlohnsätze für bestimmte Distrikte, wo Bergbau betrieben wird, auf dem Wege der Tarifvereinbarungen durch ein gemeinsames Komitee von Unternehmern und Arbeitern festgesetzt werden. Das Komitee besteht aus Vertretern der Organisationen der Grubenbesitzer und der Arbeiter, was alsdann die Anerkennung der beiderseitigen Organisationen voraussetzt. Können sich die Parteien in dem Komitee nicht einigen über den Vorsitzenden, so stellt ihn die Regierung. Der Regierung wird also in vielen Fällen die unparteiische Entscheidung zugemutet. Die Bill ist angenommen, aber sie hat noch ein problematisches Aussehen. Die Bergarbeiter Großbritanniens sind vom Syndikalismus beherrscht; sie wünschen wohl die Vorteile des Lohnminimums, verwerfen aber jede Bindung ihrer Bewegungsfreiheit, wie sie sich die australischen Arbeiter für ähnliche Zugeständnisse gefallen lassen mußten, indem sie durch die Tarifabmachung gezwungen wurden, auf das Streikrecht zu verzichten. Der Syndikalismus, dem die englischen Gewerkschaften sich verschrieben haben, will aber gerade den Kampf um des Kampfes willen und keine kleinen Etappen des Erfolges. Es soll auf die Art der Beweis geführt werden, daß in der kapitalistischen Gesellschaft kein Friedenszustand möglich ist, darum wird völlige Streikfreiheit und umfangreichste Streiktätigkeit

vorausgesetzt. England, das vielgepriesene Land der Herrschaft des friedlichen Gewerkvereins, ist auf dem Wege des Syndikalismus in den letzten Jahren von den erbittertsten Lohnkämpfen unterwühlt worden. In den letzten fünfzehn Monaten gab es dort 1911: Kohlenstreik in Südwales, Seemannsstreik, Generalstreik der Eisenbahner, Straßenbahnerstreik; 1912: Transportarbeiterstreik und schließlich der gewaltige Bergarbeiterstreik. Diese Kämpfe waren von Hungersnot und Revolten begleitet, derart, daß bei dem Dockarbeiterstreik in Liverpool 1911 zur Aufrechterhaltung der Ordnung eine Brigade Infanterie, zwei Regimenter Kavallerie und vier Kriegsschiffe in Anspruch genommen werden mußten. Der Schaden, der Großbritannien aus dem schwebenden Kohlenarbeiterausstande erwachsen soll, wird auf vier bis fünf Milliarden Mark geschätzt.

Der Syndikalismus soll die Wirtschaftsordnung des freien Arbeitsvertrages zum sozialistischen Staate führen, aber auch die Mindestlohngesetzgebung liegt durchaus auf diesem Wege. Das Mindestlohneinkommen verliert, sobald der Geldwert sinkt und die Lebensmittelpreise steigen, an Wert für den Arbeiter; es muß also ständig kontrolliert und reguliert werden durch Lohnausschüsse und Schiedsgerichte, die der Staat ins Leben ruft und leitet. Ferner muß der Staat folgerichtig eingreifen, wenn die Bergarbeiter zu dem vereinbarten Mindestlohnsatz nicht arbeiten wollen, also das Gesetz verletzen, oder aber, wenn die Grubenbesitzer den Betrieb einstellen, weil ihn die staatliche Lohnregulierung unrentabel gemacht hat. In einem Fall muß der Staat den Arbeiter zur Arbeit anhalten oder den Arbeitswilligen schützen, im andern Falle muß er zur Enteignung des Grubenbesitzers schreiten und den Betrieb selbst übernehmen. Man kann nicht einwenden, daß die Löhne in der Regel die Mindestsätze überschreiten würden, daß also die Folgeerscheinungen nicht zu befürchten seien. Nach den Erfahrungen in Australien herrscht bei den unqualifizierten und trägen Arbeitern die Neigung vor, dem Mindestlohn die Mindestleistung entsprechen zu lassen. Es müssen daher fortdauernd Verfügungen erlassen werden, um dieser Entwicklung zu begegnen. Also so viel Staatsintervention, daß der sozialistische Staat als die natürliche Konsequenz erscheint.

Es ist richtig, daß der Syndikalismus der Anarcho-Sozialisten bei uns noch nicht über sehr starke Anhängerschaft verfügt; aber wir haben andere Triebkräfte, die ebenfalls das gewerbliche Leben dem sozialistischen Staat zutreiben sollen. Es sind das das parlamentarische System in den Betrieben, die konstitutionelle Fabrik, wobei nach und nach der Unternehmer und Betriebsleiter seiner freien Dispositionsfähigkeit beraubt, der freie Arbeitsvertrag beseitigt und die Herrschaft der organisierten Masse aufgerichtet werden soll. Das darf bei all dem Drängen nach Instanzen zum Verhandeln von Partei zu Partei nicht aus den Augen gelassen werden und erklärt jedenfalls die Abneigung der Unternehmer, mit den Gewerkschaften über Lohn- und Arbeitsverhältnisse zu unterhandeln. Aber auch praktische Bedenken liegen vor. Was haben tarifmäßige Bindungen für einen Wert, wenn, wie im Ruhrrevier, nur ein Drittel

der Berufsgenossen organisiert sind, und wenn bei dem häufigen Stellenwechsel der Bergarbeiter die Haftbarkeit eigentlich nur bei den Unternehmern gegeben ist? Bei den Lohnstreitigkeiten ist ja heute der Kontraktbruch etwas sehr gewöhnliches, und der Abg. Gothein hat im Reichstage (15. März 1912) die Häufigkeit des Kontraktbruches damit begründet, daß es zu umständlich und zu riskant für den einzelnen Arbeiter sei, zu kündigen. Er schlug als Abhilfemaßregel vor, daß es dem Arbeiterausschuß erlaubt sein sollte, für die Gesamtheit der Arbeiter Erklärungen über Kündigung oder Wiederaufnahme der Arbeit abzugeben. Das aber heißt mit Riesenschritten in das parlamentarische System der Arbeit eintreten und den freien Arbeitsvertrag dem Majoritätswillen ausliefern. Dreiviertel eines Arbeiterausschusses verlangt den Streik, dann muß die Gesamtheit der zugehörigen Arbeiterschaft die Arbeit einstellen. Das ist die konstitutionelle Fabrik, die Herrschaft der Mehrheit in der Industrie.

Da sich auf solche Experimente am lebenden Körper unserer Industrie die Landesgesetzgebung in Preußen bisher nicht eingelassen hat und denen auch in Zukunft voraussichtlich Widerstand leisten wird, so wird ein Reichsberggesetz gefordert in der Erwartung, daß im Reichstage auch für die gewagtesten sozialpolitischen Versuche eine Mehrheit leicht zu haben ist.

Ich halte den Standpunkt mancher Zechenverwaltungen, keine Arbeitervertretung anerkennen und nur mit dem einzelnen Arbeiter verhandeln zu wollen, für verkehrt, da solche Einzelverhandlungen unter Umständen mit 350000 Mann doch ein Unding darstellen, und da auch die preußische Gesetzgebung bereits gewisse Organisationen und Arbeitervertretungen als berechtigt anerkannt hat. Man mag so vorsichtig und schonend wie möglich vorgehen, aber man sollte sich nicht den Vorwurf der Weltfremdheit verdienen. Ich würde es für keinen Fehler halten, das Institut der Arbeiterausschüsse lebensfähig zu gestalten, als ein brauchbares Vermittlungsorgan zwischen Unternehmer und Arbeiter. Wie die Verhältnisse sich heute entwickelt haben, wird freilich die Sozialdemokratie jeder Organisation und Vermittlungsinstanz ihren Stempel aufzudrücken sich bemühen. Das erschwert die sozialpolitische Arbeit und mahnt zur Vorsicht, aber es kann sie auch nicht völlig unterbinden, weil das laisser faire, laisser aller erst recht der Sozialdemokratie zugute kommt. Jedenfalls sollte den Arbeiterausschüssen das Recht gewährt werden, auch über die Lohnverhältnisse mit den Zechenverwaltungen in Unterhandlungen zu treten. Die gegenteilige oder zweifelhafte Bestimmung des Allgemeinen Preußischen Berggesetzes hat wenig Zweck und Sinn und ist auch vielfach bei dem letzten Streik zur Seite geschoben worden. Ein Organ muß dafür da sein, und dann ist der Arbeiterausschuß der für die Disziplin zuträglichste und darum überhaupt zweckmäßigste.

Wenn man das politische Fazit aus der Bergarbeiterbewegung ziehen soll, so darf man sagen, daß es dank der vernünftigen Haltung der Unternehmer, die rechtzeitig im Rahmen des Möglichen Zugeständnisse gemacht haben, ohne den Streik abzuwarten, dank den christlichen und nationalen Organisationen,

die sich nicht in einen Demonstrationsstreik verwickeln ließen, dank der Regierung, die für Aufrechterhaltung der Ordnung und für den Schutz der Arbeitswilligen mit ausreichender Kraft gesorgt hat, schließlich dank auch der öffentlichen Meinung, die nicht, wie oftmals vorher, bedingungslos auf die Seite der Streikenden getreten ist, sondern auch den moralischen Mut der Arbeitswilligen und das Frivole und Unberechtigte dieses Streiks anerkannt hat — daß dank eben allen diesen verständigen Faktoren schweres Unheil für unser Vaterland verhütet werden konnte. Darf man diese vorteilhafte Gestaltung der Dinge als normal und für die Zukunft maßgebend betrachten? Doch wohl nur dann, wenn entsprechend der Schwere und den Gefahren der Bergarbeit von seiten der Zechenverwaltungen in Friedenszeiten in eine ernsthafte Prüfung der Beschwerdepunkte der Bergarbeiter eingetreten wird und die sozialen Einrichtungen, die schon jetzt mit berechtigtem Stolz im Ruhrrevier vorgezeigt werden können, nach Maßgabe der Leistungskraft der einzelnen Zechen ausgebaut werden. Gerechtigkeit und vernünftige Sozialpolitik, aber auch Festigkeit gegenüber der Sozialdemokratie und verwandter Demagogie, sie werden auch in Zukunft dem deutschen Markte so schwere und unheilvolle Kämpfe fernhalten, von denen England soeben heimgesucht worden ist.

„Amerika den Amerikanern!“

Kritische Bemerkungen zur Monroedoktrin

Von Dr. jur. Herbert v. Dirksen-Bonn

Die schlimmste Eigenschaft der Schlagworte ist, daß sie das Denken ertöten. Nicht nur, daß sie den von ihnen gekennzeichneten Anspruch oder die in Frage stehende Reihe von Tatsachen oder Behauptungen mit einem Urteil, einem meist schiefen, häufig gehässigen Urteil versehen — nein, viel schlimmer ist es, wie gesagt, daß sie auch den denkenden Menschen der Notwendigkeit überheben, die von ihm bezeichneten Ansprüche und Behauptungen auf ihre Berechtigung zu prüfen und ein Urteil darüber abzugeben. Man gebraucht nur das Schlagwort, man sagt einfach: „Brotwucher“ oder „Liebesgabe“, und die Sache ist abgetan. Man weiß, daß man verstanden wird und braucht also nicht weiter nachzudenken. Von besonders einschneidender Bedeutung und von viel schlimmeren Folgen als in der innern Politik sind aber Schlagworte, die sich im internationalen Verkehr, im Leben der Völker Geltung verschafft haben. Wenn ein Volk es erreicht, einem Schlagwort, in das es seine Ansprüche zusammengefaßt hat, Geltung zu verschaffen, so kann es ihm leicht gelingen, fremde

Völker mit diesem Schlagwort gewissermaßen zu hypnotisieren und sie zu verhindern, den diesem Schlagwort zu Grunde liegenden Anspruch auf seine Berechtigung hin nachzuprüfen. Niemand ist dies so gelungen, wie den Amerikanern mit ihrem nun fast ein Jahrhundert alten Schlagwort: „Amerika den Amerikanern.“ Und doch könnte die auswärtige Politik Amerikas dem denkenden Deutschen zu soviel Fragen Anlaß geben: Mit welchem Recht treibt Amerika die stärkste Expansionspolitik von allen Völkern der Erde? Ist es übervölkert? Muß es sich auf diese Art neue Absatzgebiete schaffen? Mit welchem Recht überfällt es schwächere Staaten und nimmt ihnen Kolonien ab, die mit ihm selbst weder in wirtschaftlichem noch geographischem Zusammenhange stehen? Mit welchem Recht verhindert es andere Großmächte, mit den selbständigen Staaten des südamerikanischen Kontinents in Verhandlung zu treten? Auf alle diese Fragen, wenn sie überhaupt gestellt werden, erfolgt von drüben nur die eine, stereotype Antwort: „Amerika den Amerikanern!“ Und beschämt zieht sich der Frager zurück, besinnt sich auf die Monroedoktrin und erkennt willig die Ansprüche an, die so sicher fundiert sind.

Wenn man aber dann sieht, mit welch naiver Selbstverständlichkeit solche Forderungen in der neueren amerikanischen Literatur erhoben werden, wie für die weitestgehenden imperialistischen Ansprüche nicht einmal die Spur eines Beweises versucht wird, sondern alles mit dem Hinweis auf die Monroedoktrin abgetan wird, so wird man doch nachdenklich gestimmt und legt sich die Frage vor: Wie weit sind solche Ansprüche berechtigt? Inwiefern ist es zulässig, sich auf die Monroedoktrin zu stützen?

Mir selber gab den Anstoß zu diesen Fragen das Lesen eines Buches, das einen amerikanischen Offizier zum Verfasser hat: The valor of ignorance von Homer Lea (London und New York, Harper Brothers). Es ist das Buch eines tapferen und ehrlichen Patrioten, der sein Volk vor den Gefahren warnen möchte, die ihm bevorstehen. Insbesondere will er seine Landsleute hinweisen auf den bevorstehenden Kampf um die Vorherrschaft auf dem Stillen Ozean und will ihnen dartun, daß ihre jetzige Sinnesart und Rüstungsweise ihre notwendige Niederlage in diesem Kampf zur Folge haben müßte. An der Hand von teilweise recht weitläufigen historischen Exkursen und philosophischen Betrachtungen gelangt der Verfasser zur Aufstellung einer Reihe von Axiomen, die, so sehr sie auch dem deutschen Volk in Fleisch und Blut übergegangen sein mögen, angesichts der herrschenden Strömung in Amerika doch eine bemerkenswerte Objektivität und Einsicht beweisen. So z. B. wenn er seinen Landsleuten vorhält, daß sie nicht mehr in der Betätigung des Krämergeistes ihren einzigen Lebenszweck sehen dürften; daß es ein Irrtum sei, in dem Reichtum eines Volkes eine Quelle militärischer Kraft zu sehen; daß die Freunde des ewigen Friedens und der Schiedsverträge von falschen Voraussetzungen ausgingen; daß die Milizarmeen eine mittelalterliche Einrichtung ohne irgend welchen Kampfeswert für die Gegenwart seien. Nur große stehende

Heere böten Bürgschaft für den Frieden und den Fortschritt eines Volkes. Auf Grund dieser Leitsätze fordert Homer Lea die Schaffung einer Flotte, die mindestens doppelt so stark sein müsse, wie die irgend einer anderen Macht und eines großen stehenden Heeres. Die Zeiten hätten sich geändert; Amerika läge nicht mehr abseits von anderen Weltteilen, sei vielmehr durch die Verbesserungen der Transportmittel in den Brennpunkt des Weltverkehrs gerückt; und die Monroedoktrin, die die Vereinigten Staaten vor der näheren Berührung mit fremden Völkern habe schützen sollen, biete allein auch keinen Schutz gegen übermächtige Nachbarn. Nur mit einer starken Rüstung könne Amerika die Kriege bestehen, die die Verletzung der Monroedoktrin durch die nach Osten bezw. Westen kraft logischer Gesetze sich ausdehnenden Völker Europas und Asiens zur Folge haben müßten. Nur so könnten die Vereinigten Staaten die Pflichten erfüllen, die die Monroedoktrin ihnen auferlege: über die Unabhängigkeit des amerikanischen Kontinents (also einschließlich Südamerika) zu wachen und ihre Interessensphären im Karibischen Meere, im Zentral-Pacific und ihre asiatischen Besitzungen schützen. Besonders wichtig seien die Inseln im karibischen Meer, deren strategische Lage in der Nähe des Panama-Kanals solche Bedeutung besitze, daß die dortigen Besitzungen fremder Mächte eine Bedrohung bedeuteten. — Im zweiten Teile des Buches schildert Verfasser den wahrscheinlichen Verlauf eines Krieges gegen Japan, wobei er zu dem Schluß kommt, daß Japan bei dem erbärmlichen Stande der amerikanischen Rüstungen durch einen erfolgreichen Einbruch in Kalifornien schnell einen glorreichen Sieg erringen müsse; eine Offensive der Vereinigten Staaten hält er für ausgeschlossen.

Es gibt viele Behauptungen in Leas Buch, die den europäischen Leser in Erstaunen versetzen, die man aber seiner Nationalität, der rücksichtslosen Phantastik seiner Landsleute und ihrem völlig mangelnden Verständnis für historische Entwicklung zugute zu halten bereit ist; so z. B. wenn er von Holland als von einem binnen kurzem deutschen Staat spricht; wenn er die Aufteilung Chinas als etwas Selbstverständliches annimmt; ferner, wenn er ganz Europa für übervölkert hält und daraus starke politische Expansionsgelüste nach Amerika hin folgert. Das Überraschendste an seinen Darlegungen sind aber seine Pläne über die politische Ausdehnung seines Volkes, über die Beherrschung der einen Hälfte des Erdballs durch die Vereinigten Staaten, und zwar überrascht weniger die Tatsache, daß er all dieses fordert, als die Art wie er es fordert. Der Sinn dafür, daß er etwas Übermäßiges, Unberechtigtes verlangt, scheint ihm völlig abzugehen. Er begründet die Ansprüche, die er auf die Kolonien fremder Länder, auf diese selbst erhebt, nicht einmal damit, daß er sagt: Wir müssen uns heranhalten; die anderen Völker dehnen sich aus, da dürfen wir, obwohl mit Land und Mineralschätzen für absehbare Zeiten überreichlich versehen, nicht zurückstehen, sondern wir wollen auch unseren Teil bei der Verteilung der Beute haben. Es würde uns vielleicht nicht Wunder nehmen, wenn Lea seine Landsleute aufforderte, die Republiken von Südamerika unter die wirtschaftliche und

politische Vormundschaft der Vereinigten Staaten zu bringen, oder wenn er dafür plädierte, sich die störenden Besitzungen fremder Mächte im Karibischen Meere anzueignen, oder wenn er sich für eine Vorherrschaft der Vereinigten Staaten im Stillen Ozean und in China begeisterte — aber nein, das fordert er nicht, darüber verliert er kein Wort. Das nimmt er als etwas ganz Selbstverständliches, jedem seiner Leser Geläufiges an. So erscheint es ihm auch als etwas Überflüssiges, irgend welche Gründe für seine Prätensionen anzuführen. Das alles ergibt sich ihm aus der Monroedoktrin.

Es verlohnt sich daher schon der Mühe, zu prüfen, was die Monroedoktrin ist und wie sie sich entwickelt haben muß, um den Ansprüchen eines Volkes auf den halben Erdball als Stütze dienen zu können. — —

Die sogenannte Monroedoktrin selbst ist in einer Botschaft des fünften Präsidenten der Vereinigten Staaten Monroe an den Kongreß enthalten und ist vom 2. Dezember 1823 datiert.*) Die hier in Betracht kommenden Paragraphen haben folgenden Wortlaut:

§ 7. Auf den Vorschlag der Kaiserlich russischen Regierung, der durch den hiesigen kaiserlichen Gesandten übermittelt worden ist, ist der Gesandte der Vereinigten Staaten in St. Petersburg mit weitgehender Vollmacht und mit dem Auftrag versehen worden, er solle im Wege freundschaftlicher Verhandlungen zu einer Einigung über die Rechte und Interessen der beiden Nationen auf die N.-W.-Küste dieses Kontinents gelangen. Ein gleicher Vorschlag ist durch Seine Kaiserliche Majestät der Regierung von Großbritannien gemacht worden, die ihn ebenfalls angenommen hat. Die Gelegenheit — im Verlauf dieser Verhandlungen — ist günstig befunden worden zur Aufstellung eines Grundsatzes, in dem die Interessen der Vereinigten Staaten enthalten sind, nämlich daß die beiden amerikanischen Kontinente in Anbetracht der freien und unabhängigen Stellung, die sie errungen und sich erhalten haben, hinfort nicht mehr als Gegenstand für künftige Koloniegründungen seitens europäischer Mächte zu betrachten sind.

§§ 48 und 49. In den Kriegen, die die europäischen Mächte in ihren eigenen Angelegenheiten geführt haben, haben wir weder je irgendwie teilgenommen, noch war es mit unserer Politik vereinbar, dies zu tun. Nur wenn unsere Rechte angegriffen oder ernstlich bedroht sind, würden wir uns verletzt fühlen oder uns zur Verteidigung rüsten. Mit den Ereignissen auf diesem Erdteil sind wir, wie jeder einsichtige und unparteiische Zuschauer zugeben muß, naturgemäß auf das engste verknüpft. Das politische System der verbündeten Mächte ist in dieser Hinsicht wesentlich verschieden von dem von Amerika. Diese Verschiedenheit ergibt sich aus der Verschiedenheit der beiderseitigen Regierungen. Der Verteidigung der unsrigen, die erst durch den Verlust von so viel Blut und Geld zustande gekommen und durch die Weisheit ihrer hervorragendsten Mitglieder vollendet worden ist, und unter der wir uns eines unvergleichlichen Glückes erfreut haben — der Verteidigung unserer Regierung ist dieses ganze Volk geweiht.

*) Die folgende Darstellung der Monroedoktrin stützt sich, soweit sie die historischen Zusammenhänge betrifft, auf das scharfsinnige und objektive Buch des Franzosen Pétin: „Les états unis et la doctrine de Monroe", Paris 1900, bei Artur Rousseau, und die Doktordissertation des Amerikaners John C. Dunning, der den rein amerikanischen Standpunkt vertritt. „Die neuesten Anwendungen der Monroedoktrin"; Inaug. Diss. Heidelberg 1908. In dem Pétinischen Buch ist auch der englische Wortlaut der Monroedoktrin und eine französische Übersetzung derselben enthalten.

Wir schulden es daher der Aufrichtigkeit und den freundschaftlichen Beziehungen, die wischen den Vereinigten Staaten und zwischen diesen Mächten bestehen, zu erklären, daß wir jeden Versuch ihrerseits, ihr System auf irgendeinen Teil dieses Weltteils auszudehnen, als unserem Frieden und unserer Sicherheit gefährlich erachten würden. In die bestehenden Besitzungen und Gebiete einer europäischen Macht haben wir nicht eingegriffen und werden es nicht tun. Aber gegenüber den Regierungen, die ihre Unabhängigkeit erklärt und aufrecht erhalten haben, und deren Unabhängigkeit wir nach reiflicher Überlegung und gerechten Grundsätzen anerkannt haben, könnten wir keine Intervention irgendeiner europäischen Macht zum Zwecke ihrer Unterdrückung oder Beeinflußung dulden, ohne darin die Bekundung einer unfreundlichen Gesinnung gegenüber den Vereinigten Staaten zu sehen. In den Kriegen, die zwischen diesen neuen Regierungen und Spanien entstanden sind, haben wir unsere Neutralität in dem Augenblick erklärt, wo diese Erkenntnis, an der wir seitdem stets festgehalten haben, sich in den Augen der sachverständigsten Männer als unabweisbar richtig erwiesen hatte, und als dringend erforderlich zu unserem eigenen Wohl. Die neuesten Ereignisse in Spanien und Portugal haben erwiesen, daß Europa noch unentschlossen ist. Für diese wichtige Tatsache gibt es keinen sicherern Beweis als diesen: Die verbündeten Mächte haben geglaubt, es als ihre Pflicht und als eine persönliche Genugtuung ansehen zu müssen, mit Gewalt in die inneren Angelegenheiten von Spanien zu intervenieren. Diese Intervention hat sich sogar auf Regierungen erstreckt, die für sie keineswegs der Gegenstand besonderer Interessen sind, ebensowenig wie die Vereinigten Staaten, die indessen weiter entfernt sind. Bis zu welchem Punkt die Intervention nach diesem Prinzip gehen kann, das ist eine Frage, deren Beantwortung im Interesse aller der unabhängigen Regierungen liegt, die um das Schicksal ihrer inneren Angelegenheiten besorgt sind — auch wenn diese Regierungen weiter entfernt oder mehr in Sicherheit sind als die Vereinigten Staaten. Unsere Politik gegenüber Europa, wie wir sie seit Anfang der Kriege, die diesen Erdteil so lange erschütterten, eingenommen haben, bleibt dieselbe: d. h. wir werden uns nicht in die inneren Angelegenheiten irgendeiner europäischen Macht mischen; wir werden die am Ruder befindliche Regierung als die rechtmäßige ansehen, wir werden freundschaftliche Beziehungen zu allen Mächten pflegen und werden diese Beziehungen durch eine aufrechte, feste und männliche Politik aufrecht erhalten, indem wir unter allen Umständen das als das wichtigste Erfordernis betrachten werden, den gerechten Forderungen jeder Macht nachzukommen, ohne Unrecht von irgendeiner zu dulden. Aber was diesen Erdteil anbetrifft, so sind die Umstände erheblich und augenscheinlich verschiedene. Es ist unmöglich, daß die verbündeten Mächte ihr politisches System auf irgendeinen Teil dieser Hemisphäre ausdehnen, ohne unser Glück und unsere Zufriedenheit in Gefahr zu bringen; auch kann niemand sich dem Glauben hingeben, daß unsere Brüder im Süden sich selbst überlassen, es freiwillig annehmen würden. Ebenso unmöglich ist es deshalb, daß wir eine solche Intervention in irgendeiner Form mit Gleichmut hinnehmen könnten.

Es ist unumgänglich notwendig, den gesamten Inhalt der in Betracht kommenden Paragraphen der Botschaft des Präsidenten Monroe wörtlich wiederzugeben. Reißt man nur die Sätze heraus, die einem als der charakteristischste Ausdruck der Monroedoktrin zu sein scheinen, wie es bezeichnenderweise Dunning tut, so verschleiert man eine für die Beurteilung der Monroedoktrin außerordentlich wichtige, ja ausschlaggebende Tatsache, nämlich die, daß das als Monroedoktrin zutreffend in die Worte „Amerika den Amerikanern" zusammengefaßte Prinzip nicht als ein selbständiges Dogma in der Botschaft des Präsidenten steht, sondern daß sie sich im engen Zusammenhang mit anderen politischen Ereignissen jener Zeit befindet. Denn das ergibt schon ein flüchtiges Durchlesen der Worte des Präsidenten: die §§ 7, 48, 49 beschäftigen sich mit der Welt-

lage, mit den Streitigkeiten der europäischen Mächte, und es ist daher nicht angängig, einen Teil dieses Inhalts vorauszustellen und für sich zu betrachten. Man muß also die Monroedoktrin im Rahmen des ganzen Teiles dieser Monroeschen Botschaft betrachten.

Es ist klar ersichtlich, daß der § 7 sich auf einen anderen Tatbestand bezieht als die §§ 48, 49, wenn auch die Tendenz eine ähnliche ist. § 7 richtet sich gegen England und Rußland, §§ 48, 49 gegen einen Teil der europäischen Mächte, gegen die sogenannte Heilige Allianz. Es handelte sich — im Falle des § 7 — um Grenzstreitigkeiten zwischen England und Rußland einerseits und den Vereinigten Staaten anderseits. England wollte seine Grenzen in Kanada vorschieben, Rußland die Einflußsphäre von Alaska erweitern, so daß in den Grenzgebieten ständig Reiberei und Streit vorkamen. Diesen Zuständen suchte der Zar ein Ende zu machen durch den Ukas vom 16. September 1821, also durch eine einseitige Entscheidung und Willenserklärung, ohne sich auf Verhandlungen mit den Vereinigten Staaten einzulassen. Diese protestierten, ebenso wie England, gegen ein solches Verfahren, und es wurden nun Verhandlungen eingeleitet, die zu einer endgültigen Grenzregulierung führen sollten. Auf diese Verhandlungen nimmt der Präsident im § 7 seiner Botschaft Bezug und fügt dazu den Satz, dessen Inhalt dem Kopfe des damaligen Staatssekretärs John Quincy Adams entstammte und der dem russischen Geschäftsträger schon mitgeteilt worden war, „daß die amerikanischen Kontinente nicht mehr als Gegenstand für künftige Koloniegründungen seitens europäischer Mächte zu betrachten seien". Seine Absicht ist klar: er wollte Amerika für ein von freien, fest umgrenzten Staaten bewohntes Land erklären, das für Kolonien, wie sie bei unerforschten, unzivilisierten Ländern möglich seien, keinen Platz mehr habe.

Der zweite Teil der Botschaft des Präsidenten — in den §§ 48, 49 — bezieht sich auf die Tätigkeit der Heiligen Allianz in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Als nach Abdankung Karls des Vierten Joseph Bonaparte den spanischen Thron bestiegen hatte, waren in fast allen spanischen Kolonien Mittel- und Südamerikas Aufstände ausgebrochen, die die Losreißung vom Mutterlande zum Ziele hatten. In den Jahren 1810 bis 1820 folgte eine Unabhängigkeitserklärung der anderen. Als nun Ferdinand der Siebente 1814 den spanischen Thron bestiegen hatte, war er dieser Bewegung gegenüber um so hilfloser, als er schon aus den inneren Wirren seines Landes keinen Ausweg wußte. Er erhoffte alles von der staats- und monarchieerhaltenden Tätigkeit der Heiligen Allianz, und so bat er 1818 die Verbündeten um Hilfe gegen seine aufrührerischen Kolonien. Aber ein Einschreiten der Heiligen Allianz, so warm es auch von Alexander dem Ersten befürwortet wurde, scheiterte an dem Widerspruch Englands, das die Rebellen begünstigte. Es folgten nun langwierige Streitigkeiten und Verhandlungen zwischen Frankreich und Spanien gegen England. In Übereinstimmung mit den Tendenzen Englands hatten die Ver-

einigten Staaten die südamerikanischen Republiken anerkannt und diplomatische Vertreter entsandt. Gegenüber dem weiteren Drängen Englands, die geplante Intervention der Mächte zurückzuweisen, befanden sie sich aber in schwieriger Lage. Einerseits entsprach es ihrer Tradition und ihren politischen Zwecken, die freiheitliche Bewegung der südamerikanischen Staaten, in denen sie mit Recht eine zuverlässige Gefolgschaft erblicken konnten, zu unterstützen; anderseits war ein Krieg für den jungen, durch eine wirtschaftliche Krise geschwächten Staat eine große Gefahr. Aber die Ereignisse drängten zum Handeln; die Berater des Präsidenten Monroe, vor allem der frühere Präsident Jefferson, rieten zu einer energischen Erklärung gegen die Mächte, und so entschloß sich denn Monroe am 2. Dezember 1823, die §§ 48 und 49 in seiner Botschaft zu verkünden. Er lehnte also darin eine Übertragung der in Europa von der Heiligen Allianz befolgten Politik auf Amerika ab; er proklamierte den Grundsatz, daß sich die Vereinigten Staaten nicht in die Angelegenheiten fremder Mächte mischen würden, sich aber anderseits auch Eingriffe fremder Mächte verbäten.

Dies also ist die Monroedoktrin, das Nationalheiligtum des amerikanischen Volkes, also nicht eine vom Himmel gesandte Botschaft, nicht der Ausfluß der göttlichen Eingebung eines Menschen, nicht etwas ewig Richtiges, ewig Wahres, ewig Unantastbares. Nein, es ist der einfache Gegenzug in einem politischen Schachspiel, eine Reaktion auf eine Reihe politischer und diplomatischer Vorgänge, wie jede andere „Démarche“ im diplomatischen Verkehr. — —

Daß man die Monroedoktrin nicht als etwas Absolutes, Objektives betrachten darf, sondern daß man sie in den Zusammenhang hineinstellen muß, in den sie hineingehört, das beweist auch schon der Umstand, daß sie sonst gar keinen Sinn ergibt. Denn was heißt „Amerika den Amerikanern“ oder „Wir dulden keine Einmischung fremder Länder, ebenso wie wir uns nicht in fremde Angelegenheiten einmischen“? Es bedeutet an sich — objektiv betrachtet — etwas so Selbstverständliches, daß es die Worte kaum lohnt. Denn daß Amerika den Amerikanern gehört ebenso wie Deutschland den Deutschen oder England den Engländern, bedarf keiner Erwähnung; und keine selbständige, ehrliebende Nation wird sich die Einmischung einer anderen gefallen lassen; kein vorsichtiger, kluger Politiker wird sich ohne weiteres in die Angelegenheiten eines fremden Staates mischen. Das sind Grundbegriffe des Völkerrechts. Wohl aber gewinnen die Worte des Präsidenten Monroe in dem Zusammenhang, in dem sie gesprochen sind, Sinn und Bedeutung. Damals, 1823, war es nötig, solche Sätze auszusprechen. Damals griff die Heilige Allianz in dem Bestreben, das Bestehende zu erhalten, unbedenklich in die Rechte fremder Staaten ein. Damals war die Zeit nicht fern, wo jede fremde Macht an Amerikas Gestaden landen und die unerforschten Gegenden in Besitz nehmen konnte. Damals hatte es darum einen tiefen und berechtigten Sinn und war ein notwendiger und starker Protest, wenn der Präsident Monroe sagte: „Amerika ist an uns, die Amerikaner, vergeben; es dürfen keine Kolonien mehr auf ihm gegründet werden; wir kümmern uns um unsere Angelegenheiten

und werden — anders als die kleinen europäischen Staaten — jeden Eingriff in unseren Kontinent als eine feindliche Handlung ansehen."

Heute, wo kein Mensch mehr daran denkt, Kolonien in Amerika anzulegen oder die Souveränität eines amerikanischen, das Völkerrecht beachtenden Staates anzutasten, kann man sich eines Lächelns nicht erwehren, wenn man ein ganzes Volk unter der Devise kämpfen sieht: „Mein Land ist mein Land!" „Amerika den Amerikanern" — es sei denn, daß neuer Sinn und neue Forderungen hineingetragen worden sind in diese Worte und nun geltend gemacht werden.

Wenn man die Monroedoktrin auf die ihr zukommende Bedeutung zurückgeführt hat, indem man in ihr eine für die damalige politische Lage sehr wichtige Kundgebung ihres Staatsoberhauptes erblickt, erübrigt es sich beinahe, ihren Wert im streng staats- und völkerrechtlichen Sinne zu prüfen. Immerhin ist es interessant festzustellen, daß dieser Wert gleich Null ist, da ihr weder Vertrags- noch Gesetzeskraft innewohnt. Darüber besteht kein Zweifel: sie schuf nicht die geringste vertragsmäßige Verpflichtung — sie wurde nicht einmal einer europäischen Großmacht offiziell notifiziert —; sie ist auch kein Staatsgesetz der Vereinigten Staaten. Sie ist lediglich eine Meinungsäußerung des Präsidenten, „der Bericht der Exekutivbehörde" an den Kongreß, „Le message n'a pas plus la valeur d'une loi qu'un discours du trone ou une déclaration ministérielle en Europe", sagt Pétin (S. 50) zutreffend. Der Vergleich mit einer Thronrede als mit einem interessanten Staatsdokument ohne sonstige Kraft gibt die Bedeutung der Monroedoktrin am zutreffendsten wieder.

In der Tat hat den Amerikanern selbst das Gefühl dafür, daß die Monroedoktrin jeder staats- oder völkerrechtlichen Stoßkraft entbehre, nicht gefehlt. Und es mangelt daher nicht an Versuchen, ihr auch diese Weihe zu geben. Schon im Jahre 1824 brachte der damalige Sprecher des Kongresses, Clay, den Antrag ein, der Monroedoktrin Gesetzeskraft zu verleihen. Aber der Antrag stieß auf solche Opposition, daß er nicht einmal zur Abstimmung gebracht, sondern bald zurückgezogen wurde. „Politische Quertreibereien und Parteiwirtschaft waren inzwischen (in dem einen Jahre seit der Verkündung!) eingerissen," bemerkt Dunning hierzu bekümmert.

Die Ironie des Schicksals wollte es, daß die Vereinigten Staaten selbst es sich versagen mußten, ihrer Doktrin auch für Südamerika Geltung verschafft zu sehen. Im Jahre 1826 hatte Bolivar, der Erkämpfer der Freiheit für einen großen Teil Südamerikas, alle Staaten Amerikas zu einem panamerikanischen Kongreß nach Panama eingeladen. Der hauptsächliche politische Zweck, den er damit verfolgte, war, abgesehen von dem erwünschten engeren Zusammenschluß aller amerikanischen Staaten, der Wunsch, der Monroedoktrin auch für Südamerika Geltung zu verschaffen. Er erhoffte damit die Vereinigten Staaten zum Schutze Südamerikas gegen etwaige Übergriffe der Heiligen Allianz zu verpflichten. Solche sie belastenden Folgerungen wollten die Vereinigten Staaten nun doch nicht aus ihrer Lehre gezogen wissen, und erst nach langen Kämpfen und

Beratungen entschlossen sie sich überhaupt erst zu einer Beteiligung an dem Kongreß. Es wurden mit ganz beschränkten Vollmachten zwei Vertreter nach Panama entsandt. Aber der eine von ihnen starb auf der Reise, der andere erreichte Panama erst, als der Kongreß — wegen mangelnder Beteiligung — gescheitert war. So blieben die Vereinigten Staaten davor bewahrt, sich selbst mit ihrer Monroedoktrin desavouieren zu müssen. Aber es wurden doch den jungen südamerikanischen Republiken die Augen darüber geöffnet, wessen sie sich von ihrer großen Schwester im Norden zu versehen hatten, „daß die Vereinigten Staaten sich auf die Monroedoktrin beriefen, wenn sie Vorteil daraus zu ziehen gedachten; aber wenn sie kein Geschäft damit machen konnten, blieben sie stumm.“ (Pétin S. 90.)

Viele Jahrzehnte später, im Jahre 1890, versuchten sie noch einmal ihrer Monroedoktrin Geltung zu verschaffen, aber ohne sich lästige Verpflichtungen aufzubürden. In diesem Jahre ließ der Staatssekretär Blaine Einladungen an alle südamerikanischen Staaten ergehen, zu einem Kongreß zusammenzutreten, der über einen engeren Zusammenschluß beraten sollte. Die wichtigsten Punkte des Programms waren Vorschläge über einen Zollverein für den ganzen Kontinent und Einsetzung eines obligatorischen Schiedsgerichtes. Aber die südamerikanischen Republiken erkannten bald mit dem Scharfblick des Schwächeren, welche societas Leonina sie da eingehen sollten. Es war nicht schwer vorauszusehen, daß das vorgeschlagene Schiedsgericht bald den Vereinigten Staaten die Vorherrschaft bringen mußte, und auch der Zollverein konnte lediglich den Vereinigten Staaten Vorteil bringen, zumal diese sich weigerten, ihren Tarif zugunsten der südamerikanischen Produkte herabzusetzen. So scheiterte der Plan, sich unter dem Schutze der Gedanken Monroes die Vorherrschaft in Amerika zu sichern, ebenso wie er nicht einmal die Zustimmung der gesetzgebenden Faktoren der Vereinigten Staaten hatte finden können.

Aber wie steht — so fragt man sich — die schlichte und bescheidene Lehre Monroes, die nur Amerika für seine Bewohner forderte, im Zusammenhang mit der rücksichtslos imperialistischen Politik, wie wir sie auf dem Kongreß 1890 und in einem Buch, wie dem anfangs zitierten von Homer Lea, vertreten sehen? Wie ist es möglich, daß zwei so grundverschiedene Bestrebungen sich auf dasselbe Prinzip stützen können? Einen sehr einfachen Ausweg findet Dunning aus diesem Dilemma. Es ist die Antwort des typischen Amerikaners, wenn er schlicht und einfach erklärt: gemäß den Veränderungen im Laufe der Zeiten ist die Monroedoktrin aus einem passiven Prinzip zu einem aktiven verwandelt, und „was wir jetzt Monroedoktrin nennen und als Grundgedanken unserer auswärtigen Politik schätzen, ist das Prinzip, das Monroes Erklärung zu Grunde lag, nicht diese selbst.“ Der Humor davon, daß man aus einem Nein ein Ja gemacht hat und trotzdem nun ernst behauptet, es sei das alte Nein, scheint Dunning abzugehen. Man braucht diese Motivierung nur mit Monroes eigenen Worten zu vergleichen, um einzusehen, daß eine solche Erklärung

für die Wandelbarkeit der Monroedoktrin unhaltbar ist. Vielmehr muß man die Geschichte der Vereinigten Staaten während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts verfolgen, um zu sehen, wie die Monroedoktrin bewußt und planmäßig entwickelt worden ist, solange entwickelt worden ist, bis von dem ursprünglichen Gedanken Monroes nichts mehr übrig blieb. Hier freilich kann nur auf die Hauptpunkte dieser Entwicklung hingewiesen werden.

Schon der Präsident Polk baut durch seine Botschaft vom 2. Dezember 1845 die alte Monroedoktrin aus. Zwar schränkt er ihr Geltungsgebiet auf Nordamerika ein, aber er erweitert sie stark, indem er statt der von Monroe beabsichtigten Gegenintervention — also erst wenn Europa mit einer Intervention angefangen hätte — eine Präventiv-Intervention statuiert. Polk erachtet Eingriffe in die Einzelstaaten Amerikas schon für zulässig, um einer Intervention Europas zuvorzukommen. Wenige Jahre darauf ging er noch weiter, indem er 1848 seine Erklärung vom Jahre 1845 auf ganz Amerika ausdehnt. Um einer Intervention von Europa zuvorzukommen, greift er — in der Yucatan-Affäre — in die Selbständigkeit eines mittelamerikanischen Staates ein.

Während der kurzen Episode des Kaisertums Kaiser Maximilians von Mexiko erfuhr die Monroedoktrin eine folgerichtige und korrekte Anwendung im Sinne ihres Stifters. Die Vereinigten Staaten widersprachen der europäischen Intervention von Frankreich, England, Spanien, weigerten sich, den Mächten sich anzuschließen, und protestierten schließlich gegen die Errichtung einer Monarchie. Die Stärkung, die die Monroedoktrin bei dieser Gelegenheit erfahren hatte, ermutigte den Präsidenten Grant, im Jahre 1870 sie weiter auszubauen. Aber er griff nicht auf das Original zurück, sondern auf die Polksche Weiterbildung. Sein Versuch, San Domingo im Zeichen der Monroedoktrin zu annektieren, war allerdings gescheitert. Der Senat hatte sich seiner kühnen Beweisführung, daß man die Monroedoktrin verletze, wenn man San Domingo nicht annektiere, da man so bei den ungeordneten Zuständen eine Intervention europäischer Mächte möglich mache, nicht angeschlossen. Immerhin aber war es ihm gelungen, das Polksche System der Präventiv-Intervention zum Nutzen der Vereinigten Staaten, zum Schaden aller anderen Staaten Amerikas so auszubilden und zum Gemeingut seiner Nation zu machen, daß jeder seiner Landsleute in der Grant-Polkschen seine alte Monroedoktrin sah. In dem schnelllebigen Lande der unbegrenzten Möglichkeiten war durch das common law der Engländer — das Gewohnheitsrecht, das sich in vielhundertjährigem Gebrauch in England so oft bildet — in fünfzig Jahren das unmöglich Scheinende möglich geworden: die alte Monroedoktrin lebte in den Herzen der Amerikaner lebendig fort, ohne daß indes ein Wort ihres alten Inhaltes in der nun verkündeten Lehre vorhanden war. So geschickt war sie dem sich wandelnden Nationalcharakter der Amerikaner entsprechend fortgebildet worden.

Nun, einmal verändert, wurde sie rücksichtslos angewandt, nicht nur gegen Europa sondern ebenso gut gegen das übrige Amerika. Eine Gelegenheit zu

zeigen, was man sich unter der Grant-Polk-Doktrin dachte, ergab sich bei dem Venezuelakonflikt des Jahres 1895. Als England die Grenzen seiner südamerikanischen Kolonie Guyana immer weiter gegen Venezuela vorschob, entstanden zwischen beiden Staaten Streitigkeiten. In diese Streitigkeiten griffen die Vereinigten Staaten auf Veranlassung des damaligen Staatssekretärs Olney — natürlich unter Berufung auf die Monroedoktrin — ein und boten ihre Dienste zur Schlichtung des Konfliktes an. Dieser Drohung mit einer Intervention — denn nichts anderes war das Eingreifen der Vereinigten Staaten, — begegneten die Engländer außerordentlich kühl und scharf. In zwei Depeschen gab Lord Salisbury seiner Verwunderung darüber Ausdruck, wie man sich im vorliegenden Falle auf die Monroedoktrin, jenes so oft desavouierte und unklare Dogma, berufen könnte. Die Antwort erregte in den Vereinigten Staaten lebhafte Erregung und kriegerische Stimmung. Schließlich wurde ein Ausweg gefunden, indem beide Mächte ein europäisches Schiedsgericht anriefen. So wurde die Grundregel der alten Monroedoktrin verletzt, indem die Entscheidung über eine Angelegenheit Amerikas in die Hände Europas gelegt wurde. Aber viel wichtiger ist die Tatsache, daß man die Monroedoktrin nicht wie bisher zur Verteidigung gegen Europa sondern zum Angriff gegen dasselbe benutzte. Nachdem man so sich England als Schiedsrichter hatte aufdrängen wollen, fehlte nur noch ein Schritt, daß man Europa offen angriff. Und dieser Schritt wurde in Kuba getan. Aber es gelang den Sophisten der Vereinigten Staaten, selbst diesen Schritt unverhüllter Willkür und rücksichtslosen Imperialismus unter die Rubrik Monroedoktrin — es handelt sich natürlich um die von Grant-Polk abgeänderte — zu bringen. So gering das wissenschaftliche Interesse an der Deduktion ist, so groß ist das psychologische und psychiatrische: Monroe habe es als Aufgabe der Vereinigten Staaten erachtet, jede Verschlechterung der politischen Lage der Kolonien in Amerika zu verhindern. Eine solche Verschlechterung sei aber durch das Verhalten Spaniens Kuba gegenüber herbeigeführt worden. Somit sei die Monroedoktrin verletzt worden usw.

Es versteht sich von selbst, daß, nachdem dieses Kunststück gelungen war, sich die Rechtmäßigkeit der Aneignung von Hawai, der Philippinen usw. leicht und zwanglos in analoger Art nachweisen läßt.

So ergibt sich die Antwort auf die Frage, wie sich die alte Monroedoktrin mit dem Verhalten des modernen Amerikas vereinigt, ganz von selbst: garnicht. Die alte Monroedoktrin ist tot, und das, was als solche verkündet wird, ist die planmäßige, bewußte Schaffung moderner imperialistischer Grundsätze durch neu-amerikanische Politiker, mit dem Zweck, der amerikanischen Eroberungslust ein historisch-wissenschaftliches Mäntelchen umzuhängen.

Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß die Umgestaltung der Monroedoktrin eine bewußte war und nur zu dem Zweck inszeniert wurde, die Herrschgelüste der Amerikaner zu erleichtern, dann gibt es keinen Beweis, der so schlüssig wäre wie die Art, der Monroedoktrin — der alten sowohl wie der neuen —

zuwider zu handeln, wenn es sich als praktisch herausstellte. Man überging sie einfach, wenn sie unzweckmäßig war, mochten die Voraussetzungen für ihre Anwendung sonst auch noch so kraß gegeben sein. Daß die Monroedoktrin im Falle des Venezuelastreites vergewaltigt wurde, ist schon erwähnt worden; immerhin läßt sich noch geltend machen, daß den Vereinigten Staaten damals gar nichts anderes übrig blieb, als den Schiedsgerichtsvorschlag Englands anzunehmen, um aus ihrer bedrohlichen Lage herauszukommen. In diesem Falle mußte sich eben wieder einmal das hohe Prinzip den Erwägungen des praktischen Lebens beugen. Aber daß die Vereinigten Staaten das Anerbieten Bolivars, die Monroedoktrin auf Südamerika auszudehnen, ablehnten, weil sie sich von den theoretischen Verpflichtungen, die sie damit übernahmen, scheuten, kann nicht entschuldigt werden. Ebenso versagten die Vereinigten Staaten, als im Jahre 1835 Guatemala sie zu Hilfe gegen englische Übergriffe rief. Es war der Schulfall für die Anwendung der alten oder neuen Monroedoktrin. Aber der Präsident Jackson erklärte, sich nicht mit der Sache befassen zu wollen. Da es gegen England ging, fand er nicht einmal den Mut zu einem kümmerlichen Protest. Auch der ganze Clayton-Bulwer-Vertrag ist nichts anderes als eine schreiende Verletzung der Monroedoktrin. Dadurch, daß die Vereinigten Staaten mit England 1850 einen Vertrag abschlossen, der die Neutralität des zwischen Atlantischen und Stillen Ozeans zu bauenden Kanals betraf, räumten sie England ein Mitbestimmungsrecht über Dinge, die Amerika betrafen, ein. Es war also ein klarer Verstoß gegen die Monroedoktrin. Es hat den Vereinigten Staaten viel Mühe gekostet, fünfzig Jahre später durch den Hay-Pauncefote-Vertrag von diesem Vertrage loszukommen. Wir sehen demnach, daß selbst ein so geheiligtes Nationalprinzip, wie die Monroedoktrin, Ausnahmen erdulden kann, und zwar dann, wenn es einem Stärkeren gegenüber zur Anwendung gebracht werden soll, oder wenn man selbst auch Verpflichtungen dadurch eingehen soll.

Das Ergebnis der Untersuchungen über die Monroedoktrin ist also folgendes:

Die Monroedoktrin ist ein für die Geschichte der zwanziger Jahre sehr wichtiges politisches Dokument der Vereinigten Staaten. Es drückt den Willen des amerikanischen Volkes aus, gleichberechtigt und unabhängig neben Europa zu leben.

Die Monroedoktrin hat nur im Zusammenhang mit den damaligen geschichtlichen Ereignissen Sinn und Bedeutung. Als Dogma betrachtet, aus dem Zusammenhang gerissen, ist sie sinnlos.

Eine formell staats- oder völkerrechtliche Bedeutung hat sie nicht; denn alle Versuche, ihr eine solche zu geben, sind gescheitert.

Die von den modernen Amerikanern als Monroedoktrin verkündete Lehre hat mit der alten nichts gemein. Es ist der von neueren amerikanischen Politikern gefundene und beabsichtigte Willensausdruck des amerikanischen Volkes für seine imperialistische Politik.

Die Monroedoktrin — die alte sowohl wie die neue — ist unregelmäßig und nur dann angewendet worden, wenn es gerade tunlich oder zweckmäßig erschien.

Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, sich mit den neu-amerikanischen Politikern auseinanderzusetzen und sie zu fragen, wie sie es wagen können, ihre Bestrebungen unter der Flagge der alten Monroedoktrin segeln zu lassen. Um ihnen mildernde Umstände für ihre Rabulistik und bis ans Böswillige grenzende Verdrehung der Tatsachen zu geben, müßte man sie zuerst fragen, mit welchem Recht die Vereinigten Staaten die ihnen von Monroe vorgeschriebene Politik der Isolierung aufgegeben haben. Herrschte Landmangel, Übervölkerung und ein hierdurch hervorgerufener berechtigter Expansionsdrang? Nein; Amerika kann noch auf Jahrzehnte hinaus alle Produkte, deren seine Bevölkerung bedarf, selbst erzeugen; nach vorsichtigen Schätzungen kann es zweihundert Millionen Menschen ernähren*). Es ist eines der wenigen Länder, das innerhalb seiner Landesgrenzen alle erforderlichen Rohprodukte, Mineralien, nicht nur besitzt, sondern auch verarbeiten und verbrauchen kann. Ein innerer Grund für eine Expansionspolitik liegt also nicht vor. Diese entspringt vielmehr lediglich rein äußerlichen Motiven des Ehrgeizes, der Habsucht, der Großmannssucht — mit einem Wort: imperialistischen Motiven.

So, wie sich die Monroedoktrin jetzt im Munde des modernen amerikanischen Staatsmannes darstellt, ist sie nichts als ein Hohn, eine Unverschämtheit**). Denn man hat sie nach zwei Richtungen hin erweitert:

Das Gebiet, das der Einmischung fremder Nationen entzogen ist, wird, je nach den Bedürfnissen des Imperialismus, erweitert; es wird unbedenklich auf Südamerika, Westindien, Hawai, die Philippinen erstreckt — das ist der heutige Status — und ist unbegrenzt erweiterungsfähig.

Das selbstverständliche und von Monroe auch ausgesprochene Äquivalent für das: „Amerika den Amerikanern!" nämlich: „Amerika enthält sich auch seinerseits aller Einmischungen in die Angelegenheiten fremder Länder" — diese selbstverständliche Einschränkung ist weggefallen und gibt den Amerikanern nunmehr die theoretische Berechtigung sich ihrerseits an den Angelegenheiten fremder Länder zu beteiligen. — —

Dies also ist der gegenwärtige Stand der Monroedoktrin: auf der einen Seite wird nicht nur jeder Eingriff einer fremden Macht in die Angelegenheiten der Vereinigten Staaten — das wäre berechtigt und nur selbstverständlich — als eine unfreundliche Handlung betrachtet, sondern auch jede Einwirkung auf

*) Ellis Barker in seinem Artikel North American or imperial reciprocity (fort nightly Review, Juni 1911, S. 1036) zitiert sogar eine Schätzung auf 650 Millionen.

**) Mit dem Wort „Unverschämtheit" soll auch Bismarck — nach einem Artikel der Kreuzzeitung vom 16. November 1911 (Nr. 539) „Das Kriegs- und Friedensproblem in Amerika" — die Monroedoktrin bezeichnet haben.

die kleinen mittel- oder südamerikanischen Republiken, deren Geschäftsgebahren doch oft genug zu Bedenken Anlaß gibt*).

Aber anderseits bleibt es den Vereinigten Staaten unbenommen, sich ihrerseits überall dort einzumischen, wo ein Verdienst oder eine Vermehrung des Prestiges herauszuholen ist — sei es nun in China, in der Mandschurei oder auf dem Balkan.

Man wird ohne weiteres zugeben, daß die Vorteile einer solchen Auffassung lediglich auf seiten Amerikas liegen. Und doch ist es schließlich nicht nötig, sich über die amerikanischen Monroeansprüche übermäßig aufzuregen. Eine so eminente praktische Bedeutung wird sie wohl kaum in der Zukunft erlangen. Denn es ist klar, daß die europäischen Mächte keinerlei Veranlassung haben, sich an einen solchen Leitsatz für gebunden zu halten und dieser Marotte der Amerikaner eine größere Bedeutung beizumessen, als sie selbst es getan haben, — nämlich eines für viele Geschäfte sehr geeigneten Bluffs. Deshalb scheinen mir auch die Bedenken nicht so schwerwiegend zu sein, die Pétin und Pohl**) an den Monroevorbehalt auf der Haager Konferenz 1899 knüpfen. Hier hatten die Vereinigten Staaten erklärt, nur dann zu einem der wichtigsten Artikel, Artikel 27, ihre Zustimmung geben zu wollen, wenn ein Vorbehalt, der sich mit der Monroedoktrin deckte, mit aufgenommen würde. Es ist amüsant zu lesen, auf wie hartnäckigen Widerspruch die amerikanischen Delegierten sich gefaßt machten, wie sorgfältig sie Entgegnungsreden präpariert hatten, und wie der gefürchtete Vorbehalt dann ohne irgendwelche Diskussion angenommen wurde. Pétin und Pohl fürchten, daß damit ein Präzedenzfall geschaffen, die Monroedoktrin nunmehr von Europa anerkannt sei. Dies scheint mir nicht so gefährlich zu sein. Hier trifft der Satz: Qui tacet consentire videtur sicher nicht zu. Denn wozu sollte man schweigend seine Zustimmung geben? Zu einem Leitsatz, der Grundsätze aufstellt, die von dem Erfinder selbst nicht gehalten werden? Dessen ursprünglicher Sinn im Laufe weniger Jahrzehnte den durchgreifendsten Änderungen unterlag? Nein, die Mächte haben nicht zugestimmt, sondern sie haben keine Diskussion angefangen, um die Beratungen nicht zu verzögern und den Artikel 27, der ihnen wohl wichtiger war als die ganze Monroedoktrin, unter Dach zu bringen. So schadeten sie sich nicht und taten den Amerikanern einen Gefallen. Eine andere Frage ist es, ob die Vereinigten Staaten sich nicht selbst damit schaden, wenn sie solche Vorbehalte in ihre Verträge hineinsetzen, indem sie ihre Vertragsfähigkeit mindern. Aber das ist eine Frage, die sie mit sich selbst abmachen müssen. Uns interessiert sie nicht.

Vielmehr ist für den Deutschen nur von Bedeutung das praktische Ergebnis, das man aus der Erkenntnis von dem negativen Wert der Monroedoktrin zu gewinnen hat. Es ist die Folgerung, die man aus jedem Bluff, jeder Prätension

*) So verfolgt ja eigentlich die in Südamerika so beliebte Dragodoktrin nur den Zweck, diese kleinen Staatswesen im Nichtbezahlen ihrer Schulden zu bestärken.

**) Pétin S. 435; Pohl, „Der Monroevorbehalt" in der Festgabe der Bonner juristischen Fakultät für Paul Krüger, Berlin 1911, S. 469.

zu ziehen hat: sich nicht durch solche Versuche des Gegners, eine stärkere Position vorzutäuschen als er wirklich einnimmt, irre machen zu lassen und nicht vor ihnen zurückzuweichen. Gerade den angelsächsischen Nationen gegenüber, die es lieben, ihre offensiven Machtansprüche mit dem Schein der rechtlich begründeten Forderung zu umkleiden, ist das von Bedeutung. Und im besonderen Maße trifft es auf die Amerikaner zu, die solche scheinbaren Forderungen des Rechts und der Gerechtigkeit noch außerdem ausstatten mit einer Fülle von tönenden Phrasen, wie sie nur dem Republikaner zur Verfügung stehen.

Aber abgesehen davon, daß man sich von einer starken und selbstbewußten Politik gegenüber den Vereinigten Staaten durch deren Monroedoktrin und Imperialismus schon allein aus nationalem Ehrgefühl nicht abbringen lassen dürfte, auch wenn die Vereinigten Staaten nicht vor einem Kriege zurückschreckten — ganz abgesehen davon erscheint es überhaupt fraglich, ob die Amerikaner in der Lage sind, ihre Worte erfolgreich durch die Tat zu bekräftigen „to back their opinion“, um ihren Jargon zu gebrauchen. In der Tat scheint die Vermutung nicht unbegründet, daß sie im sicheren Gefühl der Unangreifbarkeit und des Schutzes zweier Ozeane ihre Wehrkraft vernachlässigt haben. Daß Amerikas Hunderttausend-Mann-Armee keine entscheidende Rolle in einem ernsten Kriege spielen kann, war wohl ohne weiteres klar; und auch seine Flotte verliert viel von ihrem äußerlich imponierenden Eindruck, wenn man die Nachrichten über die Disziplin auf amerikanischen Schiffen, die zahlreichen Desertionen*) und die häufigen Unfälle aufmerksam verfolgt. Aber wie wenig Amerika auf einen großen Krieg vorbereitet ist, das ersieht man erst aus den verzweifelten Warnungsrufen, die Homer Lea in seinem Buche ausstößt. Und wenn man auch einen Teil seiner Befürchtungen der patriotischen Tendenz des Buches zugute halten muß, so rechtfertigen allein die von ihm angeführten Tatsachen die Warnung vor einer Überschätzung der Wehrmacht Amerikas.

Aus all diesen Erwägungen heraus erscheint der Wunsch gerechtfertigt, daß sich Deutschland — anders als bisher — nicht mehr zu sehr faszinieren lassen möge von der wirtschaftlichen Stärke der Vereinigten Staaten, daß es die von ihnen erhobenen Ansprüche, und mögen sie auch noch so sehr durch Monroe- oder andere Doktrinen begründet sein, nüchtern prüfe, und daß es schließlich alle Übergriffe nicht nur auf politischem, sondern vor allem auf wirtschaftlichem Gebiet zurückweisen möge. Die Gelegenheit dazu bietet sich oft genug.

*) Als die Flotte ihre Triumphfahrt um den amerikanischen Kontinent machte, desertierten im Frühjahr 1908 allein bei einem Aufenthalt in San Franzisko tausend Mann.

Lotterie und Literatur

Von Dr. B. Westenberger-Leipzig

Das staatliche Lotteriewesen ist bei den Ethikern schlecht angeschrieben. Was ließe sich auch vom moralischen Standpunkte viel zu seinen Gunsten sagen? Keine staatliche Lotterie ist jemals aus einem andern Grunde eingerichtet worden als aus dem des Geldbedürfnisses. Der Staat benutzt das Verlangen der Menschen nach Geld und Gut, um sich eine mehr oder minder gute Einnahme zu verschaffen. Eine Besteuerung der Hoffnungsseligkeit!

Aber ob auch schon viel gegen das staatliche Lotteriewesen moralisiert wurde, die Staatspraktiker ließen nicht davon ab. Schon das Frankfurter Bundesparlament wollte den Staatslotterien ein für allemal ein Ende machen, sie blieben jedoch erhalten, ja sie haben manche andere Staatseinrichtung überdauert. Preußen hat seine auf das Jahr 1703 zurückzuführende Lotterie neuerdings durch die Lotterieverträge mit zwanzig Bundesstaaten bedeutend ausgedehnt, und da auch in Sachsen und Hamburg die Lotterien eingebürgert sind und die süddeutschen Staaten eine Lotteriegemeinschaft planen, wird weniger als jemals früher an einen Rückgang zu denken sein.

Gerade diese Ausdehnung des Lotteriewesens rechtfertigt einen Vorschlag, der, ob er auf den ersten Augenblick etwas wunderlich erscheinen mag, doch geeignet sein würde, unsere geistige Kultur auf eine praktische Art zu fördern.

Wir denken an die Nutzbarmachung der Lotterien zur Verbreitung guter Bücher.

Was auch in den letzten Jahren geschrieben und geredet wurde gegen die als Gefahr erkannte Schund- und Schmutzliteratur — immer ist der vernünftige Schluß der, daß das beste Gegenmittel die Ablenkung vom Schlechten und die Hinlenkung auf das Gute ist. Zu diesem Zwecke haben sich große Vereine und Gesellschaften gebildet, aber auch an Aufforderungen an die Regierungen hat es nicht gefehlt, sich ernsthaft um diese kulturelle Bewegung zu kümmern. Wir meinen, es braucht nicht bei den bereitwillig zugesagten „wohlwollenden Erwägungen" zu bleiben.

Man vermutet, daß wir den Regierungen vorschlagen werden, den Gewinn aus der Staatslotterie zur Unterstützung dieser Bestrebungen herzugeben. Aber so weit gehen wir nicht. Das wird kein Staat tun, weil jeder die Lotterie

nicht eines idealen Zweckes wegen betreibt, sondern des Gewinnes wegen. Doch Zureden hilft. Wir verlangen nicht den Verzicht auf den Gewinnertrag. Wir schlagen etwas anderes vor: Der Staat soll die „Genieteten" nicht leer ausgehen lassen; er soll den vom Glück betrogenen Nietenbesitzern einen sanften Trost bereiten, und er soll damit etwas Praktisches wirken zugunsten des Lese- und Bildungsbedürfnisses.

Wir denken uns die Sache etwa so: Im allgemeinen hat die Lotteriepraxis dazu geführt, daß an der Spitze der Lotteriepläne außer sogenannten „Prämien" eine Reihe fetter Gewinne stehen. Die preußische Lotterie stellt für den günstigsten Fall 800000 Mark in Aussicht, die sächsische ebenfalls 800000 Mark. Es folgen Gewinne von 500000, 300000, 200000 Mark usw. Es mag sein, daß diese sogenannten „Prämien" wie überhaupt die in allen Lotteriereklamen obenanstehenden dicken Ziffern einen Reiz auf die hoffnungsseligen Spieler ausüben; aber würde nun die Kürzung einer „Prämie" von 300000 Mark um 50000 Mark oder der Gewinne von 500000 Mark oder 200000 Mark um je 25000 Mark die Zahl der Spiellustigen vermindern und das „Geschäft" schädigen? Das ist kaum anzunehmen. Gerade gegen dieses Prämiensystem wie gegen die übertrieben hohen Hauptgewinne lassen sich übrigens aus mancherlei Gesichtspunkten heraus gewichtige Bedenken geltend machen. Jedenfalls würde eine Kürzung der Prämien oder der Hauptgewinne leicht die Mittel liefern, um den „Genieteten" das Kaufrecht auf ein Buch zu verleihen.

Der Vorschlag ließe sich in verschiedener Weise verwirklichen. Der Staat könnte die Bücher, die als Trostgewinne in die Hände und Häuser der Spieler gelangen sollen, selbst herstellen. Richtig angefangen, hätte er damit ein vorzügliches Mittel, der vielbeklagten Unwissenheit in staatlichen Dingen entgegenzuwirken. Zum Beispiel: Es wird ein jährlich neubearbeitetes Staatshandbuch herausgegeben; nennen wir es Staatskalender. Die Staatseinrichtungen, die Gesetzgebung, die statistischen Zahlen der Bevölkerungslehre, gemeinnützige Bestrebungen, Gesundheitspflege usw. werden in volkstümlicher Darstellung behandelt. Für alle Stände ließe sich da regelmäßig ein sehr nützlicher Stoff zusammentragen. Man könnte ein jährlich wiederkehrendes Buch, ein Volksbuch, schaffen, das jedem willkommen wäre. Mit einem Aufwand von 50 bis 100000 Mark ließe sich etwas leisten.

Aber so verlockend wir diesen Vorschlag auch ausmalen möchten — jede Regierung wird es einigermaßen scheuen, sich darauf einzulassen. Sie wird die allezeit fehdelustige Kritik ihrer Gegner fürchten, und welche Regierung hätte keine Gegner? Wie scharf pflegt man mit den Regierungsblättern umzuspringen, und wie mißtrauisch würde man erst ein solches literarisches Unternehmen verfolgen! Das müßte freilich nicht so sein. Eine geschickte Handhabung, losgelöst von bureaukratischer Engherzigkeit und parteipolitischen Zwecken, der Beweis der guten Absicht würden voraussichtlich jede unberechtigte Kritik niederschlagen. Aber — es bleibt bei dem Aber.

Besehen wir ein anderes Verfahren. Der Staat könnte gegen die leer ausgegangenen Spieler durchaus liberal verfahren. Statt sie mit einem von ihm selbst herausgegebenen Buche zu bedenken, mag er ihnen das Anrecht geben, sich nach freier Wahl in einer Buchhandlung gegen Auslieferung des nicht gezogenen Loses ein Buch auszusuchen. Allerdings kommen wir dabei auf einen bösen Punkt. Soll sich der Staat zum literarischen Richter über gut und böse aufwerfen? Nun, er kann sich helfen. Haben wir nicht Kultusministerien? Es ist kein unerhörtes Verlangen, daß sie sich um die Erzeugnisse unseres Geisteslebens bekümmern. Wäre es etwas Unmögliches, die Werke unserer Literatur zusammenzustellen, über deren Wert das Urteil abgeschlossen ist? Große Vereine, wie die Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung, der Dürerbund, haben vorgearbeitet. Wenn ein Kultusministerium trotzdem die Verantwortung scheut, mag es einen literarischen Beirat aus verständigen Männern berufen, der das Verzeichnis der, sagen wir „Lotteriebücher", zur freien Auswahl zusammenstellt.

Selbstverständlich sind damit nicht alle praktischen Einwendungen abgetan. Vom Buchhandel erwarten wir keine Schwierigkeiten. Die bei ihm gegen Bücher einzutauschenden Lose sind für ihn Gutscheine, über die er bei der Lotteriekasse regelmäßig abrechnet. Ein glattes Geschäft, bei dem Verluste ausgeschlossen sind. Es fragt sich noch, mit welchem Betrag das einzelne Eintauschen zu berechnen ist. Doch das ist eine Sache rein finanzieller Art. Nehmen wir an, eine Lotterie rechne in fünf Klassen mit insgesamt fünfhundertfünfzigtausend Gewinnlosen, denen vierhundertfünfzigtausend Nieten gegenüberstehen, so müßten, wenn jedes Nietenlos als Buchgutschein mit 20 Pf. angerechnet werden soll, zur Deckung 90000 Mark vorhanden sein. Um sie zu beschaffen, würden also die Prämie, der erste und zweite Hauptgewinn um je 30000 Mark zu kürzen sein. Das ist keine Schwächung des Lotterieplanes, von der man eine Erschwerung des Absatzes der Lose befürchten könnte. Es ist im Gegenteil anzunehmen, daß die Neuerung keinen Spieler verdrießen, sondern ihn über die Häufigkeit seines Mißgeschicks trösten wird. Dem Spieler muß gestattet sein, seine Nietenlose anzusammeln, um dann nach seinem Belieben Bücher zu höherem Preise erstehen zu können. Wenn also beispielsweise ein Spieler in einer fünfklassigen Lotterie ein Zehntellos durch alle Klassen spielt und in jeder Klasse leer ausgeht, hätte er nach Erledigung der letzten Klasse fünf Nietenlose zu je 20 Pf. zum Eintausch bereit, könnte also ein Buch zum Preise von 1 Mark verlangen; hat er zehn Zehntellose als Gutscheine beisammen, so kann er ein Buch zum Preise von 2 Mark wählen. Eine Frage der Zweckmäßigkeit ist es, ob man diese Verwendung der Nieten unbegrenzt zulassen oder eine zeitliche Beschränkung einführen will.

Unsere Ethiker schütteln die Köpfe. Welch eine prosaische Verquickung! Lotterie und Literatur! Das Volk mit Büchern versorgen, weil es vom Spieltrieb nicht lassen kann? Vielleicht ist gar beabsichtigt, diesen Spieltrieb noch zu steigern? Kein erhebender Gedanke!

Aber wäre es denn zum erſten Male, daß Hohes und Niedriges zum guten Zwecke vereint worden wären? Kein Wohltätigkeitsbaſar könnte ſtattfinden, wenn ganz allein auf den Edelſinn der Menſchen gerechnet würde. So verfehmt ſonſt das Wort iſt, es gibt doch Fälle, wo der Zweck das Mittel heiligt. Es handelt ſich, kurz geſagt, um ein Mittel, Millionen guter Bücher in die Wohnungen hineinzubringen, wo ſie, wenn auch zunächſt mit ſauerſüßem Lächeln, als „Gewinne“ aufgenommen würden.

Oder glaubt man, die geplante Einrichtung werde mißachtet werden? Die Spieler würden, enttäuſcht ob des entgangenen und, ach, wie ſehnſüchtig erwarteten Geldgewinnes auf die Durchſicht des Verzeichniſſes der „Lotteriebücher“ und auf den Gang zum Buchhändler verzichten?

Dagegen ſpricht alle Erfahrung. Der Erwerbsſinn wird mitſprechen. Für ſehr viele unſerer lieben Mitmenſchen iſt heute gewiß die Verſorgung mit geiſtiger Nahrung die allergeringſte Sorge. Und doch iſt es ebenſo Tatſache, daß heute der Bildungsdrang mehr und mehr die Maſſen erfaßt. Ganz gewiß wird manches Buch, das wir nach unſerem Vorſchlage aus dem Laden in die Wohnungen ſchaffen wollen, nicht zu den Ehren kommen, die es verdient; aber ebenſo ſicher werden Tauſende, ja mit der Zeit Millionen von Büchern ihrem Berufe, auf die Menſchen zu wirken, zugeführt werden.

Man bringe gute Bücher unter die Leute. Das iſt der Endzweck, den wir im Auge haben.

Frühlingsfluten

Von G. Tſchulkow

Aus dem Ruſſiſchen übertragen von E. Koeppen

Sonja Kaúrina trat ins Freie; es war Nacht, aber alles herum ſchien ſo hell wie am Tage. Die Erde, das Haus, die Ställe und die niedrigen Gebäude, in denen das Gold gewaſchen wurde, leuchteten weiß wie Kreide. Und es war unbegreiflich, woher dieſer lichte Glanz ſtammte.

Ein leiſer Schauer überrieſelte Sonja Kaúrina in der feuchtwarmen, weißen Frühlingsnacht.

„Ich fürchte mich, Fräulein, ach, ich fürchte mich ſo ſehr“, ſagte Marfuſcha. Sie trug den kleinen Koffer und ein Kiſſen nebſt Plaid.

„Sei nicht bange, Marfuſcha... Aber wo iſt denn Stepan?“

„Hinter dem Stall, Fräulein.“

Stepan und die Pferde ſahen im weißen Licht der Frühlingshelle ungewöhnlich und geheimnisvoll aus. Das feuchte Murmeln des Fluſſes ſchien lebendig und

der Fluß selbst ein sagenhaftes Ungetüm, das aus den Tiefen der Erde emporgestiegen war und sich nun im warmen Frühling ungebärdig hin und her wälzte.

Die Pferde schnauften ängstlich. Unruhig ging Stepan von einem zum andern.

„Wollen wir fahren, Fräulein?" fragte Stepan, und es war, als wundere er sich selbst, daß es dazu kommen sollte.

„Ja, gewiß. Geht es denn nicht?"

„Sie wissen ja selbst, Fräulein, daß die Flüsse aus den Ufern getreten sind. Und nachts ist es in diesen Gegenden nicht geheuer zu fahren. Unsere Pferde kennt man zehn Werst im Umkreis. ‚Aha,' wird man sagen, ‚das sind die von den Goldbergwerken.' Ich habe deshalb schon die Schellen abgebunden."

„Habe keine Furcht, Stepan. Es wird uns nichts zustoßen; wir werden schon glücklich bis zur ‚Grünen Herberge' gelangen, und dort nehme ich andere Pferde."

Stepan war beschämt:

„Wie Sie wünschen, Fräulein. Gott ist barmherzig."

Er schwang sich auf den Bock und nahm die Zügel in die Hand. Die Pferde zogen an und fielen in einen ungleichmäßigen Trab. Die weiße Nacht erschreckte sie, und sie fühlten, ebenso wie Sonja Kaúrina, die Unruhe Stepans.

„Leb' wohl, Marfuscha."

Sonja wollte sich bekreuzigen, zögerte aber einen Augenblick, als schäme sie sich. Gleich darauf besann sie sich, befreite die Hand aus dem Plaid, in den sie sich eingewickelt hatte, und machte das Zeichen des Kreuzes. In der weißen Nacht schien alles wie verzaubert, unwirklich, unwahrscheinlich. Als die niedrigen Goldwäschereigebäude dem Blick entschwunden waren und zu beiden Seiten des Weges ein spärlicher Tannenwald und kahle Birken sich dahinzogen, wurde es noch schauerlicher. Es schien, als ob gleich, bei der nächsten Biegung des Weges, unheimliche Gestalten hervortreten und fragen würden:

„Wohin fährt Sonja Kaúrina?"

Und weiter würden sie sagen, daß die weiße Nacht und der Frühling ihnen gehört. Das Fräulein soll zu Hause bei ihrem Vater sitzen, auf den verfluchten Goldbergwerken — denn hier ist ihr Gebiet. „Die Nacht ist unser, Sophia", werden die wüsten Gesellen fortfahren. „Kehre zu deinem Vater zurück — oder wir werden dich töten."

„Warum wollt ihr mich töten?" phantasierte Sonja.

„Und warum tötet dein Vater uns? Hat er nicht erst neulich aus Irkutsk die Kosaken kommen lassen? Saugt er nicht Jahr für Jahr die Goldadern unserer Erde aus? Betäubt er uns nicht durch Branntwein, und knechtet er uns nicht durch sein tyrannisches Wesen?"

„Das ist mein Vater. Aber welche Schuld trifft mich?"

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme."

„Mir scheint, ich fange an zu phantasieren", dachte Sonja, sich mit Mühe ermunternd, und, indem sie sich fester in ihren Plaid hüllte, sah sie mit ängstlichen Augen auf Stepans Rücken, der ihr plötzlich auch unbekannt vorkam.

„Wo sind wir?" fragte sie dann und erkannte ihre eigene Stimme nicht.

„In der Saltykowschen Einöde", erwiderte Stepan, und auch seine Stimme klang fremd. Man hörte, wie irgendwo in der Nähe der Fluß traurig und schwer aufseufzte. Zeitweise vernahm man leises Krachen, wahrscheinlich spaltete sich das schwache Frühlingseis und versank ins Wasser.

Am Himmel ging Seltsames vor. Silberne, feuchte Schleier, die an den Sternen zu hängen schienen, breiteten sich weit aus, und weiße Riesenflügel spannten sich über die Erde.

Die Pferde waren unruhig, sie liefen nicht gleichmäßig, wie am hellen Tage, sondern drängten sich eng aneinander.

Jetzt dachte Sonja Kaúrina nicht mehr an ihren Vater, den sie heimlich verlassen hatte, und auch nicht an ihren Bräutigam, der sie erwartete. Es kam ihr vor, als würde diese angstvolle, geheimnisvolle Nacht kein Ende nehmen, als würde sie ewig in der Troika durch den silbernen Nebel fahren, wie in einem Märchen — und ewig würde in ihrem Herzen die Ahnung eines Unheils erzittern. —

„Hier ist die ‚Grüne Herberge'", sagte Stepan. Auf dem Abhang stand eine große rauchige Hütte, aus der heiseres Hundegebell ertönte. Sonja stieg aus dem Fuhrwerk und klopfte an die Flurtür.

„Die Tür ist offen. Wen schickt uns der Himmel?"

Sonja öffnete die Tür und trat in die Stube. „Ich brauche Pferde", sagte sie, und wieder klang ihre Stimme fremd, als hätte die Nacht alles in ihr verändert, und als dürfe sie nicht mehr so reden wie früher.

„Pferde sind nicht zu haben. Sie müssen sich gedulden", erwiderte der Wirt, ein großer Mann mit krausem Haar und listigen Augen.

Am Tisch saßen außer dem Wirt noch zwei Personen, ein würdiger Greis und ein Mann in einem blauen Kittel von unbestimmtem Alter und Aussehn.

Der Wirt schien den Alten wenig zu kennen, den andern dagegen nannte er freundschaftlich Waßja.

„Wollen wir noch ein Gläschen trinken, Waßja?"

Als Sonja Kaúrina ins Zimmer trat, stand der Mann, den der Wirt Waßja nannte, auf und machte ihr eine Verbeugung.

„Ich brauche Pferde", wiederholte Sonja, sich ängstlich umsehend.

Der Wirt schien nicht gehört zu haben und rief laut:

„Olympiada! Den Samowar."

Auf der Schwelle zeigte sich eine dunkeläugige Schöne in einem Sarafan mit hochgegürtetem Mieder.

„Sie kommen von den Goldbergwerken?" fragte der Alte mit leiser Stimme.

Sonja bejahte zögernd. Dann setzte sie sich auf die Bank und sah bekümmert auf den Wirt.

„Ich rate dir," sagte dieser, sich an Waßja wendend, „schmiede das Eisen, solange es warm ist."

„Von deinen Lippen fließt Milch und Honig."

„Olympiada, habe ich nicht recht? Einem solchen Prachtkerl stehen alle Wege offen."

Von dem ihr unverständlichen Gespräch und von der Hitze wurde es Sonja schwindlig, und sie sank unwillkürlich mit dem Kopf gegen die Bank.

„Das Fräulein ist krank," sagte der Alte, „gebt ihr ein Kissen."

„Es macht nichts," erwiderte Sonja, „es wird gleich vergehen."

„Nach einer Stunde können wir fahren," bemerkte Waßja, indem er Sonja anblickte. „Wenn Sie wünschen, können Sie sich zu uns in den Tarantaß*) setzen; wir werden Sie bis Grigorjewka bringen."

„Ich danke Ihnen."

Sonja fühlte sich fiebrig und wußte kaum mehr, was sie tun sollte; alles kam ihr phantastisch vor.

„Nein, mein Lieber," sagte der Wirt jetzt und klopfte Waßja auf die Schulter, „solch einen Allerweltskerl gibt es im ganzen Umkreis nicht mehr; zur Nacht würde ich dich nicht unter einem Dache mit Olympiada lassen."

Olympiada lachte laut auf:

„Ich bin nicht dumm. Gott sei Dank habe ich selbst meinen Verstand."

Der Alte mischte sich jetzt ins Gespräch:

„Ich wundere mich über euch, meine Lieben. Immer lacht und scherzt ihr, aber euer Lachen ist nicht lustig. Woher kommt das?"

„Was lügst du da, Alter," sagte der Wirt ärgerlich. „Wir sind schon lustig. Du selbst sitzest da wie eine Nachteule, aber wir sind lustig."

„Gebe es Gott. In meiner Jugend war ich im Frühling immer sehr traurig gestimmt."

„Warum denn das?"

„Ich weiß kaum, wie ich es euch erklären soll, meine Brüderchen. Wenn im Frühling die Flüsse anschwollen und im Wasser die Balken, die Trümmer und die herrenlosen Boote umhertrieben, dann wurde mir das Herz so schwer in der Brust. Ich stand am Ufer, und rings um mich her das unübersehbare Wasser. Und über dem Wasser schrie ein Vogel. Damals wußte ich noch nicht, wonach meine Seele sich sehnte, aber jetzt weiß ich es."

„Wonach denn, Alter?"

„Nach Gott, Brüderchen."

„Was sprichst du da? Was hat Gott damit zu schaffen?"

„Sehr viel, meine lieben Freunde. Die Frühlingsfluten sind Gottes Tränen. Er weint aus Liebe zur Erde. Und die Erde seufzt und sehnt sich nach ihm. Lauscht auf die Stimmen des Frühlings, wenn wir weiterfahren! Die Erde ist lebendig, Brüderchen. Sie hat eine Seele."

„Es ist möglich, daß die Erde lebendig ist," sagte Waßja und sah mit feuchtschimmernden Augen Sonja Kaúrina an. „Was aber Gott betrifft, so ist das noch eine große Frage. Die Erde sehen wir, sie ist hier, aber wer hat Gott gesehen?"

„Sieh mal an, wie du fix bist," erwiderte der Alte. „An die Erde glaubst du, aber an Gott nicht. Und ich denke so: wenn es keinen Gott gibt, so gibt es auch keine Erde. Dann gibt es nichts, nur einen ewigen Kreislauf."

„Meinetwegen. Nicht ich habe ihn ausgedacht, ich pfeife darauf."

„Doch auch du wirst sterben."

„Ich genieße den Augenblick."

---

*) Tarantaß = Reisewagen.

„Du bist ein gewandter Bursche, Waßja," sagte der Wirt schmunzelnd. „Solche gefallen mir. . . . Ihm ist es nur um die Weiber zu tun, und im Jenseits wird es sich dann schon zeigen, wer recht und wer unrecht hat."

„Mir scheint, es ist Zeit zu fahren," bemerkte der Alte versöhnlich.

„Wollen wir aufbrechen, Fräulein?"

„Ich bin bereit," sagte Sonja Kaúrina. —

Der Morgen dämmerte schon herauf, als Sonja Kaúrina, der Alte und Waßja sich in den Tarantaß setzten, Sonja neben Waßja, und der Alte gegenüber.

In seinem stutzerhaften Fellmantel und der hohen Bibermütze sah Waßja, der seines Zeichens Aufseher war, sehr verwegen aus. Sein heller aufgedrehter Schnurrbart, die allzu roten Lippen und die feuchtglänzenden Augen erweckten Sonjas Widerwillen.

„Gut, daß der Alte mit uns ist", dachte sie unwillkürlich.

„Ist es gefährlich, bei hohem Wasserstand zu reisen?" fragte Sonja, sich an den Alten wendend, indem sie sich bemühte, ihren Nachbarn nicht anzusehen.

„Es wird schon gehen, Gott ist gnädig", erwiderte der Alte und bekreuzigte sich.

Sie waren erst eine Stunde unterwegs, und schon schien es, als führen sie mitten im Fluß, von einer Insel zur andern, und als würde es bald keinen Weg mehr geben und keine Möglichkeit umzukehren, da die Wasserfluten sich hinter ihnen schlossen. Überall waren Wegweiser aufgestellt, einige waren schon von den Fluten fortgespült und schwammen im Wasser. Auf anderen sah man ermattete Saatkrähen sitzen.

Der silberne Nebel verdichtete sich zu Wolken. In der feuchten Luft hörte man das Schellengeklingel nicht.

Sie fuhren schweigend. Sonja Kaúrina empfand die Nähe des blonden Reisegefährten mit steigendem Unbehagen. Sie glaubte in ihm einen Angestellten der Beketowschen Bergwerke zu erkennen. Seine Nähe erfüllte sie mit Haß und Furcht, wie alles, was mit den Goldgruben zusammenhing.

Gegen Mittag ließen sie die Pferde an einem Abhang halten, um zu frühstücken. Der Aufseher holte einen kleinen Korb mit Proviant und Wein hervor und bot Sonja einen Imbiß an. Sie dankte und teilte mit dem Alten ihr Frühstück, das sie mitgenommen hatte. So sah sich der Aufseher gezwungen, seine Mahlzeit allein zu verzehren; er trank dazu Wein und zwar gleich aus der Flasche.

Der reichlich genossene Wein belebte seinen Mut und er wurde zudringlicher.

„Es ist sehr schmeichelhaft für mich, in so angenehmer Gesellschaft zu fahren," sagte er, Sonja zublinzelnd. „Du brauchst dich nicht zu beeilen, Kutscher . . ."

Sonja errötete.

„Sie fahren doch mit uns bis Grigorjewka?" fragte sie, den Alten anblickend.

„Nein, ich muß in Karpowka aussteigen."

Das hatte Sonja nicht erwartet. Sie rechnete aus, daß sie gegen Abend in Karpowka sein würden, und daß sie in der Nacht allein mit dem Aufseher ihren Weg fortsetzen müßte.

„Sollte ich nicht in Karpowka nächtigen?" flog es ihr durch den Sinn. „Nein, das ist unmöglich."

In Grigorjewka erwartete sie ihr Bräutigam, ein politischer Flüchtling. Wurde er von der Polizei entdeckt, dann war alles verloren. Sie erkannte das klar und beschloß zu fahren.

In dem Chaos von Erde und Wasser kam Sonja Kaúrina sich klein und verlassen vor. Am Himmel stieg eine glanzlose, rötliche, unförmliche Sonne auf, umgeben von weißen, zerrissenen Wolken.

„Ich sehe Sie an, Fräulein, und wundere mich," sagte der alte Mann. „Sie reisen so allein ... Wohin und warum kann mir gleichgültig sein. Nur das eine wundert mich, daß Sie keine Furcht haben. Und das ist gut. Es steht geschrieben: Die vollkommene Liebe treibet die Furcht aus. Man soll sich nicht fürchten, weder vor den bösen noch vor den guten Geistern, und sogar nicht vor den Menschen."

„Warum glauben Sie, daß ich mich nicht fürchte."

„Ich sehe Ihr Zeichen. Ein jeder Mensch hat sein Zeichen, der eine das Zeichen der Furcht, der andere das Zeichen der Liebe."

„Und gibt es auch Menschen, die kein Zeichen haben?"

„Jawohl. Das sind Menschen wie Spreu. Sie leben und sterben, ohne sich selbst zu kennen. Das sind keine wirklichen Menschen."

„Und welches Zeichen habe ich?" mischte sich der Aufseher ins Gespräch.

„Ich weiß es nicht, mein Lieber, ich weiß es nicht. Ich sehe dein Zeichen nicht und möchte nicht lügen."

„Ich habe das Zeichen der Verliebtheit", sagte der Aufseher lächelnd, und Sonja schien es, als hätte sein Fuß den ihrigen berührt.

Eine Troika kam ihnen entgegen. Unerwartet tauchten aus dem weißen Dunst die schwarzen Köpfe der Pferde, das Fuhrwerk und der angetrunkene Kutscher auf. Und wieder war alles vom Nebel verhüllt. —

Auch zur Nacht verzog der Nebel sich nicht. Es hatte den Anschein, als wären Himmel und Erde mit Asche überzogen.

Ein fester Weg war nicht mehr vorhanden. Das Wasser reichte schon bis an das Trittbrett des Tarantaß. In Karpowka hatte der Aufseher sich Branntwein geben lassen. Sonja fühlte jetzt, daß er betrunken war, und eine große Unruhe erfaßte ihr Herz.

„Unser Kutscher ist taub," bemerkte der Aufseher und deutete auf den gebeugten Rücken des Fuhrmannes. „Wir können sprechen, was wir wollen, er hört nichts."

„Wir haben keine Geheimnisse," sagte Sonja ängstlich. „Ich verstehe nicht, was Sie meinen."

„Was ist denn da zu verstehen? Ich spreche von der Sympathie."

„Was sagen Sie?"

„Von der Sympathie", wiederholte er. „Wenn das Herz schneller schlägt ..."

„Ach, mein Gott", rief Sonja, „ich glaube, wir sinken."

„Oho, halt an, Kutscher! ..."

Der Tarantaß legte sich auf die Seite, so daß das Wasser hereindrang.

„Halt! Dummkopf! ..."

Der Aufseher erhob sich und riß, hinter dem Rücken des Kutschers, an den Zügeln.

Die Pferde zogen rechts an, und der Tarantaß kam wieder ins Gleichgewicht.

„So ist es gut", sagte er lustig.

„Ist es wahr, daß man auf dieser Strecke oft beraubt wird?" fragte Sonja plötzlich.

„Zwischen Karpowka und Grigorjewka?"

„Ja."

„Das ist richtig. Es kommt vor, daß man hier beraubt und sogar totgeschlagen wird. Wenn wir uns dem Ort Rogulino nähern, so kommen wir an der Stelle vorbei, wo die Tamatschi meinen Onkel ermordet haben."

„Wer sind die Tamatschi?"

„So nennt man bei uns die Herumtreiber, die früher in den Goldbergwerken arbeiteten und nun zu keiner anderen Beschäftigung mehr tauglich sind. Das ist ein unheimliches Volk. Sie rauben und morden."

„Sie sind eine Kaürina?" fragte er dann nach einem kurzen Stillschweigen. „Vielleicht die Tochter des Besitzers?"

Sonja schwieg, aber der Aufseher rückte näher und flüsterte ihr ins Ohr:

„Mir scheint, ich kenne Sie. Ich habe Sie auf den Kaürinschen Goldbergwerken gesehen, als ich dort in Geschäften war."

Sonja fühlte, daß ihre Hände und Füße wie im Fieber zitterten, alles schien ihr ein wüster Traum, und sie glaubte schon nicht mehr daran, daß der Nebel jemals weichen, die Wasser zurückfluten und sie wieder festes Land sehen würde.

„Der Alte aus Karpowka gehört wahrscheinlich wohl zu einer Sekte."

„Warum glauben Sie das?"

„Er sprach allerlei unverständliches Zeug. Ehe Sie kamen, redete er immer von der Liebe. Das eine sei eine Sünde, und das andere sei auch eine Sünde. Aber ich denke, Sie als ein gebildetes Fräulein werden sicher begreifen, daß alles sehr einfach ist. Und es gibt gar kein Geheimnis. Wenn der Mensch vom Affen abstammt, so folgt daraus ... Wir haben auch Bücher gelesen ... Selbstverständlich ..."

„Gott weiß, was Sie da reden. Ich begreife nichts", sagte Sonja.

„Sie werden es schon begreifen, liebes Fräulein", erwiderte der Aufseher und legte seine Hand auf Sonjas Knie.

„Was fällt Ihnen ein?" rief Sonja laut und stieß heftig seine Hand zurück.

In diesem Augenblick hielt der Kutscher die Pferde an, und sich zum Aufseher umwendend sagte er ruhig:

„Wahrscheinlich sind wir in den Fluß geraten. Ich finde den Weg nicht mehr."

Er kletterte vom Bock und versank bis an die Knie im Wasser, das den Tarantaß umspülte.

„Hier ist ein Stein," sagte er darauf und deutete mit der Peitsche auf eine graue Masse, die aus dem Wasser hervorragte. „Und rund herum ist Wasser. Ich will die Furt suchen."

„Pack dich, alter Dummkopf", rief ihm der Aufseher ärgerlich nach.

Bald verschwand der Rücken des Kutschers im Nebel. Sonja wurde es unheimlich, zu zweit im Tarantaß zu sitzen, sie stieg aus und kletterte auf den Stein.

Von allen Seiten schienen graubärtige Riesen aufzutauchen, die mit den Armen winkten: das war der Nebel, der solche Scherze trieb und allerlei Formen annahm. Kein Stern war zu sehen. Das Wasser rauschte. Und es klang, als höre man hin und wieder Stimmen aus der Tiefe. Auf den unendlichen Wassern wanderte die Nacht und lauschte dem Frühlingsbrausen.

Aus dem Tarantaß kroch der betrunkene Aufseher und kletterte schwerfällig auf den Stein. Sein Gesicht war abstoßend und schrecklich.

Da hörte man plötzlich im Nebel einen langen, durchdringenden Pfiff.

„Die Tamatschi," murmelte der Aufseher, „das sind sie . . ."

Sonja lachte unerwartet auf. „Was liegt daran?" dachte sie. „Ist es nicht gleich?"

„Die Tamatschi. Es ist aus mit uns. Sie verfolgen uns!"

„Mir scheint, ich höre Pferdegetrappel", sagte Sonja aufhorchend.

Gleich darauf wurde im Nebel die Gestalt eines Reiters sichtbar. Groß und grau glich sie einer Riesenfledermaus. Eine halbe Minute schwankte das Phantom im Nebel, dann verschwand es.

„Er reitet zu seinen Kameraden", sagte der Aufseher.

Sonja sah ihn an, er war nüchtern, und es kam ihr vor, als ob in seinen Augen etwas Menschliches leuchte. . . .

„Das hat die Angst vor dem Tode bewirkt", dachte Sonja.

„Ich habe die Furt gefunden", sagte der Kutscher, auf den Bock kletternd.

„Die Tamatschi!" schrie ihm der Aufseher ins Ohr, so laut er konnte.

Der Kutscher begriff, hieb auf die Pferde ein, und der Tarantaß flog dahin.

Das Wasser schäumte und stöhnte unter den Rädern. Der Nebel ballte sich zusammen. Unter dem Wasser erzitterte die Erde.

Die Troika flog dahin.

Und plötzlich pfiff im Nebel eine Kugel vorbei, es klang wie ein Peitschenhieb.

Sonja Kaúrina wurde es leicht zumute, der Aufseher hatte den Kopf gesenkt und schwieg. Und wieder pfiff die Kugel. „Recht so," dachte sie, „recht so . . ."

Vor ihrer Seele stand das Bild ihres Bräutigams, und ihr Herz sang das Schwanenlied der Liebe.

Und als die Troika den Abhang hinauf raste und das Mittelpferd mit der Deichsel an die Pforte des Grigorjewschen Stationsgebäudes anprallte und weit hinten im Nebel die Tamatschi verschwanden, regte sich in Sonja der Wunsch, aufs neue so im Kugelregen dahinzufliegen mit der todesbereiten Liebe im Herzen.

Theodor Fontanes Briefe

Von Privatdozent Dr. Hermann Schneider-Bonn

a, was heißt Briefschreibetalent! Es ist damit wie mit allem; eine Norm gibt es nicht. Der kleine Notizenbrief kann sehr nett sein, und ich kann mit Vergnügen lesen, daß der Kanarienvogel zwei Eier ausgebrütet hat, oder daß Fips zweimal geschoren wurde, erst halb dann ganz —"

Wer an Fontanes Briefe in der Erwartung herantritt, große dichterische Konfessionen, spannende Beiträge zur Geschichte eines interessanten und vielbewegten Lebenslaufes zu finden, wird nicht ganz auf seine Rechnung kommen. Zwar ist ihm auch jene zweite Gattung des „Talent épistolaire", die er im Anschluß an die eben zitierte Briefstelle anführt, „Reflektionen, philosophische Betrachtungen, Bilder, Vergleiche, Angriffe und Verteidigungen" nicht versagt, aber im ganzen verzichtet er auf die billige Gelegenheit, in Briefen als literarische Autorität zu orakeln, vor allem in der Familienkorrespondenz, wo er ernste Probleme nur erörtert, um sofort, des trockenen Tones satt, von dieser und jener Kleinigkeit, sei es „vom Nichtvorhandensein eines guten Bieres oder von der Grobheit eines gestern entlassenen Dienstmädchens" — ein wahres Musterthema, wie er selbst sagt — auf eine Weise zu erzählen, die den Leser mehr fesselt, als es vielleicht fortgesetzte literarische Auseinandersetzungen vermöchten. Aus den Berichten an die Familie spricht zumeist weder der Poet noch der Kritiker, sondern lediglich Theodor Fontane der Mensch, und dieser war zweifellos das allerbeste an ihm. Deshalb ist es gerade bei ihm von hohem Wert, daß der Nachwelt oder vielmehr all denen, die ihm ferne standen, ein klares und nach Verdienst sympathisches Bild seiner Persönlichkeit überliefert wird, nicht als Ergänzung zu seinen Werken, sondern als dasjenige, was von ihm hauptsächlich gekannt zu sein verdient. Es ist nicht zu leugnen, daß seine literarische Einschätzung durch den persönlichen Eindruck, den eine ganze Reihe von maßgebenden kritischen Persönlichkeiten namentlich Berlins von ihm empfangen haben, beeinflußt worden ist; daß, wer Fontane kannte und hochschätzte, auch Romane hochschätzen mußte, in denen sich der ganze Fontane kundtat und aussprach, ist verständlich. Verblaßt diese Erinnerung einmal, dann könnte die literarische Kritik leicht in den entgegengesetzten Fehler fallen. Die veröffentlichte Korrespondenz

jedoch wird dann imstande sein, wenn nicht den ganzen Reiz seines persönlichen Umganges heraufzuzaubern, so doch die ständige Hochschätzung einer geraden und liebenswürdigen Künstlernatur zu verbürgen.

Die Familienbriefe haben denn auch beim Publikum den zu wünschenden Erfolg gehabt, sie liegen heute schon in sechster Auflage vor (Berlin, F. Fontane u. Co., zwei Bände). Wozu die Gedichte zu ihrer Zeit über dreißig Jahre brauchten, das ist den Briefen in sechs Jahren geglückt. Die 1907 erschienene zweite Sammlung (jetzt in zweiter Auflage, Berlin, F. Fontane u. Co., gleichfalls zwei Bände) ist zunächst eine Kollektion von Freundesbriefen: Witte, Eggers, Zöllner und andere in früherer Zeit geschlossene und teilweise das Leben hindurch dauernde Bekanntschaften sind die Adressaten. Der Briefwechsel mit dem Jugendfreund Wolffsohn ist von dessen Sohn eigens herausgegeben worden (Berlin, Georg Bondi). Die Korrespondenz mit den Verlegern nimmt von Anfang an einen breiten Raum ein. Später erweitert sich der Kreis. Wie vorher Theodor Storm, so finden wir nun unter den dichterischen Kollegen, mit denen Fontane Briefe wechselt, Spielhagen, Liliencron, Wolzogen, daneben Herren der Hocharistokratie wie den Grafen Philipp zu Eulenburg, Künstler wie Fontanes langjährigen Freund, den Maler von Hayden, ferner eine Reihe noch heute im Berliner literarischen Leben führender Persönlichkeiten: Brahm, Schlenther, Rodenberg u. a. Wie man sieht, war es ein weiter Kreis, dem gegenüber Fontane aber stets derselbe bleibt; die äußere Form, in der er seine Briefe abfaßt, wechselt, der durchaus echte und aufrichtige Charakter seiner Äußerungen ist überall gleich. Keine flüchtige Abfertigung, kein oberflächliches Gerede; jeder, den Fontane eines Briefes würdigte, erhielt auch einen Brief, der Fontanes würdig war.

Am liebenswürdigsten offenbart er aber, was wiederum sehr für ihn spricht, sein Briefschreibetalent der eigenen Familie gegenüber. Adressatin ist neben der Gattin des Dichters vor allem sein Liebling, seine Tochter Martha, von deren persönlicher Tüchtigkeit und Charakterstärke er auch dem Leser eine hohe Meinung beizubringen weiß. In den kleinen Zwisten, die zwischen den Eltern über die etwas eigensinnige Selbstbestimmung der Tochter entstanden, nahm der Vater stets deren Partei. Diese und andere intime Familienangelegenheiten finden in den Briefen ausgiebige Erörterung; daß trotzdem diese Teile der Korrespondenz der Veröffentlichung nicht entzogen wurden, verdanken wir der bestimmten Willensäußerung von Frau Fontane, der wir für diese Aufopferung persönlicher Gefühle zu Dank verpflichtet sind. Denn gerade im Verhältnis zu seiner Gattin offenbart Fontane die eigensten Seiten seines Wesens. Er war weit entfernt, immer den rücksichtsvoll nachgebenden Ehemann zu spielen; er ersparte ihr sogar bisweilen die bittersten Wahrheiten nicht und klagte sie häufig an, sie beurteile ihn grundsätzlich falsch. „Du hast ein riesiges Talent", schreibt er, „die Dinge nicht so zu sehen, wie sie sind, sondern wie Du sie sehen willst. Du hast dir aus dem Th. F. von Gottes Gnaden einen Th. F. von Emiliens Gnaden zurechtgemacht, und alles, was Du über mich denkst und sprichst, sind Sätze, die auf Deine

Phantasiepuppe passen, nicht aber auf mich." Am meisten verurteilt er ihre Forderung, daß alles tatsächlich Geschehende an ihr Ideal von der Sache heranreichen solle. „Sie verlangte", so äußert er, „in jeder Minute oder mindestens doch in jeder Stunde das Ideal des Daseins und wundert sich, es nicht einfliegen zu sehen, besonders jetzt, wo doch alle Fenster aufstehen." In vierzig Jahren, so fügt er bei, habe sie in dieser Hinsicht nichts von ihm gelernt. Fontane selbst war eben Realist auch in seiner alltäglichen Stellungnahme zu den Dingen. Nichts Außergewöhnliches erwartend, wurde er auch durch nichts allzu Gewöhnliches enttäuscht, und sein schlichter Sinn empfand gegen jedes Übermaß der Erscheinung wie der Empfindung eine gesunde Abneigung. Zu viel des Guten auf einmal, selbst in der Form etwa zu vieler Geburtstagsgratulationen — in deren Beantwortung er übrigens sehr gewissenhaft war — erweckte sein Mißbehagen. Er war nach seinem eigenen Ausdruck „Monogamist auch der Freude gegenüber." Am meisten verdroß ihn, was schon der Leser seiner Romane erkennen muß, jeder Überschwang an Gefühlen, besonders jede Art von Sentimentalität. Alles, was schmerzt und betrübt, muß „mit möglichst guter Manier getragen werden." „Es ist unsere Pflicht, eine gewisse Hospitalstimmung von uns fernzuhalten und nicht in fruchtlose Heulhuberei zu verfallen." Als die ihm gewiß sehr nahegehende Botschaft von Storms Ableben eintraf, schrieb er: „Heute kam die Nachricht von Storms Tod. Aber mit Blechmusik immer weiter und heiter vorwärts, bis man selber fällt. Nur keine Sentimentalität. Was das Schmerzlichste ist, ist zugleich auch das Alltäglichste und Gleichgültigste." Der Gedanke an das „selber fallen" hatte nichts trauriges für ihn; im Gegenteil bemächtigte sich seiner gegen sein Lebensende eine immer stärker werdende Sehnsucht nach Ruhe, und über Widerwärtigkeiten und Kümmernisse pflegte er sich mit dem alten Witzwort hinwegzutrösten „Um neun Uhr ist alles aus." Er stand damit freilich im Gegensatz zu seiner Frau, die, wie er klagt, in der kleinsten Krankheit den Vorboten des Todes fürchtete.

Doch die mannigfachen Gegensätze zwischen den Gatten, die im Grunde nur darin ihre Ursache hatten, daß beide kräftige Naturen und ein wenig zu sehr ihres Kopfes waren, führten, da sie eben doch durch das denkbar echteste Gefühl zusammengehalten waren, nie zu ernsten Konflikten — auch nicht bei einem Frau Fontane so schwer treffenden und so unbegreiflich dünkenden Entschluß ihres Gatten wie seinem Entlassungsgesuch (aus der Stellung als Sekretär der Kunstakademie), durch das er das kaum gewonnene sichere Brot aufgab. Er tat seiner Gattin diesen Schmerz an, weil sein persönlichstes Interesse und Gefühl auf dem Spiel stand: sein Bedürfnis nach Freiheit, das sich mit einer leicht untergeordneten beamtlichen Stellung vertragen hätte, bäumte sich gegen einen auf ihn ausgeübten bureaukratischen Druck auf und ließ ihn alle anderen Rücksichten vergessen. Derartiges kam aber nur in extremen Fällen vor, wo man ihm tatsächlich an den Lebensnerv griff; im allgemeinen setzte er einen Stolz darein, sich gut mit den mannigfachen, bisweilen harten Forderungen,

die seine Umgebung oder das Leben an ihn stellten, abzufinden, und verurteilte diejenigen, die ihren Kopf überall durchzusetzen trachten und ihn dabei überall anstoßen: „Ich bin nun 'mal für Frieden und Kompromisse. Wer diese Kunst nicht kennt, vielleicht nicht kennen will, solch ein Orlando furioso und Charakterfatzke kann sich begraben lassen."

Wenn er sich in jenem Fall mit seinen Vorgesetzten nicht stellen konnte, so war gewiß nicht mangelnde Arbeitslust oder verträumte Poetenfaulenzerei auf seiner Seite schuld; wir haben im Gegenteil in Fontane einen der fleißigsten und in ihrer Arbeitskraft zähesten unserer neueren Schriftsteller zu bewundern. Sein früherer „Giftmischerberuf" war für den späteren nicht die richtige Vorbildung gewesen. Um so eifriger bemühte er sich, seine Werke auf volle schriftstellerische Höhe zu bringen. Daß er sie nicht geniemäßig hinschleuderte, sondern oft mit dem Ausdruck rang und auf die äußere Form, in der seine Bücher vor das Publikum traten, höchsten Wert legte, zeigt seine Notiz, daß er wohl dreiviertel seiner Zeit mit Feilen und Korrigieren zuzubringen pflege.

Äußerungen über die eigene Produktion finden sich in größerem Umfange vor im zweiten Band der zweiten Sammlung und erlauben trotz ihrer relativen Spärlichkeit manchen fesselnden Einblick in die Entwicklungsgeschichte dieses oder jenes Werkes. So kann man sich bei einer Übersicht über allenfalls zu wählende Titel für die Schach von Wuthenownovelle (1806 — Et dissipati sunt — Vor Jena — Gezählt, gewogen und hinweggetan — Vor dem Niedergang) von neuem überzeugen und freuen, daß das Schlichte und Anspruchslose noch bei der bloßen Betitelung eines Werkes in Fontanes Geschmack über das Marktschreierische immer den Sieg davontrug. Für manche Romane lernen wir die stofflichen Keime kennen, die dem Dichter zuflogen, und staunen über die geringe Verhüllung, in der er fremdes Gut aufnahm: die Geschichte Instettens ist einem zur Zeit der Abfassung von „Effi Briest" noch aktiven Obersten passiert, und dieser wurde von Kennern der Verhältnisse in dem betrogenen Gatten des Romans sofort wiedererkannt. Einer befreundeten Dame verdankt der Dichter die Mitteilung einer wahren Begebenheit, die Punkt für Punkt der Handlung von „Unwiederbringlich" entspricht, und in der dies Wort auch schon mit besonderem Nachdruck als Abschiedsgruß der vom Leben scheidenden neugefreiten Gattin hervorgehoben wird. Man sieht von neuem — wie bei den ihrem Sujet nach Fontane ganz selbständig zugehörenden Romanen —, daß äußere Erfindung nicht seine stärkste Seite war und daß er sich freute, einen Stoff zu finden, zu dem nur noch psychologische Feinarbeit zu leisten, nicht mehr das Gerüst zurechtzuzimmern war. Angesichts dieser Erscheinung ist es fraglich, ob er für die Ausführung eines hochinteressanten, stofflich wie psychologisch gleich anspruchsvollen Romanentwurfs, mit dem er sich lange trug, der rechte Mann gewesen wäre; die historische Erzählung „Die Likedeeler", um 1400 spielend, sollte „eine Aussöhnung sein zwischen seinem ältesten und romantischsten Balladenstil und seiner modernsten realistischen Romanschreiberei", ihre Helden „eine Gruppe von

an Karl Moor und die Seinen erinnernden Seeräubern". — „Alles steht mir fest, nur eine Kleinigkeit fehlt mir noch, das Wissen", bemerkt er bei der ersten ausführlichen Erwähnung des Planes; spätere Berichte aber zeigen, wie er um Ausfüllung dieser Lücke bemüht war: er wandte sich an verschiedene Kenner der Epoche um historisches Material, vertiefte sich eifrig in dieses und begeisterte sich für das Störtebekerlied. So mag er auch für seine anderen in der Vergangenheit angesiedelten Romane historische Studien großen Umfangs gemacht haben, vor allem für „Vor dem Sturm". Von den vielfachen Nöten und Bedrängnissen, die zur Entstehungszeit dieses Werkes des Dichters ständige Begleiter waren, erfahren wir viel, er sagt uns aber auch, was bei diesem Roman sein Ziel war und welches Verdienst er für sich in Anspruch nahm. „Das Buch", schreibt er an den Verleger, „tritt ein für Religion, Sitte, Vaterland, aber es ist voll Haß gegen die ‚blaue Kornblume' und gegen ‚Mit Gott für König und Vaterland', will sagen: gegen die Phrasenhaftigkeit und gegen die Karikatur jener Dreiheit. Ich darf sagen, ... daß ich etwas in diesem Buch niedergelegt habe, das sich weit über das herkömmliche Romanblech, nicht nur in Deutschland, erhebt."

Was ist nun dieser hohe Vorzug, den Fontane dieser seiner Dichtung wie in verstärktem Maße all seinen späteren Romanen zuerkannt wissen will? Er ist nach dem von ihm selbst immer gebrauchten Ausdruck: Leben. Er will die Zeit vor dem Sturm schildern, nicht wie sie nach patriotischen Büchern gewesen sein soll, sondern wie sie war. Ebenso ist es mit den Schilderungen aus der Gegenwart; nicht konstruierte Romantypen, nicht überkluge und überwitzige Reden will er in seinen Werken vorführen, sondern Leute, wie sie jeden Tag in den Straßen Berlins herumgehen und die reden wie ihnen der Schnabel — und wenn es ein hocharistokratischer Schnabel wäre — gewachsen ist. Die Forderung kleinlichster Treue in diesem Realismus verwirft er: „Es ist gleichgültig, ob ein Ortskundiger einwendet: Wenn man vom Anhaltischen Bahnhof nach dem Zoologischen fährt, kommt man bei der und der Tabagie nicht vorbei." Er ist zufrieden, „wenn man nur den Totaleindruck hat: Ja, das ist Leben." Vor allem erhebt er diese Forderung in bezug auf die Dialogführung, in der er sich besonderes Geschick zuerkennt.

Dies ästhetische Selbstbekenntnis mußte Fontane in scharfen Gegensatz zu den Vertretern der älteren Theorie des Romans bringen, vor allem zu der Produktion Paul Heyses, aber auch zu Spielhagens älteren Werken. Der erstere, sein Freund von alten Zeiten her, hat denn auch bisweilen gezögert, das, was Fontane in dieser Richtung hervorbrachte, als Kunstwerk in vollem Sinne zu bezeichnen. Demgegenüber betont Fontane immer wieder, wie sehr er sich bei all seiner Produktion als Künstler fühle, nicht in dem Sinn freilich, daß er das Recht zu einer geniemäßigen Ungebundenheit und zu einem Gefühl der Erhabenheit über gewöhnliche Sterbliche daraus abgeleitet hätte. Er verachtete die Anmaßung der Künstlerwelt, „daß ein Dichter, ein Maler und überhaupt ein Künstler etwas

Besonderes sei, während die ganze Gesellschaft auf der niedrigsten Stufe steht, so niedrig, daß die meisten übergelegt werden müßten". Was ihn nach seiner Meinung zum Künstler stempelte, war die Art und Weise, wie er die Dinge anzusehen und darzustellen pflegte und vermochte. Nicht nur in seiner belletristischen Produktion, auch z. B. bei seinen Kriegswerken, seinen Büchern über England u. a. bezeichnet er dem Verleger gegenüber dieses Künstlerische der Auffassung und der Wiedergabe des Geschauten als den Hauptvorzug. Und in der Tat ist er auch Künstler in den häufigen Schilderungen von Land und Leuten, die seine Briefe enthalten.

In der Fähigkeit so schreiben zu können, erblickt er seine schriftstellerische Beglaubigung. Aber gerade diese Seite seiner Tätigkeit schien ihm von der Kritik immer verkannt und übersehen. Man kann an ihm ausstellen, was man will, wenn man nur die künstlerische Höhe im allgemeinen anerkennt. Er versichert oft, er sei gegen Tadel, „selbst gegen starken und seinem Gefühl nach ungerechten Tadel", gar nicht empfindlich. „Nur Nichtachtung kränkt mich tief. Wird dem Buche und seinem Verfasser Existenzberechtigung zugesprochen, wird in der Hauptsache eine Kraft anerkannt, so genügt das völlig. Nur unter die Masse geworfen zu werden, unter der zwölf auf ein Dutzend gehen, ist mehr als meine Geduld aushält." Auch zu eigener Ausübung des kritischen Berufes fühlt er sich vor allem in seiner Eigenschaft als Künstler berufen. Seine Berechtigung zu diesem Metier „ruht auf einem," so schreibt er, „was mir der Himmel mit in die Wiege gelegt hat: Feinfühligkeit künstlerischen Dingen gegenüber. An diese meine Eigenschaft hab' ich einen festen Glauben. Hätt' ich ihn nicht, so legte ich noch heute die Feder als Kritiker nieder". Vollster Subjektivismus herrscht dann noch in seinen sämtlichen Kritiken, zu denen die Briefe manchen interessanten Nachtrag liefern. Er darf versichern, daß ihm „Literaturheroentum und Namenkult" fremd sind, in der Beurteilung von Schriftstellern ebenso wie in der von Schauspielern. Er verwirft die Ziegler auf der ganzen Linie und hat die kritiklose Berliner Matkowskyverherrlichung nie mitgemacht. Ibsens dichterische Kunst imponiert ihm von Anfang an, er hält ihn „für einen großen, epochemachenden Kerl," aber gerade mit der Wahrheit seiner Dramen, „von der jetzt jeder quatscht," kann ihm der ehemalige Giftmischerkollege „gestohlen werden." — „Die bewunderte Nora ist die größte Quatschliese — anderwärts nennt er sie Schafsliese — die je von der Bühne herab zum Publikum gesprochen hat." Freudig tritt er für die neue Richtung im deutschen Drama ein; vor allem für Hauptmann — dessen „Friedensfest" ihm gewidmet ist —, kämpft er Schulter an Schulter mit Brahm und Schlenther. Bei all seiner Überzeugung von seiner Berufenheit zum Kritiker ist er aber mit seinen Leistungen auf diesem Gebiete nicht so ganz zufrieden. Eine starke Hochschätzung und wohl auch Überschätzung gefälliger journalistischer Plauder- und Unterhaltungskunst läßt sich vielen Briefstellen entnehmen. So huldigt er Ludwig Pietsch oftmals auf die schmeichelhafteste Weise, nicht ohne sich einer leisen Neidesregung bei der Lektüre

von dessen Aufsätzen schuldig zu bekennen: „Du könntest das nicht, so klang es immer leise mit und deprimierte mich ein wenig."

Tief kränkt es ihn, den Schriftstellerberuf im allgemeinen so niedrig eingeschätzt zu sehen. „Ein Schriftsteller ist ein Schmirarius, ein käuflicher Lügenbold, eine verächtliche oder lächerliche Figur," so charakterisiert er die herrschende Anschauung. Von jener kokett anspruchsvollen Ablehnung staatlicher Auszeichnungen, die in Künstler- und Literatenkreisen gelegentlich zu finden ist, hält er sich frei. Er erkennt an, „daß man in Deutschland, speziell in Preußen, nur dann etwas gilt, wenn man staatlich approbiert ist," und daß daher der Orden wirklich praktischen Wert hat. „Man wird respektvoller angekuckt und besser behandelt." Er legt Wert darauf, mit der Regierung und hohen Kreisen auf gutem Fuße zu stehen und scherzt über sich als „Fürstendiener". Daß er dabei von Servilität ebenso frei bleibt wie von einseitiger Überschätzung preußischer Zustände bedarf gar nicht erst der Versicherung. Wie mancher Stoßseufzer über den „Borussismus," „die niedrigste Kulturform die je da war," findet sich in den Briefen! „Welch Glück, daß wir noch ein außerpreußisches Deutschland haben. Oberammergau, Bayreuth, München, Weimar, das sind Plätze, daran man sich erfreuen kann. Bei Strammstehen und Finger an die Hosennaht wird mir schlimm." Auch seine lieben Berliner sind ihm nicht immer die beste Gesellschaft. „Der Berliner als höherer Kulturmensch" ist das Lieblingsthema seiner ironischen Expektorationen, und die herkömmlichen Berliner Banketts, bei denen man „im Hochgefühl auf sechs Stunden Zeitgenosse zu sein . . . die pappernsten Semmeln frißt und im Festlokal an der Mündungsstelle von drei Korridoren in einem wahren Gebläse von Zug sitzt," sind ihm ein Greuel. Auch macht er mit Mißbehagen die Beobachtung, „daß das gesellschaftlich höher potenzierte Berliner Leben immer nur ein Juden- will sagen Jüdinnenleben gewesen ist." Im ganzen meint er: „Ehrlich ist der Märker, aber schrecklich. Und daß ich gerade ihn habe verherrlichen müssen!"

Noch manches ließe sich diesem Meister der Plauderkunst nachplaudern. Doch gilt auch beim Schreiben über Fontane eine Mahnung, die er sich selbst am Schlusse eines langen Briefes zuruft. Es sei ja, meint er da, ganz schön, wenn einer viel schreibe; aber er müsse doch auch auf die Rücksicht nehmen, die es zu lesen hätten.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kunſt

Auguſt L. Mayer: El Greco. Delphin-Verlag. München 1911. M. 4.—.

Seit durch Meyer-Graefes „Spaniſche Reiſe“ das Intereſſe auf einen dem weiteren Publikum bis dahin höchſtens dem Namen nach bekannten Maler gelenkt wurde, hat ſich vom Bureau des Muſeumsdirektors bis in die Provinzſalons ein Meinungsaustauſch erhoben, deſſen Lebhaftigkeit einer wichtigeren Sache würdig wäre und deſſen Übertreibungen der Notwendigkeit entbehren. Die einen gebärden ſich wie angegriffene Wagnerianer, betrachten die Werke des Griechen als Offenbarungen, die den beſten Rembrandts an die Seite zu ſtellen ſeien, die anderen ſchelten ſie manieriert, phantaſtiſch, verzeichnet, verrückt oder tun das Problem kurzweg mit dem Ausdruck „Kunſthändlermache“ ab, die wenigſten aber kennen den Künſtler wirklich. Denn eine Reiſe nach Spanien, wo nicht nur die meiſten, ſondern auch die beſten Schöpfungen des Meiſters hängen, gehört auch heute noch zu den nur von Sonderlingen oder Berufsmenſchen unternommenen Abenteuern. Bei ſolcher Lage der Dinge iſt die vorliegende „Einführung“ aus der Feder eines namhaften Kunſtforſchers nur willkommen zu heißen, ſie bringt, ſich auf das Notwendigſte beſchränkend, einen knappen Lebensabriß, eine recht wohlgelungene Überſicht über die wichtigſten Werke und eine kurze Geſamtwürdigung, die durch ihren ruhigen Ton und ihre gerecht abwägende Haltung ſehr ſympathiſch berührt. Ohne das Eigenartige und Packende der beſten Leiſtungen des ſeltſamen Meiſters zu verkennen, betont der Verfaſſer den neueſten Geſchichtsklitterungen gegenüber mit Recht, daß weder von einem Vorrang des Griechen vor Velasquez noch von einer Verwandtſchaft mit Cézanne die Rede ſein kann, betont, daß die Farben bei Greco wichtiger ſind als die Lichtprobleme, macht mit Recht darauf aufmerkſam, daß die Neigung zur Schlankheit und manche andere Eigenheiten auch in der zeitgenöſſiſchen, venezianiſchen und, wie wir hinzufügen können, in der franzöſiſchen und niederländiſchen Kunſt nicht ſelten ſind und führt endlich Märchen wie das vom Irrſinn des Künſtlers oder von dem Komplott der vielgeſcholtenen Kunſthändler auf den Kern des Tatſächlichen zurück. Dem anſpruchsloſen aber nützlichen Büchlein ſind fünfzig zum Teil recht gute Abbildungen beigegeben.

S.

Geſchichte

Nochmals die Leipziger Stadtrevolution vom Jahre 1830.*)

Flathe ſchreibt in ſeiner „Geſchichte von Sachſen“ (III. — 1873 —, 432), daß ein Polterabendlärm am 2. September 1830 und eine ſich daraus entſponnene Schlägerei zwiſchen Polizeidienern und Handwerkern den unſcheinbaren Ausgangspunkt der „ſächſiſchen Revolution“ gebildet habe. In „Mein Leben“ (1911) berichtet nun Richard Wagner, der in jenem Sommer, als geweſener Nicolaitaner und werdender wollender Thomaner, in Leipzig privatiſierte (I., 51 ff.), über jenen Aufruhr folgendes: „Die Extrablätter der Leipziger Zeitung brachten die Nachricht der Pariſer Juli-Revolution. . . Mit Bewußtſein plötzlich in einer [ſolchen] Zeit zu leben . . ., mußte natürlich auf den ſiebzehnjährigen Jüngling von außerordentlichem Eindruck ſein. Die geſchichtliche Welt begann für mich von dieſem Tage an; und natürlich nahm ich volle Partei

*) Man vgl. Grenzboten LXIII. (1904), II., 262 ff., Krug: „Leipziger Freuden und Leiden im Jahre 1830 . . .“ (1831), v. Steinbach, die v. Haſe: „Sachſen und ſeine Hoffnungen“ (1830), ſowie die bezügliche „Beleuchtung“, von Heimbach (a. demſ. J.).

für die Revolution, die sich mir nur unter der Form eines mutigen und siegreichen Volkskampfes, frei von allen den Flecken der schrecklichen Auswüchse der ersten französischen Revolution, darstellte. Da revolutionäre Erschütterungen bald ganz Europa in mehr oder minder starken Schauern heimsuchten, und auch hier und da deutsche Länder von ihnen berührt wurden, blieb ich längere Zeit in fieberhafter Spannung, und wurde zum ersten Male auf die Gründe jener Bewegungen aufmerksam, die mir als Kämpfe zwischen dem Alten, Überlebten und dem Neuen, Hoffnungsvollen der Menschheit erschienen. Auch Sachsen blieb nicht unberührt; in Dresden kam es zu einem wirklichen Straßenkampfe, der zu einer unmittelbaren politischen Veränderung durch die Einsetzung der Mitregentschaft des nachherigen Königs Friedrich, und zur Gewährung einer konstitutionellen Verfassung führte. . . In Leipzig selbst brachen Unruhen aus, welche mich . . . zu unmittelbarer Beteiligung am Staatsleben beriefen. Dieses Staatsleben hatte nun in Leipzig keine andere Bedeutung, als die eines Antagonismus der Studenten mit der Polizei; die Polizei war das Urverhaßte, an welchem sich der Freiheitssinn der Jugend übte. Bei irgend einem Straßenexzesse war es zu Verhaftungen einiger Studenten gekommen: diese sollten befreit werden. Die akademische Jugend, unter welcher es bereits seit einigen Tagen unruhig herging, versammelte sich eines Abends auf dem Markte; die Landmannsschaften traten zusammen und schlossen einen Kreis um ihre Senioren, wobei eine gewisse kommentmäßige Feierlichkeit herrschte . . .: man sang das ‚Gaudeamus igitur', bildete sich in Kolonnen, und zog nun, verstärkt durch alles Junge, was es mit den Studenten hielt, ernst und entschlossen vom Markte aus nach dem Universitätsgebäude, um dort die Karzer zu sprengen, und die verhafteten Studenten zu befreien . . . Doch nahm es eine andere als die erwartete Wendung: im Hofe des Paulinums ward der feierliche Schwarm vom Rektor Krug (geb. 1770), welcher mit entblößtem Greisenhaupte herabgekommen war, aufgehalten; seine Versicherung, daß die Verhafteten bereits auf seine Veranlassung entlassen seien, brachte ihm ein donnerndes Vivat ein, und die Sache schien nun beendigt.

Allein die Spannung auf eine Revolution war zu groß gewesen, als daß nicht irgend etwas ihr zum Opfer hätte fallen müssen. Plötzlich verbreitete sich der Ruf nach einer berüchtigten Gasse, in welcher gegen eine verhaßte Magistratsperson, welche dort der Volksmeinung nach ein übel berufenes Etablissement in willkürlichen Schutz genommen hatte, populäre Justiz geübt werden sollte. Als ich im Gefolge des Schwarmes an jenem Orte anlangte, fand ich ein erbrochenes Haus, in welchem allerhand Gewalttaten verübt wurden.

Das gefährliche Beispiel, welches von der Jugend gegeben worden war, verführte jedoch an den folgenden Abenden auch die niederen Volksklassen . . . zu ähnlichen Exzessen gegen mißliebige Fabrikherren und dergleichen: nun wurde die Sache ernster; das Eigentum war bedroht, der Kampf zwischen Arm und Reich stand grinsend vor den Häusern. Jetzt waren es die Studenten, welche . . . zum Schutz gegen das niedere Volk herbeigerufen wurden . . ." Theodor Distel-Blasewitz

Zum zweihundertjährigen Geburtstag Friedrichs des Großen hat **Paul Kunzendorf** im Verlage von Ferd. Dümmler in Berlin eine Sammlung von Lebens- und Weisheitssprüchen des Königs herausgegeben, die er **„Fridericiana"** benannt hat. Diese Sprüche, die Werken und Briefen Friedrichs des Zweiten entnommen sind, beziehen sich auf Welt und Menschen, Staats- und Kriegskunst, Wissenschaft, Kunst und Natur, Religion und Priestertum und auf noch viele andere Fragen des Lebens. Es ist zweifellos ein dankenswertes Unternehmen, in einem Zeitpunkt, da über Friedrich den Großen so viel und so vielerlei geschrieben worden ist, weiten Kreisen Gelegenheit zu geben, ein wenig aus der Quelle selbst zu schöpfen und die Eigenart dieser gigantischen Persönlichkeit aus ihrem eigenen Wesen wenn nicht zu erfassen, so doch zu spüren. Das gut ausgestattete, wohlfeile Büchlein (geb. 2 Mark) bietet nicht weniger als 518 Zitate, die sicher geeignet sind, uns einem ganz Großen menschlich näher zu bringen und seine Lebensweisheit als ein wertvolles Vermächtnis erkennen zu lehren. M. K.

Reichsſpiegel

(vom 2. bis 8. April)

Zur Reform der Einkommenſteuer

Der Landrat als Vorſitzender der Veranlagungskommiſſion — Ein Regierungskommiſſar als Mitglied der Kommiſſion — Die Junggeſellenſteuer

In der Regel iſt der Landrat der Vorſitzende der Einkommenſteuer-Veranlagungskommiſſion. Das iſt durchaus in der Ordnung. Der Landrat ſteht an der Spitze der Kreisverwaltung, er hat den Vorſitz im Kreisausſchuß und im Kreistage. Er kann unmöglich von der Kommiſſion ausgeſchloſſen ſein, die mit dem wichtigen Geſchäft der Veranlagung zur Einkommenſteuer betraut iſt. Als Vorſitzender der Kommiſſion hat der Landrat nicht nur die Leitung des ganzen Veranlagungsgeſchäfts, ſondern er hat auch die fiskaliſchen Intereſſen zu vertreten, er hat auf eine richtige Einſchätzung der Steuerpflichtigen zu achten und iſt mit der Befugnis ausgeſtattet, Rechtsmittel einzulegen, wenn ihm eine Einſchätzung unrichtig erſcheint. Nun ſind die Anſichten über richtige Einſchätzung ſehr verſchieden, und zweifellos ſind die Angaben der Steuerpflichtigen ſehr oft von dem Wunſche geleitet, wenig Steuern zu zahlen. Das iſt ein ganz natürlicher Wunſch, und man kann die Zurückhaltung in Steuerangelegenheiten dem einzelnen um ſo weniger verdenken, wenn er weiß, daß viele andere es ebenſo machen. Herr Profeſſor Delbrück hat jüngſt behauptet, daß der Betrag der Steuer, die infolge zu geringer Einſchätzung der Steuerpflichtigen in Preußen dem Staate jährlich entgeht, viele Millionen beträgt. Seine Schätzung iſt vielleicht übertrieben, und ein Nachweis läßt ſich zahlenmäßig nicht führen; aber ſo ganz unrecht hat Profeſſor Delbrück nicht. Ich kann als früheres Mitglied einer Veranlagungskommiſſion beſtätigen, daß in einzelnen Kreiſen nicht ſelten faſt alle Steuererklärungen der Steuerpflichtigen beanſtandet werden mußten, alſo von vornherein unrichtig erſchienen. Bei den Verhandlungen über die Einſchätzung wurden dann von den Steuerpflichtigen oft Anſichten zutage gefördert, die zum mindeſten „eigenartig“ waren, oft aber auch auf merkwürdige „Steuerirrungen“ hinausliefen.

Hierbei kommt aber der Landrat als Vorſitzender der Kommiſſion in eine unangenehme Lage. Die Steuerpflichtigen laſſen ſich ſchwer belehren, ſie werden böſe und feindlich. Die Unzufriedenheit über Beanſtandungen und über angeblich zu hohe Einſchätzungen richtet ſich natürlich in erſter Reihe gegen den Vorſitzenden der Veranlagungskommiſſion, und wenn der Vorſitzende der Landrat

ist, so kann er sich darüber doch nicht so leicht hinwegsetzen. Denn die Kreiseingesessenen, die sich bei den Einschätzungsverhandlungen verärgert haben, braucht der Landrat bei anderen Kreisangelegenheiten, und es ist leicht möglich, daß sie dann versagen. Besonders schlimm wird das, wenn die Verärgerten einflußreiche Leute im Kreise sind. Der Landrat ist also durch den Vorsitz in der Veranlagungskommission in die Lage versetzt, sich jährlich bei der Steuereinschätzung mit denjenigen Personen zu verärgern, mit denen er zur Förderung anderer Kreisangelegenheiten in Eintracht zusammenarbeiten soll. Es kann dem Landrat in dieser Lage nicht so sehr verdacht werden, wenn er ausweicht und nachgiebig ist. Diese Nachgiebigkeit des Vorsitzenden der Veranlagungskommission aber, die den Neigungen der Steuerpflichtigen sich anpaßt, muß zu einer laxen Praxis führen, zu Einschätzungen, die hinter der Wahrheit zurückbleiben.

Da scheint mir folgender Weg gangbar: Für die Veranlagungskommission wird die Stellung eines Regierungskommissars geschaffen, der bei der Veranlagung mitwirkt. Der Kommissar nimmt an den Sitzungen der Kommission teil, er hat kein Stimmrecht, muß aber jederzeit gehört werden; er kann Anträge stellen und vor allem Rechtsmittel gegen unrichtige Einschätzung einlegen. Der Regierungskommissar hat die fiskalischen Interessen zu vertreten und auf eine den gesetzlichen Vorschriften genau entsprechende, volle und also gerechte Einschätzung zu halten. Wenn ihn seine Amtspflicht mit einzelnen steuerscheuen Kreiseingesessenen in Widerspruch bringt, so kann er das ruhig tragen; denn er hat mit ihnen sonst nichts zu tun. Ja, ihm gegenüber wird die Unzufriedenheit gar nicht so tief gehen, weil jedermann weiß, daß er nur seine Pflicht tut, während man von dem Landrat allerlei Rücksicht erwartet. Neben diesem Regierungskommissar würde der Landrat dann nur die allgemeine Leitung des Veranlagungsgeschäfts haben, er würde nicht dauernd mit seinen Kreiseingesessenen in Streit und Widerspruch geraten, sondern ihm würde die sehr viel angenehmere Aufgabe zukommen, bei Streitigkeiten mit dem Regierungskommissar zu vermitteln und auszugleichen. Selbstverständlich wäre es nicht nötig, daß für jeden Landratskreis ein besonderer Regierungskommissar bestellt wird; es würde für mehrere Kreise ein Kommissar bestellt und dadurch auch eine gleichmäßige Praxis herbeigeführt werden.

Durch die Einsetzung eines Regierungskommissars würden keinerlei Interessen geschädigt oder bedroht werden; aber es würde eine Garantie geschaffen werden für eine gleichmäßige und volle, also gerechte Einschätzung aller Steuerpflichtigen, und das Gesamtergebnis der Einkommensteuer würde zweifellos ein besseres werden. — — —

Die Junggesellensteuer ist oft vorgeschlagen, früher stets abgelehnt, jetzt wird sie doch ernsthaft besprochen. Was hat man nicht alles zu ihren Gunsten angeführt? Sie soll dem Staat nicht nur Geld zuführen, sondern auch die Hagestolzen dazu bringen, eine Ehe zu schließen. Die Familie sei die notwendige Grundlage des Staates, die Ehelosen seien minderwertig, sie zeigen

einen größeren Prozentsatz im Verbrechertum, eine höhere Sterblichkeitsziffer und eine höhere Selbstmordziffer; jeder Mann, wenigstens bis zum fünfzigsten Lebensjahr, müsse heiraten und Kinder großziehen, das sei einfach seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit. Wer sich dieser Pflicht entziehe, der müsse zum Ausgleich dem Staate wenigstens eine Abgabe in Geld entrichten. Diese Ausführungen gehen viel zu weit und sind auf einem falschen Wege. Gewiß beruht der Staat auf der Familie; daraus folgt aber noch nicht, daß die Verehelichung eine Pflicht gegen den Staat ist. Gar mancher hätte gern geheiratet; aber dazu gehören zwei, und nicht jeder findet die andere, bessere Hälfte für seine Ehe. Manch einen halten andere Pflichten von einer Heirat ab; und weder diese noch die verstockten Weiberfeinde werden aus Furcht vor einer Steuer die Erste, vielleicht nicht Beste, zur Frau nehmen. Es ist ganz abwegig, mit Hilfe einer rein materiellen Einwirkung Entschließungen beeinflussen zu wollen, die fast ausschließlich auf sittlichem Gebiet liegen. Also kurz, diese Gründe ziehen nicht.

Trotzdem bleibt uns Familienvätern ein Stachel zurück. Wir fühlen doch eine Ungerechtigkeit, eine Benachteiligung gegen die Junggesellen. Aber worin liegt sie, und wie ist ihr abzuhelfen?

Eine Ungerechtigkeit könnte nur dann anerkannt werden, wenn sie auf dem Gebiete der Besteuerung selbst liegt. Ist das wirklich der Fall, dann kann, ja, dann muß Abhilfe geschaffen werden. Und da muß man bei ruhiger Prüfung der gesamten Belastungen des Staatsbürgers allerdings zugeben, daß der Junggeselle besser fortkommt als der Familienvater. Nicht bei der direkten Steuer; denn da zahlt jeder seinem Einkommen entsprechend gleichviel. Aber die indirekten Abgaben, die in Form von Steuern und Zöllen auf Verbrauchsgegenständen, besonders auf den Lebensmitteln liegen, die lasten auf dem Familienvater, der den Unterhalt für Frau und Kinder zu bestreiten hat, zweifellos stärker, als auf dem Ehelosen, der nur für sich zu sorgen hat. Es kann niemand leugnen, daß bei gleichem Einkommen der Familienvater insgesamt, also mit direkten und indirekten Steuern, dem Staate mehr gibt als der Junggeselle. In dieser ungleichen Belastung liegt eine Ungerechtigkeit.

Wie nun ausgleichen? Bei den indirekten Abgaben kann ein Ausgleich nicht vorgenommen werden, weil sie nicht unmittelbar von dem Konsumenten, der sie schließlich zu tragen hat, erhoben werden. Der Ausgleich kann nur bei den direkten Steuern erfolgen. Das ist der einzig mögliche Weg. Verfolgt man in dieser Richtung den Weg weiter, so ergibt sich von selbst, daß dem Familienvater entsprechend seiner Mehrbelastung mit indirekten Abgaben eine Erleichterung, also ein Nachlaß bei den direkten Steuern gewährt werden muß. In gewisser Weise geschieht das jetzt schon, indem nach § 19 des preußischen Einkommensteuergesetzes in drei Abstufungen bei Steuerpflichtigen, deren Einkommen 3000 Mark, 6500 Mark und 9500 Mark beträgt, gewisse Ermäßigungen stattfinden, die im wesentlichen in einer Ermäßigung der Steuerstufen um ein bis drei Stufen bestehen.

Diese Steuerermäßigung ist einem dunklen Empfinden entnommen, daß die Steuerpflichtigen mit besonders schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen eine gewisse Berücksichtigung finden sollen. Aber sie hat etwas Unbestimmtes und Willkürliches, sie ist eine ungefüge Aushilfe. Doch der Keim eines richtigen Gedankens liegt darin. Dieser Keim läßt sich weiter entwickeln. Es muß das richtige Verhältnis gefunden werden, um die Mehrbelastung eines Steuerpflichtigen an indirekten Abgaben durch eine Ermäßigung bei direkten Steuern zum Ausgleich zu bringen. Solche Steuerpflichtigen sind nicht die Familienväter allein; auch Ehelose, die Angehörige, Eltern oder Geschwister unterhalten müssen, sind in derselben Lage wie Familienväter, auch sie haben eine stärkere Belastung durch die indirekten Abgaben. Und die Familienväter sind wieder verschieden stark mit indirekter Abgabe belastet, je nach der Größe ihrer Familie.

Alles dieses müßte bei dem Ausgleich berücksichtigt werden. Warum sollte das nicht gehen? Man kann verschiedene Wege wählen. Man kann festsetzen, daß die Belastung mit den indirekten Abgaben, soweit sie auf Verbrauchsgegenständen ruhen, etwa jährlich — sagen wir — 12 Mark für den Kopf beträgt. Will man das anerkennen, so müßte man dem Steuerzahler, der zum Unterhalt anderer Personen nach Gesetz oder Sitte verpflichtet ist, für jede dieser Personen 12 Mark auf seine jährliche direkte Steuer (nicht auf sein steuerpflichtiges Einkommen) anrechnen, die Steuer also um so viel ermäßigen. Für diese Ermäßigung könnte allenfalls ein Höchstbetrag bestimmt werden. Oder man könnte statt eines

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

bestimmten Geldbetrages einen Prozentsatz der Mehrbelastung durch indirekte Abgaben feststellen und durch Anrechnung bei der direkten Steuer eine entsprechende Ermäßigung erzielen.

Selbstverständlich würde infolge dieser Ermäßigung an direkter Steuer für alle steuerpflichtigen Familienväter und sonstige Unterhaltspflichtige der Gesamtertrag der direkten Steuern erheblich geringer werden. Das würde dem Herrn Finanzminister nicht gefallen. Aber auch hier findet sich ein Ausweg. Der besteht darin, daß gleichzeitig die Einkommensteuersätze entsprechend erhöht werden. Die Mehrbelastung würden die Familienväter nicht tragen, sie würden trotz der Erhöhung im großen ganzen nicht mehr zahlen wie bisher. Die stärkere Belastung würde nur die treffen, die für niemand in der Welt zu sorgen haben. Und das schadet nichts. Erreicht würde ohne einen Ausfall für den Staat ein gerechter Ausgleich zwischen Familienvätern und Ehelosen. Und darauf allein kommt es an.

Justizrat Wagner-Berlin

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung in Wilmersdorf. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Bülow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 26/27.

Höchste Auszeichnungen. Gegründet 1824.

C. PRÄCHTEL

HOFMÖBELFABRIK

BERLIN SW. 19, Krausen-Strasse 31-32

Wohnungs-Einrichtungen
Atelier für Innendekoration

Fernsprecher: Amt Zentrum, 1035, 2619.

Rußland, Frankreich und Deutſchland

Von Wilhelm v. Maſſow-Berlin

Eine bemerkenswerte Veröffentlichung unter der hier gegebenen Überſchrift hat unlängſt die franzöſiſche Zeitſchrift Revue de Paris über die Geſchichte der deutſch-ruſſiſchen Beziehungen gebracht, beſonders über die Epiſode aus dem Jahre 1875, in der eine Zeitlang Europa von dem Eindruck beherrſcht wurde, daß es zu einer neuen kriegeriſchen Auseinanderſetzung zwiſchen Deutſchland und Frankreich kommen werde. Der Artikel ſtammt aus der Feder des jetzt im Ruheſtande lebenden ruſſiſchen Diplomaten Peter Sſaburow, der bekanntlich während einer Reihe von Jahren (1880 bis 1884) ſeinen Monarchen auch am Berliner Hofe vertreten hat. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Darſtellung, die in dem erwähnten Aufſatz gegeben wird, ganz und gar den ruſſiſchen Standpunkt feſthält. Sſaburow gehörte durchaus nicht zu den ruſſiſchen Staatsmännern aus der Zeit Alexanders des Zweiten, die in beſonderer Weiſe die Marke der Deutſchfreundlichkeit trugen. Er war durch und durch Ruſſe, aus der Schule Gortſchakows hervorgegangen und innerhalb der Grenzen, die einem klugen Manne ſtets durch ſelbſtändiges Urteil und eigene Erfahrung gezogen werden, auch Anhänger und Bewunderer des alten Fürſten. Man wird alſo nicht den Argwohn zu hegen brauchen, daß es ſich um eine Darſtellung handelt, die die Ereigniſſe einſeitig zugunſten der deutſchen Auffaſſung zu färben ſucht. Um ſo beachtenswerter iſt es, daß der alte Diplomat ſich, gerade vom ſpezifiſch ruſſiſchen Standpunkt ausgehend, zu einer Objektivität erhebt, die ſehr deutlich zeigt, wie nahe ſich eigentlich die richtig verſtandenen Intereſſen Deutſchlands und Rußlands berühren.

Der Verfasser geht davon aus, daß der Krieg 1870 das europäische Gleichgewicht tief erschüttert habe. In Rußland habe man schon bei Beginn des Krieges dunkel geahnt, daß es zwischen dem geeinten Deutschland und Rußland anders werden würde als bisher. Während bis dahin die freundschaftlichen Gefühle der blutsverwandten Dynastien auch die Politik der Regierungen bestimmt hatten, forderten jetzt die Gefühle und Stimmungen der Nationalitäten ihr Recht. Dennoch tritt der Verfasser entschieden der französischen Auffassung entgegen, die einen besonders starken Ausdruck in den Aufzeichnungen Emile Olliviers über die Entstehung des Krieges von 1870 gefunden hat, nämlich der Meinung, als ob Kaiser Alexander der Zweite nur aus persönlicher Neigung und politischer Kurzsichtigkeit die bekannte deutschfreundliche Haltung während des Krieges eingenommen habe. Ssaburow weist nach, daß gerade das russische Interesse diese Haltung erfordert habe. Der Pariser Vertrag von 1856 hatte zwischen Frankreich, Österreich und England eine dauernde Koalition aufgerichtet, die sich gegen ein wichtiges russisches Lebensinteresse richtete. Nur Preußen hatte sich an diesen besonderen Verpflichtungen zur Aufrechterhaltung der Abmachungen über die Verhältnisse im Schwarzen Meere nicht beteiligt. Alexander der Zweite, der unter den Eindrücken der Ergebnisse des Krimkrieges zur Regierung gelangt war, hatte gerade im russischen Interesse keine Veranlassung, die Politik seines Vaters fortzusetzen und Österreich gegen das aufsteigende Preußen zu beschützen. Er empfand mit Recht die Niederlagen Österreichs 1859 und 1866 als Schläge, die gegen den Vertrag von 1856 geführt wurden. Ähnliche Erwägungen lagen auch 1870 der russischen Politik zugrunde. „Österreich in dem bevorstehenden Kampfe neutral zu erhalten, war in diesem Augenblick für Rußland eine Notwendigkeit; man kann ohne Übertreibung sagen, daß bei dem damaligen Stand der Dinge die preußischen Siege auch die unsrigen waren." Dieser Auffassung des Kaisers und der maßgebenden Politiker Rußlands stellten sich schon damals die „patriotischen Beklemmungen" des erwachenden russischen Nationalismus entgegen. Die junge Generation betrachtete den Krimkrieg nur noch als Geschichte. Er war für sie keine persönliche Erfahrung, die ihre politischen Ideen beeinflussen konnte. Unmittelbar empfanden diese Jüngeren nur die Störung des europäischen Gleichgewichts, die in ihnen die Vorstellung erzeugte, als ob das benachbarte neue Kaiserreich nach der gänzlichen Zerschmetterung Frankreichs nun Rußland vollständig isolieren und zur Ohnmacht verurteilen werde. Den Männern dagegen, die einen Einblick in die politische Praxis der vorhergegangenen Epoche gewonnen hatten, erschien im Gegenteil das Bündnis mit Preußen notwendiger als je. Das vergrößerte und befestigte Preußen war jetzt endlich ein nützlicher Bundesgenosse geworden, wie man ihn lange ersehnt hatte und für die Orientpolitik brauchte. Ssaburow gibt hier seiner Überzeugung von der Richtigkeit der Politik Alexanders des Zweiten einen sehr entschiedenen Ausdruck. Er schreibt wörtlich:

„Man hat bei dieser Gelegenheit gesagt: ‚Rußland hat sich von Preußen ausbeuten lassen.' Dieses Wort ist, weil es beständig wiederholt wurde, für die Moskauer Patrioten eine geschichtliche Wahrheit geworden. Niemals aber ist eine Anklage ungerechter gewesen. Wenn von Ausbeutung die Rede sein kann, so ist sie gegenseitig gewesen. In Wahrheit hat sich Kaiser Alexander erst von diesem Augenblick an in Europa politisch wohlgefühlt und hat Rußland seine alte Stellung in der Welt wiedergegeben."

Nach Ssaburows Urteil bezeugte der Besuch Kaiser Wilhelms des Ersten in St. Petersburg im Jahre 1873 die Tatsache, daß die beiden Herrscher damals die Herren der Welt waren. Kein Wunder, daß die Idee eines ständigen Bündnisses auftauchte. Wäre es dazu gekommen, so wäre das auch für Rußlands Orientpolitik von außerordentlicher Bedeutung gewesen. Aber die antideutsche Strömung war immer mächtiger geworden und machte sich auch in der Regierung geltend. Alexander der Zweite war wohl tatsächlich und rechtlich, aber nicht von Veranlagung Selbstherrscher. Wie Ssaburow hervorhebt, teilte Fürst Gortschakow von Anfang an die Befürchtungen der Moskauer Patrioten wegen der Einigung Deutschlands. Schon bei Beginn des Krieges hatte er die Politik seines Kaisers, die er nicht verhindern konnte, nicht gut geheißen. Dieser Stellungnahme entsprach auch sein Verfahren bei der Kündigung des Pariser Vertrages.

Ssaburow weist nach, daß Gortschakow das gleiche Ziel, die Befreiung Rußlands von den ihm im Jahre 1856 auferlegten Beschränkungen, auf bequemere Weise in vertrauensvollem Einvernehmen mit dem Fürsten Bismarck nach Beendigung des Krieges erreichen konnte. Er wählte einen anderen Weg: die unvermittelte Zerreißung des Vertrages während des Krieges. Er beschwor die Gefahr eines allgemeinen europäischen Krieges herauf, um dadurch zu erreichen, daß Deutschland den Dienst, den es Rußland sonst freiwillig geleistet hätte, gewissermaßen gezwungen leistete, um eine Erschwerung seiner eigenen politischen Lage zu vermeiden. Der Druck, der von deutscher Seite auf England ausgeübt werden mußte, um seine Zustimmung zu der geschaffenen Lage zu erlangen, erschien jetzt nicht als ein Akt der Freundschaft und Dankbarkeit für Rußland, sondern als ein Akt zur Wahrnehmung der eigenen Interessen, die es erforderten, daß Deutschland in seiner kriegerischen Auseinandersetzung mit Frankreich allein blieb und nicht durch neue kriegerische Verwicklungen mit anderen Mächten gestört wurde.

Ssaburow nennt dieses Verfahren einen Meisterstreich Gortschakows, aber er läßt bei aller Bewunderung für die diplomatische Geschicklichkeit seines alten Meisters doch der Erkenntnis Raum, daß Gortschakow unrecht hatte. Zwischen Kaiser Alexander und seinem Reichskanzler bestand eine tiefgehende Meinungsverschiedenheit. Der Kaiser hatte die Erfahrung gemacht, daß ein schwaches Preußen Österreichs Stellung verstärkt und es ermutigt hatte, in der Orientpolitik Anschluß bei den Westmächten gegen Rußland zu suchen. Er sah daher

in dem neuen Deutschland ein verstärktes Preußen, durch dessen Freundschaft Rußland in der europäischen Politik nur gewinnen konnte. „Er hielt an dem Bündnis mit dem Deutschen Reiche fest; es war die notwendige Krönung der Politik seiner ganzen Regierung." Gortschakow dagegen ging von dem Grundgedanken aus, die Unversöhnlichkeit und Revancheluft des besiegten Frankreichs zu benutzen, um Deutschland und Frankreich gegen einander auszuspielen und Rußland dadurch eine Vermittler- und Schiedsrichterrolle in Europa zu sichern. „Er liebte es, Rußland mit einer reichen Erbin zu vergleichen, die sich den Hof machen läßt, aber ihre Freiheit wahrt und niemandem ihre Hand gewährt."

Zur Beantwortung der Frage, welcher Standpunkt der richtige war, verweist Ssaburow einfach auf die Erfahrungen, die Rußland seitdem im Orient gemacht hat. Die Ereignisse haben Gortschakow unrecht gegeben. Der Verfasser entschuldigt den alten Kanzler mit seinen fünfundsiebzig Jahren, die ihm einen Teil seiner Voraussicht geraubt hätten. Kaiser Alexander aber habe wohl vorhergesehen, daß er bei der Entwicklung der Dinge im Orient die deutsche Freundschaft brauchen würde. „So verfolgte der Kaiser einerseits seine persönliche Politik, die der Kanzler anderseits neutralisierte." Das konnte natürlich nicht ohne Rückwirkungen auf die deutsche Politik bleiben.

So gelangt der Verfasser zu der weiteren Frage, wer die Schuld an den Mißverständnissen und Trübungen der Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland trüge. Die öffentliche Meinung in Rußland hat den Fürsten Bismarck damit belastet. Es ist nun bemerkenswert, daß Ssaburow trotz der vorsichtigen Schonung, die seine Darstellung an der patriotischen Empfindlichkeit seiner Landsleute und auch des französischen Publikums, an das er sich wendet, übt, die in Rußland und Frankreich herrschenden Anschauungen recht deutlich korrigiert. Er erörtert zunächst durchaus objektiv den Standpunkt der deutschen Politik. Mit vollem Recht hebt er hervor, daß Bismarck der geographischen Lage Deutschlands habe Rechnung tragen müssen. Deutschland mußte nach drei Seiten seine Grenzen schützen. Österreich war besiegt, aber Bismarck hatte seine berechtigte Empfindlichkeit geschont und bereits den Weg für eine künftige Verständigung geebnet. Frankreich dagegen hatte sich schneller als erwartet von seiner Niederlage erholt und seine militärische Macht wiederhergestellt. „Indem Fürst Bismarck," so meint Ssaburow, „in Frankreich die republikanische Regierung begünstigte, stellte er eine Berechnung an, die die Ereignisse nicht gerechtfertigt haben. In der Tat ist es nach zwanzig Jahren unfruchtbarer Diplomatie dem deutschen Kanzler weder gelungen, Frankreich zu versöhnen, noch es der Anarchie auszuliefern." Hier muß freilich vom deutschen Standpunkte aus eingeschaltet werden, daß dabei jedenfalls der Gedanke der Bismarckschen Politik unrichtig wiedergegeben wird. Fürst Bismarck hat schwerlich erwartet, daß das republikanische Regiment in Frankreich zur Anarchie führen werde; auch hat er die Aussichten einer Versöhnung der französischen Empfindlichkeit niemals überschätzt. Wenn er die Republik begünstigte, so sagte

er sich, daß diese Regierungsform mehr als jede andere auf eine vorsichtige Politik angewiesen war, während jeder Diktator oder Prätendent in Frankreich zunächst und vor allem für sein persönliches Prestige sorgen mußte, also auf die Pflege und Ausnutzung des Revanchegedankens geradezu hingewiesen wurde. Daß Fürst Bismarck darin recht hatte, steht außer Zweifel. Für die Beweisführung Ssaburows kommt es freilich nicht darauf an, ob man Bismarcks Politik diese oder jene Deutung gibt. Das Tatsächliche in den Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich ist richtig gekennzeichnet, und daran knüpft Ssaburow mit Recht die weitere Feststellung, daß Bismarck um so mehr bestrebt war, die Ostgrenze des Reiches durch ein Bündnis mit Rußland zu decken. Deutschland hatte auch durchaus kein Interesse, die deutschfeindliche Bewegung, die sich in Rußland nach 1870 bemerkbar machte, durch einen Frontwechsel noch mehr anzuspornen. Über diese Bewegung urteilt der Verfasser: „Sie war verhängnisvoll, unvermeidlich; es war die spontane Stimme eines Nationalgefühls, das sich um die Berechnungen der Politik nicht kümmert." Leider war Alexander der Zweite nicht stark genug, um solchen Bewegungen dadurch die Spitze zu bieten, daß er seinen Kanzler ausschließlich zum Vollstrecker seines Willens machte. Ssaburow sagt in dieser Gedankenverbindung sehr bezeichnend für die Verhältnisse: „Nichts ist gefährlicher für einen Herrscher, als einen Minister zu behalten, dessen Ideen von den seinigen abweichen; er läuft Gefahr, unbewußt das Werkzeug dieses Ministers zu werden, der vor ihm den Vorteil voraus hat, die Einzelheiten der Geschäfte zu beherrschen (l'avantage de diriger le détail des affaires)."

Hieran knüpft sich nun die Schilderung der bekannten Episode von 1875. Der Hergang, wie er sich zu jener Zeit der Öffentlichkeit darstellte, mag hier in folgendem noch einmal kurz skizziert werden. Die Annahme des französischen Cadregesetzes im Frühjahr 1875 bedeutete eine so ungeheure Anspannung der militärischen Kräfte Frankreichs, daß in sachverständigen Kreisen Deutschlands der Eindruck entstand, dies könne unmöglich als eine dauernde Belastung zugunsten der allgemeinen Verteidigungsfähigkeit des Landes angesehen werden, es sei vielmehr nur aus der Absicht zu erklären, daß Frankreich binnen kurzer Zeit eine neue kriegerische Auseinandersetzung mit Deutschland herbeiführen wolle. Während diese Sorgen anfangs nur die militärischen Kreise beschäftigten, erschien am 8. April in der Post ein Alarmartikel mit der Überschrift: „Ist der Krieg in Sicht?", der die Beunruhigung zum Gemeingut der weitesten Kreise machte. Dem Artikel wurde amtlicher Ursprung beigemessen, und die ganze deutsche Presse beschäftigte sich damit. Allgemein wurde die von Frankreich drohende Kriegsgefahr besprochen und an einzelnen Stellen auch dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß, wenn ein neuer Krieg doch unvermeidlich sei, es besser wäre, ihn früher zu führen, als zu warten, bis Frankreich vollständig gerüstet sei und seinerseits anfange. Während dieses Lärms beobachteten die maßgebenden politischen Persönlichkeiten ihre Ruhe. Der französische Minister

des Auswärtigen, Herzog Decazes, und der Berliner Botschafter, Herr v. Gontaut-Biron, beeilten sich, friedliche Versicherungen abzugeben. Anderseits betonten Kaiser Wilhelm, Fürst Bismarck und der Staatssekretär v. Bülow (der Vater des späteren Reichskanzlers) an geeigneter Stelle auf das entschiedenste, daß Deutschland keine Angriffsabsichten habe. Es schien, als ob sich der Sturm wieder legen werde, als am 21. April Gontaut-Biron bei einem Diner des englischen Botschafters mit Herrn v. Radowitz (dem späteren Botschafter) zusammentraf, der als besonderer Vertrauensmann des Fürsten Bismarck galt. Das Gespräch der beiden Diplomaten bewegte sich anfangs in der Bahn, daß beide ihre Befriedigung über die glückliche Erledigung des Zwischenfalls ausdrückten. Weitere Ausführungen Gontauts über die Haltung der deutschen Presse veranlaßten indessen Herrn v. Radowitz doch, darauf hinzuweisen, daß die Ausführungen der deutschen Blätter in wesentlichen Punkten sachlich gerechtfertigt gewesen seien. Der Botschafter faßte dies dahin auf, daß maßgebende Persönlichkeiten der deutschen Regierung sich den Gedanken eines Präventivkrieges, falls die Kriegsabsicht Frankreichs zweifellos festgestellt erscheine, zu eigen machten. Er berichtete über die Unterredung eingehend an den Herzog Decazes, der sich nun unter dem Eindruck der Darstellung Gontauts an die russische Regierung wandte und ihre Intervention gegen die angeblichen Kriegsgelüste Deutschlands anrief. Hätte Fürst Gortschakow die Politik Rußlands im Sinne seines Kaisers geführt, so hätte es nur einer kurzen Verständigung mit Berlin bedurft, um eine Klärung der Lage herbeizuführen. Aber im System des russischen Kanzlers lag es, die Miene anzunehmen, als glaube er an die absolute Richtigkeit der französischen Auffassung; er hielt absichtlich den Schein aufrecht, als habe er ernstlich zwischen Deutschland und Frankreich zu vermitteln. Er veranlaßte den Kaiser Alexander, auf der bevorstehenden Reise nach Ems in Berlin Station zu machen und sich mit Kaiser Wilhelm zu besprechen. Da er selbst den Kaiser begleitete, wußte er es weiter einzurichten, daß seine eigene Begegnung mit dem Fürsten Bismarck nicht den Charakter einer vertraulichen Aussprache sondern eines diplomatischen Schritts annahm, indem er nämlich den englischen Botschafter veranlaßte, dabei zugegen zu sein. Am 13. Mai fand der Besuch Kaiser Alexanders in Berlin statt; er konnte natürlich nur ergeben, daß kriegerische Absichten Deutschlands überhaupt nicht bestanden hatten. Aber Gortschakow verharrte in der Rolle, daß dieses Ergebnis die Frucht der russischen Vermittlung gewesen sei. Er richtete an die russischen Vertretungen im Auslande ein Zirkular, daß die Aufrechterhaltung des Friedens gesichert sei, als ob es in seiner Hand gelegen hätte, daß Deutschland Frieden hielt und Frankreich vor den bösen Gelüsten seines Nachbarn gerettet wurde.

Was nun die Unterredung zwischen Bismarck und Gortschakow in Gegenwart des englischen Botschafters Lord Odo Russell betrifft, so begnügt sich Ssaburow damit, die Darstellungen neben einander zu stellen, die er aus dem Munde der drei Teilnehmer an dieser Unterredung selbst empfangen hat. Sie sind so

interessant, daß es notwendig erscheint, sie hier in dem Wortlaut wiederzugeben, wie Ssaburow sie mitteilt.

Zunächst Gortschakow: „Frankreich hat sich an uns gewandt, um es gegen die kriegerischen Absichten der deutschen Militärpartei zu schützen. Der Kaiser hat sich darüber mit dem Kaiser Wilhelm auseinandergesetzt, der ihn in dieser Beziehung vollkommen beruhigt hat, indem er ihm sagte, daß, so lange er lebe, Deutschland nicht Krieg anfangen würde. Meinerseits habe ich mit Bismarck eine freundschaftliche, aber entschiedene Auseinandersetzung gehabt. Er hat sich beklagt, daß man seinen Wunsch, den Frieden zu erhalten, anzweifle, während er die Nächte schlaflos bei der Arbeit zubringe, die das Ziel habe, ihn zu sichern. Ich habe ihm geantwortet: ‚Diese schlaflosen Nächte gerade beunruhigen uns. Erinnern Sie sich, daß Sie die Last Ihres Ruhmes tragen: wenn Sie an Schlaflosigkeit leiden, kann Europa nicht schlafen; wenn Sie Migräne haben, hat Europa Fieber.‘ Ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er das Kompliment und die Lektion als Mann von Geist aufgenommen hat. Er hat jede feindselige Absicht gegen Frankreich geleugnet; er hat ihm nur einen freundschaftlichen Wink geben wollen. Wir haben uns auf dem besten Fuße getrennt.“

Lord Odo Russell gab folgende Darstellung: „Eines Tages erhielt ich eine Depesche des Foreign Office, die mir mitteilte, daß man in Paris sehr beunruhigt wäre über eine Unterredung von Radowitz mit Gontaut-Biron. Ich begab mich zum Fürsten Bismarck, um ihn zu bitten, mich in die Lage zu versetzen, meine Regierung zu beruhigen. Der Fürst beauftragte mich, nach London zu schreiben, daß man seiner Einsicht Unrecht täte, wenn man voraussetzte, daß er die Existenz des Deutschen Reichs wieder den Wechselfällen des Krieges aussetzen wolle; nicht Frankreich, sondern den Militärs beider Länder zürne er; wenn es nach ihnen ginge, würde der Krieg sehr schnell entbrannt sein; um die Leitung dieser brennenden Fragen wieder in die Hand zu bekommen, habe er beschlossen, sie auf den Boden diplomatischer Auseinandersetzungen zu stellen; die Auseinandersetzung habe stattgefunden; das sei alles, was er gewollt habe, und Krieg würde nicht daraus entstehen. Ich schrieb alle diese Einzelheiten an Lord Derby. Einige Tage darauf kam Kaiser Alexander mit seinem Kanzler nach Berlin. Zugleich erhielt ich zu meinem großen Erstaunen den Befehl, mich dem Schritte anzuschließen, den Fürst Gortschakow bei dem deutschen Kanzler zu unternehmen vorhatte. Ich mußte gehorchen, obwohl ich von der Unzweckmäßigkeit eines Schrittes überzeugt war, der wahrscheinlich den Fürsten Bismarck verletzen würde. Daher entschloß ich mich, die Rolle der stummen Person im Stück zu spielen. Ich fand mich, wie es bestimmt war, ein, eine Viertelstunde nach dem Fürsten Gortschakow, der mich mit den Worten empfing: ‚Kommen Sie, lieber Botschafter, Sie sind bei unserer Unterhaltung nicht überflüssig.‘ Ich setzte mich und begnügte mich, zuzuhören und die Stöße in diesem Wortduell zwischen den beiden Kanzlern zu zählen. Ich gestehe, daß meine ganze Bewun-

derung dem Fürsten Gortschakow gehörte; er zeigte sich überlegen an Kaltblütigkeit, an Höflichkeit, an Feinheit und, ich muß sagen, an Weite der Gesichtspunkte. Fürst Bismarck fühlte sich unbehaglich, wie jemand, der seinen Zorn verbeißt. Es ist das erste Mal, daß ich ihn in seinen Antworten habe den kürzeren ziehen sehen. Am folgenden Tage empfing ich den Besuch des Staatssekretärs Bülow. Nach einigen Worten ohne Bedeutung nahm er seine feierlichste Amtsmiene an und machte mir folgende Eröffnung: ‚Seine Durchlaucht der Kanzler beauftragt mich, Herr Botschafter, Eurer Exzellenz sein Bedauern auszudrücken, daß Ihr Kredit bei Ihrer Regierung nicht so groß ist, wie Seine Durchlaucht gehofft hatte.' Auf diesen unerwarteten Ausfall erwiderte ich: ‚Haben Sie die Güte, meinerseits dem Herrn Kanzler zu antworten, daß auch ich eine übertriebene Vorstellung von dem Kredit hatte, den Seine Durchlaucht bei der russischen Regierung besaß.'"

Was Bismarck selbst betrifft, so weiß Ssaburow nur eine Äußerung aus späterer Zeit zu berichten, die sich auf diesen Vorgang bezieht. Bismarck sagte: „Es ist für mich oft viel schwerer, mich mit meiner eigenen Regierung zu verständigen als mit den auswärtigen Regierungen. Wir haben einen Generalstab, der in beständigem Kriegszustand mit unseren drei Nachbarn ist, auch Österreich nicht ausgenommen. Das ist ihr Handwerk, aber es ist nicht das meinige. Im Jahre 1875 gingen unsere Taktiker zu weit, und ich habe dazwischen treten müssen. Sie fanden, daß Frankreich sich zu früh von seinen Niederlagen erholte. Glücklicherweise will der Kaiser keinen Krieg, solange er regiert. Trotzdem wollte ich ihn nicht mit seinem Generalstab allein lassen. Deshalb habe ich eine Auseinandersetzung mit der französischen Regierung herbeigeführt. Ich wußte wenigstens, wo ich Halt zu machen hatte, während es die Militärs niemals wissen." Und erregt fügte er hinzu: „Unglücklicherweise hat Fürst Gortschakow das nicht verstehen wollen und hat es vorgezogen, einen diplomatischen Erfolg auf meine Kosten zu erringen."

Wir wissen seitdem aus den „Gedanken und Erinnerungen", wie erbittert Fürst Bismarck über das Verhalten Gortschakows war. Er war so fest davon überzeugt, daß ein vertrauensvolles Zusammengehen Deutschlands und Rußlands den Interessen beider Länder entspräche, und er hatte in der Pflege dieses Gedankens so viele Beweise seiner unerschütterlichen Loyalität gegeben, daß ihn eine Verkennung und Durchkreuzung dieses Grundgedankens seiner Politik empfindlicher als alles andere berührte, zumal da er genau wußte, daß Kaiser Alexander das Interesse Rußlands anders verstand als sein Kanzler. Er empfand Gortschakows diplomatische Schachzüge so tief, daß er ihm nicht einmal das Recht einer abweichenden Meinung über die Interessen seines Landes zuzugestehen vermochte. Daher widmete er ihm in den „Gedanken und Erinnerungen" das harte Urteil: „Sein persönliches Übelwollen war stärker als sein russisches Pflichtgefühl. Er wollte keine Gefälligkeit von uns, sondern Entfremdung gegen Deutschland und Dank bei Frankreich ... Ich werde dem

Fürsten Gortschakow kaum Unrecht tun, wenn ich nach meinen mehrere Jahrzehnte dauernden Beziehungen zu ihm annehme, daß die persönliche Rivalität mit mir bei ihm schwerer wog als die Interessen Rußlands: seine Eitelkeit, seine Eifersucht gegen mich waren größer als sein Patriotismus." Wenn diese Worte in ihrer ganzen Härte und Schwere auch vielleicht etwas über das Ziel hinausschießen, so wird man doch von der Menschenkenntnis des Fürsten Bismarck erwarten können, daß sie nicht ganz fehlgehen. Was Ssaburow aus einer dem Landsmann und ehemaligen Vorgesetzten und Lehrmeister schuldigen Rücksicht diskret verschweigt, muß also nach dieser Richtung hin ergänzt werden: Gortschakows Politik war eben in hohem Maße auch durch persönliche Eitelkeit bestimmt und von ihr getragen. Man wird dann auch die Erbitterung verstehen, von der Fürst Bismarck bei dieser Gelegenheit erfüllt war. Seine gewaltige Persönlichkeit ließ sich nur schwer ganz in den Bann der diplomatischen Form zwingen, so sehr er diese auch beherrschte. Es erklärt sich also sehr wohl, daß es dem zünftigen Diplomaten, der der unbeteiligte Zuhörer bei der Aussprache der beiden Kanzler war, ohne damals den inneren Zusammenhang der Dinge ganz zu kennen, so schien, als ob die Überlegenheit diesmal auf seiten Gortschakows wäre.

Aus der Schilderung von Lord Odo Russell geht hervor, daß er zu seinem eigenen Erstaunen zu der eigentümlichen Rolle, die er bei dieser Gelegenheit spielte, durch einen Befehl seiner Regierung veranlaßt wurde. Es erscheint allerdings einigermaßen auffallend, daß es Gortschakow glückte, die Mitwirkung Englands zu diesem diplomatischen Spiel gegen Deutschland zu erlangen. Zur weiteren Aufklärung fügt Ssaburow daher eine Erzählung hinzu, die er viele Jahre später aus dem Munde des seinerzeit vielgenannten Pariser Timeskorrespondenten Blowitz hörte. Dieser erzählte folgendes:

„Einige Zeit vor der Ankunft Kaiser Alexanders in Berlin ließ mich der Herzog Decazes, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, rufen, um mir zu sagen: ‚Sie können mir einen großen Dienst leisten; ernste Nachrichten kommen aus Berlin; man sucht Streit mit uns wegen unserer Rüstungen. Der Kaiser von Rußland, an den wir uns gewandt haben, ist geneigt, seine Reise nach Ems zu benutzen, um einen Aufenthalt in Berlin zu machen und mit seinem Oheim Kaiser Wilhelm zu sprechen. Aber um eine solche Angelegenheit berühren zu können, ohne daß es den Anschein hat, als mische man sich in die Angelegenheiten der deutschen Regierung, muß die öffentliche Meinung alarmiert werden; ganz Europa muß erfahren, daß es sich vielleicht am Vorabend eines Krieges befindet. Wir können das nicht durch unsere Zeitungen machen; man würde uns anklagen, eine Intrige angezettelt zu haben, aber die Times, eine englische, neutrale Zeitung, kann es tun. Wir werden Sie mit allen gewünschten Angaben versehen.' Ich schrieb an den Herausgeber der Times, um seine Zustimmung zu erbitten. Er antwortete mir, er könne nicht eine Korrespondenz veröffentlichen, die eine befreundete Regierung beschuldige, sie plane einen räuberischen

Angriff gegen Frankreich, — es müßte denn sein, daß das Foreign Office ihn mit amtlichem Material versehe, das die Gefahr eines Krieges bestätige. Ich teilte diese Antwort dem Herzog Decazes mit, der nach einem Ministerrat mich kommen ließ und mir Depeschen des Grafen Gontaut-Biron zu lesen gab, die über seine Unterredung mit Herrn v. Radowitz berichteten. Der Herzog fügte hinzu, daß eine Abschrift dieser Depeschen soeben nach London geschickt worden sei, um der englischen Regierung mitgeteilt zu werden. Er richtete wiederum einen dringenden Appell an meine Zuneigung für mein Adoptivvaterland. Nun zögerte ich nicht länger, und nach Hause zurückgekehrt verfaßte ich meine Korrespondenz und schickte sie an den Herausgeber der Times mit meinem Entlassungsgesuch, falls diese Korrespondenz nicht veröffentlicht werden sollte. Zwei Tage darauf erschien der Artikel, wurde in den Zeitungen des Kontinents abgedruckt und verursachte eine Panik an allen Börsen Europas."

Man weiß natürlich nicht genau, ob diese Erzählung des Herrn Blowitz in allen Punkten zutrifft. Indessen spricht eine große Wahrscheinlichkeit dafür. Hiernach wäre also eine Intrige des Herzogs Decazes dem diplomatischen Spiel Gortschakows zu Hilfe gekommen.

Auch Ssaburow hebt von seinem Standpunkt aus hervor, wie empfindlich Bismarck durch den Ausgang dieser Sache betroffen wurde. „Alle Feinde Deutschlands freuten sich. In Rußland erhoben die Moskauer Patrioten das Haupt ... Fürst Bismarck fühlte sein Prestige berührt. Mit der Übertreibung, die durch den Ärger eines Staatsmannes verursacht wurde, der bis dahin noch keinen Mißerfolg gekannt hatte, sah er das große Deutschland in seiner Person erniedrigt." Der deutsche Reichskanzler hatte nicht verhindern können, daß Rußland wenigstens dem Anschein nach eine Art von Bevormundung ausgeübt und Europa den Frieden diktiert hatte.

Wenn freilich Ssaburow weiter meint, diese Erfahrung habe in Bismarcks Geist den Gedanken entstehen lassen, mit Österreich-Ungarn einen engen Bund zu schließen, so ist das schwerlich richtig. Diesen Plan hat Bismarck lange vorher schon erwogen; es handelte sich für ihn nur darum, den rechten Zeitpunkt abzuwarten. Wie er diesen Zeitpunkt aber erfaßt hat, das wird von Ssaburow wiederum sehr klar dargestellt. Er sagt unumwunden, Bismarck habe bei den Verhandlungen, die dem Orientkriege von 1877 vorangingen, vor Rußland immer den Vorteil voraus gehabt, zu wissen, was er wollte. Ssaburow erinnert daran, daß der ursprüngliche Kriegsplan Rußlands keine weitgesteckten Ziele verfolgte. Man habe vielmehr der Türkei gegenüber an dem alten Grundsatz festgehalten, „die Artischocke Blatt für Blatt zu verspeisen". Die Absicht, den Balkan nicht zu überschreiten und ein nur zum Teil befreites Bulgarien zu schaffen, wurde allen Besprechungen vor dem Kriege zugrunde gelegt. Die Beschränkung in den Kriegszielen war geeignet, die Einmischung der Mächte fernzuhalten, auch — was nach Ssaburows Versicherung Gortschakow besonders angenehm war — die freundschaftliche Mitwirkung Deutschlands.

Rußland war dann auch nicht gezwungen, solange es diese Grenzen einhielt, auf die früheren Verabredungen und Versprechungen gegenüber Österreich-Ungarn wegen der Besetzung der westlichen Balkanländer (Bosnien und Herzegowina) zurückzukommen. Nun änderte sich aber die Lage, als die Leitung der kriegführenden Armee mit gutem Recht volle Bewegungsfreiheit forderte. Es kam der Zeitpunkt, wo sich die russische Armee vor den Toren von Konstantinopel befand. Die Mächte wurden dadurch überrascht und in Verlegenheit gesetzt. Aber auch für die russische Regierung zeigten sich jetzt erst die Schwierigkeiten. Namentlich Österreich gegenüber mußte man entweder auf einer neuen Grundlage verhandeln oder sich mit Deutschland verständigen. Ssaburow erzählt weiter:

„Mit England hatte man in der Eile ein Versprechen ausgetauscht, weder an Konstantinopel noch an Gallipoli zu rühren. Infolge dieser Bedingung durfte das englische Geschwader nicht die Meerenge überschreiten. Aber diese Abmachung wurde fallen gelassen vor dem Sturm der öffentlichen Meinung in England, und Lord Derby, der sie abgeschlossen hatte, mußte aus dem Kabinett scheiden. In dieser unsicheren Lage mußte man sich ein Unterpfand sichern. England tat das, indem es seine Flotte in das Marmara-Meer einlaufen ließ und dem bedrängten Sultan die Insel Cypern wegnahm. Österreich tat das, indem es mit England und Deutschland die Überlassung der beiden Provinzen vereinbarte, die es von uns zu erlangen nicht mehr sicher war. Rußland hatte sein Pfand bequem zur Hand: es war Konstantinopel; aber seine Hand zögerte, es zu ergreifen, und dieser einzige Augenblick wurde unwiderruflich verloren. Und doch hatte der Kaiser das richtige Gefühl dafür gehabt, was er tun mußte: der Befehl, Konstantinopel zu besetzen, war gegeben worden; er wurde im Journal officiel an demselben Tage veröffentlicht, als man erfuhr, daß England unter Bruch seines Versprechens sein Geschwader hatte in die Dardanellen einlaufen lassen. Die Öffentlichkeit hat niemals die wirklichen Gründe erfahren, weshalb dieser Befehl unausgeführt geblieben ist. Eine Art Verhängnis verfolgte Kaiser Alexander bei seinen besten Eingebungen. Denn während seiner an Ereignissen so reichen Regierung schadete die natürliche Güte des Menschen der Energie des Herrschers. Deshalb entschlüpften uns in dieser denkwürdigen Zeit überall die Früchte des Sieges."

So die Erzählung Ssaburows von diesem entscheidenden Augenblick der neuesten russischen Geschichte. Was er als russischer Patriot darin nur diskret andeutet, wird sich der Leser leicht ergänzen. Es war die politische Isolierung Rußlands, die ihm in dieser kritischen Lage die Früchte seiner Anstrengungen und Blutopfer entriß, und diese Isolierung wäre nicht eingetreten, wenn Alexander der Zweite die Kraft gehabt hätte, seiner besseren Einsicht zu folgen und — gegen die Bestrebungen seines Kanzlers und eines irregeleiteten Nationalgefühls — zur rechten Zeit die ihm entgegengestreckte Hand Deutschlands festzuhalten. Das politische System Gortschakows, das im Jahre 1875 seinen schärfsten Ausdruck gefunden hatte, trug die Schuld an den Enttäuschungen,

die Rußland erfuhr, nachdem es als Sieger vor den Toren von Konstantinopel gestanden hatte. So ist es zu verstehen, wenn Fürst Bismarck zur Zeit des Berliner Kongresses dem Times-Korrespondenten sagte: „Ich bin ein aufrichtiger Freund meiner Freunde und ein aufrichtiger Feind meiner Feinde. Fürst Gortschakow hat das jetzt gewahr werden müssen. Der Angelegenheit von 1875 hat er die politische Niederlage beizumessen, die er auf dem Kongreß zu erleiden hatte." Nach der Darstellung Ssaburows, der diese Äußerung Bismarcks wiedergibt, könnte es scheinen, als ob der deutsche Reichskanzler im Jahre 1878 nur unter dem Gesichtspunkte gehandelt habe, die persönliche Niederlage heimzuzahlen, die er 1875 erlitten hatte. Das ist zweifellos unrichtig. Denn wenn Bismarck auch die Sachen, die er betrieb, ganz zu seinen persönlichen Angelegenheiten machte und sie gewissermaßen mit dem Feuer erfüllte, das in ihm loderte, so geschah doch niemals das Umgekehrte, daß er persönliche Sachen zu Staatsangelegenheiten machte. Gewiß hat er Gortschakow unter die Nase reiben wollen, daß er 1878 auszueffen hatte, was er sich 1875 eingebrockt hatte; er ersparte dem russischen Kollegen, der nach seiner Überzeugung aus persönlicher Eitelkeit gehandelt hatte, auch diese persönliche Quittung nicht. Aber daß Bismarck seinerseits aus Rache Rußland in die Verlegenheit von 1878 gebracht habe, stimmt keinesfalls. Sein Verhalten Rußland gegenüber während des Krieges und auf dem Berliner Kongreß spricht deutlich dagegen. Aber man wird in der russischen Auffassung eine weitere Erklärung für die feindselige Stimmung finden, die in Rußland gegen Deutschland Platz griff, und aus der auch Bismarck notwendig die Folgerungen ziehen mußte. Ssaburow erwähnt zum Schluß, daß auch Kaiser Alexander schließlich an Bismarck irre geworden sei und damit das veränderte Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland besiegelte. Es ist bekannt, wie Fürst Bismarck jetzt den Augenblick für gegeben erachtete, das längst geplante Bündnis mit Österreich-Ungarn zu schließen.

Mit dieser Erwähnung schließt auch Ssaburow seine Ausführungen. Es darf als ein bemerkenswertes Symptom angesehen werden, daß ein russischer Diplomat von so reicher Erfahrung durch seine aufklärende Schilderung die Politik Bismarcks gegenüber Rußland in ein so helles Licht gestellt und dabei anerkannt hat, wie sehr diese Politik auch den wohlverstandenen Interessen Rußlands gerecht wurde. Das gibt diesen Erinnerungen auch eine große Bedeutung für die Gegenwart.

Aus der Geſchichte des Jeſuitenordens

Von Prof. Dr. W. Porſch-Freiburg i. B.

Immer und immer wiederholen ſich im Reichstage, auf den alljährigen Katholikentagen und bei ſonſtigen Gelegenheiten (u. a. im Anſchluß an die Beuroner Kaiſerrede) die Forderung der Wiederzulaſſung des Jeſuitenordens und die Beſchuldigung, ſeine Ausſchließung vom Reichsgebiet ſei ein unerträgliches Unrecht, ein Ausfluß der Feindſchaft gegen die katholiſche Kirche als ſolche. Dabei heißt es gewöhnlich: „Was habt Ihr gegen die Jeſuiten? Wir alle, jeder gute Katholik, jeder katholiſche Geiſtliche, denken ganz ſo wie die Jeſuiten.“

Es gab eine Zeit, es iſt ungefähr hundertundvierzig Jahre her, da dachten und urteilten die maßgebenden Faktoren der katholiſchen Kirche nicht nur anders, ſondern diametral entgegengeſetzt in puncto Jeſuiten: Papſt, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, niedere Geiſtlichkeit waren die heftigſten Gegner des Jeſuitenordens. Sie alle müßten alſo, wenn Gegnerſchaft gegen dieſen Orden ein Ausfluß der Feindſchaft gegen die katholiſche Kirche wäre, Feinde der von ihnen geleiteten Kirche geweſen ſein. Man erwäge die Ungeheuerlichkeit des inneren Widerſpruchs: der ganze offizielle Apparat der katholiſchen Kirche einſchließlich Papſt Feind ſeiner eigenen Kirche!

Papſt Clemens der Vierzehnte, der in ſeiner Eigenſchaft als „Stellvertreter Gottes und Oberhaupt der Kirche Gottes“ nach katholiſcher Auffaſſung unmöglich ein Feind dieſer ſelben Kirche geweſen ſein kann, hat im Jahre 1773 den Jeſuitenorden wegen ſeiner Gemeinſchädlichkeit für den Frieden in der katholiſchen Kirche und in den weltlichen Staaten für ewig aufgehoben und zur Rechtfertigung dieſer Aufhebung ein geradezu vernichtendes Urteil über ihn gefällt.

Einige Stellen dieſes denkwürdigen päpſtlichen Aufhebungsdekrets Dominus ac redemptor noster uſw. lauten alſo:

„Wir haben zu unſerem tiefſten Herzeleid bemerkt, daß vorbedachte und noch viele andere Mittel faſt gänzlich kraftlos und ohne Wirkung waren, um ſo viele und wichtige Unruhen, Beſchuldigungen und Anklagen gegen die genannte Geſellſchaft (nämlich die Jeſuiten) zu zerſtreuen, und daß ſich deswegen unſere Vorgänger, die Päpſte (das Breve zählt an dieſer Stelle ihrer zwölf auf!) ver-

geblich Mühe gaben, die erwünschte Ruhe in der Kirche wieder herzustellen. Sie gaben zu diesem Zweck viele heilsame Verordnungen teils über die weltlichen Geschäfte, welche sie (die Jesuiten) sowohl in ihren heiligen Missionen als außerhalb derselben betreiben, teils in Rücksicht der verdrießlichen Zwistigkeiten, die von der Gesellschaft wider die ordentlichen Bischöfe, wider die Regularorden, wider die milden Stiftungen aller Art in Europa, Asien, Amerika nicht ohne großen Schaden der Seelen und zum Schrecken der Völker mit solcher Heftigkeit erregt wurden. Ferner betrafen die Verordnungen unserer Vorgänger ... den Gebrauch und die Erklärung solcher Lehrsätze, welche der apostolische Stuhl als ärgerlich und der guten Zucht und Sitte offenbar schädlich mit Recht verdammt hat ... Nach so vielen und heftigen Stürmen hatten alle Rechtschaffenen gehofft, einmal den höchst erwünschten Tag anbrechen zu sehen, der in vollem Maße Frieden und Ruhe brächte. Es entstanden aber ... nur noch gefährlichere und heftigere Stürme, ... so daß sogar unsere in Christo geliebten Söhne, die Könige von Frankreich, Spanien, Portugal und von beiden Sizilien sich genötigt sahen, die Jesuiten aus ihren Staaten zu verbannen und auszustoßen, weil sie dies als das einzige und notwendige Mittel ansahen, um zu verhindern, daß Christen im heiligen Schoß der Mutterkirche einander angegriffen und zerrissen. ... So haben die vorgenannten Fürsten unserem Vorgänger Clemens dem Dreizehnten ihre Gedanken vorgetragen. .. Allein der Tod dieses Papstes hat den Ausgang dieser Sache unterbrochen. Da wir nun durch die Gnade Gottes auf den Stuhl Petri gesetzt worden, gelangten auch an uns sogleich jene Bitten, Forderungen, Wünsche, welche zu gleicher Zeit von verschiedenen Bischöfen und anderen durch Gelehrsamkeit und Gottesfurcht ausgezeichneten Männern unterstützt wurden." (Der heutige katholische Klerus nennt solche Männer Feinde der Kirche Gottes.) „Damit wir aber in einer so schwerwiegenden und wichtigen Angelegenheit den sichersten Entschluß faßten, haben wir uns Zeit dazu genommen, nicht allein, um der Sache fleißig nachzuforschen, sie reiflich überlegen und mit Bedacht dabei verfahren zu können, sondern auch um mit vielen Seufzern und anhaltendem Gebet von dem Vater des Lichts Hilfe und Beistand zu erflehen. In diesem Anliegen haben wir uns auch durch das Gebet aller Gläubigen und durch Werke der Gottseligkeit unterstützen lassen. .. Nach Anwendung so vieler und notwendiger Mittel also, im Vertrauen auf die Eingebung und den Beistand des göttlichen Geistes wie auch durch Amtspflicht gedrungen, die Ruhe und den Frieden der Christenheit zu erhalten, ... und nachdem wir außerdem noch bemerkt haben, daß es kaum oder gar nicht möglich sei, daß, so lange sie (die Gesellschaft Jesu) bestehe, der wahre und dauerhafte Friede der Kirche wieder hergestellt werden könne, ... heben wir mit reifer Überzeugung, aus gewisser Kenntnis und aus der apostolischen Macht erwähnte Gesellschaft auf, unterdrücken sie, löschen sie aus, schaffen sie ab und heben auf alle und jede ihrer Ämter, Verwaltungen, Häuser, Schulen, Kollegien, Hospizien ... Und daher erklären

wir, daß alle und jede Gewalt des Generals (des Oberhaupts der Jesuiten in Rom), der Provinzialen, der Visitatoren und aller anderen Vorgesetzten erwähnter Gesellschaft auf immer vernichtet bleiben sollen. . . . Wir wollen ferner, daß, wenn einige von der aufgehobenen Gesellschaft sich bisher in Kollegien und Schulen mit dem Unterricht der Jugend beschäftigten, ihnen alle Leitung und Verwaltung genommen werde und nur denjenigen in Zukunft zu lehren gestattet werde, die von ihren Arbeiten etwas Gutes hoffen lassen und zugleich jenen unnützen Streitigkeiten und laxen Lehrmeinungen (die berüchtigte Moraltheologie [Kasuistik] der Jesuiten!), woraus so viel Unruhe entstanden, völlig entsagen. . . . Was die heiligen Missionen betrifft, für welche wir ebenfalls alles, was wegen Aufhebung dieser Gesellschaft verordnet worden, verstanden haben wollen, so behalten wir uns noch vor, diejenigen Mittel zu bestimmen, durch welche die Bekehrung der Ungläubigen . . . leichter und sicherer erreicht wird. . . . Wir verbieten auch, daß irgend jemand nach Bekanntmachung dieses Breves sich unterstehen soll, unter dem Vorwande einer Bitte, Appelation, Deklaration oder Konsultation über entstandene Zweifel die Vollziehung desselben im geringsten aufhalte. Denn wir wollen, daß von nun an sogleich die Aufhebung und Unterdrückung des Ordens vollzogen werde bei Strafe des uns und unseren Nachfolgern vorbehaltenen größeren Bannes, welcher gegen alle, die sich unterfangen sollten, der Erfüllung dieser unserer Verordnung Hindernisse in den Weg zu legen, sogleich verhängt werden soll."

„Wir ermahnen alle christlichen Fürsten, daß sie mit der ihnen zustehenden Macht, Gewalt und Ansehen . . . aus Achtung und Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl alle ihre Kräfte aufwenden, um dies unser Breve in vollkommene Vollziehung zu bringen und demselben entsprechende Verordnungen ergehen lassen." (Ist in Deutschland u. a. geschehen durch Reichsgesetz.)

„Dieses Breve soll für immer fest, unverrückt und wirksam sein und bleiben, ganz ohne Rückhalt befolgt und von allen und jedem, die es angeht und in Zukunft angehen wird" (das sind doch ganz besonders alle späteren Päpste!) „unverletzt beobachtet und gehalten werden."

„Und es soll auch, und nicht anders, in allen und jeden vorbemerkten Punkten durch alle und jede ordentliche Obrigkeiten, auch durch die Auditoren der Rechtssachen des heiligen Palastes, durch die Kardinäle der heiligen römischen Kirche, durch die Legaten a latere, durch die Nuntien des apostolischen Stuhles und andere, in welchem Amte und Ansehen sie auch stehen, in allen Rechtssachen und Instanzen gerichtet und entschieden werden, und alles nichtig und unkräftig sein, was dawider von jemandem, wes Standes er auch sein möchte . . ., geschehen wird."

Dies der Wortlaut der wichtigsten Stellen des päpstlichen Aufhebungsbreves vom Jahre 1773. Man hätte meinen sollen, daß nach einer so feierlichen päpstlichen Kundgebung kein Mitglied der römisch-katholischen Kirche, am wenigsten ein Papst, je auf den Gedanken hätte kommen können, den so verurteilten, für

immer aufgehobenen Orden trotz der vorerwähnten Androhung des größeren Bannes wieder ins Leben zu rufen. Aber das Undenkbare, das Unmögliche geschah doch. Nicht Jahrhunderte, nein einundvierzig Jahre, also schon ein Menschenalter nach seiner Aufhebung durch Papst Clemens den Vierzehnten, nämlich im Jahre 1814, wurde der Jesuitenorden wieder hergestellt durch Pius den Siebenten, Papst derselben römisch-katholischen Kirche! Die Ewigkeit, für welche Clemens den Orden abgeschafft hatte, hat also nicht lange gedauert; und die Gründe, mit welchen Pius der Siebente die Wiedereinsetzung des Ordens zu rechtfertigen suchte, sind das diametrale Gegenteil dessen, was Clemens in derselben Sache einundvierzig Jahre vorher in so feierlicher Weise unter Berufung auf göttliche Eingebung der Christenheit verkündet hatte.

Folgendes der Wortlaut der entscheidenden Stellen der Bulle, durch welche Pius der Siebente den Jesuitenorden im Jahre 1814 wieder einsetzte:

„Für die Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu werden täglich mit fast allgemeiner Übereinstimmung der Christenheit dringende und wiederholte Bitten vor uns gebracht von Erzbischöfen, Bischöfen . . . vorzüglich nachdem sich der Ruf überall verbreitet hat von den segensreichen Früchten, welche diese Gesellschaft in den gedachten Ländern hervorgebracht hat, so daß man hoffen durfte, ihr Anwachs werde dem Acker des Herrn zur Zierde gereichen. . . . Und es ist unumgänglich nötig, daß wir einem so gerechten und allgemeinen Verlangen unsere Zustimmung nicht versagen. Denn wir würden uns des schwersten Vergehens vor dem Antlitz Gottes schuldig achten müssen, wenn wir . . . jene heilsamen Hilfsmittel anzuwenden vergäßen, welche Gott der Herr durch seine besondere Vorsehung uns darreicht. . . . Durch so erhabene Ursachen, durch so viele und wichtige Entscheidungsgründe bewogen, haben wir uns vorgenommen, dasjenige endlich auszuführen, was schon vom ersten Anfang unserer päpstlichen Regierung" (also im Jahre 1800, d. i. nur siebenundzwanzig Jahre nach der Aufhebung des Ordens durch Clemens den Vierzehnten) „unser lebhafter Wunsch war. Nachdem wir also den göttlichen Beistand durch heiße Gebete anzurufen, auch die Meinung und den Rat mehrerer unserer ehrwürdigen Brüder, der Kardinäle der heiligen römischen Kirche, angehört, haben wir mit voller Kenntnis und aus der Fülle unserer apostolischen Macht anzuordnen und zu verfügen beschlossen, wie wir denn wirklich durch unsere gegenwärtige für immer" („für immer" hatte auch Clemens den Orden abgeschafft) „gültige Verordnung verfügen und beschließen, daß alle Verwilligungen, welche von uns für das russische Kaisertum und das Königreich beider Sizilien ausgefertigt worden sind" (nämlich die Wiedereinsetzung des Jesuitenordens in diesen beiden Staaten), „von jetzt an auch für alle anderen Staaten und Länder gelten sollen. . . . Auch erklären wir, daß sie (die Jesuiten) . . . die Macht haben sollen, sich der Erziehung der katholischen Jugend zu widmen." . . . „Endlich empfehlen wir die Gesellschaft und ihre Mitglieder inständigst unseren lieben Söhnen in Jesu Christo, den erhabenen und edlen Fürsten und zeitlichen

Herren, sowie unseren ehrwürdigen Brüdern, den Erzbischöfen, Bischöfen. Wir ermahnen, beschwören sie, nicht allein nicht zuzugeben, daß diese geistlichen Brüder auf irgend eine Weise belästigt werden, sondern darauf zu sehen, daß sie, wie es sich geziemt, mit Güte und Liebe behandelt werden. Wir befehlen, daß gegenwärtiges Schreiben unverletzlich . . . auf immer beobachtet werde, daß es seine völlige Wirkung habe, daß es keinem Urteil und keiner Revision von seiten irgend eines Richters, mit welcher Macht er auch bekleidet sei, unterworfen sei, indem wir jeden Eingriff in diese unsere Anordnung . . . für null und nichtig erklären. Dagegen soll keinerlei entgegenstehende apostolische Anordnung noch Befehl Geltung behalten, auch nicht das in Form eines Breve erlassene Schreiben Clemens des Vierzehnten . . ., das wir in allem, was gegenwärtiger Anordnung zuwiderläuft, abgeschafft wissen wollen. Niemandem soll erlaubt sein, aus verwegener Unbedachtsamkeit in irgend einer Rücksicht diesen Befehl zu übertreten oder ihm vermessener Weise Hindernisse in den Weg zu legen. Würde sich aber jemand zu solchem Attentat erfrechen, so wisse er, daß er den Zorn des Allerhöchsten und der heiligen Apostel Petrus und Paulus auf sich lade." (Clemens hatte in seinem Breve jeden, der ihm zuwiderhandeln werde, wes Standes er auch sei — also auch jeden zuwiderhandelnden Papst —, mit dem „größeren Bann" bedroht. Mit diesem droht Pius nicht, wohl aber mit dem „Zorn Gottes, Petri und Pauli", aber diese seine Drohung verdient doch nicht mehr Beachtung, als er selbst der Banndrohung Clemens' geschenkt hat, nämlich gar keine.).

Da haben wir zwei Urteile von zwei ganz kurze Zeit nacheinander regierenden Päpsten über denselben hochwichtigen kirchlich-religiösen Gegenstand. Beide gelten in der katholischen Kirche in ganz derselben Weise als direkt von Gott gesetzte Hüter und Oberherren der römisch-katholischen Kirche. Beide haben in derselben wichtigen Angelegenheit denselben Gott um Erleuchtung und Bewahrung vor Irrtum angefleht; der eine sagt, er hätte „den Vater alles Lichts mit fortgesetztem Seufzen und Bitten" angefleht, ihm den richtigen Weg zu zeigen, und er habe sich dabei noch „durch das Gebet aller Gläubigen und durch Werke der Gottseligkeit unterstützen lassen"; — der andere beteuert, er hätte „den göttlichen Beistand durch heiße Gebete erfleht." Der eine verurteilt den Jesuitenorden und seine ganze Tätigkeit in Grund und Boden, als gemeinschädlich, — der andere erhebt sie in den Himmel. — Nach dem Urteil des einen waren die Jesuiten die Quelle von Zank und schädlichen Morallehren und werden es immer bleiben, — nach dem anderen sind sie die „von Gott durch besondere Vorsehung der Kirche verliehenen Gehilfen!" — Der eine beruft sich für die Aufhebung des Ordens auf die Zustimmung von Bischöfen und durch Frömmigkeit ausgezeichneten Männer, — der andere für die Wiedereinsetzung desselben Ordens, also für das gerade Gegenteil, auf die Zustimmung von Erzbischöfen und Bischöfen! — Der eine macht es allen weltlichen Obrigkeiten zur Pflicht, ihm in der Unterdrückung des Ordens behilflich zu sein, — der andere fordert sie auf, das gerade Gegenteil zu tun, den Orden nach Kräften zu fördern, zu

begünstigen! — Der eine verlangt Gehorsam und bedroht diejenigen, welche seiner Aufhebung entgegenarbeiten, mit dem „höheren Bann", — der andere heischt auch Gehorsam und kündigt den „Zorn Gottes, Petri und Pauli" denjenigen an, die seiner Wiedereinsetzung des Ordens Hindernisse in den Weg legen! — Der eine erklärt die Zuwiderhandlung gegen sein Breve für ein „Sich-Unterfangen", — der andere die Zuwiderhandlung gegen seine Bulle entgegengesetzten Inhalts für eine „Frechheit."

Dem einen wäre also nach inbrünstigen Gebeten die Aufhebung des Ordens als Wille Gottes erschienen, dem anderen nach eben solchen Gebeten das diametrale Gegenteil!

Da nun undenkbar ist, Gott sei in dieser Frage mit sich selbst in Widerspruch getreten und habe absichtlich Wirrwarr in die Christenheit bringen wollen, so muß, wenn nicht beide, wenigstens einer dieser Päpste seinen eigenen Wunsch mit dem Willen Gottes verwechselt haben.

Die unvermeidliche Folgerung aus den von Pius für die Wiedereinsetzung des Ordens geltend gemachten Gründen ist: die nachdrückliche und feierliche Behauptung Clemens', sein Entschluß zur Aufhebung des Ordens sei ihm nach inbrünstigen Gebeten um Erleuchtung von Gott eingegeben worden, — sei wahrheitswidrig, denn Gott wolle das Gegenteil, nämlich das Fortbestehen, die Wiedereinsetzung des Ordens.

Bei unvoreingenommener Prüfung scheint die Verwechslung des eigenen Wunsches mit dem Willen Gottes aber eher auf seiten Pius' zu liegen, denn erstens sagt er ja selbst, die Wiedereinsetzung des Ordens sei von Anfang seiner päpstlichen Regierung (also schon siebenundzwanzig Jahre nach dessen Aufhebung für ewig durch Clemens!) sein lebhafter Wunsch gewesen; und zweitens stimmt das Urteil Clemens' über den Jesuitenorden genau überein mit dem Urteil der profanen Geschichtschreibung über den Orden und mit den Erfahrungen, die zahlreiche meist katholische Staaten, in denen er zugelassen war, zu ihrem Schaden an ihm gemacht haben, und die sich alle genötigt sahen, ihn wegen seiner Gemeinschädlichkeit teils vorübergehend, teils dauernd auszuweisen (Frankreich, England, Portugal, Niederlande, Republik Venedig, Schweden, Österreich, Ungarn, Polen, Neapel, Rußland, Schweiz, Deutschland).

In dieser überaus wichtigen kirchlichen Frage steht also das Urteil von Papst und Klerus der einen Generation (1773) in unversöhnlich schroffem Gegensatz zu dem Urteil von Papst und Klerus der nächsten (1814). Beide Päpste heischen Gehorsam für ihre in diesem Falle schnurstracks entgegengesetzten Anordnungen, und doch ist hier Gehorsam selbst für den gehorsamwilligsten Katholiken ein Ding gänzlicher Unmöglichkeit, denn indem er das tut, was der eine Papst befiehlt, tut er unvermeidlich das, was der andere verbietet, — indem er der Drohung des einen entgeht, verfällt er unvermeidlich der des anderen.

In der gleichen Lage befinden sich die Gesetzgeber und Regierungen der weltlichen Staaten. Sie mögen sich stellen wie sie wollen, mögen den Jesuiten-

orden zulassen oder ausschließen; gerade dadurch, daß sie die Forderung des einen Papstes ausführen, handeln sie unvermeidlich der des anderen zuwider.

Was bleibt in diesem Dilemma, wo die höchsten angeblich von Gott gesetzten Hüter der römisch-katholischen Kirche sich unversöhnlich widersprechen, also gänzlich versagen, selbst für katholische Wähler, Volksvertreter, Regierungen anders zu tun übrig, als beide päpstlichen Entscheidungen, Forderungen, Drohungen als sich widersprechend und darum sich gegenseitig ausschaltend zu ignorieren und sich durch das Studium der Lehren und Taten des Ordens ein auf eigene Erkenntnis gegründetes Urteil zu bilden? Wer diesen allein richtigen Weg geht, wird schwerlich zu einem anderen Ergebnis gelangen als Clemens, nämlich zu der Überzeugung, daß der Jesuitenorden durch seine Lehren (namentlich von der Probabilität, vom geistigen Vorbehalt, von der Lenkung der Absicht beim Handeln) alle Wahrhaftigkeit, Treue, Ehrlichkeit untergräbt, Anleitung zur Verlogenheit, Treulosigkeit gibt, zur Verfolgungswut gegen alles, was er Ketzer nennt, aufreizt und den wahnwitzigsten Aberglauben verbreitet. Und wer diese Überzeugung vom Wesen des Jesuitenordens gewonnen hat, der wird, wenn auch nicht auf die Autorität Papst Clemens des Vierzehnten hin, so doch in völliger Übereinstimmung mit dieser sagen: in einem Lande, wo ein festgefügter Orden mit solchen Lehren und Bestrebungen frei wirken kann, und der noch dazu geleitet wird von einem im Auslande wohnenden Oberherrn (dem Ordensgeneral in Rom, dem jeder Jesuit so gut wie blinden Gehorsam schuldet), kann der Friede zwischen den verschiedenen Konfessionen nicht bestehen, am allerwenigsten in einem Lande von konfessionell so gemischter Bevölkerung wie Deutschland.

Die Welt hat also erlebt, erstens, daß das Papsttum den Jesuitenorden hegte, pflegte, förderte wie eins seiner liebsten Kinder. Sie hat zweitens erlebt, daß es ihn für einen höchst gefährlichen Krebsschaden der katholischen Kirche und weltlichen Staaten erklärte, der mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müsse, und ihn aufhob, weil es kein anderes Mittel gäbe, ihn unschädlich zu machen. Sie hat drittens erlebt, daß es ihn ein Menschenalter später für ein für das Wohl der Kirche und Christenheit überaus segensreiches providentielles Geschenk erklärte und ihn wieder einsetzte trotz des hierfür angedrohten größeren Bannes!

Angesichts solches Schwankens von einem Extrem zum anderen in derselben hochwichtigen kirchlichen Angelegenheit liegt die Frage nahe, ob diese dritte Stellungnahme nun wohl Roms unwiderruflich letztes Wort in dieser Sache bleiben wird, oder ob es über kurz oder lang nicht doch wieder zu dem Standpunkt Clemens des Vierzehnten zurückkehren und den Orden wieder in Grund und Boden verurteilen wird. Mag das nun geschehen oder nicht, auf alle Fälle steht fest, daß das bestehende deutsche Jesuitengesetz den Wünschen und Vorschriften Papst Clemens XIV. und des katholischen Klerus seiner Zeit durchaus entspricht, mithin auch vom katholischen Standpunkte aus nichts Stichhaltiges dagegen geltend gemacht werden kann.

Das Problem der Wahlreform in Ungarn

Von Prof. Dr. P. Samassa-Wien

Am 18. März fand im siebenbürgischen Wahlkreise Szek eine Nachwahl für den ungarischen Reichstag statt. Der Wahlbezirk besitzt einhundertzwölf Wähler. In der Regel wurde der Kandidat für die Wahl hier einfach von der Regierung aufgestellt; der Kandidat übergab dann einem Unternehmer oder Wahlmacher (in Ungarn Korteſch genannt) eine bestimmte Summe, für die dieser alles Nötige besorgte, d. h. dafür bürgte, daß die für die Mehrheit nötige Anzahl von Wählern bestochen werde und nur ihn wähle. So ging denn gewöhnlich alles ganz ruhig und „ordentlich" zu. Diesmal hatte es aber offenbar vorher Verwirrung gegeben; der Wahlmacher hatte den Kreis an einen Kandidaten verkauft, der zwar auch erklärte, sich der Regierungspartei anzuschließen, aber die Genehmigung der Ortsbehörde nicht gefunden hatte. Der Oberstuhlrichter stellte seinen Onkel als amtlichen Kandidaten auf, den wilden Regierungskandidaten sperrte man zwei Tage vor der Wahl ein, ebenso einige seiner Anhänger, während gleichzeitig eine Kompagnie Infanterie und eine Schwadron Honveds sowie vierundvierzig Gendarmen im Wahlkreise „zur Aufrechterhaltung der Ordnung" zusammengezogen wurden. Der amtliche Kandidat erhielt vierundvierzig Stimmen, während der Gegenkandidat mit neununddreißig unterlag. Das ist ein kleines Stilleben aus der ungarischen Wahlpraxis. Wenn man ferner erfährt, daß es neben solchen kleinen Wahlkreisen Bezirke mit über sechstausend Wählern gibt, wird man das ungarische Wahlrecht mit guten Gründen für merkwürdig und reformbedürftig halten dürfen.*)

Aus welchen Bedürfnissen heraus ist nun das bestehende Wahlrecht geschaffen worden? Erst nach Beantwortung dieser Frage ist das ganze Problem überhaupt verständlich. Nach Ausweis der Volkszählung von 1900 bilden die Magyaren im eigentlichen Ungarn (also ohne Kroatien) eine Mehrheit von 51,4 Prozent. Obwohl sich bei der Art, wie die Volkszählung in Ungarn in

*) Ein reiches Material über die bei den Wahlen im Jahre 1910 geübten Mißbräuche findet sich in dem Buche des Engländers Seton-Watson (Scotus viator): „Corruption and Reform in Hungary", das demnächst auch in deutscher Übersetzung erscheinen dürfte.

bezug auf die nationale Zugehörigkeit gehandhabt wird, gegen die Zuverlässigkeit dieser Ziffern begründete Einwendungen erheben ließen, will ich sie, da es für die vorliegende Frage nicht von besonderem Gewicht ist, gelten lassen. Kroatien, wo die Magyaren nur durch eine kleine Zahl von Beamten hauptsächlich bei der Eisenbahnverwaltung vertreten sind, entsendet auf Grund des ungarisch-kroatischen Ausgleiches vom Jahre 1868 vierzig Abgeordnete in den ungarischen Reichstag, die allerdings bei bestimmten Fragen kein Stimmrecht haben. Das ergäbe aber schon bei allgemeinem und gleichem Wahlrecht eine Minderheit für das magyarische Volk im ungarischen Abgeordnetenhause. Nun betrachten sich aber die Magyaren als das Staatsvolk Ungarns schlechthin. Ihre Sprache ist die Staatssprache, sie nehmen nicht die Hegemonie, sondern die Suprematie über die nichtmagyarischen Völker des Landes in Anspruch, und das kaum verhüllte Ziel ihrer Politik ist es, aus Ungarn einen magyarischen Nationalstaat zu machen, was natürlich nur durch die Assimilierung der nichtmagyarischen Bewohner des Landes zu erreichen ist. Bis zum Jahre 1848 hatte Ungarn eine rein ständische Verfassung: der Landtag bestand nur aus den Vertretern des Adels, neben dem einige Städtevertreter gar keine Rolle spielten. Der Adel aber war magyarisch oder magyarisiert; letzteres war ohne Anwendung von Zwang eine Wirkung gesellschaftlicher Einflüsse. Als nun in den Jahren 1848 und 1867 diese ständische Verfassung dem äußeren Scheine nach in eine moderne Repräsentativverfassung verwandelt wurde, war die magyarische Suprematie natürlich durch jedes wirklich demokratische Wahlrecht gefährdet, und so wurde ein Wahlrecht geschaffen, das diese Suprematie gewährleisten sollte. Dem diente zunächst die Wahlgeometrie: in den von Magyaren bewohnten Gegenden wurden sehr kleine, in den von Nichtmagyaren bewohnten sehr große Wahlkreise abgegrenzt; die Städte, in denen der Einfluß der Regierung stärker ist und die Magyarisierung raschere Fortschritte macht, wurden bevorzugt; die Stimmen mußten in einem einzigen Wahlort öffentlich abgegeben werden. Das Ziel wurde bei der allgemeinen Korruption und Beeinflussung der Wahlen durch Gewalt und Terrorismus auch vollkommen erreicht. Im gegenwärtigen Reichstag sitzen, wenn man von den dreizehn Siebenbürger Sachsen absieht, die der Regierungspartei angehören, und den vierzig Kroaten, die überhaupt nicht gewählt sind, weil der kroatische Landtag seit Jahren nicht getagt hat und daher die Abgeordneten für den Reichstag nicht wählen konnte, ganze acht Vertreter der Nationalitätenpartei, d. h. Abgeordnete, die sich die Verfechtung der nationalen Interessen der nichtmagyarischen Nationalitäten zur Aufgabe gemacht haben.

Es gibt ja nun eine nicht kleine Anzahl magyarischer Politiker, die der Meinung sind, daß es ganz gut in Ewigkeit so fortgehen könnte. Der Adel beherrscht heute nicht mehr allein die Staatsmaschine; die regierende Schicht hat sich erweitert, sie hat das städtische Bürgertum, Kaufleute und Industrielle und das ständig anschwellende Heer der Beamten in sich aufgenommen, mit denen zusammen der Adel nun das bildet, was man in Ungarn unter „Gentry" versteht. Die

ganze Mittelklasse, soweit sie sich der Forderung der unbedingten Herrschaft des Magyarentums anschließt, darf sich mit dem Adel in die Herrschaft teilen. Die Mehrheit der Bewohner des Landes steht trotzdem außerhalb dieses Kreises; dazu gehören die industrielle Arbeiterschaft, ferner die Leute, die den Vorschriften des Zensus nicht genügen und daher kein Wahlrecht besitzen, und endlich alle, die, als nichtmagyarische Bürger des Landes geboren, keine Lust haben, ihr Volkstum preiszugeben und sich zu magyarisieren. Diese Schichten sind in den letzten Jahrzehnten sehr erstarkt; der Masse des rumänischen und slovakischen Volkes brachte erst das Jahr 1848 die Befreiung aus der Leibeigenschaft. Trotz aller Hemmnisse, trotz ihrer auch heute noch ziemlich niedrigen Kulturstufe haben diese Völker doch außerordentliche Fortschritte auf wirtschaftlichem Gebiet und in bezug auf die Volksbildung gemacht und aus sich heraus eine führende Intelligenz entwickelt. Mit der Gründung von Fabriken ist eine industrielle Arbeiterschaft in Ungarn entstanden, die sich durch deutsche Vermittlung die Lehren der Sozialdemokratie angeeignet hat. Diese Massen wollen auf die Gesetzgebung Einfluß gewinnen. Anderseits ist die führende magyarische Schichte innerlich nicht stärker geworden. Sie hat gewiß ihre Macht nach Kräften ausgenützt, nicht ohne Erfolg Proselyten geworben, die Widerstrebenden ihre Macht fühlen lassen. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb ist der Kleinadel in dieser Zeit in Ungarn fast vollkommen aus seinem Landbesitz verdrängt worden, weil er den Anforderungen einer modernen Wirtschaftsweise nicht gewachsen war. Die Szekler in Siebenbürgen, ein besonders reinrassiger magyarischer Stamm, verlieren beständig Boden an die Rumänen, weil die Fürsorge des Staates sie zu freiem Wettbewerb fast unfähig gemacht hat und jeder nur mehr Staatspensionär werden will.

Das ist die eine Seite; die andere hängt mit der Eigenart der magyarischen Politik zusammen. Ihr Ideal ist die völlige Unabhängigkeit Ungarns stets gewesen und ist es heute mehr denn je. Höchstens die Gemeinsamkeit des Herrschers mit Österreich betrachtet ein Teil der magyarischen Politiker ehrlich als etwas erträgliches, ja vielleicht sogar für Ungarn vorteilhaftes. Indes haben die magyarischen Politiker nach der Niederlage des Jahres 1849 doch so viel Verständnis für Realpolitik gewonnen, daß sie die Erreichung ihres Zieles nur von langsamer Arbeit erhoffen, der Wahrnehmung jedes Vorteils, der Eroberung auch der unscheinbarsten Errungenschaft in der Loslösung von der anderen Reichshälfte, bis ihnen dann bei guter Gelegenheit die völlige Selbstständigkeit als reife Frucht in den Schoß fällt. Die Gruppierung in 67er Parteien (die auf den Boden des Ausgleichs stehen) und 48er Parteien (die entweder die Personalunion oder völlige Selbständigkeit auf die Fahne geschrieben haben) bedeutet keine wesentliche Verschiedenheit der politischen Programme, sondern nur einen taktischen Aufmarsch. Die Art, wie nun dem Monarchen immer neue Zugeständnisse abgerungen werden, entspricht ganz der Überlieferung des alten ständischen Parlaments. Die Stände bewilligten in der Zeit, wo es

noch keine stehenden Heere gab, dem Fürsten Rekruten und Subsidien und ließen sich dafür, wenn sie den Schlüssel der Lage in Händen hielten, ihre alten ständischen Freiheiten bestätigen. In den anderen habsburgischen Erbländern hatte die Schaffung einer kaiserlichen Armee durch Wallenstein der Macht der Stände unwiderruflich ein Ende gemacht, die freilich größtenteils schon in den Zeiten der Gegenreformation gebrochen war. Auch in Ungarn hatte die Macht der Stände in der zentralistisch-absolutistischen Periode seit Maria Theresia manche Einbuße erfahren; aus Gründen, die zu erläutern hier zu weit führen würde, war die Überlieferung der ständischen Politik dort aber lebendig geblieben und hatte sich den neuen Verfassungsformen angepaßt.

Im Jahre 1867 war eine Versöhnung zwischen der Krone und den Magyaren zustande gekommen, und das Verhältnis Ungarns zu den übrigen Teilen der Monarchie wurde im „Ausgleich" festgelegt. Zum Teil liegt es an der Mangelhaftigkeit dieses Instruments, daß trotzdem neue Zusammenstöße zwischen der Krone und dem Parlament nicht ausblieben. Das Parlament stellte in der oben angedeuteten Richtung Forderungen, die der Monarch nicht zugestehen wollte; und nichts lag näher als der Gedanke, daß die Krone sich ein gefügigeres Parlament, das der Gesamtstaatsidee freundlicher gesinnt sein würde, durch eine demokratische Wahlreform leicht schaffen könnte. In einem ungarischen Reichstag, der in seiner Zusammensetzung die ethnische Buntheit der ungarischen Völkerkarte wiederspiegelt, hätte die Krone eine ganz andere Stellung als jetzt, wo sie sich einer geschlossenen Masse, die von der magyarischen Aristokratie geführt wird, gegenübersieht. In der Tat war es zur Zeit eines solchen Konflikts, daß die Schaffung eines allgemeinen Wahlrechts als Programm einer ungarischen Regierung verkündet wurde, die ihre Existenz allerdings nicht dem Vertrauen des Parlaments, sondern nur dem der Krone verdankte. Als der Kaiser mit einer Reihe aufeinanderfolgender ungarischer Kabinette über die notwendige Wehrreform nicht einig werden konnte, berief er den General Baron Fejervary im Jahre 1905 zur Regierung, und dessen Minister des Innern, Kristoffy, kündigte die Vorlage eines Gesetzentwurfs über die Einführung des allgemeinen, direkten, gleichen und geheimen Wahlrechts an. Schon diese Drohung genügte, um die Parteien des Parlaments, die sich bisher einer Verständigung so unnahbar gezeigt hatten, zum Einlenken zu bewegen; auf Grund eines mit der Krone festgelegten Regierungsprogramms kam das Koalitionskabinett Wekerle zustande, das die Verpflichtung übernahm, mit möglichster Beschleunigung eine Wahlreform einzuführen, deren Inhalt hinter der von Kristoffy angekündigten nicht zurückbleiben durfte. Aber gerade vor dieser Wahlreform hatten die führenden magyarischen Politiker Angst, und sie sahen ihre Hauptaufgabe darin, sie zu verhindern. Das Kabinett Wekerle fiel infolge der inneren Uneinigkeit der Parteien, ohne der Wahlreform oder der Wehrreform auch nur einen Schritt näher gekommen zu sein. Graf Khuen wurde vom Monarchen mit der Durchführung beider Aufgaben betraut. Hohngelächter der Parteien begrüßte ihn.

Einer aber erfaßte die Lage: Graf Khuens Vetter Graf Stefan Tisza. Er dachte sich: dieser Khuen ist ein energischer Mensch und hätte das Zeug in sich, Wehrreform und Wahlreform mit irgendeinem Gewaltstreich durchzuführen. Es ist besser, sich mit ihm zu verbünden, die Wehrreform, auf der die Krone nun einmal besteht, zu schlucken, dafür die Wahlreform aber zu verhindern. So stellte sich Stefan Tisza Khuen zur Verfügung und wurde der eigentliche Führer der neuen Regierungspartei, der Graf Khuen nach Auflösung des Abgeordnetenhauses unter Aufwendung ganz enormer Mittel (man spricht davon, daß Banken und Finanzleute über 25 Millionen Kronen für den Wahlfonds beizusteuern veranlaßt wurden) zu einem glänzenden Siege verholfen hatte. Die Opposition war wieder einmal „zerschmettert", überdies die Unabhängigkeitspartei in zwei Gruppen gespalten, von denen die eine Franz Kossuth, die andere Justh folgt. Der Grund der Spaltung war die Frage des Wahlrechts gewesen; Justh tritt nachdrücklich für das gleiche, allgemeine und geheime Wahlrecht ein, das Kossuth und Graf Apponyi ablehnen.

Die Stellungnahme Jusths erscheint zunächst als ein Rätsel. Wie kommt er, der magyarische Nationalist reinsten Wassers, dazu, für ein Wahlrecht einzutreten, das die magyarische Suprematie aufs schwerste bedroht? Die nächste Erklärung wäre vielleicht die, daß er es eben gar nicht ernst damit meine und seine Zustimmung auch nur einem sehr verwässerten Wahlrecht geben werde, das den Magyaren nicht gefährlich werden könne. Das mag so weit zutreffen, daß Justh gewiß Änderungen zugunsten des Magyarentums fordern wird: eine Wahlrechtserweiterung, vor allem eine Sicherung der Wahlfreiheit, die aber ohne nachteilige Wirkung für die herrschende Stellung des Magyarentums sein würde, wäre eine solche Karikatur, daß Justh dafür nicht eintreten könnte, ohne sich lächerlich zu machen. Justh ist vielleicht kein sehr scharf denkender Kopf, im ungarischen Parlament bildet er aber jedenfalls eine Oase der Anständigkeit und Ehrlichkeit. Er will also sicherlich eine Wahlreform, die auch den nichtmagyarischen Nationalitäten Aussicht verschafft, im Reichstag halbwegs angemessen vertreten zu sein; er sieht die darin für das Magyarentum liegende Gefahr, er hält dies aber für ein geringeres Übel als das jetzige System, das es der Regierung ermöglicht zu bestimmen, wieviel Sitze sie der Opposition überhaupt einräumen will. Das ist einfach eine Frage des Geldes, des aufgebotenen Militärs und des von den Verwaltungsbehörden betätigten Maßes von Skrupellosigkeit. Und da sagt sich Justh: Tisza und vielleicht sogar Khuen denken im Herzen nicht viel anders als ich selbst; sie wollen auf ihren Wegen und mit ihren Mitteln die Wahrung und Erweiterung der staatlichen Selbständigkeit Ungarns. Aber nach demselben Rezept, nach dem Graf Khuen jetzt bei den Wahlen eine überwältigende Mehrheit zusammengebracht hat, könnte irgendeinmal im Auftrage des Monarchen ein Ministerpräsident eine noch viel stärkere Mehrheit wählen lassen, er könnte von uns, die wir diesmal doch wenigstens vierzig übriggeblieben sind — genug, um wirksame Obstruktion zu machen —,

auch nicht einen hineinlassen. Und solch ein Parlament könnte dann jedes beliebige Attentat auf die ungarische Selbständigkeit ausführen, ein gefügiges Werkzeug dessen, was man in Ungarn unter dem Sammelbegriff „Wien" zusammenfaßt. Wird aber eine Wahlreform durchgeführt, die mit entsprechender Wahlgeometrie dem Magyarentum das zahlenmäßige Übergewicht sichert, bei dem aber schon die stark vermehrte Zahl der Wähler, die geheime Abstimmung und sonstige Sicherungsmaßregeln die Wahlkorruption erschweren, dann ist Justh ziemlich sicher, daß die rein magyarischen Gebiete des Landes in Zukunft seiner Partei zufallen werden — wie ja auch bisher schon die magyarischen Gegenden vorwiegend Mitglieder der Unabhängigkeitsparteien wählen, wenn der Terrorismus der Regierung nicht gar zu groß ist, während die sicheren Regierungssitze in den Nationalitätengegenden liegen. Dafür will Justh sich einige Nationalitätenvertreter mehr im Hause schon gefallen lassen. Wie er ist auch Kristoffy Magyar von reinstem Wasser, viel mehr als der sehr international getünchte Graf Apponyi; er ist kein Unabhängigkeitspolitiker vom Schlage Jusths, ihm wohl insofern ähnlich, als auch er ein Mann von geradlinigem Denken ist. Er sieht in der Demokratisierung Ungarns etwas, das unausbleiblich kommen muß, und glaubt, daß das Magyarentum diesen Prozeß um so besser überstehen wird, je rascher es sich mit ihm abfindet.

Nur der Einblick in diesen „jardin secret" der magyarischen Politiker gibt den Schlüssel zu den politischen Vorgängen der letzten Zeit. Die Koalition hatte dem Monarchen ihr Wort in bezug auf das Wahlrecht gebrochen, wozu die Führer der koalierten Parteien zweifellos schon bei Übernahme der Regierung entschlossen waren. Aber auch die Krone bestand nicht allzu nachdrücklich auf ihrem Schein, wohl auf Grund der in Österreich mit dem allgemeinen Wahlrecht gemachten Erfahrungen. Es würde zu weit führen, die Ursachen für dieses Versagen des allgemeinen Wahlrechts in Österreich hier zu erörtern. Nur das sei in aller Kürze angedeutet: das notwendige Korrelat des allgemeinen Wahlrechts ist eine starke Regierung. Daß der Kaiser sich aber von dieser Forderung wieder abdrängen ließ, wurde auch der Wehrreform zum Verhängnis. Kaum von der Sorge wegen des allgemeinen Wahlrechts etwas entlastet, steuerten die Parteien wieder in die ihnen so vertraute Bahn der „Gravamina". Dieser so echt ungarischen Politik entstammt auch die letzte Krise. „Nur einige kleine Konzessiönchen", flötete Graf Apponyi, „und wir stellen die Obstruktion ein". Das war die Resolution wegen der Einberufung der Reserven. Graf Khuen sah sich die Sache an, ging damit zum Kaiser und sagte ihm mit der freundlichen Miene des Zahnarztes: „Es ist gleich geschehen und tut weiter nicht weh." Der Kaiser wollte sich aber den Zahn doch nicht ziehen lassen. So kam Graf Khuen zunächst mit leeren Händen zurück. Da geschah das Unbegreifliche: Graf Khuen stellte sich auf den Standpunkt Apponyis in der Frage der Resolution über die Einberufung der Reservisten, ohne die Ermächtigung des Kaisers zu besitzen. In Wien legte der Kriegsminister Verwahrung ein,

der Kaiser ließ die Resolution nicht zu, Graf Khuen demissionierte. Apponyi, Andrassy, Tisza, die drei Grafen, die Ungarns Geschicke lenken, hatten ihren Zweck erreicht: man war wieder mitten drin in einem staatsrechtlichen Streit, man kämpfte um die „Rechte der Nation", wie seit Jahrhunderten. Das mußte die Aufmerksamkeit von der Wahlrechtsfrage ablenken. Der Monarch gab nicht nach, da er diesmal eine starke Stütze am Kriegsminister und österreichischen Ministerpräsidenten fand und wohl auch das Gefühl hatte, er schulde es seinem Nachfolger, Kronrechte nicht preiszugeben. Diesmal war also nichts herauszupressen. Die Gefahr bestand aber, daß der Kaiser nun einen Staatsmann ans Ruder berufen könnte, dem es mit dem allgemeinen Wahlrecht einigermaßen ernst sei; bis zu einem gewissen Grade ist dies beim jetzigen Finanzminister Lukacs der Fall. Darum führte Graf Khuen sein letztes Schelmenstück auf, indem er Vorgänge in der Audienz beim Kaiser, überdies teilweise entstellt, der Öffentlichkeit preisgab, um so den loyalen Helden in einem sentimentalen Rührstück spielen zu können, gleichzeitig aber die Macht nicht aus der Hand der Grafen zu lassen, zu deren Willensvollstrecker er allmählich herabgesunken ist. Die Wehrreform ist dadurch nicht einen Schritt weiter gekommen, im Gegenteil; aber auch die Wahlreform scheint wieder etwas in die Ferne gerückt. Immerhin dürfte dieses Stückchen Balkanpolitik trotz aller Langmut und allem Ruhebedürfnis des Kaisers dem Fasse doch den Boden ausschlagen. In wenigen Wochen wird Graf Khuen dem Kaiser melden müssen, daß er außerstande sei, die Wehrreform so rechtzeitig zu erledigen, daß mit der Aushebung eines erhöhten Rekrutenkontingents für diesen Herbst noch begonnen werden könne. Und dann wird doch nichts anderes übrig bleiben als ein Provisorium, Erledigung der Wahlreform und dann erst Beratung der Wehrreform, wie es von der Justhpartei stets vorgeschlagen worden ist.

Freilich, das eine vermag man heute schon zu sagen: die Wahlreformfrage wird deshalb von der Tagesordnung nicht verschwinden, denn darüber kann kein Zweifel bestehen, daß diese Wahlreform nur einen Schritt zum allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrecht bedeuten wird. Aber der Stein wird ins Rollen kommen, und niemand kann voraussagen, wo er einst zur Ruhe kommt.

Briefe aus Oſtaſien

Von weiland Profeſſor Dr. Wilhelm Grube-Berlin*)

An ſeine Schweſter.

Tokyo, den 16. Juni 1897.

Liebe Weinande!

Es gibt keine Worte, die den Eindruck ſchildern und wiedergeben können, den dieſes Märchenland gleich am erſten Tage auf uns gemacht hat!! Das iſt wirklich eine neue Welt, mit deren Eigenart und unbeſchreiblicher Anmut ſich nichts von alledem vergleichen läßt, was wir bisher geſehen haben!

Vorgeſtern Morgen um 6 Uhr kamen wir wohlbehalten in Yokohama an, wo uns eine kleine Dampfbarkaſſe von Bord der „Empreß“ an Land brachte. Nach ſehr glimpflicher Zollreviſion erfolgte dann unſer japaniſches Debut mit der Fahrt ins Hotel per Jinrikſha. Wie Du vielleicht weißt, gibt es in dieſem geſegneten Lande nur zweibeinige Gäule in Geſtalt reizend graziöſer Kulis, von denen man in leichtgebauten, zweirädrigen Karren im Laufſchritt durch die Straßen gezogen wird. Natürlich kann nur eine Perſon in einem ſolchen Wägelchen Platz finden, und da Lilly voranfuhr, ſo konnte ich den göttlichen Anblick von hinten genießen. Die Beine des Kulis, der den Karren zog, waren unter dem letzteren ſichtbar und ſahen genau ſo aus, als gehörten ſie zu meiner beſſeren Hälfte. Dieſe köſtliche Zuſammenſtellung wirkte mit unwiderſtehlicher Macht auf meine Lachmuskeln! Kaum hatten wir uns in unſerem reizenden Zimmer im Grand Hotel inſtalliert, als ſich nach ſchüchternem Klopfen ein bezopfter Chineſe mit Stoffproben aller Art durch die Tür wand und mir unter vielen tiefen Bücklingen ſeine Dienſte als Schneidermeiſter anbot. Es iſt nämlich Sitte, daß ſich jeder Europäer gleich mit leichten Sachen verſieht, falls er es nicht vorzieht, elendiglich in ſeinem eigenen Schweiße zu ertrinken. Ich wurde denn auch bald mit dem braven Meiſter Chang Chow handelseinig, und binnen vierundzwanzig Stunden lieferte er mir drei Leinen-, zwei Flanell- und einen ganz leichten Tuchanzug, die alle ſechs tadellos ſitzen, für den Geſamtpreis von 65 Yen = 130 Mark. . . .

*) Dieſe Briefe ſchließen ſich den in den Heften 45 bis 47 und 49 bis 52 des Jahrgangs 1911 veröffentlichten „Briefen aus China“ an.

Zunächst machten wir einen mehrstündigen Spaziergang nach einem wenig bekannten kleinen Tempel, der auf einer Anhöhe am Meere in lauschiger Waldeseinsamkeit daliegt, im Schatten uralter, ehrwürdiger Cryptomerien verborgen. Ihm zur Seite sprudelt in einer dunklen tiefen Felsschlucht, die von Schlinggewächsen aller Art umrankt und mit blühenden Azaleenbüschen bewachsen ist, ein wundertätiger Quell aus einem in den Felsen gemeißelten Drachenkopf. Und durch die enge, geheimnisvolle Schlucht blickt man durch das dunkle Grün der Cryptomerien auf das tiefblaue Meer — ein Bild, so traumhaft, überirdisch schön, wie es vielleicht nur der Pinsel eines Böcklin annähernd wiederzugeben vermöchte! Ich fühlte mich, wie noch nie in meinem Leben, der Wirklichkeit entrückt und hätte mich kaum noch wundern können, wenn etwa plötzlich die bekannten japanischen sieben Glücksgötter leibhaftig vor mir aufgetaucht wären! Ich — und Glücksgötter! Nein, das wäre zu viel verlangt, daher habe ich sie mir heute zum Ersatz in Gestalt von niedlichen Porzellanfigürchen angeschafft.

Auf dem Rückwege kamen wir durch mehrere kleine Dörfer, deren Bewohner zumeist in paradiesischem Kostüm mit Dreschen und Getreideworfeln beschäftigt waren. Auch eine Dorfschöne sahen wir, die sich, auf einer Matte kauernd, kunstvoll frisieren ließ. Unterwegs kehrten wir in einem Teehause ein, dessen freundliche Wirtin uns unter nicht endenwollenden tiefen Verbeugungen Tee in winzigen Schälchen kredenzte und dabei eine Beredsamkeit entwickelte, auf die wir leider nur mit verständnisinnigen Interjektionen zu reagieren vermochten. Dann nahmen wir uns Jinrikshas und fuhren in die entzückende Villa des Generalkonsuls, wo uns Herr K. mit einem improvisierten Diner und herrlichem Rheinwein und Champagner bewirtete. Zu guterletzt fuhren wir noch durch die Theaterstraße, wo das denkbar bunteste Treiben herrschte. Jetzt muß ich schließen, da wir zu T.'s zum Diner gebeten sind.

* * *

An seine Schwester.

Yokohama, 23. Juni 1897.

Liebe Weinande!

Vor wenigen Stunden von unserem herrlichen Ausflug nach Nikko und Umgebung zurückgekehrt, will ich die kurze Rast benutzen, um in meiner neulich begonnenen Schilderung unserer japanischen Erlebnisse fortzufahren. Du glaubst nicht, wie schwer es ist, einen ruhigen Augenblick zum Schreiben zu erhaschen, denn da wir natürlich jede Minute ausnutzen, um so viel als nur möglich zu sehen und zu lernen, sind wir abends meist ziemlich erschöpft und schlafbedürftig.

Soviel ich mich erinnere, habe ich Dir nur unseren ersten Tag auf japanischem Boden geschildert. Am nächsten Tage fuhren wir nach dem benachbarten Kamákura, das Yoritomo, der Begründer des Shogunates, im dreizehnten Jahrhundert zu seiner Residenz erhoben hatte. Dort besichtigten wir zunächst den schönen Tempel des Kriegsgottes Hachiman, der zugleich eine interessante Sammlung japanischer Altertümer birgt. Dann suchten wir die Hauptsehens-

würdigkeit dieses Ortes, den weltberühmten Daibutsu, d. h. „großen Buddha", von Kamákura auf. Das ist eine Kolossalstatue des Amitábha, japanisch Amida, des Buddha des langen Lebens und Beherrschers des Paradieses. Die Statue mißt eine Höhe von 50 Fuß und ist im dreizehnten Jahrhundert errichtet worden. Von dem Tempel, der einst das Riesenbildnis umschloß, sind nur noch die steinernen Sockel der Säulen zu sehen, so daß es jetzt unter freiem Himmel steht, umgeben von hohen Bäumen, in ernst stimmungsvoller Umgebung. Ich weiß nicht, wie es anderen ergehen mag, uns erfüllte der Anblick mit dem Schauer frommer Andacht. In regungsloser Stille dasitzend, mit halbgeöffneten Augen, verkörpert dieser Buddha so recht den Ausdruck des Nullpunktes der Empfindung, gleich weit entfernt von Lust und Schmerz, jenseits von Gut und Böse. Es liegt eine in Worten gar nicht wiederzugebende Weihe über diesem ehernen Bildnisse — gerade inmitten solcher Umgebung! Das Innere der Statue ist hohl und enthält mehrere Altäre, auf denen Weihrauchkerzen brennen. Nur schwer trennten wir uns von dem erhabenen Anblick, aber wir konnten nicht lange dort verweilen, da wir uns vorgenommen hatten, auch die nahegelegene Insel Enóshima zu besuchen — und so mußten denn die unermüdlichen zweibeinigen Gäule wieder vorgespannt werden — und vorwärts ging es in scharfem Trab!

Enóshima ist eigentlich eine Halbinsel, durch eine schmale Landzunge mit dem Festlande verbunden, zur Zeit der Flut jedoch von diesem getrennt, so daß wir uns auf dem Rückwege von kräftigen Kulis huckepack durch das Wasser tragen lassen mußten. Enóshima ist nur von Fischern bewohnt, jedoch berühmt durch seinen landschaftlichen Liebreiz. Üppiger Waldwuchs deckt die Insel, und von dem reizenden, auf dem Gipfel der Anhöhe gelegenen Teehause ließen wir den entzückten Blick über die weite See hinausschweifen.

Hochbefriedigt kehrten wir von diesem genußreichen Ausfluge am Abend nach Yokohama zurück und fuhren am nächsten Morgen nach Tokyo, wo wir sofort einen Besuch bei Herrn v. T. machten, der den auf Urlaub abwesenden Gesandten Herrn v. G. vertritt. Wir wurden auf das Liebenswürdigste empfangen und auch gleich zu demselben Tage zum Diner eingeladen. Dann begaben wir uns nach dem Shibapark, der durch seine prächtigen Tempel und die Mausoleen von sechs Shogunen der Tokugawa-Dynastie berühmt ist. Obwohl an die Tempel von Nikko nicht heranreichend, blendeten uns doch diese herrlichen Bauten durch ihre herrliche Verbindung von Farbenpracht und Harmonie — bei allem Reichtum an Gold und Farben doch nirgends Überladung oder Geschmacklosigkeit. Da ich kein Japanisch verstehe, verständigte ich mich mit den Priestern schriftlich auf Chinesisch, worüber diese nicht wenig erstaunt waren. Vom darauffolgenden Tage an sollten wir es bequemer haben, denn wir hatten uns mittlerweile einen sehr netten jungen Japaner, der des Deutschen mächtig ist, als Führer für die ganze Dauer unseres japanischen Aufenthaltes engagiert. Er ist ein beim Examen gestrandeter Student der Medizin, der jetzt sein Brot auf diese

Weise verdient. Wir zahlen ihm die sehr bescheidene Summe von 4 Mark täglich, für Logis und Beköstigung hat er selbst zu sorgen, und sind sehr mit ihm zufrieden, da er sehr intelligent und dabei ein Muster von Bescheidenheit und Aufmerksamkeit ist.

Der nächste in Tokyo verlebte Tag wurde ganz dem Theater gewidmet, denn Ichigawa Danjuro, der größte Schauspieler Japans, trat in dem volkstümlichsten vaterländischen Schauspiel, „Chinshingura", d. h. „Vasallentreue", auf. Die Vorstellung sollte um 11 Uhr vormittags beginnen und bis 9 Uhr abends dauern, so daß wir uns für diesen Kunstgenuß, obschon wir nicht die Absicht hatten, bis zum Ende der Vorstellung auszuharren, mit Lebensmitteln versehen mußten. Das sehr geräumige Theater war brechend voll, aber zum Glück hatten wir uns schon von Yokohama aus eine Loge gesichert. Der Zuschauerraum ist mit der denkbar größten Einfachheit ausgestattet. Der Raum, der bei uns das Parkett enthält, ist durch niedrige Holzwände in zahlreiche Quadrate eingeteilt, in denen die Zuschauer, auf sauberen Matten sitzend, winzige Pfeifchen rauchen und mit zierlichen Stäbchen Reis und sonstige Leckerbissen zu sich nehmen — letzteres jedoch nur während der Pausen, die der Länge der einzelnen Akte entsprechen. Die erhöhte Bühne ist durch einen Schiebevorhang vom Zuschauerraum getrennt, enthält jedoch eine brückenartige Verlängerung, hana-michi, „der Blumenweg" genannt, die durch den ganzen Zuschauerraum führt, und auf der die handelnden Personen kommen und gehen. Und nun die Vorstellung und vor allem Danjuro!! Ich pflege nicht über Theatertränen zu verfügen, aber am Schlusse des zweiten Aktes, wo er vom Palaste seines verstorbenen Herrn, der eben durch Harakiri (Bauchaufschlitzen) seinem Leben ein Ende gemacht hatte, Abschied nimmt, wirkte sein wohl eine Viertelstunde währendes stummes Spiel so tief ergreifend auf mich, daß mir die hellen Tränen über die Wangen liefen! Dergleichen vermag nur ein wahrhaft großer Meister, und ein solcher ist er. Ich erzählte unserem Führer, daß ich vor Jahren mit Danjuro durch die Vermittlung eines Japaners in Museumsangelegenheiten in Verbindung gestanden hatte, und da meinte er, ich sollte ihm doch meine Karte schicken, er werde uns gewiß empfangen. Ich tat es auch, und richtig: der Diener kam sofort mit der Aufforderung Danjuros zurück, ihn nach dem Schlusse des zweiten Aktes in seiner Garderobe zu besuchen. Auf einer Matte sitzend, empfing er uns mit würdevoller Liebenswürdigkeit und bat uns, Platz zu nehmen; so setzten wir uns denn ebenfalls nach japanischer Manier auf die Matte, bis uns Porzellantabourets gebracht wurden. Ich sagte ihm, daß ich zwar schon gewußt hätte, daß er der größte Schauspieler Japans sei, aber erst jetzt erfahren hätte, daß er auch einer der größten dramatischen Künstler der Welt sei. Er schien darüber sichtlich erfreut, und als ich ihn bat, auf sein Porträt, das ich gekauft hatte, seinen Namen aufzuschreiben, sagte er, das Bild sei schlecht, er werde mir ein anderes geben. Darauf verabschiedeten wir uns mit herzlichem Händedruck. Es war mir hochinteressant, durch diesen Besuch zugleich die ganze

Bühneneinrichtung aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Diese besteht nämlich (wie einstmals auch bei uns, und neuerdings in München wieder eingeführt) aus einer drehbaren Bühne, so daß der Szenenwechsel durch eine einfache Umdrehung bewirkt wird. Auch in die Garderobenräume der Schauspieler konnten wir einen flüchtigen Blick werfen. Nicht minder interessant war es aber auch, das Publikum zu beobachten, mit welch gespannter Aufmerksamkeit es der Vorstellung und besonders dem Spiele seines vergötterten Meisters folgte. Bei besonders packenden Stellen machte es seiner Begeisterung durch eigentümlich krächzende Laute Luft, wie man sie bei uns zu Lande eigentlich nur beim Zahnarzt zu hören pflegt.

Während wir uns in der Pause nach dem dritten Akte das reizvoll bunte Treiben im Foyer ansahen, überbrachte uns ein Theaterdiener zwei Photographien von Danjuro mit dessen eigenhändiger Unterschrift. Natürlich wurde das sofort bemerkt, und nun drängte sich alles um uns, Groß und Klein, jeder wollte das Bild sehen! Aber mit welch feinem Anstand geschah es, mit welch bescheidener Höflichkeit bei aller Lebhaftigkeit! Es war eine reizende Szene.

Um 5 Uhr verließen wir das Theater, weil wir uns nach diesen 6 Stunden doch etwas angegriffen und abgespannt fühlten, zumal wir den Hergang auf der Bühne zugleich mit den Augen verfolgen und uns von unserem Führer dolmetschen lassen mußten. Dieser Tag war einer von denen, die die Marksteine im Leben bilden.

Den dritten Tag besichtigten wir das sehr interessante japanische Museum im herrlichen Uyenoparke und fuhren von dort nach Asákusa. Das ist eine Art Würstelprater, wo man echtes unverfälschtes Volksleben kennen lernen kann. Zahlreiche Schaubuden aller Art sorgen für das Vergnügen des Volkes, besonders der Kinder, die höchst possierlich sind und wie Puppen aussehen, denen durch irgend einen Zauber künstliches Leben eingehaucht ward. In Asákusa ist auch einer der größten und besuchtesten Tempel der Kuanon, der Göttin der Barmherzigkeit. Scharenweise drängte sich das Volk in den Tempel, besonders Frauen, die um Kindersegen flehten. Die Priester betreiben in diesem Tempel einen schwunghaften Handel mit Amuletten. Draußen vor dem Tempel werden Vögel und Fische, besonders Aale, feilgehalten, durch deren Freilassung man ein Buddha wohlgefälliges Werk verrichtet . . .

* * *

An seine Schwester.

An Bord des Genkai-maru, den 14. Juni 1898.

Meine liebe Weinande!

Nun schwimmen wir schon wieder seit acht Tagen und haben noch immer nicht unser Ziel erreicht. Vor Chifu, von wo aus Dir Lilly schrieb, mußten wir statt vierundzwanzig zweiundfünfzig Stunden liegen, da draußen ein taifunartiger Orkan tobte und infolgedessen kein Schiff den Hafen verlassen durfte.

So kamen wir erst vorgestern vor Tagesanbruch in Chemulpo an. In der Hoffnung, während des fast zweitägigen Aufenthalts daselbst einen Ausflug nach Seul, der Hauptstadt Koreas, machen zu können, ließen wir uns an Land rudern, erfuhren jedoch, daß die Wege infolge andauernder Regengüsse unpassierbar seien und die Fahrt daher statt der unter normalen Verhältnissen erforderlichen fünf bis sechs Stunden ganze neun Stunden in Anspruch nehmen würde. So mußten wir schweren Herzens auf diese so einzig interessante Exkursion verzichten und uns mit einer kleinen Spazierfahrt nach einem anderthalb Stunden von Chemulpo entfernten koreanischen Dorf begnügen, um doch wenigstens etwas von Korea zu sehen. Interessant war es, wenn auch nicht gerade zu längerem Aufenthalt einladend, denn von der Armseligkeit und Reizlosigkeit einer koreanischen Stadt kannst Du Dir schwer eine Vorstellung machen. Die Häuser sind elende Lehmhütten mit Stroh gedeckt, so niedrig, daß man kaum aufrecht darin stehen kann, dabei außerordentlich unsauber. Man sollte meinen, ein Regenguß müßte genügen, um so ein „Haus" fortzuschwemmen. Die ärmlichsten chinesischen Bauernhäuser sind noch wahre Paläste dagegen! Und nun vollends die Einförmigkeit des Ganzen, die durch keine Pagode, keinen Tempel oder dergleichen unterbrochen wird! Aus der Vogelperspektive nehmen sich die Strohdächer einer koreanischen Niederlassung wie ein großer Pilzhaufen aus.

Die Koreaner selbst machen in ihren ausnahmslos weißen Gewändern einen eigentümlich feierlichen Eindruck. Unter den Männern sieht man viele stattliche Gestalten und hübsche, an den kaukasischen Typus erinnernde Gesichter. Die Frauen hingegen sind von abschreckender Häßlichkeit und ersetzen, was ihnen an natürlicher Schönheit abgeht, durch die denkbar häßlichste Tracht. Sie tragen eine kurze figaroartige Jacke, die jedoch nur so weit reicht, als Damen en décolleté entblößt zu sein pflegen. Was selbst bei den extravagantesten unter den letzteren schamhaft verhüllt bleibt, ist hier in größter Ungeniertheit den Blicken aller ausgesetzt — gleich als handele es sich um eine Ammenparade. Dicht unterhalb der Brust umgürten sich diese Damen mit einem buschigen weißen Rock, der bis an die Füße reicht. Zu alledem binden sie sich noch eine breite faltenreiche Schürze — nicht etwa um die Taille, sondern um den Kopf, als eine Art Schleier, durch den die Rücksichtsvolleren ihren Anblick der leidenden Mitwelt ersparen.

Landschaftlich war der Weg recht hübsch — vulkanische Formationen können ja nie ganz reizlos sein. Die grasbewachsenen Hügel zeichneten sich durch anmutige Konturen aus, und der Blick auf das inselbedeckte Meer bleibt ja immer schön. Schade nur, daß die Berge alle so kahl sind — von Baumwuchs gewahrten wir nur wenige Spuren.

Seit gestern nachmittag sind wir wieder unterwegs nach Fu-san, wo wir morgen früh ankommen sollen. Die Fahrt durch den inselreichen koreanischen Archipel ist sehr genußreich, das Wetter kühl, die See spiegelglatt . . .

* * *

An seine Schwester.

Kyoto, 10. Juli 1898.

Meine liebe Weinande!

Aus Nagasaki schrieb ich Dir zuletzt, und seitdem haben wir so viel Schönes und Interessantes auf unserer Reise durch das Innere Japans gesehen, daß ich gar nicht weiß, wo ich anfangen soll. . .

Für den Fall, daß Du unsere Reise auf der Karte verfolgen willst, nenne ich zuerst die Hauptetappen. Von Nagasaki gingen wir den ersten Tag bis Takeo, den zweiten Tag von dort, mit einem Abstecher nach dem alten Tempel Dazaifu, nach Hakata und von dort nach Moji. Von Moji aus besuchten wir Shimonoseki, wo Li Hung-chang und Ito dem chinesisch-japanischen Kriege ein Ende machten. Jetzt verließen wir die Insel Kyushu und fuhren nach der Hauptinsel Nippon hinüber. Hier wiederum war am vierten Tage unser nächstes Reiseziel die heilige Insel Miyajima, die so paradiesisch schön ist, daß wir zwei Tage lang dort blieben. Dann ging es weiter nach Okayama, der Hauptstadt der Provinz Bizen, berühmt durch das alte, wohlerhaltene Schloß des Daimyo Ikeda und den dazu gehörigen prachtvollen Park Koraku-En, eine der schönsten alten Gartenanlagen Japans. Leider regnete es hier den ganzen Tag. In Okayama nächtigten wir und fuhren am nächsten Tage auf einem schauderhaften japanischen Liliputdampfer nach der von Europäern wenig besuchten Insel Shikoku hinüber, um uns den altehrwürdigen Kompira-Tempel anzusehen; von Kompira ging es am nächsten Tage nach Hiketa, wo wieder Nachtquartier gemacht wurde. Dann fuhren wir nach Tokushima, wo wir der mangelhaften Dampferverbindung wegen eine Nacht und einen vollen Tag bleiben mußten. Am Abend um zehn Uhr bestiegen wir wieder einen jener unglückseligen japanischen Dampfer und kamen nach sechs qualvollen Stunden um vier Uhr morgens in Kobe an.

„Bestiegen den Dampfer" klingt rührend einfach im Vergleich mit der komplizierten Wirklichkeit. In Wahrheit bildet das Besteigen eines japanischen Dampfers und das Fahren auf einem solchen eine langwierige Verkettung tragischer Momente. Zunächst läßt man sich auf einem kleinen Boot (Sampan) nach dem Dampfer übersetzen. Nachdem das Ziel erreicht ist, kriecht man durch ein viereckiges, einen halben Quadratmeter großes Loch vom Boot in die Kajüte des Dampfers hinein und befindet sich zunächst in einem engen Korridor, der durch den angrenzenden Maschinenraum so schön warm ist, daß man darin ohne weiteres Eier nach Belieben ausbrüten oder kochen kann. Das erste, was nun ein ahnungsloser Passagier tut, ist, daß er sich aufrichtet. Der reine Aberwitz! Die Kajüte ist so niedrig, daß nicht einmal ein Japaner aufrecht in ihr stehen kann. Also: Knalleffekt, wobei der Schädel der leidende Teil ist. Nun geht es in den Schlafraum. Hier heißt es, sich vor dem Betreten dieses geweihten Raumes zunächst platt auf den Boden setzen — denn Stühle gibt es nicht — und die Stiefel ausziehen, um die saubere Matte nicht zu besudeln. Der Schlaf-

raum war verhältnismäßig luxuriös ausgestattet, denn an der Außenwand befand sich ein Sofa, auf dem wir uns zur Not ausstrecken konnten, was wir auch taten. Aber dorthin zu gelangen, war auch mit einigen Schwierigkeiten verbunden, da etwa zehn japanische Passagiere sich bereits wie die Heringe auf dem Fußboden ausgestreckt hatten und teils rauchten oder Tee tranken, teils schliefen. Kaum hatten wir uns häuslich eingerichtet, da entbrannte auch schon ein wütender Kampf zwischen Moskitos und Flöhen, die sich um die Beute stritten. Allgemeines Stöhnen, Fächeln, Jucken und Kratzen. Dabei eine Temperatur, die schon keine mehr war, denn wegen des hohen Seeganges mußten sämtliche Luken geschlossen werden. Durch eine der letzteren, die zufällig nicht ganz hermetisch geschlossen war, ergoß sich plötzlich eine ganze Sturzwelle über Lillys Haupt. Kurz — als wir endlich in Kobe angelangt waren, konnten wir uns ungefähr vorstellen, wie dem unverdaulichen Jonas zu Mute war, als ihn der antisemitische Walfisch endlich wieder von sich gab. Welche Wonne, wieder in einem europäisch eingerichteten Gasthof sich behaglich im Bette ausstrecken und auf Stühlen sitzen zu können, nachdem man die ganze Zeit hatte auf Matten hocken und herumkrabbeln müssen!

Ja, die japanischen Hotels! Sie sind das Niedlichste, Sauberste, was man sich an menschlichen Behausungen vorstellen kann — und dennoch ist solch ein Puppenschrein ein Ort der Qual. Wenn alle Höllenschilderer vom Neuen Testament bis auf Dante die Hölle stets in den abschreckendsten Farben schildern, so scheint mir das eine ganz einseitige Auffassung zu sein. Ich kann mir sehr wohl eine Hölle vorstellen, die durch Schönheit und Lieblichkeit die armen Verdammten über die Qualen täuschen soll, die ihrer dort harren. So eine Hölle denke ich mir in Gestalt eines japanischen Gasthofes. Ahnungslos bilden sich die armen Seelen ein, im Himmel zu sein, wenn sie dort angelangt sind; aber wie bald kommt die Enttäuschung nach! Stundenlang auf dem Fußboden kauern zu müssen, ist eine wahre Pein. Bisweilen gibt es aber auch Stühle — neue Enttäuschung! Der Sitz ist zu kurz, die Lehne zu gerade, und dabei droht so ein Ding jeden Augenblick unter der ungewohnten Last zusammenzubrechen. Essen — allerliebst serviert und recht schmackhaft zubereitet, besonders roher Fisch, aber weder sättigend noch nahrhaft. Von den Eßstäbchen will ich gar nicht reden — ich lerne eher auf dem Seile tanzen, als mit Eßstäbchen turnen! Zur Nacht ein sauberes Bett, und so weich und schön, daß man sich vor Hitze nicht zu lassen weiß und sich durch Flöhesuchen die Zeit und den Schlaf vertreibt. Ich nehme an, daß sich dieser japanische Gasthof gerade auf der Grenze zwischen Himmel und Hölle befindet und speziell für Sanguiniker und Optimisten bestimmt ist. Ist er zufällig vakant, so dient er vermutlich als interimistischer Himmel für selige Japaner, d. h. natürlich nur für getaufte.

Trotz all dieser Mißstände war die Reise doch sehr genußreich. Die beiden Glanzpunkte derselben waren Miyajima und Kompira. Auf Miyajima befindet sich ein berühmtes shintoistisches Heiligtum, das aus dem zwölften Jahrhundert

stammt. Der Tempel ist auf Pfählen hart am Meeresstrande gebaut und steht während der Flut vollständig im Wasser, was einen ganz eigenartigen Eindruck macht. Die Insel selbst ist mit dem herrlichsten Baumwuchs bedeckt und bietet durch ihre landschaftliche Schönheit und stille Weltabgeschiedenheit einen Ort poetischer Beschaulichkeit, wie er gar nicht schöner gedacht werden kann. Eine merkwürdige Sitte gebietet, daß kein Geburts- noch Todesfall auf dieser den Göttern geweihten Insel stattfinden darf. Daher werden Todeskandidaten und angehende Mütter rechtzeitig nach der gegenüberliegenden Hauptinsel hinübergeschafft. Wir hatten unter diesem Verbot zum Glück nicht zu leiden.

Kompira gehört zu den meistbesuchten japanischen Wallfahrtsorten und ist jetzt ebenfalls shintoistisch, obwohl es ursprünglich buddhistisch war. Mehr als fünfhundert steinerne Stufen führen zu dem malerisch auf einer dichtbewaldeten Höhe gelegenen Tempel empor. Oben angelangt wird der müde Pilger durch die herrlichste Aussicht belohnt.

In Kyoto wurden wir von dem braven Koza empfangen, der uns von Mr. G. empfohlen worden war. Er war ein Jahr lang in dessen Diensten gewesen, und jetzt ist er unser Boy, Führer und Rikscha-Mann (zweibeiniger Karrengaul); letzteres ist sein eigentliches Metier. Dabei spricht der Mann gut englisch, hat einen fein entwickelten Kunstsinn und einen wahren Enthusiasmus für alles, was schön ist, ist obendrein von einer wirklich rührenden Ehrlichkeit und Bescheidenheit. Mr. G. hat ihn uns durch freundliche Vermittlung eines japanischen Freundes, eines Herrn N., verschafft. Dieser Herr N. ist der größte hiesige Seidenhändler, seine Spezialität sind altjapanische Seidenstickereien und Brokate. Natürlich machten wir ihm gleich nach unserer Ankunft einen Besuch. Er lud uns sofort ein, an demselben Abend mit ihm nach Arashiyama zu fahren, wo Feuerwerk und Illumination stattfinden sollte. Der Ausflug war reizend. Arashiyama ist eine bewaldete Bergkette, eine Stunde von Kyoto entfernt, an deren Fuße ein breiter Bach entlang fließt, der weiterhin in prächtigen Stromschnellen bergab rauscht. Allenthalben Girlanden von roten Papierlaternen, von Zeit zu Zeit buntfarbige Leuchtkörper, die himmelan steigen, um dann einen Funkenregen herabzusenden, und über allem der Mond, der mit den Wolken kämpfte. Wir setzten uns mit Herrn N. und einigen seiner Freunde in eins der zahlreichen, mit bunten Lampen geschmückten Boote und fuhren auf dem Bache auf und nieder, uns an diesem Märchenbild erfreuend.

Nur zwei Tage blieben wir in Kyoto und gingen dann wieder in Kozas Begleitung auf die Wanderschaft, die jedoch nur eine Woche währte. Es war abermals gleich der ersten Reise eine Pilgerfahrt, deren Ziel zwei altehrwürdige Heiligtümer waren: das uralte buddhistische Kloster Koyasan und die Shintotempel von Ise, das berühmte Nationalheiligtum der Japaner. Das Kloster Koyasan liegt auf einem hohen, dicht bewaldeten Berge und gleicht eigentlich einer förmlichen Tempelstadt. Der Weg hinauf war steil und anstrengend, dafür aber unbeschreiblich schön. Eine Vegetation, von der Du Dir keine

Vorstellung machen kannst: Pinien, Kiefern, Palmen, Bambus, Ahorn, Azaleen, mächtige Hortensienbüsche, Biwa- und Kakibäume in buntem Durcheinander, alle zehn Schritt ein neuer Blick in eines der zahllosen Täler, die das Gebirge nach allen Richtungen hin durchfurchen! Das Schönste aber harrte unser oben: der riesengroße Friedhof, in einem Walde tausendjähriger Kiefern und Tannen, wo zahllose Fürstengeschlechter vergangener Jahrhunderte, die hervorragendsten Feldherren, Dichter und Künstler Japans ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Auch das Grabmal des Kobo Daishi, des eigentlichen Begründers des Buddhismus in Japan und Erbauers des Klosters, befindet sich hier und daneben eine ihm geweihte Kapelle. Koza, der ein frommer Buddhist ist, weihte ihm eine Kerze, und ich tat ein gleiches. Unter Verlesung einer kurzen Gebetsformel zündete sie der Priester an und steckte sie auf einen Leuchter vor dem Altar des Heiligen. Der heilige Friede und die andachtsvolle Weihe dieses einzigschönen Totenhaines wüßte ich mit nichts ähnlichem zu vergleichen; fast möchte man die glücklich preisen, die hier zur ewigen Ruhe gebettet sind. Hier ist die Ruhe des Nirvana.

Auch Ise war hochinteressant, wenn auch in ganz anderer Art, denn die dortigen Tempel bieten nichts Sehenswertes: es sind ganz schmucklose Bauten aus weißem Holz, die alle zwanzig Jahre niedergerissen und durch neue ersetzt werden. Das Holz der früheren Tempel wird in feine Späne zerhackt, die als Amulette verteilt werden. Wir ließen uns dort den uralten heiligen Kaguratanz aufführen. Zwei Priester in festlichem Ornate verlasen die einleitenden Gebete, worauf acht dem Tempel geweihte Jungfrauen in ganz eigentümlicher althergebrachter Tracht einen feierlichen Tanz aufführten und die mitgebrachten Gaben: Sake, Reis, Biwafrüchte und Zweige des heiligen Sakakibaumes, weihten. Sechs Shintopriester machten die Musik auf Flöten und Trommeln dazu.

Von Ise aus machten wir einen köstlichen Ausflug nach Toba und Futami, am bergigen und herrlich bewaldeten Meeresstrande. Die japanische Landschaft beschreiben zu wollen, ist ein vergebliches Bemühen: man muß sie empfinden und dichterisch wiedergeben können — und das ist leider nicht jedermanns Sache. Die Natur ist hier ein einzigartiges Kunstwerk der Schöpfung, Naturgenuß ist hier Kunstgenuß — nur der Künstler und der Dichter kann das wiedergeben, was hier die Seele des Beschauenden erfüllt. Es ist dem Traume gleich, der in Nichts zerrinnt, wenn unzarte Hände ihn zu greifen suchen; daher bleibt uns gewöhnlichen Sterblichen nur übrig, zu sehen und zu genießen und uns glücklich zu preisen, so Herrliches mit eigenen Augen schauen zu können . . .

* * *

Aus einem Brief an Frau Clara Curtius.

. . . Das Wenige, was wir im Fluge von Amerika kennen lernen konnten, machte einen gewaltigen, oft verblüffenden Eindruck auf uns. Interessant war

dort alles, anziehend manches, abstoßend vieles. Von überwältigender Pracht war insbesondere die landschaftliche Mannigfaltigkeit des Felsengebirges, aber auch hier fehlte das, was die Natur veredelt, poetisch verklärt und dem Empfinden und der Phantasie näher bringt: die Geschichte, die Vergangenheit menschlichen Wirkens. Hier reden nur die Berge und Ströme, hier gibt es keine Stätten alter Kultur, keine Schlösser und Burgen wie bei uns, von denen die Dichter singen und sagen. Und nun erst die Städte! Wahre Tummelplätze modernster Kulturbarbarei, in denen alles auf die denkbar praktischste Verwertung von Zeit und Raum berechnet ist, um aus beiden nach Möglichkeit Kapital zu schlagen. „Am Gelde hängt, nach Geld drängt doch alles." Man kann nicht umhin, die technische Genialität zu bewundern, und wird doch dabei von der Frechheit abgestoßen, mit der das elementarste Schönheitsgefühl verletzt wird. Besonders charakteristisch als Typus einer Stadt von heute schien mir Winipeg zu sein, zu dessen Besichtigung wir den Aufenthalt von zwei Stunden benutzten. Es scheint fast, als wären hier zu allererst die Telegraphenleitung und die elektrische Straßenbahn angelegt und dann erst die Häuser errichtet worden.

Gar nicht mit Worten wiederzugeben ist daher der Eindruck, den nach dieser Welt modernster Wirklichkeit Japan auf uns machte, diese traumhaft schöne Märchenwelt, die alle Sinne so gefangen hält, daß es geradezu schwer fällt, an ihre Wirklichkeit zu glauben. Seltsam, wie bei so geringer schöpferischer Originalität so viel Originalität der Nachahmung möglich ist. Land und Leute, Natur und Kunst: alles ist aus einem Gusse und daher stilvoll. Hier kann man wie in keinem anderen Kulturlande beobachten, wie die Kunst dem Spieltriebe entspringt — und welch herrliche Blüten bringt sie hervor! Einem harmlosen Spiele gleicht hier das Leben und das Volk selbst sorglos spielenden Kindern. Daraus ist wohl auch zu erklären, daß der japanischen Kunst (vielleicht von der Kolossalfigur des Buddha von Kamákura abgesehen) der Zug ins Große abgeht. Groß ist der Japaner nur im Kleinen. Daher sind ihre Künstler eigentlich mehr Handwerker, aber die Handwerker dafür wahre Künstler. Was diese hervorbringen, ist nicht mehr Kunstgewerbe, das ist echte, unverfälschte Kunst. Der Aufenthalt in diesem Wunderlande wird stets zu unseren sonnigsten Erinnerungen gehören.

„Und China?" werden Sie fragen. China läßt sich auf keine Formel zurückführen. China ist ein Buch, in dem nur Wenige zu lesen verstehen, und selbst diese sind auf Schritt und Tritt dem Irrtum ausgesetzt. Alles, von den alltäglichen Erscheinungen in dem Benehmen und der Ausdrucksweise der Menschen angefangen bis zu den kompliziertesten Erscheinungen in Staat und Gesellschaft, bleibt unverständlich, rätselhaft, oft lächerlich, solange man nicht weiß, wie es geworden ist. In keinem Lande wiegt der geschichtliche Ballast so schwer, sind die Fesseln althergebrachter, festformulierter Satzungen so hemmend wie hier. Statt daß, wie anderswo, die Gegenwart das Altertum verdrängte, droht hier vielmehr dieses jenes zu ersticken. Und weil jeder einzelne in allem, was er

tut und redet, wie er sich kleidet und bewegt, ja selbst wie er denkt und fühlt, an feste kanonische Satzungen gebunden ist, geht dem Individuum oft jede Individualität verloren, während es anderseits wohl kaum eine schärfer ausgesprochene Volksindividualität gibt als die chinesische. Das eine ist eben die Folge des anderen . . .

Von unserer lieben Muttersprache

Von W. Haape in Baden-Baden

Man will bemerkt haben, daß die Deutschen, sonst so gemütliche und friedliche Leute, leicht in die Hitze geraten und unter Umständen sogar grob werden können, wenn sie über die liebe Muttersprache streiten. Und sie gibt so viel Anlaß zum Streit! Ich erinnere mich aus meinem Leben, daß zwei mit einander befreundete Rechtsbeflissene sich eine Zeitlang schief ansahen, weil sie sich zu scharf darüber gezankt hatten, ob es heißen müsse: „gemäß dem Gesetz“ oder „gemäß des Gesetzes“. So töricht solche Empfindlichkeit ist, so beweist sie doch, daß die Muttersprache uns wichtig ist und uns am Herzen liegt.

Über eine Äußerlichkeit, das Kleid der Sprache, d. h. über die sogenannte deutsche und lateinische Schrift, gelehrter: über Fraktur und Antiqua, hat man im Reichstage mit demselben Feuer gekämpft wie über die bedeutendsten politischen Fragen, und die vaterländische Erregung hat im Volke nachgezittert. „Deutsche, wahrt eure heiligsten Güter, eure Schrift!“ schallte es von der einen Seite; von der anderen Seite wies man darauf hin, daß die deutsche Schrift aus der lateinischen hervorgegangen ist, daß die meisten Reichsboten ihre Namen lateinisch schreiben, und daß der Deutscheste der Deutschen, Jakob Grimm, lateinisch geschrieben hat. Ein greifbares Ergebnis hat die Verhandlung nicht gehabt; es bleibt beim Alten, und das ist, denke ich, kein Unglück. Die beiden Schriftarten ergänzen einander. Es wird behauptet, unsere Frauenwelt, namentlich die jüngere, bevorzuge die lateinische Schrift mit ihren großen einfachen Zügen. Da es sich um eine Kleidungsfrage handelt, würde das Urteil der Frauen allerdings sehr ins Gewicht fallen!

Die sprachliche Form der einzelnen Wörter ist bekanntlich festgestellt durch die neue Rechtschreibung. Diese ist amtlich; und vor allem Amtlichen hat der Deutsche immer noch eine gewisse Hochachtung, wenn er auch darüber schimpft. Man hat ja auch manches an der neuen Schreibweise auszusetzen, aber man fügt sich im allgemeinen der Vorschrift. Besonders ein Punkt hat vielseitigen Widerspruch hervorgerufen und, wie ich glaube, nicht ohne Grund; es ist die Wiedereinführung der Schreibweise -ieren in der Endung der fremden Zeit-

wörter, wie marschieren, studieren usw. Man hatte früher einmal so geschrieben, aber das -ieren war längst abgeschafft. Wir schrieben ohne e studiren, probiren; unsere Soldaten marschirten nach Frankreich, kein Mensch hatte das geringste Verlangen nach dem e. Nun ist es wieder da, wie jener Mann im schwarzen Walfisch zu Askalon, den der Hausknecht um halb vier Uhr zur Tür hinaus- und, nach einem beliebten studentischen Zusatz, um halb neun Uhr wieder hineinwirft. Das e soll die Länge der Silbe andeuten. Aber wir schreiben z. B. mir, dir, ihm, ihr, sie, Herde, Wage, wir sind also nicht folgerichtig. Jedenfalls ist das e überflüssig, und heutzutage, wo die Zeit so kostbar ist, sollte man sich nicht mit Überflüssigem plagen. Das deutsche Volk hat einen glänzenden Beweis seines Gehorsams gegeben, indem es sich dem unterwarf; zur Belohnung möge man bei der nächsten Reform der Rechtschreibung — wir pflegen ja unsere Reformen öfters zu reformieren — den überflüssigen Buchstaben mit aller gebührenden Höflichkeit endgültig an die Luft setzen!

Für die Form der Wörter sind unsere Zusammensetzungen von großer Bedeutung. Die schrankenlose Freiheit, mit der wir die verschiedensten Dinge zusammenkoppeln, ist ein zweischneidiges Schwert; sie ruft manchmal wunderbare Gebilde hervor, die nicht nur den Deutsch lernenden Ausländer, sondern auch den deutschen Leser verblüffen können. Was ist Stilphase? Was ist Sarazene? — Ich nenne diese Wörter, weil sie mir gerade vorkamen. — Denkt man da gleich an eine Phase des Stils und an eine Szene aus Miß Sara Sampson? In einer hübschen Naturschilderung las ich neulich etwas verdutzt von den Kätzchen der Grauerle. Die Schreibung „Grau-Erle" hätte mir die Sache klargemacht. Auch mit der vielgenannten Seegeltung habe ich mich noch nicht recht befreunden können. Von den bekannten Wortungetümen, wie Motorluftschiffahrtstudiengesellschaft, will ich nicht sprechen; sie sind schon genügend an den Pranger gestellt worden.

Es ist merkwürdig: unsere Zeit, die doch angeblich zu nichts Zeit hat, hat doch Zeit, sich mit unnötigem Sprachballast zu befassen. Wozu Bahnsteig, da Steig allein genügen und jede Verwechslung ausschließen würde (ich erlaubte mir schon vor Jahren in einer vielgelesenen Zeitung darauf hinzuweisen)? Geradezu unaussprechlich schön ist Bahnsteigsperre; ich möchte wissen, wie Ausländer damit fertig werden. In Süddeutschland begnügten wir uns bisher mit einfachen Hemden, wie die Franzosen mit Chemises; jetzt kommt aus dem Norden das Oberhemd zu uns. Welcher Kulturfortschritt! Was das „Ober" bedeuten soll, ist mir übrigens nicht klar.

Bei den Zusammensetzungen spielt das „Binde-s" eine große Rolle, die ich nicht unbeachtet lassen darf.

Das Binde-s! Ist einer, der's nicht kennt,
Das s, das Wörter bindet, Herzen trennt?

Es ist jenes s, das sich in zusammengesetzte Wörter einschiebt. Wir sehen es im Reichstag und im Reichskanzler, im Bezirksamt und im Sitzungssaal,

in der Kriegslust wie in der Friedensliebe, im Kriegsheer, aber nicht in der Kriegführung, im Amtsrichter, aber nicht im Amtmann, im Handwerksmeister, aber nicht im Werkmeister. Das Binde-s hat schon heiße Kämpfe entfesselt. Es hat viele Feinde, aber auch viel Ehre. Große Schriftsteller, voran Jean Paul, und Gelehrte haben sich eingehend mit ihm beschäftigt; der Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins hat ihm im Gewand einer allerliebsten Plauderei eine gehaltvolle Untersuchung gewidmet. Ohne mit diesen Arbeiten wetteifern zu wollen, dürfen wir vielleicht eine kleine Nachlese halten.

Die Gegner des Binde-s wollen es höchstens da zulassen, wo es als Zeichen des Genetivs, des Was-Falles, aufgefaßt werden kann. Staatsmann ist der Mann des Staats, Reichskanzler der Kanzler des Reichs, Bezirksamt Amt des Bezirks usf. Aber Mönchskloster ist doch nicht das Kloster des Mönchs, Freundeskreis nicht der Kreis des Freundes, Gastwirtsverein nicht der Verein des Gastwirts; darum „fort mit dem s!" sagen dessen Gegner; „es müßte heißen Mönchekloster, Freundekreis, Gastwirteverein". Am meisten verübelt man es dem s, daß es sich mit Vorliebe an Feminina hängt, die doch den Genetiv niemals auf s bilden, und zwar gerade an die schönsten: Religion, Liebe, Freundschaft u. a. Man sagt: Religionskrieg, Liebeszeichen, Freundschaftsbeweis, als ob es einen Genetiv des Religions, des Freundschafts usw. gäbe. „Fort mit dem s!" sagen seine Feinde. Einer unserer bekanntesten Schriftsteller hat dem sogenannten „falschen Binde-s" den Zutritt zu seiner Zeitschrift strengstens verboten; er schreibt z. B. Gattungname, Botschaftrat, Lieblingplatz, und man könnte sich deshalb mit dem Gedanken trösten, daß das Binde-s keine Zukunft hat.

Man hat es humorvoll mit einem frechen Spatz verglichen, der sich überall einnistet. Es erinnert mich an einen Spottvogel; es spottet der Regeln. Jedenfalls ist es ein loser Vogel. Man hat den Satz aufgestellt, daß die Wörter auf er mit wenigen Ausnahmen das Binde-s verschmähen, und daß insbesondere Winter und Sommer s-frei bleiben. In der Tat gibt es nur den Sommertag und die Sommernacht und die Sommerfrische, und „Winterstürme wichen dem Wonnemond". Endlich eine feste Regel! Aber horch! da hör' ich den Spottvogel vom nächsten Tannenbaum pfeifen:

Du grünst nicht nur zur Sommerszeit,
Nein auch im Winter, wenn es schneit.

Nach den Forschungen der Gelehrten ist das Binde-s hauptsächlich im niederdeutschen Sprachgebiet heimisch und hat sich erst allmählich nach Oberdeutschland verbreitet. Noch heute gedeiht es am Niederrhein besonders gut. Als Studenten in Bonn machten wir uns manchmal über die Nachtswächter (natürlich nur über diese Bezeichnung) und über die Nachtsschellen lustig. Der Amtmann hat kein s, er stammt aus der Zeit vor der s-Flut, aber von Niederdeutschen hörte ich öfter Amtsmann, Amtshaus. Wir sagen im Süden Heimatrecht, Heimatschein, Besuchkarte, im Norden scheint Heimatsrecht usw.

vorzuherrschen. „Ackersmann" als Bezeichnung des Berufs hat ein s, der weitverbreitete Familienname hat aus alter Zeit die Form Ackermann bewahrt. Die Russen haben, wie es scheint, kein Verständnis für das Binde-s; der Name ihrer Hauptstadt, der ja deutsch ist, lautet im Russischen Peterburg, während wir Petersburg sagen, welche Form auch von den Franzosen und Engländern angenommen wurde.

Nicht immer ist das Binde-s ganz willkürlich und launenhaft. Dies zeigt der feine Unterschied zwischen Wassersnot und Wassernot. Wassersnot entsteht, weil zuviel Wasser, Wassernot, weil kein Wasser da ist. Das Wasser nimmt sonst der Regel nach kein s zu sich; z. B. in Wasserglas, Wasserdruck (wo das Wasser als Kraft gedacht ist). Ähnlich ist es mit Feuer: Feuerwehr, Feuerleiter, aber Feuersnot. Ich erklärte mir den Unterschied in folgender Weise: In Wassersnot wie in Feuersnot stehen die beiden verbundenen Wörter in einem tieferen inneren Zusammenhang als z. B. in Wasserglas usf. Das Wasser ist die Ursache der Not, es erzeugt sie durch seine Fluten wie das Feuer durch seine Gluten. Der Genetiv — Wassers, Feuers — macht seinem Namen Ehre; er zeigt sich als richtiger „Genetiv" (Zeugefall). Bei Wassernot dagegen führt nicht das Wasser, sondern der Mangel an Wasser die Not herbei. Auch in Hungersnot und in „Hungers sterben" haben wir wohl diesen Genetiv. Man vergleiche auch liebeleer, lieblos, dagegen liebeskrank, liebestoll (krank, toll durch Liebe); gefühllos, dagegen gefühlsselig.

Das s bei weiblichen Wörtern erscheint vielleicht weniger verwunderlich, wenn man sich an den sächsischen Genetiv im Englischen erinnert, der ja auch bei weiblichen Hauptwörtern Anwendung findet (mother's book). Wir sprechen ja auch wohl von Mutters Buch, Mutters Geburtstag. Bemerkenswert sind auch Genetivformen wie „des Nachts". Das Binde-s soll aber in der Regel offenbar der Kitt sein, der die Wörter zusammenhält und zu einem Ganzen verbindet. Oft dient es auch dazu, die Aussprache zu erleichtern. Der verehrte Leser möge die Probe machen, indem er z. B. Zukunftsmusik, Unterhaltungsblatt, sehnsuchtsvoll, hoffnungsvoll, Frühlingstag ohne s ausspricht. Es wird dann wohl immer eine fast unmerkliche Pause zwischen den zwei Wörtern entstehen. Hätten wir vokalische Endungen, würden wir wohl klangvollere Bindelaute verwenden. Wo das s störend ist, sollte es beseitigt werden. Wir sagen Arbeitgeber, Arbeitnehmer, warum nicht auch arbeitwillig, arbeitlos, arbeitscheu?

Daß unser Volk sich nach Belehrung über sprachliche Dinge sehnt, beweist der große Erfolg, den Ed. Engels „Deutsche Stilkunst" (Leipzig, G. Freytag) erzielt hat. Allerdings ist es ein Lehrbuch von besonderer Art; es ist mit Geist, Wissen und Geschmack und dabei auch mit warmem Herzen und frischem Humor geschrieben. An einer erstaunlichen Fülle von Beispielen zeigt es nicht bloß, wie es nicht gemacht, sondern auch wie es gemacht werden soll. Einzelne Bemerkungen, zu denen das Buch Anlaß geben könnte, muß ich mir versagen;

ich möchte mir nur gestatten, in möglicher Kürze auf einen Gegenstand einzugehen, den ich schon vor zwei Jahren in diesen Blättern berührte. Die Fürwörter „welcher" (Relativ), „derjenige", „derselbe" (im Sinne von is), die jahrhundertelang in der deutschen Sprache wohlgelitten waren, sind verfemt und sollen vom Leben zum Tod gebracht werden. Statt „welcher" muß es stets heißen „der", statt „derjenige" auch nur „der", statt „derselbe" ist nur „er" oder eine sonstige passende Ausdrucksweise zulässig.

Aber die Verkehrssprache hat sich die so leidenschaftlich bekämpften Wörter bis jetzt nicht nehmen lassen, und es gibt namhafte Germanisten und anerkannt tüchtige Stilisten, die an ihnen festhalten. Wir stehen also wieder vor einer Meinungsverschiedenheit. Möge sie keine allzu heftigen Gemütsbewegungen hervorrufen!

Ich hatte mir seinerzeit erlaubt zu sagen, daß es Fälle gibt, wo jene Wörter noch gute Dienste leisten können. Engel hat gegen „derjenige", wie es scheint, nichts einzuwenden; er schließt sein Werk mit einem Ausspruch von Goethe, in dem das Wort an betonter Stelle steht. „Welcher" läßt er unter Bedingungen gelten; er tadelt jene Häufung von der, die, das, welcher man heute so oft begegnet. (Z. B. „Er ist der, der der Nation die Einheit gab.) Er schreibt „die Klarheit, welche die Dunkeln Seichtheit nennen", nicht „die die Dunkeln", und führt einen Satz von Schopenhauer als abschreckendes Beispiel an: „Die, die die, die die Buchstaben zählen, für klägliche Köpfe halten, mögen nicht so ganz Unrecht haben." Aber „derselbe" findet keine Gnade vor seinen Augen; er befehdet es auf acht Seiten seines Buches. Auf die Gefahr hin, ebenfalls in Ungnade zu fallen, muß ich gestehen, daß ich mich von der Verworfenheit und Verwerflichkeit dieses Wortes nicht überzeugen konnte. Unrichtig ist es nicht; es ist bei Grimm mit zahlreichen Beispielen vom fünfzehnten Jahrhundert an belegt. Auch in anderen Sprachen findet sich ein ähnlicher Gebrauch; ich erinnere an das griechische αὐτός (selbst, in eigener Person), das im Sinn von „er" gebraucht wird; das bekannte Distichon von Lukianos tönt mir im Ohr, das zu deutsch lautet:

„Sterblich ist, was Sterbliche haben. Entweder die Dinge
Gehen an uns oder wir gehen an ihnen vorbei."

αὐτὰ παρερχόμεθα heißen die letzten Worte im Urtext.

So finden wir das englische The same, das von Hause aus eine engere Bedeutung hat als „derselbe", im Sinne von „er" im Amtsstil und im kaufmännischen Stil. Doch das sei nur angedeutet; ich habe ja keine philologische Abhandlung zu schreiben. Vielleicht behandelt einer unserer großen Sprachmeister diese Frage näher, wie es vor kurzem Prof. Behaghel mit der „Welcher"-Frage getan hat.

Allerdings ist „derselbe" ein etwas umständliches und durchaus prosaisches Wort, aber es ist unter Umständen brauchbar. Ich gebrauche das Wort vielleicht vier- oder fünf Mal im Jahr; aber warum soll ich es mir diese vier- oder fünf Male verbieten lassen? Ist es zu tadeln, wenn ein Bekannter mir über einen Geschäftsmann schreibt: „Ich kenne den Mann schon lange und empfehle Ihnen denselben bestens"? (dies gefiel ihm wohl besser als „ihn Ihnen".)

Sind folgende Sätze einer gut geschriebenen Zeitung zu tadeln: „Bei der Insel Thasos kamen feindliche Kriegsschiffe an die Küste heran, manövrierten längs derselben und fuhren dann weiter.“ „Vor dem Verhör und während desselben hatte er eine große Aufregung an den Tag gelegt“? Kann es jemanden stören, wenn auf einem Konzertprogramm steht: „Während der Vorträge ist der Eintritt in den Saal sowie das Verlassen desselben nicht gestattet“? Bei Goethe, der in „Dichtung und Wahrheit“ recht oft „derselbe“ schreibt, findet sich z. B.: „Der Abgesandte brachte einen schön gedrechselten hölzernen Pokal, mit Pfeffer angefüllt. Über demselben lag ein Paar Handschuhe.“ Goethe hat wohl absichtlich nicht gesagt: „über ihm“; denn man hätte bei „ihm“ eher an eine Person, also hier den Abgesandten, denken können. Auch den Satz von W. von Humboldt: „So wichtig die Geistesfreiheit, so schädlich jede Einschränkung derselben“ kann ich nicht tadelnswert finden. In allen diesen Fällen, die sich leicht noch sehr vermehren ließen, wurde „derselbe“ nicht ohne Grund geschrieben. Die Sätze hätten ja wohl auch anders gefaßt werden können, aber wozu eine andere Fassung suchen, wenn die eine sich bequem darbietet?

Bismarck, den Engel als Stilisten mit Recht sehr hoch stellt, hat in der berühmten Emser Depesche das verhängnisvolle Wort gebraucht, indem er schrieb: „Seine Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Seine Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe.“ Das „demselben“ wird (zum Glück für Bismarck!) hier durch den Nachdruck entschuldigt, der in dem Worte liegen soll. Also gibt es doch Fälle, wo es entschuldbar ist! Bismarck hat aber das Wort öfters, nicht nur vereinzelt, angewendet. Und wie oft findet es sich bei Lessing und anderen! Nach Engel ist „derselbe“ reif zum Abschütteln vom Baum der Sprache. Geschüttelt ist ja schon; warten wir nun, bis es fällt!

Andere Dinge scheinen mir viel wichtiger und für unsere Sprache geradezu schädlich zu sein, z. B. jene von Engel gebührend gegeißelten Stopf- und Schachtelsätze, denen unsere Wortstellung großen Vorschub leistet. „Die preußische Klassenlotterie wird sich bei der bei der Bevölkerung herrschenden Abneigung nur schwer einleben.“ „Hauptmann F., der sich den von den acht dem Blutbad entronnenen Senegalschützen überbrachten Nachrichten zufolge ohne alle Marschsicherung in unbekanntem Lande bewegt hat, wurde überfallen“ usw. Diese Sätzchen, die sich mir zufällig darboten, lassen wenigstens ahnen, was auf dem Gebiet des Stopf- oder Wurststils in unserer lieben Muttersprache geleistet und — gesündigt wird. Die Palme gebührt einem Rechtsanwalt für folgendes Klagebegehren (mitgeteilt von Moskowski): „Das Gericht wolle erkennen, der Beklagte sei schuldig, mir für die von mir für ihn an die in dem von ihm zur Bearbeitung übernommenen Steinbruche beschäftigt gewesenen Arbeiter vorgeschossenen Arbeitslöhne Ersatz zu leisten.“

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literaturgeſchichtliches

Hebbels erſte ſelbſtändig erſchienene Schrift. Schon lange hatte ich mich um das „Sendſchreiben an die Norderdithmarſcher“ bemüht, nachdem ich die jetzt von Bornſtein in den Grenzboten Heft 13 Seite 626 gedruckte Anzeige des Kieler Correſpondenzblattes dank der Kieler Univerſitätsbibliothek vor etwa zwei Jahren gefunden hatte. Aber in allen Bibliotheken, ſowohl in Deutſchland als in Dänemark und England fand ſich keine Spur.

Wenn ich die letzten Worte der „Bemerkung ſtatt einer Einleitung“ richtig verſtehe, handelte es ſich in der „kleinen Pièce“ wohl um „Spott“, nicht um „Ernſt“, weshalb auch das von Th. Olshauſen herausgegebene Correſpondenz-Blatt auf den Inhalt nicht einging; es wäre doch zu auffallend, daß es einer ernſten Behandlung des damals ſo viel beſprochenen Gegenſtandes hätte ſeine Blätter verſchließen wollen, auf denen gerade während des Jahres 1836 ſo vielfach von den Zollangelegenheiten die Rede war. Es handelte ſich um die Aufhebung der Zollfreiheit und Einführung eines Zollgeſetzes in den Herzogtümern, um das immer mehr anwachſende Defizit des däniſchen Staates zu beheben. Im Correſpondenz-Blatt wurden Aufſätze und Ständeverſammlungsberichte zahlreich veröffentlicht. Auch paßt es zu Hebbels damaliger Lage viel beſſer, eine ſatiriſche Schrift über ein ſolches Thema anzunehmen, als eine ernſte politiſche Broſchüre; wir wiſſen ja, daß er politiſche Epigramme machte, mit Jahnens und Alberti ein politiſch-literariſches Blatt plante und allerlei Satiriſches auf den verſchiedenſten Gebieten behandelte. So auffallend immerhin ein „Sendſchreiben“ Hebbels „in Betreff der Zoll-Angelegenheit“ erſcheinen muß, ausgeſchloſſen iſt die Möglichkeit keineswegs. Auch an der Angabe: „London, gedruckt und verlegt bei Baillié u. Comp.“ darf man ſich nicht ſtoßen, denn ſie iſt höchſtwahrſcheinlich fingiert, wofür es damals an Analogien bekanntlich nicht fehlt. Sehr wichtig erſcheint mir die Nachricht, daß die Schrift „nicht in den Buchhandel gekommen iſt“; daraus könnte ſich erklären, weshalb Hebbel an Franz ſchrieb, die Zuſendung der Exemplare ſei der größte Beweis unbedingten Vertrauens, den er ihm jemals gegeben habe. Und wenn Franz Exemplare dieſer Schrift mit einer „Rechnung“, vermutlich alſo zum Vertrieb, nach Kiel geſchickt bekam, ſo erklärt dies wohl auch, woher das Kieler Correſpondenz-Blatt ſeine Kenntnis der Schrift ſchöpfte. Leider ſind Hebbels Briefe an Franz weder vollzählig noch vollſtändig erhalten, und gerade von dem Brief aus Hamburg, den 8. März 1836, mit der entſcheidenden Stelle über die „Exemplare“ fehlt der Schluß und vom nächſten aus Heidelberg, April 1836, der Anfang, ſo daß wir nicht wiſſen, ob nicht noch mehr über das Schriftchen geſchrieben wurde. Die Briefe Eliſe Lenſings, die natürlich unzweifelhaften Aufſchluß böten, ſind bekanntlich nicht zugänglich. Wir müſſen uns darum mit Vermutungen begnügen.

Was im Correſpondenz-Blatt aus dem „Sendſchreiben“ abgedruckt iſt, rührt dem Inhalt wie dem Stil nach ganz unzweifelhaft von Hebbel her, beſonders der Anklang an „Des Sängers Fluch“ fällt ins Gewicht.

Prof. Dr. R. M. Werner-Wien

Zwei neue Literaturgeſchichten. **Georg Witkowski** in Leipzig und **Karl Reuſchel** in Dresden legen zwei neue, zuſammenfaſſende literarhiſtoriſche Verſuche vor, Witkowski auf

knapp zehn Bogen „Die Entwicklung der deutschen Literatur seit 1830“ (R. Voigtländer, Leipzig). Der Versuch ist ausgezeichnet gelungen. Jedes Eingehen auf die Lebensgeschichte der Einzelnen ist selbstverständlich vermieden, das Ziel des Ganzen ist eine Einführung in die großen Dichter und ihre Werke. Zu diesem Zweck wird jeder Epoche eine knappe, aber sehr deutliche Schilderung der Zeitverhältnisse vorausgestellt. Vielleicht wäre es richtiger gewesen, den Abschnitt „Die Zeitstimmung nach dem Jahre 1850“ in zwei Teile zu zerlegen, um den Umschwung, den die glücklichen Feldzüge brachten, deutlicher hervorzuheben. Es würde dann das Bild noch klarer werden, indem die großen realistischen Erzähler jenseits der Grenzen blieben, die der Krieg 1870 und seine Folgen in unserer Literatur gezogen haben. Die Gesamtanschauung des letzten Abschnittes kann ich freilich nicht gelten lassen, und sie wird im Grunde durch Witkowski selbst widerlegt. Er sagt: „Die Entwicklung unserer deutschen Literatur seit 1830 war ein Irren im Dunkel, nur von der Vergangenheit trügerisch erhellt, von den Funken stärkerer Talente für Augenblicke überstrahlt.“ Da ist doch nur richtig, wenn man, mit Witkowski selbst zu sprechen, nur die Vordergrundliteratur der Jahre von 1850 bis 1870 im Auge hat. Sieht man auf die Erscheinungen, die er selbst in den Kapiteln „Die dramatische Dichtung bis 1850“ und „Die großen realistischen Erzähler“ vortrefflich charakterisiert, so ergibt sich klar, daß in dem silbernen Zeitalter unserer Dichtung ein großes Geschlecht von Meistern vorhanden war, das überall genau um die letzten Werte und Wirkungen der Kunst Bescheid wußte, das ganz national bestimmt war und uns einen heute noch längst nicht ausgeschöpften Reichtum von Dichtungen beschieden hat; ich nenne in Witkowskis eigener Reihenfolge: Hebbel, Ludwig, Freytag, Keller, Storm, Reuter, Groth, Raabe, Luise v. François, Marie v. Ebner-Eschenbach, Saar, Meyer, Busch, Anzengruber. Da aber diese alle trotz jener an den Schluß gestellten Gesamtanschauung liebevoll und sicher dargestellt werden, so wirkt Witkowski hier schließlich gerade in dem Sinne, den das Schlußwort nicht wahr haben will. Das Buch ist als Ergänzung zu jeder umfangreicheren Literaturgeschichte aufs wärmste zu empfehlen. — Karl Reuschel hat die „Geschichte der deutschen Literatur“ von Ferdinand Schultz völlig neu bearbeitet und das zuerst 1889 erschienene Werk bis auf die Gegenwart fortgeführt (Dresden, L. Ehlermann). Er will anderen Zwecken dienen als Witkowski und gibt deshalb immer bei allen bedeutenden Dichtern auch möglichst viel von den Lebensgeschicken, soweit sie für ihre Dichtung wichtig sind. Der Hauptnachdruck liegt, wie das jetzt wohl allgemein anerkannt ist, auf der Geschichte unserer Dichtung seit Lessing, sie nimmt zwei Dritteile des Bandes in Anspruch und hiervon wieder die Entwicklung seit der Romantik die gute Hälfte. Bei den Dichtern, denen er nicht, wie Lessing, Hebbel oder Keller oder gar Goethe und Schiller, eine knappe Analyse aller Hauptwerke widmen kann, bemüht sich Reuschel mit Glück, auf Einzelheiten hinzuweisen, die den Zugang zu der Persönlichkeit am klarsten eröffnen. So hebt er bei Marie v. Ebner-Eschenbach das „Gemeindekind“ und einige Erzählungen, bei Saar fünf der Meisternovellen aus Österreich hervor. Oft trifft er einen besonders glücklichen charakteristischen Zug, so wenn er von Fontanes kalvinistischem Fatalismus spricht. Freilich verführt dann die Knappheit auch wieder manchmal zur Blässe, wenn etwa vom „Uriel Acosta“ gesagt wird, er beleuchte die religiöse Frage, oder von Kleists Novellen, daß der Dichter einmal „die Schönheitslinie überschreite“. Glücklich scheint mir auch die immer schwierige Herausheben der wichtigsten Erscheinungen unter den Neuesten. Nur hätte ich gern Dehmel vor George und mit energischerem Nachdruck behandelt gesehen. Im ganzen liegt der Ton hier auf der geschichtlichen Entwicklung, die wiederum nie für die Literatur allein als etwas für sich Dastehendes gegeben, sondern mit der ganzen Zeit in Beziehung gebracht wird. Besonders erfreulich ist die starke Hervorhebung einzelner immer noch nicht genug gewürdigter Dichter wie Carl Spitteler. Der volkstümliche Zweck des Werkes tritt überall klar hervor. Es ist in seiner Art gleichfalls eine wertvolle und sicherlich dauerhafte Einführung. Das Buch ist mit guten Bildnissen aller wichtigeren Dichter geschmückt.

Dr. Heinrich Spiero-Hamburg

Schöne Literatur

Eine prächtige Gabe fürs deutsche Haus ist **Karl Fröhlichs „Schatten-Liliput"**, das F. Avenarius im Kunstwartverlage Callwey in München „mit Versen für die Kleinen und einem Nachwort für die Großen" gleichzeitig mit **Gertrud Stamms „Schattengeist"** erscheinen läßt. Das erstere (zu dem billigen Preise von 1 M.) war bisher unveröffentlicht und wurde dem bekannten Herausgeber aus dem Publikum ins Haus gesandt. Es ist eine ganz frühe Schöpfung, die aber den späteren Lehrer Konewkas schon ganz auf der Höhe seiner Meisterschaft zeigt. Wollen wir alle Feinheiten genießen, müssen wir die Lupe zu Hilfe nehmen. Virtuoseres ist wohl auf dem Gebiete der Silhouettierkunst nie geleistet worden. Auch finden wir hier schon die ersten Andeutungen, von dem „geheiligten Gesetz des Profilausschnittes" abzugehen, wie es unter den Modernen Gertrud Stamm unbekümmert tut. In ihrer Mappe (zu 2 M.) ist alles der Ausdruck einer ganz eigenartigen künstlerischen Persönlichkeit. Wo sie das Leben gepackt hat, da ist's interessant; und ob sie Kinderszenen oder widerhaarige Karrengäule, Straßenkehrerinnen oder badende Backfische oder gar phantastische Gebilde wie die „Arbeit der Zeit" unter die Schere nimmt, immer schlägt sie uns durch ihr eigenartiges Schauen und Gestalten stark in ihren Bann.

Aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurück führen uns **Rudolf Töpffers** drei humorvolle Bände **„Die Weltreise", „Das geliebte Ding", „Das kecke Lüftchen"**. Goethes Anerkennung hätte den Künstler, der lange vor Wilhelm Busch in seinen Werken die zwerchfellerschütterndsten, pointenreichsten, haarsträubendsten Situationen schuf, vor langem Vergessenwerden bewahren sollen. „Der Künstler sprüht ja von Talent und Geist. Gewisse Stellen zeigen eine unnachahmbare Vollkommenheit." Nun bringt ihn uns der Verlag E. Baron, Berlin W. 15, in den billigen drei Bänden (zu 1,80 M.) wieder nahe, deren jeder über zweihundert der amüsantesten Bilder mit modernisiertem Text, steindruckartig auf gelblichem Papier wiedergegeben, enthält. Alle Freunde des Wiedensahler Meisters werden auch an seinem Vorgänger, dessen Bilder er vielleicht nie gesehen, ihre helle Freude haben.

— l.

Justiz und Verwaltung

Silbernagel: Bekämpfung des Verbrechertums durch Rettung jugendlicher Delinquenten. Bestrebungen und Reformen in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, Großbritannien, Österreich, Ungarn, Italien, Dänemark, Schweden, Rußland und in der Schweiz. Bern, Verlag von Stämpfli u. Co., 1911. Preis M. 3,25.

Dieses Buch tritt für den Gedanken, eine oder mehrere internationale Zentralen für Jugendfürsorge zu schaffen, mit ebenso viel Sachkenntnis als Begeisterung ein. Die Zukunft unserer Rechtsentwicklung liegt ebenso sehr wie in der Erforschung der griechischen und römischen Rechtsaltertümer auch auf der vergleichenden Gegenüberstellung der Rechtsentwicklung moderner Völker. Aus den rechtsvergleichenden Forschungen des Verfassers heben wir auf Seite 87 folgende Bestimmung aus einem dänischen Gesetz vom 27. Mai 1908 hervor: „Wenn der uneheliche Vater einen ihm durch obrigkeitlichen Beschluß auferlegten Alimentenbeitrag nicht rechtzeitig zahlt, kann die Mutter — insofern ihre ökonomischen Verhältnisse nach Ansicht der Kommunalverwaltung ihr nicht erlauben, für den Lebensunterhalt und die Erziehung des Kindes auf passende Weise zu sorgen — die Zahlung des Beitrages seitens der öffentlichen Kasse fordern, ohne daß es als eine ihr geleistete Armenunterstützung betrachtet wird. Die betreffenden Behörden haben das Rückgriffsrecht gegen den Vater; und wenn dies ohne Erfolg geltend gemacht wurde, so wird die Leistung als eine ihm gewährte Armenunterstützung betrachtet, die den Verlust gewisser bürgerlichen Rechte zur Folge hat. Dasselbe gilt für die verlassene, getrennt lebende oder geschiedene Frau hinsichtlich ihrer ehelichen Kinder."

Aus demselben Buch Seite 95 zitieren wir folgenden Abschnitt: „Vorbildliches hat das schweizerische Zivilgesetzbuch geleistet in der Fürsorge für außereheliche Kinder. Die Alimentenklage gegen den außerehelichen Vater wird dem Kinde selbst gewährt. Bei Gutmütigkeit und Gleichgültigkeit der Mutter wird

es also nicht rechtlos dastehen. An Stelle der bisherigen, zum Teil sehr kurzen Verjährungsfristen der kantonalen Rechte tritt die einjährige Klagefrist für Ansprüche gegenüber dem außerehelichen Vater; auch für möglichst rasche materielle Hilfe für Mutter und Kind wird vorgesorgt. Wird die Vaterschaft glaubhaft gemacht, und befindet sich die Mutter in Not, so kann der Richter den Vater auch ohne den Nachweis, daß der Anspruch gefährdet sei, schon vor dem Urteil anhalten, die unerläßlichen Kosten der Entbindung und des Unterhalts des Kindes für die ersten drei Monate nach der Geburt sicher zu stellen. Von hoher Wichtigkeit muß ferner jedem Praktiker, der weiß, wie oft der außereheliche Vater durch Wegzug in eine andere Stadt oder in ein anderes Land, besonders nach Frankreich, sich der Zahlungspflicht zu entziehen und eine Klage zu verhindern oder zu erschweren sucht, die Norm des neuen Rechts erscheinen, daß die Klage gegen den außerehelichen Vater nicht nur an seinem Wohnort, sondern auch beim Richter am schweizerischen Wohnort der klagenden Partei gestattet wird. Ebenso schafft das neue schweizerische Recht den Gerichtsstand der Heimat für Vaterschaftsklagen. Gegen einen Schweizer, der im Auslande wohnt, kann die Klage, wenn Mutter und Kind ebenfalls im Auslande ihren Wohnsitz haben, beim Richter seines Heimatsorts angebracht werden. Nur ‚unzüchtiger Lebenswandel der Mutter' zur Zeit der Geburt schließt die Vaterschaftsklage aus. Jedes außereheliche Kind erhält bald nach der Geburt einen Beistand. Der Beistand wird nach Durchführung der Klage oder nach Ablauf der Klagefrist durch einen Vormund ersetzt, wenn die Vormundschaftsbehörde es nicht für angezeigt erachtet, das Kind unter die elterliche Gewalt der Mutter oder des Vaters zu stellen. Eine Zusprechung des Kindes an den außerehelichen Vater mit Standesrechten erfolgt auf Begehren des Klägers, wenn der Vater der Mutter die Ehe versprochen oder sich mit der Beiwohnung an ihr eines Verbrechens schuldig gemacht oder die ihm zustehende Gewalt mißbraucht hat. Gegenüber einem Ehemanne ist die Zusprechung mit Standesfolgen ausgeschlossen, wenn er zur Zeit der Beiwohnung schon verheiratet war. Im Falle einer Anerkennung oder gerichtlichen Zusprechung erhält das Kind auch ein, wenn auch beschränktes Erbrecht gegenüber der väterlichen Verwandtschaft. Um dem außerehelichen Kinde auch die Absolvierung einer rechten Berufslehre zu erleichtern, wird die Alimentationspflicht des außerehelichen Vaters künftig bis zum achtzehnten Altersjahr des Kindes festgesetzt. Ändern sich später die Verhältnisse des außerehelichen Vaters, so kann der Richter die Höhe des Beitrages nachträglich abändern. Gelangt der Vater also nachträglich zu größerem Einkommen und Vermögen, während ihm zur Zeit der Vaterschaftsklage nur eine bescheidene Existenz beschieden war, so ist auf Klage des Kindes der Alimentationsbeitrag den Verhältnissen des Vaters entsprechend zu erhöhen!"

Bedenkt man, daß unser bürgerliches Gesetzbuch den Alimentationsbeitrag nicht nach dem sozialen Stand des außerehelichen Vaters, sondern höchst unsozial und höchst klassenjustizmäßig nach dem Stand der Mutter festsetzt und dadurch den Makel der unehelichen Geburt gesetzlich sanktioniert, erwägt man ferner, daß die Säuglingssterblichkeit unter den unehelich geborenen Kindern in Deutschland fast doppelt so groß ist wie unter den ehelich geborenen Kindern, zieht man ferner in Betracht, daß die Zahl der Heeresuntauglichen unter den unehelich Geborenen unverhältnismäßig groß ist, stellt man endlich in Rechnung, daß trotz dieser Dezimierung der unehelich Geborenen die Zahl der unehelich geborenen prostituierten Dirnen und der unehelich geborenen jungen und alten Verbrecher im Verhältnis immer noch eine sehr große ist, so wird man dem Verfasser, der als Zivilgerichtspräsident in Basel deutsche, schweizerische und französische Verhältnisse als Praktiker überschaut, danken müssen, daß er durch diese seine vergleichende Rechtsstudie den sozialen Fortschritt vorbildlich dort aufweist, wo er zu suchen und wo er am nötigsten ist. Die soziale Fürsorge der deutschen Rechtsgesetzgebung für die unehelich geborenen Glieder unseres Volkes ist einer der wundesten Punkte unseres Volkskörpers.

Heinrich Reuß-Hamburg

Reichsspiegel

(vom 8. bis 15. April)

Nach der Osterpause

Unbehagliches — Gegensätze — Der Kampf innerhalb der nationalliberalen Partei — Konzession an den Demos — Warnung vor den Wirtschaftsverbänden — Der Jesuitenerlaß in Bayern — Bisherige Auslegung des Jesuitengesetzes — Wehners Erlaß vom August 1911 — Der Märzerlaß von 1912 — seine Bedeutung — Stellung des Reichskanzlers — Schiefe Lage der Reichsregierung

Während der Stille der parlamentarischen Osterferien sind wieder eine Reihe von Geschehnissen zu verzeichnen gewesen, deren Erscheinen nicht geeignet ist, gutes Wetter für die nächste Entwicklung der Reichspolitik zu künden: der bayerische Jesuitenerlaß, ein viel beachteter Angriff des freisinnigen Abgeordneten Haußmann auf die Wehrvorlagen, ein angeblich in Italien gesprochenes Kaiserwort, das das nationale Empfinden jedes Deutschen tief verletzen müßte, das alles sind Erscheinungen, neben denen ein Lichtblick, wie etwa die am Freitag, den 12. April vollzogene Gründung einer Gesellschaft für innere Kolonisation, kaum nachhaltiger wirkt als ein Sonnenstrahl im heurigen April. Erinnert man sich neben diesem allem noch der völligen Tatenlosigkeit der Reichsregierung sowie der Treibereien gerade gegen die tüchtigsten von unseren Reichsbeamten, so möchten einem die Hände schlaff in den Schoß sinken, und man möchte weit fort eilen aus diesem jämmerlich zerrissenen deutschen Vaterlande.

Was jeden Nachdenklichen mit tiefster Sorge erfüllen muß, das ist der ungeheure Gegensatz zwischen dem Tatendrang der Nation auf allen wirtschaftlichen und damit zusammenhängenden Gebieten und der gleichzeitigen fast völligen Apathie ethischen Aufgaben gegenüber. Man nehme den Kampf innerhalb der nationalliberalen Partei. Aus der ganzen Flut von Aufsätzen, die von den Nationalliberalen in der nationalliberalen Presse veröffentlicht wurden, sind meines Wissens nur zwei, die sich auf einen das gesamte Kampfgebiet beleuchtenden Standpunkt stellen: vor einigen Wochen eine Auslassung der Kölnischen Zeitung und kürzlich eine Darlegung des Regierungsrats Poensgen. Das sind Ausführungen, die es verstehen, sich von rein taktischen Gesichtspunkten loszulösen, die zeigen, wo die Gefahr liegt, aber auch nachweisen, wo die einigende Basis für die einander bekämpfenden Richtungen zu finden ist. Alle anderen Aufsätze konnten ebenso gut von Freisinnigen oder

Konservativen oder Landbündlern, Hansabündlern oder Industriebündlern und Mitgliedern des Zentralverbandes deutscher Industrieller geschrieben sein: von dem großen Ideal, das die nationalliberale Partei einst zusammenführte und sie zur ausschlaggebenden im Reich erhob, davon scheinen nur wenige noch etwas zu wissen. Was den Fernerstehenden sich als ein Kamf zwischen Jung- und Altliberalen darstellt, bei dem die Alten Hüter der guten Tradition scheinen, das ist in Wirklichkeit das Ringen des deutschen Einheitsgedankens gegen das Vordrängen der partikularen Bestrebungen der wirtschaftlichen Organisationen. Die nationalliberale Partei hat noch die Kraft besessen, und zwar — das muß ausdrücklich hervorgehoben werden — dank Bassermanns Initiative, sich vom Einfluß des Bundes der Landwirte zu befreien, nun wird sie zeigen müssen, ob sie noch genügend stark ist, sich auch von andern wirtschaftlichen Verbänden so unabhängig zu halten, daß sie trotz einer den Bedürfnissen der einzelnen Gewerbe Rechnung tragenden Wirtschaftspolitik auch nationale Politik im Sinne Bismarcks und Benningsens zu treiben vermag. Dazu aber wird sie der Mitwirkung derjenigen Kreise bedürfen, von denen Poensgen zutreffend sagt: „Sie lassen sich noch nicht so sehr von wirtschaftlichen und persönlichen Interessen leiten und pflegen bei ihrer politischen Tätigkeit mehr den Idealismus gelten zu lassen."

Mancher meiner Leser wird in diesen Worten tadelnd eine weitgehende Konzession an den Demos finden. In der Tat liegt in ihnen eine Berücksichtigung der Masse, eine Anerkennung der Macht der Zahl, aber durchaus keine Abkehr vom aristokratischen Prinzip. Denn in ihnen liegt noch etwas mehr: nämlich die Anerkennung eines durch die Reichsverfassung festgelegten Zustandes. Im Lande des allgemeinen und gleichen Wahlrechts mit direkter und geheimer Stimmabgabe ist die Macht der größeren Zahl gewissermaßen verfassungsmäßig garantiert, und wir können sie zum Nutzen des Staatsganzen, wie wir ihn verstehen, nur gebrauchen, wenn wir die Massen, das ist eben die „größere" Zahl, mit unseren Ideen erfüllen. Das Postulat von der Autorität, das sich auf ererbte Rechte oder Standesvorzüge stützt, hat in unserem kritischen Zeitalter weder im politischen noch im gesellschaftlichen Leben eine tiefer gehende Bedeutung. Heute gilt, was greifbar nützlich erscheint, und eine gewisse Autorität üben nur diejenigen aus, die ihre Mitmenschen von der Nützlichkeit und dem Wert von Ideen und Einrichtungen sachlich zu überzeugen vermögen. Wer somit in dem aus dem allgemeinen und gleichen Wahlrecht hervorgegangenen Reichstag Einfluß gewinnen will, muß sich schon dazu bequemen, in die Massen zu gehen, in den Massen zu arbeiten und sie hinter sich zu bringen. Das aber ist nicht möglich durch Propagierung solcher Forderungen, die wie die Programme der einzelnen Wirtschaftsverbände nur einzelnen Gruppen auf den Leib zugeschnitten sind, die Interessen der anderen aber mehr oder minder empfindlich verletzen müssen. Gegenüber solchen Forderungen wird das organisierte Proletariat stets die Oberhand haben, eben weil es die größere

Zahl darstellt. Die Massen des Mittelstandes und der Arbeiter können wir nur gleichzeitig gewinnen, indem wir ihnen ein beiden gemeinsames Ziel und den Weg, es zu erreichen, zeigen. Gelingt es der nationalliberalen Partei, auf dem bevorstehenden Vertretertage ein solches Ziel klar und deutlich herauszuarbeiten und die Fraktionen des Reichstages und der Landtage zu zwingen, freimütig und tapfer diesem Ziel durch ihre Einwirkung auf die Gesetzgebung zuzusteuern, dann muß sich auch wieder das Maß von Vertrauen für die Partei im Lande ansammeln, das notwendig ist, um Wahlschlachten siegreich gegen den roten und schwarzen Internationalismus, gegen Sozialdemokraten und Ultramontane, schlagen zu könnnen. Eine Partei, die lediglich eine Vereinigung von Wirtschaftsinteressenten wäre, verdiente bei aller Bedeutung der Wirtschaft für das nationale Leben den Namen der nationalliberalen Partei nicht.

* * *

Wie nötig die Nation es hat, sich auf die Grundsätze des Reichsbestandes zu besinnen, damit das Reich nicht in Gefahr geriete, lehren uns von neuem die Vorgänge in Bayern. Es wurde an dieser Stelle schon darauf hingewiesen, mit welcher zielbewußten Frische der greise Freiherr von Hertling zum Staatssteuer griff. Nun hat er mit seinem Jesuitenerlaß der Regierungsmethode in Bayern den Stempel der Zentrumsherrschaft aufgedrückt.

Es handelt sich um folgendes: Die ausländischen Jesuiten, die erst im Jahre 1848 in das Gebiet des heutigen Deutschen Reichs einwanderten, wurden durch das Reichsgesetz vom 4. Juli 1872, das sogenannte Jesuitengesetz, wieder daraus verwiesen, die einheimischen aber unter Polizeiaufsicht gestellt und ihnen die Ordenstätigkeit verboten. Gegen dies Gesetz, insbesondere gegen seinen Paragraphen 2 ist seitens des Zentrums wiederholt Sturm gelaufen worden. Zuletzt, am 1. Februar 1899, wurde mit Hilfe der Sozialdemokraten seitens des Reichstages ein Gesetzentwurf angenommen, wodurch der § 2 aufgehoben, d. h. wodurch ausländischen Jesuiten wieder erlaubt wurde, das Reichsgebiet zu betreten; der Bundesrat stimmte, nachdem Preußen seine Anschauungen gewechselt hatte, einem entsprechenden Entwurf am 8. März 1904 zu. Damals wurden nun die preußischen Oberpräsidenten angewiesen, das Gesetz in einem „milden und versöhnlichen Sinne" auszulegen, freilich mit der Einschränkung, „daß durch das Gesetz vom 8. März 1904 nur § 2 des Gesetzes vom 4. Juli 1872, d. h. die Befugnis zur Reichsverweisung ausländischer und zur Internierung inländischer Jesuiten aufgehoben, im übrigen aber das Gesetz, insbesondere § 1, formell und materiell unberührt geblieben sei. Gemäß dem zur Ausführung dieses Gesetzes ergangenen Bundesratsbeschlusse vom 5. Juli 1872 sei den Jesuiten nach wie vor die Ausübung einer Ordenstätigkeit, sowie die Abhaltung von Missionen untersagt. Als Ausübung der Ordenstätigkeit sei anzusehen jede priesterliche und seelsorgerische Tätigkeit, insbesondere Predigt, Beichte, Absolution, Messe und Sakramentsverwaltung. Nachgelassen sei den Jesuiten

lediglich die sogenannte missa solitaria, das Lesen von Primizmessen, soweit dabei der Charakter eines Familienfestes gewahrt bleibe, das Lesen stiller Messen, sowie die Austeilung der Sterbesakramente. Als verbotene Ordenstätigkeit sei weiterhin, entsprechend der Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts vom 8. Mai 1900, auch das Halten von religiös-wissenschaftlichen Vorträgen durch Jesuiten anzusehen. Unter die hiernach verbotene Ordenstätigkeit fallen selbstverständlich auch die sogenannten Konferenzvorträge und alle priesterlichen Handlungen, die zum Zweck vorübergehender Aushilfe in der Seelsorge vorgenommen werden. In Preußen ist stets daran festgehalten, daß zwischen der Ordenstätigkeit der Jesuiten und anderen priesterlichen Funktionen derselben ein Unterschied nicht zu machen sei."

Die Ultramontanen haben natürlich nicht gezögert, die liberale Auffassung der Regierungen nach Kräften auszunutzen, und sie gingen in Bayern schließlich soweit, daß der durchaus zentrumsfreundliche Kultusminister von Wehner sich im August 1911 veranlaßt sah, einen Erlaß an die Kreisregierung von Oberbayern zu richten, der dem gefährlichen Treiben der Jesuiten Einhalt gebieten sollte. In diesem Erlaß wurde „in Übereinstimmung mit der Praxis der übrigen größeren Bundesstaaten" darauf hingewiesen, „daß lediglich das Lesen einer stillen Messe oder die Abhaltung von wissenschaftlichen oder religiösen Vorträgen außerhalb kirchlicher Räume als erlaubt anzusehen sind, daß also — von Notfällen abgesehen — jede seelsorgerische Tätigkeit, namentlich auch die Abhaltung von Exerzitien und die Übernahme religiöser Vorträge in der Kirche, in das Gebiet der verbotenen Ordenstätigkeit falle."

Gegen Ende des Jahres 1911, nach der Kammerauflösung, wurde der Erlaß durch die Zentrumspresse weiteren Kreisen bekannt gegeben und als ein Angriff auf die katholische Kirche zur Wahlagitation ausgenutzt. Soweit war alles in Ordnung, bis Ende März dieses Jahres plötzlich ein neuer vom Minister des Innern und Kultusminister gezeichneter Erlaß bekannt wurde, der, zur vertraulichen Mitteilung an die Pfarrämter bestimmt, an die Kreisregierungen gerichtet war. Dieser Erlaß hebt nicht nur die Erinnerungen Wehners auf, sondern gibt den Behörden die Wege an, auf denen das Reichsgesetz am leichtesten umgangen werden könnte!

Man muß schon mit den Feinheiten der einschlägigen Gesetzgebung und der dazugehörigen Terminologie sehr eingehend vertraut sein, um die ganze Bedeutung des Erlasses ermessen zu können. In der Frankfurter Zeitung schreibt ein Kundiger:

Nach dem neuen Erlaß sollen unter die verbotene Ordenstätigkeit nicht mehr die sogenannten Konferenzen mit Vorträgen und Sakramentsspendungen fallen, sondern nur noch die wirklichen Missionen. Der Unterschied zwischen Konferenzen und Missionen besteht darin, daß unter Konferenzen religiöse Vorträge spezieller Tendenz, beispielsweise apologetischen und ethischen Inhalts, verstanden werden, unter Missionen dagegen eine Reihe von Vorträgen, die nach dem Schema der Exerzitien des Ignatius von Loyola aufgebaut sind und die religiöse Bekehrung im allgemeinen zur Aufgabe haben. Der Unterschied zwischen beiden

Veranstaltungen liegt lediglich im Stoff der Vorträge, nicht aber in der Form der Veranstaltungen, die gleicherweise in der Kirche stattfinden. Als solche sind sie aber nach der noch in Geltung befindlichen Bundesratsverfügung vom 5. Juli 1872, die ganz allgemein den Angehörigen des Jesuitenordens die Ausübung einer Ordenstätigkeit, insbesondere „in Kirche und Schule" verbietet, untersagt. Der neueste Erlaß der bayerischen Regierung gestattet aber die sogenannten Konferenzen auch in kirchlichen Räumen, auch wenn mit ihnen „Gelegenheit zum Empfang der Sakramente" verbunden wird, und er setzt sich damit in Widerspruch zu der Bundesratsverfügung und zu dem Gesetze selbst. Hier liegt das sehr Bedenkliche des bayerischen Vorgehens. Auf dem Wege einer besonderen bayerischen Interpretation des Gesetzes wird der Versuch unternommen, ein bestehendes Reichsgesetz unwirksam zu machen. Der Vorgang, der sich letzthin in der Pfarrkirche des Stadtbezirks Haidhausen abgespielt hat, ist bezeichnend dafür. Danach hatte das Stadtpfarramt bekanntgegeben, daß in der Haidhauser Pfarrkirche in der Zeit vom Passionssonntag bis Palmsonntag „eine heilige Mission" stattfinden sollte, bei der der Jesuitenpater Prof. Franz Xaver Hayler sämtliche Predigten halten sollte. Nachdem öffentlich auf die Verletzung des Reichsgesetzes hingewiesen wurde, ersetzte man durch Überkleben der Bekanntmachung die Worte „heilige Mission" durch „heilige Exerzitien", der Inhalt der Veranstaltung blieb aber der gleiche. Der Vorgang zeigt, daß es sich nur um zwei verschiedene Bezeichnungen für eine und dieselbe Sache handelt. Wie in Haidhausen die Bekanntmachung überklebt wurde, so überklebt der neue bayerische Jesuitenerlaß die bisherige Praxis und die sinngemäße Interpretation des geltenden Rechts. Die Form wird gewahrt, indem die Missionen, zum Unterschied von den Konferenzen, als nach wie vor verboten bezeichnet werden, da aber beide sich kaum von einander unterscheiden, so bedeutet in Wirklichkeit die Zulassung der Konferenzen die Aufhebung des ganzen Verbots.

Die eben wiedergegebenen Auffassungen stimmen mit dem überein, was auch in der Kreuzzeitung wie in der sonstigen konservativen Presse mit alleiniger Ausnahme der Deutschen Tageszeitung über den Erlaß ausgeführt wird, und gerade bei den Konservativen empfindet man das Vorgehen der bayerischen Regierung besonders unangenehm, wo so viele Köpfe und Beine an der Arbeit sind, die nationalliberale Partei auf die Seite der Schwarzblauen hinüberzuziehen.

Der Herr Reichskanzler scheint nicht gewillt zu sein, den Angriff Bayerns auf die Reichsgesetzgebung, über deren Durchführung gemäß Artikel 17 der Reichsverfassung der Kaiser zu wachen hat, zu dulden. Wenigstens finden wir in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung (Nr. 80) folgenden hoffnungweckenden Satz:

„Nach Mitteilungen der Presse hat die bayerische Regierung neuerlich Bestimmungen über die Handhabung des § 1 des Jesuitengesetzes erlassen. In einem Teil der Presse wird daran die Behauptung geknüpft, daß diese Bestimmungen mit dem Sinn des Reichsgesetzes und der dazu ergangenen Beschlüsse des Bundesrats in Widerspruch ständen. Ob das der Fall ist oder nicht, wird Gegenstand der Prüfung für diejenige Stelle sein müssen, welche verfassungsmäßig zur Überwachung der Ausführung der Reichsgesetze berufen ist."

Sollte der Kanzler den Entschluß zu einem energischen Handeln finden, so kann er sich darauf verlassen, daß die gesamte nichtultramontane Presse hinter ihm stehen wird. Denn über die Schädlichkeit der Jesuiten stimmen heute wohl die Ansichten der meisten mit dem überein, was Papst Clemens

der Vierzehnte über sie sagte. Der Leser findet darüber näheres auf Seite 109 dieses Heftes in dem Aufsatz „Aus der Geschichte des Jesuitenordens".

Für uns heißt es einstweilen abwarten. Die Regierung aber wird, gleichgültig ob Bayern sich fügt oder nicht, gegenüber dem Zentrum in eine schiefe Lage kommen und bei den Zentrumswählern an Vertrauen einbüßen. Und es scheint fast, als wäre dies der tiefere Sinn des ganzen Spiels: der bayerische Jesuitenerlaß ist ein Angriff nicht nur auf die Autorität der Reichsregierung, sondern auch auf den konfessionellen Frieden. Herr von Bethmann hat von Anfang an den Fehler begangen, daß er sich offen dazu bekannte, ohne das Zentrum keine Politik treiben zu wollen. Jetzt setzt diese rücksichtsloseste aller Parteien seinen guten Willen einer Belastungsprobe aus, um festzustellen, wie weit sie ohne Risiko gehen könnte. Es wurde darauf schon in Heft 13 Seite 636 hingewiesen. Dieser letzte Streich war besonders genial: gelang es unbemerkt, die Jesuiten wieder in das deutsche Reichsgebiet einzuschmuggeln, so würde es schwer halten, sie daraus zu entfernen; widersetzt sich der Kanzler, — auch gut! Dann mögen die Kulturkampfposaunen tönen, und zwar solange, bis die Reichsregierung an irgendeiner Stelle, die wichtig genug erscheint, zum Loskauf schreitet. Vielleicht lassen sich dadurch auch die inneren Schwierigkeiten im Zentrum überwinden!

Das ist nun innerhalb weniger Wochen der zweite empfindliche Hieb, den Herr von Bethmann von den Bundesgenossen erhält, mit denen er die Sozialdemokratie bekämpfen will! Der erste war die Ablehnung der Ostmarkenzulage durch Polen, Sozialdemokraten und Zentrum! G. Cl.

Bank und Geld

Der Geldmarkt am Quartalsschluß — Der steuerpflichtige Notenumlauf der Reichsbank — Die Kapitalsinvestitionen des ersten Quartals — Die wirtschaftliche Entwicklung in Amerika und Deutschland — Amerikanische Guthaben in Deutschland — Ein Schiffahrtsprojekt des Fürstentrusts

Die Erwartungen, mit denen man dem Quartalswechsel in Hoffnung auf eine durchgreifende Besserung der Geldverhältnisse entgegengesehen hat, sind leider nur in recht beschränktem Maße in Erfüllung gegangen. Wohl trat in den ersten Tagen des April die übliche Erleichterung der übergroßen Anspannung ein: der Privatdiskont, der sich fast auf der vollen Höhe der Bankrate gehalten hatte, sank um mehr als ein volles Prozent, und am offenen Geldmarkt drückte reichliches Angebot die Zinssätze noch stärker herab. Aber eine wahre Geldflüssigkeit wollte sich nicht einstellen. Einen klaren Beweis für die gespannte Situation des Geldmarktes lieferte der Reichsbankausweis für die erste Aprilwoche, insbesondere wenn man seine Ziffern mit denen der Vorjahre vergleicht. Der Rückfluß erscheint danach zögernd und unbefriedigend. Am Quartalsschluß war die Bank zwar nicht in dem befürchteten Maße in Anspruch genommen worden: man hatte, durch die Erscheinungen am Geldmarkt belehrt, beizeiten Vorsorge getroffen und sich gehütet, die Deckung der Bedürfnisse auf

den letzten Augenblick zu verschieben. Daher hatte sich der steuerpflichtige Notenumlauf der Reichsbank Ende März nur auf etwa 150 Millionen gestellt und nicht den Umfang der vorjährigen Inanspruchnahme erreicht. Nach der ersten Woche aber ergab sich die eigentümliche, bisher wohl noch niemals verzeichnete Tatsache, daß der steuerpflichtige Notenumlauf um reichlich vierzig Millionen zugenommen hatte! Der Rückfluß war hinter der Verminderung des steuerfreien Kontingents zurückgeblieben. So präsentiert sich der Status, gemessen am steuerpflichtigen Notenumlauf, schlechter als der vorangegangene, der doch ein Bild der Quartalsanspannung bot. Es ist dies natürlich lediglich eine Folge der Erhöhung des steuerfreien Kontingents an den Quartalsterminen, einer Neuerung der letzten Bankgesetznovelle, deren recht zweifelhafter Wert durch dieses Ergebnis in deutliches Licht gerückt wird. Diese Erhöhung des Kontingents von 500 auf 750 Millionen ist, genau betrachtet, nur eine Maske. Sie dient nur dem Zwecke, den steuerpflichtigen Umlauf geringer erscheinen zu lassen, als er normaler Weise sein würde. Der Status der Bank an den kritischen Terminen wird künstlich verschönt — denn die Öffentlichkeit beurteilt denselben kurzweg nach der Höhe des steuerpflichtigen Umlaufs. Das ist natürlich an sich nicht richtig, denn die Festsetzung des Kontingents ist eine willkürliche. Aber man hat sie doch getroffen und trotz aller Einwürfe festgehalten, um der Außenwelt eine leichtfaßliche Handhabe zur Beurteilung des Status zu geben. Dieser Absicht wirkt die plötzliche Steigerung des Kontingents für einen Ausweistag direkt entgegen — sie verschiebt die Vergleichsziffern völlig und ist geeignet, die Öffentlichkeit irre zu führen. Die Kehrseite zeigt sich nunmehr in dem vorliegenden Ausweis. Erscheint der vorangegangene besser als er ist, so ist dieser besser als er scheint.

Immerhin, der Geldmarkt spiegelt deutlich die starken Kapitalsinvestitionen wieder, die bis in die jüngste Zeit hinein stattgefunden haben. Für die Höhe derselben liegen jetzt auch statistische Nachweise vor. Im ersten Quartal des laufenden Jahres sind die Neugründungen und Kapitalserhöhungen bei den Aktiengesellschaften und Gesellschaften mit beschränkter Haftung auf den normalen Betrag von 430 Millionen Mark angewachsen. Das sind über 100 Millionen mehr als im Vorjahre und etwa 33 Millionen mehr als im Hochkonjunkturjahre 1907. Dabei ist wohl zu beachten, daß diese Ziffer sich nur auf das Gesellschaftskapital bezieht und die sehr beträchtlichen Summen, die im Wege der Obligationsanleihen für industrielle Zwecke aufgebracht worden sind, nicht mit enthält. Der Kapitalbedarf der Aktiengesellschaften war mithin ein außerordentlich hoher. Der Löwenanteil fällt auf die Banken, die Metall- und Maschinen- sowie die Elektrizitätsindustrie. Es kann somit kaum mehr ein Zweifel darüber herrschen, daß die allgemeinen Verhältnisse denen der letzten Hochkonjunkturperiode immer ähnlicher werden. Nur insofern besteht ein offensichtlicher Unterschied, als damals Amerika die Führung hatte, während augenblicklich die wirtschaftliche Entwicklung in den Vereinigten Staaten sich mit der

in Deutschland nicht messen kann. Der Zusammenbruch des Jahres 1907 hat Amerika so tiefe Wunden geschlagen, daß deren Ausheilung heute noch nicht erfolgt ist. Daher die auffällige Stagnation im Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten, welche durch die politischen Kämpfe gegen die Herrschaft der Trusts noch verstärkt wurde. Das Vorgehen der Regierung gegen die Finanzmagnaten, die Auflösung der Standard Oil Company und des Tabaktrusts, die Untersuchung gegen den Steel- und den sogenannten Geldtrust haben eine abschreckende Wirkung auf die Unternehmungslust ausgeübt und eine Zurückhaltung herbeigeführt, die gar nicht amerikanisch anmutet. Erst in allerjüngster Zeit machen sich deutliche Zeichen einer Besserung bemerkbar. Untrüglich läßt sich das an dem Wiedererwachen der New-Yorker Börse verfolgen. Mit den steigenden Kursen ist, wie die täglichen Umsätze zeigen, neues Leben in Wall Street eingekehrt, und mit der gewohnten Energie und dem starken Optimismus des Amerikaners wird man drüben unzweifelhaft alle Kräfte anspannen, um den Vorsprung gegen die Rivalen auf dem Weltmarkte wieder zu vergrößern. Es ist nämlich geradezu auffallend, wie die Entwicklungslinie des Wirtschaftslebens in Amerika und Deutschland während der letzten vier Jahre verschieden verläuft: hier in scharf ansteigender, dort in abwärts gerichteter Kurve. Nach einer jüngst veröffentlichten Statistik hat während dieses Zeitraumes beispielsweise die Roheisenerzeugung Deutschlands um 19 Prozent zu-, die Amerikas um 10 Prozent abgenommen. Dementsprechend ist die Arbeiterzahl in den deutschen montanindustriellen Betrieben gewachsen, in den amerikanischen zurückgegangen. Noch auffallender ist der Unterschied in der Entwicklung der Elektrizitätsindustrie, die in Deutschland, begünstigt durch die Leistungsfähigkeit der großen Konzerne der A. E. G. und Siemens-Schuckert, ein phänomenales Wachstum zeigt. Die Eisenbahneinnahmen haben sich prozentual während dieser Zeit fast doppelt so rasch vermehrt als in Amerika, und die gleiche Erscheinung läßt sich schließlich im Geld- und Kreditwesen wie im Börsenverkehr verfolgen. In Deutschland überall eine Steigerung von gewaltigem Umfang, in Amerika ein mehr oder weniger scharf ausgeprägter Rückgang. Diese Signatur des amerikanischen Wirtschaftslebens macht es auch erklärlich, daß New York, das sonst ein oft unbequemer Kostgänger der europäischen Geldmärkte gewesen ist, jetzt als Geldgeber auftritt und mit seinem Überfluß unserem Mangel abhilft. Indessen dürfte hier bald ein Rollenwechsel eintreten, sobald die Lebhaftigkeit des Geschäftes in Amerika nur einige Zeit anhält.

Die Vorboten zeigen sich bereits: Die starken Surplusreserven der New Yorker Charinghouse-Banken, die noch Anfang Februar etwa 50 Millionen Dollar betrugen, sind bis auf einen kargen Rest aufgezehrt, und die Zeit ist wohl nicht mehr fern, wo an Stelle des Surplus ein beträchtliches Minus erscheint. Dann werden die amerikanischen Guthaben in Deutschland verschwinden, und die europäischen Zentralbanken werden darauf Bedacht nehmen müssen, sich gegen die transatlantischen Kreditansprüche zu wappnen. Unser Geldmarkt wird

also in absehbarer Zeit einer neuen Belastungsprobe ausgesetzt sein, denn die Summe der amerikanischen Guthaben ist mit 400 Millionen Mark wohl kaum zu hoch beziffert. Das Manko zu decken, ist nicht leicht, und es begreift sich, daß die fernere Entwicklung sorgenvolle Betrachtungen hervorruft. Diese sind um so mehr gerechtfertigt, als die Ansprüche der Börse wieder im Wachsen begriffen sind. Die allgemeine Situation begünstigt trotz aller Geldsorgen eine spekulative Aufwärtsbewegung. Mit Vernunftgründen ist dem einmal entfachten Spekulationsfieber nicht beizukommen, und ob die Banken geneigt und imstande sein werden, durch Regressivmaßregeln abzuhelfen, ist sehr zweifelhaft. Ist doch das Verlangen der Reichsbank nach einer kräftigen Erhöhung der Einschüsse bei spekulativen Engagements gerade der Punkt gewesen, über den sich eine Einigung im Kreise der Banken nicht hat erzielen lassen.

Die deutsche Schiffahrtsindustrie beschäftigen Aufsehen erregende Projekte. Anscheinend hat der Fürstentrust sich durch seine Mißerfolge auf anderen Gebieten nicht abschrecken lassen und plant die Errichtung einer neuen Auswandererlinie Emden-New York als eine Konkurrenz gegen die Hamburg-Amerikalinie und den Norddeutschen Lloyd. Dadurch fällt nachträglich Licht auf den kürzlichen Austritt der Hamburgischen Schiffahrtsinteressenten aus dem Aufsichtsrat der Levantelinie. An dem Projekt ist noch vieles in Dunkel gehüllt. Denn ein solches Unternehmen würde die Aufbringung erheblicher Kapitalien notwendig machen und von vornherein, wenn im Gegensatz zu den hanseatischen Gesellschaften errichtet, mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, es sei denn, daß es gelänge, ihm irgendwelche Sondervorteile seitens der Regierung zu sichern. Auf ein Hand-in-Hand-gehen mit der letzteren scheint in der Tat der Plan angelegt zu sein, wenn sich zurzeit auch nicht erraten läßt, welche Begünstigung man dabei in Rechnung stellt. Daß es aber anscheinend Ernst ist, ergibt sich daraus, daß der Norddeutsche Lloyd sich bereits auf den bevorstehenden Konkurrenzkampf rüstet. Er hat, nachdem er jahrelang sich in seiner Bautätigkeit die größte Reserve auferlegt hatte, ein neues großes Auswandererschiff der Schichauwerft in Auftrag gegeben. Man wird daher die weitere Entwicklung dieser für die deutschen Schiffahrtsinteressen bedeutungsvollen Angelegenheit mit Aufmerksamkeit verfolgen müssen. Spectator

---

Berichtigung. Bei dem Aufsatz „Aus der Geschichte des Jesuitenordens" ist leider während des Druckes eine Buchstabenverschiebung in der zweiten Titelzeile eingetreten; der Verfasser heißt nicht Porsch, sondern Prosch.

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung in Wilmersdorf. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Die Jungliberalen

Von Dr. Bruno Marwitz-Schöneberg

Die Mehrheit des Zentralvorſtandes der nationalliberalen Partei hat einem Antrage zugeſtimmt, der die alte, unſerm öffentlichen Leben unentbehrliche Partei zu ſprengen droht. Der Antrag enthält das Wort „jungliberal“ nicht, ſpricht überhaupt nicht von der „nationalliberalen Jugend“; aber in allen beteiligten Kreiſen iſt es unſtreitig, daß der unmittelbare Zweck des Antrages dahin geht, den „Reichsverband der Vereine der nationalliberalen Jugend“ zur Auflöſung zu bringen. Wir wollen in dieſen Ausführungen nicht darauf eingehen, wie es kommt, daß dieſer Antrag trotz ſeines rein organiſatoriſchen Anſcheins ſo tiefe Wirkungen haben kann — die Tagespreſſe hat genügend darüber berichtet —, uns liegt nur daran, den Leſern dieſer Zeitſchrift die Verhältniſſe der einzigartigen Organiſation zu erläutern, um die der Streit entbrannt iſt.

Die Wiege der Bewegung ſtand im Rheinland. Bei den Reichstagswahlen des Jahres 1898 war die nationalliberale Fraktion von dreiundfünfzig auf achtundvierzig zurückgegangen. Überall wurde beobachtet, daß es nicht gelang, die Jugend für die alten Ideale der Partei zu begeiſtern, daß ſelbſt in den Familien, in denen die Zugehörigkeit zur Partei Tradition war, die jungen Leute den Organiſationen fern blieben. Die Partei der Geheimräte und Kommerzienräte, wie ſie damals wohl genannt wurde, hatte ihre Werbekraft in der jungen Generation verloren. Und ſo entſtand, zunächſt in Köln, der Gedanke, die Jugend in ſich zu organiſieren; man meinte, dort wo die Jungen ſich ſcheu von den Verſammlungen der Alten zurückhielten, ſie gern unter ſich ihre Anſichten austauſchen und auf dieſe Weiſe zu politiſcher Tätigkeit im Dienſte der Partei erzogen werden würden. So wurde unter der Leitung des Profeſſors

Dr. Moldenhauer, eines Mitgliedes des Zentralvorstandes der nationalliberalen Partei, eines idealgesonnenen und begeisterungsfähigen Mannes, am 23. Januar 1899 ein Verein der nationalliberalen Jugend zu Köln mit nur sechsunddreißig Mitgliedern begründet, der zwei Jahre darauf schon über eintausend Mitglieder zählte. In rascher Folge wurden dann, zunächst im Rheinland und in der Pfalz, weitere Vereine begründet. Am 21. Oktober 1900 schlossen sich davon neun mit zweitausendfünfhundertzwanzig Mitgliedern zu einem Verbande, dem Reichsverbande der nationalliberalen Jugend, zusammen. Dies war für die Bewegung von der größten Bedeutung. Im Süden und Westen Deutschlands — weniger im Osten — entstanden eine große Anzahl immer neuer Vereine, so daß bereits 1908 die Zahl Hundert überschritten war.

Das Verhältnis des Reichsverbandes zur Gesamtpartei war zunächst organisatorisch nicht umgrenzt. Als dann — unter beträchtlicher Mitarbeit der Jungliberalen — im Jahre 1905 sich die Partei ein neues Statut gab, erschien es angebracht, die Rechte und Pflichten der „Jungen" darin unzweideutig festzulegen. So setzte man fest, daß die Organisation der Partei auch „die besonderen der Vertretung nationalliberaler Grundsätze gewidmeten Verbände" (Arbeiter-, Jugendvereine usw.) mit ihren Verbänden umfasse, man gab diesen Vereinen und Verbänden das Recht, für je fünfhundert Mitglieder einen Vertreter zum Parteitag, für je dreitausend Mitglieder einen Vertreter in den Zentralvorstand zu entsenden. Organisatorisch wurden also der Jugendbewegung keine besonderen Rechte eingeräumt; tatsächlich aber nimmt sie eine Ausnahmestellung ein, denn außer den jungliberalen Vereinen sind bisher keine Sondervereine entstanden, die das Recht eigener Vertretung auf dem Parteitage oder im Zentralvorstande verlangen könnten.

Prüfen wir, welches die eigenartigen Kriterien dieser Jugendorganisation sind, so fallen vorzüglich drei Punkte ins Auge:

a) die Zugehörigkeit zur nationalliberalen Partei;
b) die Altersgrenze;
c) die Ziele der Bewegung.

Die Zugehörigkeit zur nationalliberalen Partei war durch die Entstehungsgeschichte gegeben. Der Gedanke ging von einem altbewährten rheinischen Vorkämpfer der Partei aus; die Begründer der ersten Vereine entstammten Familien, in denen man stets nationalliberal gewesen war. Rudolf von Bennigsen machte aus seinen Sympathien für die Jugendbewegung keinen Hehl. Der damalige Vorsitzende des Zentralvorstandes der Partei, Dr. Hammacher, richtete gelegentlich der Gründung des Reichsverbandes an den Kölner Jugendverein ein Schreiben, in welchem er zum Ausdruck brachte, „daß die gesamte Partei mit lebhaftem Gefühl des Dankes für diese patriotische Bemühung unserer jüngeren Freunde im Westen und Südwesten des Reiches durchdrungen ist". Hieran konnte auch der Umstand nichts ändern, daß zuerst im Süden, später auch im Norden, viele Vereine die Worte „nationalliberale Jugend" aus ihren Firmen strichen und sie

durch den kürzeren Ausdruck „jungliberal" ersetzten. Diese Namensänderung sollte keine Abweichung von der bisher eingehaltenen politischen Richtung andeuten; rein praktische Gründe ließen die Änderung des Namens rätlich erscheinen.

Von rechts und von links hat man versucht, die Zugehörigkeit der jungliberalen Bewegung zur nationalliberalen Partei anzuzweifeln und zu verdächtigen. Aus eigener Wissenschaft können wir versichern, daß niemals — auch in den Zeiten, in denen tiefgehende Zwistigkeiten mit der Partei bestanden — der Gedanke einer Absplitterung von der Partei erwogen worden ist. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit hat bei all denen, die berufen waren, sei es im Reichsverbande, sei es in den einzelnen Vereinen, die Bewegung zu leiten, jede Mißstimmung überwunden; auch dann, wenn über Einzelfragen gestritten, wohl auch heiß gekämpft wurde, waren sich alt und jung über die Gesamtrichtung der politischen Überzeugung stets einig. Eine einzige betrübliche Ausnahme muß festgestellt werden: die bayerischen Jungliberalen, die unter der Führung des radikal gesonnenen Kaufmanns Hübsch seit langem ihre eigenen Wege wandelten, zerschnitten 1909 das Tischtuch zwischen sich und dem Reichsverbande und suchten und fanden näheren Anschluß am Freisinn, lieferten damit aber auch den Beweis, daß solche Bestrebungen innerhalb des Reichsverbandes unzulässig sind.

Auch darüber besteht kein Zweifel, daß die Jungliberalen sich stets innerhalb des Parteiprogramms gehalten haben. Ein besonders scharfer Gegner der Jugendbewegung glaubt in dieser Beziehung ihr vorwerfen zu können, daß der jungliberale Delegiertentag von Hannover (1906) die „grundsätzliche" Einführung des Reichstagswahlrechts in den Einzelstaaten gefordert hat, während der 1908 in Magdeburg beschlossene Aufruf für die preußischen Abgeordnetenwahlen erklärt: „Von der Einführung des Reichstagswahlrechts ist abzusehen." Indessen hat er nicht den Nachweis zu erbringen vermocht, daß auch nach 1908 die preußischen Jungliberalen für eine weitergehende Forderung als die Magdeburger Forderungen eingetreten sind, und damit entfällt die Notwendigkeit, auf die Frage einzugehen, ob und in welchem Umfange der Magdeburger Beschluß als ein dauernder Programmpunkt anzusehen ist.

Was der Organisation ihre Eigenart gibt, ist die Altersgrenze. Nur solche Vereine können sich dem Reichsverbande anschließen, „welche als ordentliche Mitglieder Personen unter vierzig Jahren führen". Im Parteistatut ist eine entsprechende Bestimmung nicht enthalten, so daß der Reichsverband in der Lage ist, die Bestimmung jederzeit aufzuheben. Es ist dies nicht eine Lücke des Statuts; bei der Beratung auf dem Allgemeinen Delegiertentage in Dresden wurde gerade vom Reichsverbande der Antrag gestellt, daß nur die ihm angeschlossenen Vereine als Jugendvereine zur Organisation der Partei zu gehören hätten; bei der Annahme des Antrages würde die Aufnahme der Altersgrenze in das Statut die notwendige Folge gewesen sein. Aber die Mehrheit der

Delegierten lehnte den Antrag ab, weil in Baden eine Anzahl von Jugendvereinen entstanden war, die die Altersgrenze nicht eingeführt hatten und die sich daher dem Reichsverbande nicht anschließen konnten.

Die Altersgrenze beruht auf dem Gedanken, daß die jungliberalen Vereine nur eine Vorschule der Partei sein und ihre Mitglieder in einem gegebenen Zeitpunkte an die nationalliberalen Vereine abgeben sollten; sie beruht auf der ferneren Erwägung, daß Vereine ohne eine derartige Altersgrenze notwendig zur Bildung einer eigenen Partei hinneigen werden. Es entstehen hieraus für die Jugendvereine die unerfreulichsten Konsequenzen. Sie sind angewiesen auf die Arbeit von Leuten, die fast durchweg an dem Aufbau ihres eigenen Lebens arbeiten und daher verhältnismäßig wenig Zeit und Mittel für eine intensive politische Tätigkeit aufwenden können. Sie müssen die besten Kenner der Bewegung selbst und der politischen Verhältnisse fortgesetzt scheiden sehen und sehen sich häufig ohne zwingende Not des Führers beraubt, für den ein Ersatz nicht vorhanden ist.

Und doch wird gerade in den Kreisen der nationalliberalen Jugend mit großer Entschiedenheit an der Altersgrenze festgehalten. Sie und nur sie ermöglicht es, den Gedanken durchzuführen, aus dem die ganze Bewegung entstanden ist, die Jugend dadurch zum politischen Leben heranzuziehen, daß man sie ihrer eigenen Autonomie überläßt. Die Altersgrenze schützt die Bewegung vor der Verknöcherung, vor dem Klüngeltum, vor der Überschätzung einzelner Persönlichkeiten. Sie zwingt sie, immer von neuem aus sich heraus Führer zu erzeugen; sie hält sie in ständiger Verbindung mit der heranwachsenden Generation und deren Empfindungen.

Ausnahmen von der Altersgrenze wurden auf der Vertreterversammlung in Kaiserslautern für Baden und das rechtsrheinische Bayern gemacht. Maßgebend waren dieselben Gründe, die den Parteitag zur Ablehnung des vorgedachten Antrages des Reichsverbandes veranlaßt hatten, nämlich die Rücksichtnahme auf die lokale Eigenart der Vereine in diesen Landesteilen. Praktisch sind die Anträge kaum geworden. Die Vereine im rechtsrheinischen Bayern haben sich dem Reichsverbande nicht angeschlossen; in Baden hat sich im Prinzip die Altersgrenze immer mehr Anerkennung und Geltung verschafft.

Entscheidend für die Beurteilung der Bewegung sind ihre Ziele. Jeder Verein, der dem Reichsverbande angehört, muß satzungsgemäß „bezwecken, die Lässigkeit der Jugend gegenüber den Aufgaben des politischen Lebens zu bekämpfen und seine Mitglieder zur praktischen Arbeit auf dem Boden der nationalliberalen Grundsätze heranzubilden". Die Vereine sollen politische Bildungsvereine sein. In die Vereine muß jeder aufgenommen werden, der auf dem Boden nationalliberaler Grundsätze steht, ohne Rücksicht darauf, ob seine politische Gesinnung mehr nach rechts oder mehr nach links gerichtet ist. Es ist also falsch, wenn behauptet wird, die Jugendbewegung stelle eine Organisation des linken Flügels der Partei dar.

Freilich, tatsächlich ist der Reichsverband eine feste Stütze der Bassermannschen Politik geworden. Die deutsche Jugend dieses Jahrhunderts ist — im Gegensatze zu der Jugend der achtziger Jahre — im wesentlichen liberal und demokratisch gesonnen, und so kann es nicht wunder nehmen, daß der liberale Inhalt des Parteiprogramms von den Jungliberalen mit besonderer Entschiedenheit betont wurde. Dazu kommt, daß in denjenigen Landesteilen, die die Stütze des rechten Flügels der Partei darstellen, die Parteiorganisationen dem Aufkommen der Jugendvereine die allergrößten Schwierigkeiten entgegenstellten. In Schleswig-Holstein gibt es z. B. keinen dem Reichsverbande angeschlossenen Jugendverein, in Westfalen nur ganz wenige. Entweder ist die Jugend auch in diesen Landesteilen liberal gesonnen, dann muß das System der alten Organisationen über kurz oder lang zusammenbrechen — oder sie ist es nicht; dann wäre es Sache der Landesteile gewesen, ihre Jugend dem Reichsverbande zuzuführen, um auch deren Anschauungen Geltung zu verschaffen.

Die Ziele der Bewegung erkennt man am besten aus den Resolutionen, die auf ihren Vertretertagen gefaßt worden sind. Zunächst tritt aus ihnen die Zuverlässigkeit und Lebendigkeit hervor, mit der die Jugend von jeher für die nationalen Forderungen eingetreten ist. Daß das Deutsche Reich eine kraftvolle auswärtige Politik zu führen hat, daß Heer und Flotte auf der Höhe ihrer Aufgaben zu erhalten sind, daß die Kolonien eine Notwendigkeit für unser Volk darstellen, daß die Polenpolitik mit aller Entschiedenheit weiter zu führen ist, und daß alle ultramontanen Machtgelüste eine Schädigung unseres Staatslebens bedeuten, sind für jeden Jungliberalen Selbstverständlichkeiten, die immer und immer wieder entschiedenen Ausdruck fanden.

Nicht weniger energisch allerdings forderte man eine liberale Politik der Regierung. Die jungliberalen Resolutionen, die sich mit liberalen Forderungen befassen, sind von dem Gedanken durchzogen, daß das deutsche Volk durch die staunenswerte Arbeit, die es in diesen letzten Jahrzehnten unserer Entwicklung geleistet hat, mündig geworden ist, daß das Deutschland des zwanzigsten Jahrhunderts nicht nach Grundsätzen regiert werden könne, die für den Agrarstaat Preußen gepaßt haben mögen, daß nur eine wahrhaft liberale Politik die Menge dazu würde bringen können, sich von den Irrlehren der Sozialdemokratie abzuwenden. Und in dem Bewußtsein, daß eine liberale Politik nur mit Hilfe einer starken liberalen Partei durchzuführen sei, haben die Jungliberalen auch wiederholt darauf hingewiesen, daß ihr Ideal die Einigung aller Liberalen sei. Dabei sind sie sich ihres Unterschiedes zum Freisinn stets bewußt gewesen; die starke Betonung der nationalen Forderungen — hierin neigen die Jungliberalen eher zu den Alldeutschen — ist bereits erwähnt worden; noch 1910 haben sie sich in Köln bedingungslos zur Schutzzollpolitik bekannt.

Von den liberalen Forderungen ist bereits die grundsätzliche Forderung der Übertragung des Reichstagswahlrechts auf die Einzelstaaten betont worden. Hierhin gehören ferner die 1904 in Leipzig beschlossenen Richtlinien für ein

Schulprogramm, in denen man für die Simultanschule und die Beseitigung der geistlichen Schulaufsicht eintrat; hierhin gehört der Kampf, der 1906 in Hannover gegen die verkehrsfeindlichen Steuern, insbesondere die Fahrkartensteuer, geführt wurde.

Aus derselben Gesinnung entspringen die sozialpolitischen Forderungen der Jungliberalen: Kaufmannsgerichte, paritätische Arbeitskammern, Reform der Wohnverhältnisse, Lösung der Agrarfrage wurden gefordert und in eingehenden Debatten und Entschließungen behandelt. National, liberal und sozial wurden je länger, je mehr die Schlagworte, mit denen die Bewegung ihre Werbekraft übte.

Und diese Werbekraft war bei weitem größer, als das rein zahlenmäßige Anwachsen der jungliberalen Organisation ahnen läßt. Der Reichsverband hat sich niemals als eine Spitze der Partei angesehen; die Diskussionen und Resolutionen seiner Vertretertage sollen nichts anderes sein als die Diskussionen und Resolutionen der landschaftlich organisierten Verbände, nur daß das Alter und nicht der Heimatsstaat oder die Provinz das unterscheidende Kriterium war. Wenn die jungliberalen Vertretertage einen ungeahnt starken Widerhall in der Presse und in der öffentlichen Meinung fanden, so mögen die Intelligenz und die Energie der geistigen Führer der Bewegung hierzu nicht wenig beigetragen haben. Aber das Wesentliche war doch: hier war eine Organisation entstanden, die offen aussprach, was Tausende und Abertausende von Männern dachten, die ihrer Gesinnung nach zur nationalliberalen Partei gehörten, und was — infolge des eigenartigen Aufbaues der Parteiinteressen — doch nirgends sonst eine weithin schallende Resonanz fand. So kam es, daß die Reichstagswahl von 1903, die erste nach der Begründung des Reichsverbandes, der Partei ein Mehr von dreihunderttausend Stimmen brachte. So kam es, daß die Jungliberalen in ihren Kämpfen, sei es mit der Reichstags-, sei es mit der Landtagsfraktion, niemals allein standen, daß es sich niemals in diesen vierzehn Jahren um einen Kampf zwischen Alt und Jung handelte, sondern daß stets die Jungen mit einem Teil der Alten auf derselben Seite waren.

Das soll nach dem Willen der Mehrheit des Zentralvorstandes nun anders werden. Der Verlauf des Delegiertentages wird lehren, ob die Partei dies lebensgefährliche Experiment wagen, und wenn sie es wagt, ob sie es überdauern wird.

Für das Erbrecht des Reiches

Von Justizrat Bamberger-Aschersleben

8. Die Vorlage von 1908*)

Nicht nur bei den überzeugten Anhängern des Reichserbrechts herrscht die Ansicht, man werde zur Erhöhung der Einnahmen des Reiches in Kürze auf die Reform des Erbrechts zurückgreifen. Ist das richtig — und verschiedene Anzeichen sprechen dafür —, so liegt es nahe, die Vorlage vom 3. November 1908 zugrunde zu legen. Nun war es sicher erfreulich, daß die Regierung sich entschloß, das bedeutsame Reformwerk in Angriff zu nehmen und das testamentslose Erbrecht zugunsten der Gesamtheit einzuschränken. Doch gibt die Durchführung des Gedankens zu ernsten Bedenken Anlaß, und die Besorgnis, der finanzielle Erfolg der Maßregel könne nur mäßig sein, ist nicht grundlos.

Der Entwurf sieht ein Erbrecht des Staates, nicht des Reiches vor. Dabei handelt es sich zwar nur um einen Namen, aber um keinen leeren Namen. Wenn der Reformgedanke in verhältnismäßig kurzer Zeit allgemeine Zustimmung gefunden hat, so geschah dies vorzugsweise im Hinblick auf das erwartete Reichserbrecht. Für ein solches waren und sind Sympathien vorhanden. Der Reichsgedanke hat seinen alten Zauber nicht verloren. Auf die werbende, die erzieherische Kraft des Reichserbrechts ließen sich auch nach der materiellen Seite hin die besten Hoffnungen gründen. Ich bin davon überzeugt. Ist die Reform erst einmal verwirklicht und zeigt es sich, wie hier und dort, in der Nähe und Ferne, der Reichskasse Erbschaften zufallen, wie die gemeinsame Kasse sich zum gemeinsamen Besten füllt, ohne daß der einzelne aus eigenen Mitteln dazu beizutragen braucht, so wird die Maßregel als wohltätig und erfreulich empfunden werden, und mancher, der keine nahen Angehörigen besitzt, wird den Gedanken willkommen heißen: mein Erbe ist das Vaterland. Berechtigter Stolz und natürliche Eitelkeit werden zusammenwirken, um vaterländische Gesinnung zu stärken und für den Todesfall zu einem Opfer zu führen, das doch mit keinen Kosten verbunden ist. Bei solchen Erwägungen denkt aber niemand an Preußen oder Lippe, man denkt ans Deutsche Reich. So wird das Reichserbrecht je länger, je mehr volkstümlich werden, ein Landes-

*) Vgl. dazu die das gleiche Thema behandelnden Aufsätze desselben Verfassers in den Grenzboten 1910 Nr. 41 bis 44, 1911 Nr. 6 und 24, 1912 Nr. 8.

In einigen Wochen werden diese Aufsätze gesammelt und ergänzt im Verlag der Grenzboten als Broschüre erscheinen.

erbrecht nie. Aber auch rein sachlich ist die Bezeichnung Reichserbrecht zutreffend, weil 75 Prozent von den Einkünften dem Reiche und 25 Prozent den Bundesstaaten zufallen sollen. Wenn Dr. Sydow in der Sitzung des Reichstages vom 19. November 1908 äußerte, der Landesfiskus sei deshalb als Erbe vorgesehen, weil die Regelung der Nachlässe durch die Landesbehörden erfolgen müsse, so ist der Grund nicht stichhaltig. Die staatliche Einkommensteuer wird durch die Gemeinde eingezogen, ohne daß man sie deswegen als Gemeindeeinkommensteuer bezeichnet.

Auch dafür fehlen innere Gründe, den Bundesstaaten 25 Prozent vom Ertrage zuzuweisen. Das Reich hat nichts zu verschenken, und im Jahre 1912 weniger denn je. Daß man ein solches Geschenk auch nicht mit den Kosten der Verwaltung rechtfertigen kann, liegt auf der Hand. Ohnehin muß bei der Ermittlung des Nachlasses der Schwerpunkt in die Gemeinde verlegt werden, der dafür eine anteilige Vergütung gebührt. Der Reichskasse noch mehr von ihren schmalen Einkünften zu entziehen, läßt sich angesichts der Schuld der fünf Milliarden nach meinem Empfinden nicht verantworten. In erster Linie ist der finanzielle Erfolg der Maßregel aber davon abhängig, an welcher Stelle die Grenze für das Verwandtenerbrecht gezogen wird. Wiederholt möchte ich empfehlen, die Grenze hinter den Geschwistern des Verstorbenen zu errichten, so daß diese noch ohne Testament, die übrigen Seitenverwandten dagegen nur auf Grund testamentarischer Einsetzung erben. Daß diesen damit kein Unrecht geschieht, ist oft erörtert. Steht es doch in dem freien Willen des Erblassers, seinen Verwandten zuzuwenden, was ihm gut scheint. Die Ausnahmefälle, in denen wegen jugendlichen Alters oder Geistesschwäche ein Testament nicht errichtet werden kann, dürfen die Regel nicht bestimmen. Wird hingegen das Reichserbrecht weiter eingeschränkt, so muß nicht allein das wirtschaftliche Ergebnis der Reform hinter allen Erwartungen zurückbleiben, sondern das Unrecht der lachenden Erben besteht im Wesentlichen unverändert fort und die Reform verfehlt ihr eigentliches Ziel. Der Vorschlag geht auch keineswegs zu weit. Das ergibt sich schon aus dem äußeren Umstande, daß sich sonst hervorragende Staatsmänner und hervorragende Militärs von entschieden konservativer Gesinnung nicht dafür erklären würden, wie denn auch der maßvolle Gustav von Schmoller im Anschluß an John Stuart Mill die Beseitigung des Erbrechts der Seitenverwandten schlechthin als einen berechtigten Gedanken bezeichnet. — Im einzelnen gibt der § 8 des Entwurfs zu schweren Bedenken Anlaß. Behufs Milderung etwaiger Härten sollen die Nachkommen der Großeltern des Verstorbenen Haushaltungsgegenstände und Sachen des persönlichen Gebrauchs für die Hälfte ihres Wertes verlangen dürfen. Dabei ist nach der Begründung an einzelne Stücke von geringer Bedeutung gedacht, die für die Familie von Interesse sein könnten. In ihrer allgemeinen Fassung erstreckt sich die Bestimmung aber auf die ganze Wirtschaft und auf Kostbarkeiten von hohem Wert, in vielen Fällen also auf den gesamten

Nachlaß. Bei diesen Erbschaften würde mithin der Reichskasse die volle Hälfte des Nachlasses entzogen, indem die nicht mehr erbberechtigten Verwandten in veränderter Form doch wieder ein Erbrecht auf die Hälfte erhielten. Und sollte es sich bestätigen, was Schwarzseher behaupten, daß die Erbrechtsreform überhaupt nur die kleinen Erbschaften erfasse, weil über die großen testamentarisch verfügt werde, so hätte die Bestimmung zur Folge, daß die Hälfte aller Einkünfte aus der Reform den lachenden Erben zufiele! Dies entspricht gewiß nicht dem Zweck des Gesetzes. Es wird sich deswegen empfehlen, den Satz zu streichen. Dasselbe gilt entsprechend für die Bestimmung, auch alle übrigen beweglichen Sachen und Grundstücke, die „in ihrem wesentlichen Bestande" von einem Großvater oder einer Großmutter herrühren, seien den Abkömmlingen dieser Personen auf Antrag käuflich zu überlassen. Eine schleunige Regelung des Nachlasses wird dadurch in allen Erbfällen unmöglich gemacht; dem Erbschaftsamt aber erwachsen beträchtliche Mehrkosten und Mehrarbeit. Nach meinem Ermessen sollte nur für Neffen und Nichten des Erblassers im Interesse der Landwirtschaft ein Vorrecht auf den Erwerb von landwirtschaftlichen Grundstücken zu 90 Prozent ihres Wertes festgesetzt, von weiteren Vorrechten aber abgesehen werden. — Der Entwurf schlägt ferner vor, den Erwerb des Fiskus, der bei formeller Nichtigkeit eines Testaments eintritt, ganz oder teilweise den eingesetzten Erben zuzuwenden. So wohlwollend und gerecht die Vorschrift in Hinsicht auf die eingesetzten Erben erscheint, so würde sie doch zum Nachteil der Reichskasse ein privilegium odiosum schaffen, dem man schwerlich das Wort reden kann. — Die Verwaltung und Verwertung der Nachlässe soll nach meinen Vorschlägen den Gemeinden gegen Vergütung übertragen werden können. Es fehlt jedoch eine Vorschrift, wonach die Ortsbehörde der Sterbegemeinde in jedem Fall ohne Verzug ein amtliches Verzeichnis des Nachlasses aufzunehmen und nötigenfalls den Nachlaß sicher zu stellen hat. Anderseits dürfte es sich empfehlen, der Reichskasse wie jedem Privatmann die Befugnis zu gewähren, die Erbschaft auszuschlagen. Die Ansprüche etwaiger Gläubiger werden dabei durch das Recht gewahrt, die Eröffnung des Nachlaßkonkurses zu beantragen. — Im übrigen ist anzuerkennen, daß der Entwurf das schwierige Problem gründlich behandelt und zweckmäßig gelöst hat. Besonders gelungen scheint mir die Regelung, daß beim Vorhandensein von Großeltern diese als Vorerben zu behandeln sind und die Staatskasse als Nacherbe. Da aber seltsamerweise gerade dieser Punkt in der Kommission Anlaß zu vielen Meinungsverschiedenheiten gegeben hat, so ist es vielleicht gerade im höheren Interesse, auf eine Änderung des bestehenden Rechtes nach der Richtung zu verzichten, zumal Erbfälle an Großeltern verhältnismäßig selten vorkommen.

Man darf das Vertrauen hegen, daß die entstandenen Bedenken bei erneuter Prüfung der nun vier Jahre zurückliegenden Vorlage Beachtung finden zum Besten eines Gesetzgebungswerkes, dessen hohe ideale und materielle Bedeutung allgemeine Anerkennung gefunden hat.

Förderung des Handwerks auf Kosten der Industrie?

Von Regierungsrat a. D. Dr. Schweighoffer-Berlin

In der Reichstagssitzung vom 5. März d. J. erklärte der Herr Staatssekretär des Innern seine Bereitwilligkeit, mit den verbündeten Regierungen in eine Erörterung darüber einzutreten, inwieweit die Industrie durch Ortsstatut zu verpflichten sei, zu den Kosten der Lehrlingsausbildung bei den Handwerkerorganisationen beizutragen. Mit dieser Erklärung ist der Herr Staatssekretär den Bestrebungen der Mehrheitsparteien des Reichstages in weitgehender Weise entgegengekommen, da — wie die kürzlich vom Zentralverbande Deutscher Industrieller herausgegebene Zusammenstellung der im Reichstage eingebrachten Initiativanträge erkennen läßt — von fast allen Fraktionen Anträge gestellt worden sind, die mehr oder weniger darauf abzielen, der Industrie ganz allgemein die Kosten der Handwerkerausbildung aufzubürden.

Die Industrie hat somit begründeten Anlaß, zu der ihr zugedachten neuen Belastung Stellung zu nehmen, und wird mit Recht die Forderung erheben dürfen, daß bei einer Entscheidung der vielerörterten Streitfrage „Fabrik oder Handwerk" die industriellen Interessen in gleicher Weise gewahrt werden wie die Interessen des Handwerks. Es ist bekannt, daß die Frage der Abgrenzung von Fabrik und Handwerk im Laufe der letzten Jahre wiederholt zu weitläufigen und verwickelten Streitigkeiten geführt hat und der Gegenstand zahlreicher Abhandlungen und Denkschriften gewesen ist. Die Hauptursache der entstandenen Kontroverse liegt ohne Zweifel in der Fassung der Novelle zur Gewerbeordnung vom 26. Juli 1897 — der sogenannten Handwerkernovelle —, deren unklare und unbestimmte Vorschriften in bezug auf „Handwerk" und „fabrikmäßigen" Gewerbebetrieb bereits bei der Beratung des Gesetzentwurfes von Kennern der Verhältnisse als verhängnisvoll bezeichnet worden sind. Eine besondere Verschärfung wurde indessen in die Streitfrage dadurch hineingetragen, daß die Bestimmungen des Handelsgesetzbuches für das Deutsche Reich in der Fassung vom 10. Mai 1897 für die Anwendung der Begriffe „Handwerk",

„Handelsgewerbe" und „Kaufmann" durchaus abweichende Anhaltspunkte gaben, während die von den zuständigen Behörden und vom Reichsgericht ergangenen Entscheidungen für die Begriffe „Fabrik" und „Handwerk" wiederum eine Reihe neuer Merkmale aufstellten. Es ist hierdurch die Komplikation und Verdunkelung einer an sich zweifelsfreien Sachlage stark beeinflußt worden, und es erscheint daher angebracht, diese drei in einander greifenden Momente zunächst im einzelnen einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

I.

Die treibenden Momente in der Streitfrage „Fabrik und Handwerk"

1. „Fabrik und Handwerk" in der Gewerbeordnung

Infolge der völligen Gewerbefreiheit, die die Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 gegen den Willen und gegen die Wünsche der überwiegenden Mehrheit des Handwerks einführte, erhob sich in Handwerkskreisen eine an Kraft und Nachhaltigkeit ständig zunehmende Bewegung, die trotz des anfänglichen Widerstrebens der Regierung zwar langsam, aber allmählich den gewünschten Erfolg hatte, zumal sich ihrer das Zentrum und die Konservativen sehr nachdrücklich im Reichstage annahmen. Die Forderungen des Handwerks gingen einerseits auf die Wiedereinführung des Befähigungsnachweises für Meister und Gesellen, andrerseits auf Einrichtung von Zwangsinnungen und Handwerkskammern und auf die Regelung des Lehrlingswesens. Schritt für Schritt sind diese Forderungen durchgesetzt worden durch die Novellen zur Gewerbeordnung vom 7. Juli 1877 und vom 8. Dezember 1884, durch welche die Ausbildung des Handwerkernachwuchses gesetzlich geregelt wurde, durch die Novellen vom 26. April 1886 und vom 6. Juli 1887, welche die Rechte der Innungen erweiterten, durch die große Gewerbeordnungsnovelle vom 26. Juli 1897 (sogenanntes Handwerkerorganisationsgesetz), welche die Zwangsinnungen und Handwerkskammern schuf, und endlich durch das Gesetz vom 30. Mai 1908, das den Handwerkern die so heiß begehrte Wiedereinführung des Befähigungsnachweises brachte und damit wohl den Abschluß der eigentlichen Handwerkergesetzgebung gebildet haben dürfte.

Durch die beiden letzterwähnten Gesetze ist die Kontroverse „Fabrik und Handwerk" besonders aktuell und für die Industrie von steigender Bedeutung geworden, nachdem der Keim zu dem Problem der Abgrenzung zwischen Handwerks- und Fabrikbetrieben schon seit langer Zeit bestanden hatte. Bei vielfachen Gelegenheiten hatten sich Bestrebungen bemerkbar gemacht, die Gesetzgebung zugunsten des Handwerks gegenüber der mächtigen Konkurrenz der Fabriken zu beeinflussen, mindestens aber eine deutliche Grenze zwischen beiden zu schaffen. Bereits im Jahre 1848 forderte eine Petition zahlreicher Handwerksmeister der Stadt Bonn von dem Minister von Camphausen unter anderem

eine Beschränkung des Gebrauches von Dampfmaschinen in Handwerksbetrieben. Im Jahre 1849 verlangte der von einhundertsechzehn Handwerksmeistern aus vierundzwanzig deutschen Einzelstaaten beschickte „Deutsche Handwerker- und Gewerbekongreß" die Überweisung aller Handwerksarbeit in einer Fabrik an die zünftigen Meister des Ortes, die Besteuerung der Fabriken zugunsten des Handwerks, sowie die Aufstellung einer Geschäftsgrenze für die Fabriken und den Handel mit Fabrikaten.

Auch auf der vom 17. bis 30. Januar 1849 in Berlin tagenden, von den beiden königlichen preußischen Ministern für Handel und Justiz einberufenen Handwerkerkonferenz bildete die Stellungnahme der verschiedenen Gewerbe zu einander und zu den Fabriken einen wesentlichen Punkt der Beratung, und die Bestimmung der preußischen Gewerbeordnung vom 9. Februar 1849 trug diesen Forderungen insoweit Rechnung, als den Fabrikinhabern die Beschäftigung von Handwerksgesellen nur dann gestattet wurde, wenn sie ihrer zur unmittelbaren Erzeugung und Fertigstellung der Fabrikate bedurften.

In der gleichen Richtung lag später auch das Verlangen des Anfangs der siebziger Jahre gegründeten Vereins selbständiger Handwerker und Fabrikanten: „Trennung des Fabrikgesetzes von der eigentlichen Gewerbeordnung sowie Ausarbeitung einer eigenen Fabrikgesetzgebung", und die Verhandlungen des Reichstages haben vom Jahre 1873 ab den Mitgliedern des Hauses oft Gelegenheit gegeben, auf den Gegensatz zwischen Fabrikbetrieb und Handwerk hinzuweisen oder ihn zum Ausgangspunkt ihrer Forderungen zu machen. Bezeichnend ist, daß hierbei in fast allen Fällen und ebenso von allen Seiten der Begriff „Handwerk" unverkennbar mit „Kleinbetrieb" identifiziert wurde, dem als Gegensatz der „Großbetrieb", die „Großindustrie", die „Fabrik" gegenübergestellt wurde. Schon die Begründung zu dem dem Reichstage am 11. März 1881 vorgelegten Gesetzentwurfe, der zur Verabschiedung des Gesetzes vom 18. Juli 1881 geführt hat, wie auch die nachfolgenden Beratungen bieten hierfür eine Fülle von Belegen; ebenso die Materialien zu den späteren Gewerbenovellen von 1884, 1886 und 1887 und die darüber gepflogenen Reichstagsverhandlungen. Sehr treffende Beweise sind in dieser Hinsicht ferner durch die von der Leipziger Handelskammer für die Beratung des Deutschen Handelstages herausgegebene Denkschrift über „Abgrenzung der Handels- und Handwerks-(Gewerbe-)Organisationen oder Fabrik und Handwerk" erbracht worden.

Eine Definition der Begriffe „Handwerk" und „Fabrik" findet sich in keiner der vorerwähnten Gewerbegesetze; auch die Handwerkernovelle von 1897 läßt solche vermissen. An Bemühungen, sie zu schaffen, hat es im Reichstage zwar nicht gefehlt, aber sie sind sämtlich an der Schwierigkeit gescheitert, eine brauchbare Abgrenzung beider Begriffe, die fließend sind und sich stetig ändern, festzustellen. Mit einer gewissen Leichtigkeit hat sich der Entwurf der Novelle von 1897 über diese Schwierigkeit hinweggesetzt, indem in der Begründung zu § 100 (Zwangsinnungen) bemerkt ist: „Von einer Feststellung derjenigen

Gewerbe, welche zum ‚Handwerk' zu rechnen sind, sieht der Entwurf ab, weil eine erschöpfende Aufzählung angesichts der Vielgestaltigkeit der gewerblichen Verhältnisse nicht möglich ist. Ebensowenig erscheint es möglich, eine brauchbare gesetzliche Bestimmung für den Begriff ‚Handwerker' aufzustellen. Daß die Unterscheidung zwischen handwerksmäßigem und fabrikmäßigem Betriebe in der Praxis nicht so schwierig sein wird, wie bisher vielfach angenommen ist, erhellt mit genügender Sicherheit aus den mehrerwähnten Ergebnissen der amtlichen Erhebungen über die örtliche Verteilung des Handwerks."*) Gleicherweise wurde in der Kommissionsberatung des Handwerkergesetzes zu § 100 ff. von seiten der Regierungsvertreter u. a. erklärt: „Eine Begriffsbestimmung für die Fabrikbetriebe im Gesetze aufzustellen, sei unmöglich. Entscheidend hierfür seien die Verhältnisse des Einzelfalls. Die hier in Betracht kommenden Merkmale des Fabrikbetriebes stünden aber im großen und ganzen nach der Rechtsprechung des Reichsgerichts ziemlich fest."**)

Die Erfahrung hat leider bald gelehrt, wie sehr sich die Regierungsvertreter hierbei in ihren Voraussetzungen getäuscht haben. Um so bemerkenswerter ist es, daß im Laufe der Verhandlungen im Plenum des Reichstages von verschiedenen Abgeordneten auf das nachdrücklichste darauf hingewiesen wurde, daß die begriffliche Fassung der Gesetzesbestimmungen zu ungewiß sei und unvermeidlich zu großem Ärger und zu Streitigkeiten führen müsse***). In voller Schärfe sah der Abgeordnete Richter dieses Ergebnis voraus und führte in bezug hierauf in der Reichstagssitzung vom 24. Mai 1897 folgendes aus: „Weiter, m. H., kommen die Handwerker in Betracht, welche sich in fabrikmäßigen Betrieben befinden. ... Also es würden z. B. Tischler, die in großen Mühlen arbeiten oder für einen Fabrikunternehmer die zur Verpackung der Waren erforderlichen Kisten herstellen, Stellmacher, Böttcher, Klempner, welche Blechdosen für die Erzeugnisse einer chemischen Fabrik herstellen, die zahlreichen in jeder Maschinenfabrik beschäftigten Schlosser zur Zwangsinnung herangezogen werden können, soweit sie Gesellen oder Lehrlinge halten. Solche Handwerksbetriebe sind als integrierende Bestandteile der arbeitgebenden Fabrikbetriebe zu betrachten und müssen deshalb von der Innungsmitgliedschaft befreit werden." Der gleiche Abgeordnete betonte in der Sitzung vom 23. Juni 1897, wie überaus zweifelhaft es sei, welche Handwerker zu den der Innung zuzurechnenden Gewerben gehören sollten, und wie schwierig die Grenzlinie zu ziehen sei, wo der Fabrikbetrieb anfange und das Handwerk aufhöre†). In ähnlicher Weise suchte auch der Abgeordnete Gamp bei der Beratung des § 94c eine Grenzlinie

*) Reichstagsverhandlungen der IX. Legislaturperiode, IV. Session (1895/1897, Aktenstück 713, Anlageband 6, S. 37, 92).

**) A. a. O., Bericht der VIII. Kommission, Aktenstück 819, Anlageband 7, S. 42, 56, 57.

***) So die Abgeordneten Schneider, Pachnicke, Richter u. a. m., Reichstagsverhandlungen 1895/97, S. 5405/6, 5423/4, 6062/3, 6093, 6191 u. a. a. O.

†) A. a. O., S. 6191.

zu ziehen, indem er ausführte: „Weder in der Kommission noch in den Kreisen der verbündeten Regierungen hat eine Meinungsverschiedenheit darüber bestanden, daß die von dem § 94c den Innungen eingeräumte Befugnis, die Betriebe der Innungsmitglieder revidieren zu können, sich nicht bezieht auf diejenigen Betriebe, die dem industriellen und landwirtschaftlichen Betriebe angehören. ... Es ist von keiner Seite beabsichtigt, den Innungen das Recht einzuräumen, auch die Betriebsstätten der Industrie und der Landwirtschaft einer Revision zu unterziehen, in denen Handwerker arbeiten, welche von der Industrie und Landwirtschaft beschäftigt werden. Um das klarer zum Ausdruck zu bringen, haben wir den Antrag auf Nr. 912 (— der angenommen wurde —) gestellt*)."

Trotz dieser vorgetragenen Bedenken setzten sich sowohl die Regierung wie die Mehrheit der Reichstagsabgeordneten über die nicht zu leugnende Unklarheit hinweg und zwar deshalb, weil, wie aus den Materialien zur Handwerkernovelle von 1897, den Verhandlungen, Kommissionsberatungen und endlich aus den verschiedenen Bestimmungen dieses Gesetzes selbst mit unzweifelhafter Deutlichkeit zu ersehen ist, allgemein „Handwerksstand" und „Kleingewerbe" als gleichbedeutend, dagegen „Handwerker" und „Angehörige der Großindustrie", „Handwerk" und „Großgewerbe" oder „Großbetrieb" als Gegensätze betrachtet und angesehen wurden.

Besonders geht dieses auch aus der Bestimmung des § 129, Absatz 4, hervor, der von der Befugnis zur Ausbildung von Lehrlingen in einem Handwerksbetriebe und auch in einem dem Gewerbe angehörigen Großbetriebe handelt. Die scharfe Gegenüberstellung von „Handwerksbetrieb" und „Großbetrieb" gerade an dieser Stelle läßt keine andere Deutung zu, als daß das Gesetz das Handwerk zu den kleingewerblichen Betrieben rechnen will. Dieser Auffassung, die allein der Tendenz des Gesetzes entspricht, schließen sich denn auch die Kommentatoren der Gewerbeordnung, Landmann, Nelke u. a. an, und das gleiche ergibt sich aus den Erlassen des preußischen Handelsministers vom 16. Januar und 12. August 1902, nach welchen die in den §§ 129 bis 132a getroffenen besonderen Bestimmungen für Handwerker keine Anwendung auf „Fabrikarbeiter" finden sollen. Steht demnach für einen Betrieb fest, daß auf ihn die §§ 134 ff., die für die Verhältnisse der Fabrikarbeiter gelten, anzuwenden sind, so folgt daraus, daß dieser Betrieb auch in bezug auf die Bestimmungen über die Zwangsinnungen und Handwerkskammern nicht als ein handwerksmäßiger anzusehen ist.

Für die Streitfrage „Fabrik oder Handwerk" kommen von dem Inhalte der mehrerwähnten Gesetze von 1897 und 1908 in erster Linie in Betracht die Bestimmungen über die Zwangsinnungen (§ 100 u. f.), über die Handwerkskammern (§ 103 u. f.) und über das Lehrlingswesen (§ 129 u. f.). Die Aufgaben und Rechte der Zwangsinnungen, zu denen nur die selbständigen, ein stehendes Gewerbe betreibenden Handwerker gehören, sind kurz folgende:

*) A. a. O., S. 6187.

Pflege des Gemeingeistes sowie Aufrechterhaltung und Stärkung der Standesehre; Förderung eines gedeihlichen Verhältnisses zwischen Meistern und Gesellen, insbesondere durch Errichtung von Innungsämtern, Innungsarbeitsnachweisen usw.; Bildung von Schiedsgerichten zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Innungsmitgliedern einerseits und Gesellen, ungelernten Arbeitern, Handlungsgehilfen und Betriebsbeamten anderseits; die Einrichtung und Leitung von Fortbildungs- oder Fachschulen und Anregung von Veranstaltungen zur Förderung der gemeinsamen gewerklichen Interessen der Innungsmitglieder; der Erlaß von Vorschriften zur näheren Regelung des Lehrlingswesens, falls dies nicht bereits durch die Handwerkskammer geschehen ist, wie z. B. über die Höchstzahl der zu haltenden Lehrlinge und über die Notwendigkeit des Abschlusses von Lehrlingsverträgen vor der Innung; die Verpflichtung, einen Gesellen- und Prüfungsausschuß einzurichten; die Erhebung von Beiträgen und Gebühren; der Erlaß von Ordnungsstrafen gegen die Mitglieder und endlich die Beaufsichtigung der Handwerksbetriebe durch Beauftragte dahin, ob die gesetzlichen oder statutarischen Vorschriften beachtet werden.

Die Handwerkskammern sollen der Vertretung der Interessen des Handwerks eines bestimmten Bezirks dienen. Ihrer Zuständigkeit sind die Fabrikbetriebe entzogen, so daß hinwiederum Fabrikanten, die Mitglieder einer freien Innung sind, nicht in die Handwerkskammern gewählt werden dürfen. Außer der Vertretung des Handwerks und der Vermittlung zwischen diesem und den Behörden haben die Handwerkskammern folgende Rechte und Aufgaben:

Die nähere Regelung des Lehrlingswesens: Festsetzung der Bestimmungen über Form und Inhalt der Lehrverträge, Festsetzung der Höchstzahl der zu haltenden Lehrlinge und der Dauer der Lehrzeit, Überwachung der Durchführung der für das Lehrlingswesen getroffenen Vorschriften durch Beauftragte und Einrichtung eines Gesellenausschusses, der vor allem bei dem Erlaß von Vorschriften über die Regelung des Lehrlingswesens mitzuwirken hat; die Bildung von Prüfungsausschüssen zur Abnahme der Gesellenprüfung und von Ausschüssen zur Entscheidung über die Beanstandung von Beschlüssen der Prüfungsausschüsse; die Befugnis, Veranstaltungen zur Förderung der Ausbildung der Meister, Gesellen und Lehrlinge zu treffen, also zur Einrichtung von Meister- und Gesellenkursen, zur Einrichtung von Auskunftsstellen; Bildung von Unterstützungsgenossenschaften; das Recht zur Einrichtung und Unterstützung von Fachschulen, zur Erhebung von Beiträgen durch die Gemeinden, falls nicht größeren Kommunalverbänden die Kosten auferlegt sind, wie dies z. B. in Hamburg, Bayern und anderweit geschehen ist, zur Erhebung von Gebühren für die Benutzung der Einrichtungen der Kammern und zum Erlaß von Ordnungsstrafen für Zuwiderhandlungen gegen die von der Kammer erlassenen Vorschriften.

Das Lehrlingswesen ist im Titel VII der Gewerbeordnung, der die Vorschriften für gewerbliche Arbeiter überhaupt umfaßt, gesetzlich geregelt. Die Bestimmungen für die zum Handwerk gehörigen Lehrlinge sind dortselbst in den

§§ 129 bis 132a getroffen. Diese Bestimmungen sind geschaffen durch das Gesetz vom 30. Mai 1908 und bilden, wie bereits eingangs erwähnt wurde, den Abschluß der Handwerkergesetzgebung. Da gerade auch diese Vorschriften mehrfach zu Streitigkeiten Anlaß gegeben haben, so darf ihre Entstehungsgeschichte hier kurz gestreift werden.

In der Begründung zum Entwurfe dieses Gesetzes heißt es zu §§ 129 bis 133: „Wie sich § 129 nach seiner Überschrift und seinen Eingangsworten gleich den nächstfolgenden Paragraphen ausschließlich auf die Verhältnisse im Handwerke bezieht, so wird auch der gegenwärtige Entwurf die nach den verschiedensten Richtungen hin anders gestalteten Verhältnisse in den Fabrikbetrieben unberührt lassen. Die Anleitungsbefugnis derjenigen Personen, welche ihre Ausbildung in Fabriken genossen haben, kommt daher hier überhaupt nur für den Fall ihres späteren Übertritts zu einer handwerksmäßigen Tätigkeit in Betracht“*). In der XXV. Kommission zur Vorberatung des vorbezeichneten Gesetzentwurfes war nun beantragt worden, in § 129, Abs. 1, statt „in Handwerksbetrieben“ zu setzen „in Betrieben, welche Handwerkslehrlinge ausbilden“. Es wurde geltend gemacht, daß es sich hier um die wichtige Frage der Unterscheidung von Fabrik und Handwerk handele. Wenn also die Regierungsvorlage die neuen Vorschriften für die Anleitung von Lehrlingen auf Handwerksbetriebe beschränke, so bestehe die Gefahr, daß man alle größeren Handwerksbetriebe als Fabrikbetriebe auffassen und von den speziell für das Handwerk erlassenen Vorschriften über das Lehrlingswesen ausnehmen werde. Hierdurch werde aber der Geltungsbereich des Gesetzes allzu sehr eingeschränkt. Gerade in den Fabriken sei die Lehrlingsausbildung sehr wichtig, da hier der Lehrling keine Gewähr für eine tüchtige fachliche Ausbildung habe.

Demgegenüber wurde von einem Regierungsvertreter betont, daß die Novelle in Übereinstimmung mit den bei der Beratung der Gewerbeordnungsnovelle vom 7. Januar 1907 seitens des damaligen Staatssekretärs des Innern abgegebenen Erklärungen sich ausdrücklich auf die Regelung der Verhältnisse im Handwerk beschränke, wie dies übrigens für die §§ 129 bis 132a der Gewerbeordnung schon durch deren Stellung im System der Gewerbeordnung gekennzeichnet sei. Der Abschnitt III (Lehrlingsverhältnisse) zerfalle erstens in den die §§ 126 bis 128 umfassenden Unterabschnitt A. Allgemeine Bestimmungen, welche neben dem Handwerk auf den fabrikmäßigen Gewerbebetrieb und die nicht zum Handwerk gehörigen Gewerbe Anwendung zu finden hätten, und zweitens in den die §§ 129 bis 132a umfassenden Unterabschnitt B, welcher nur für diejenigen Personen gelte, welche ein Gewerbe handwerksmäßig betreiben. Auch die vorliegende Novelle wolle und könne die Lehrlingshaltung in Fabriken nicht regeln.

Nachdem auf Grund dieser Ausführungen noch von verschiedenen Seiten für und wider die Ausdehnung des § 129 auf Fabrikbetriebe Stellung genommen

*) 12. Legislaturperiode, I. Session 1907.

worden war, erklärten die Regierungsvertreter wiederholt und nachdrücklichst, daß die verbündeten Regierungen einem solchen Eingriff in die Verhältnisse der Fabriken und ihrer Lehrlingsausbildung, wie er von einzelnen Parteien erstrebt werde, wohl kaum ihre Zustimmung erteilen würden. Es führe zu Inkonsequenzen, wenn die Lehrlingsausbildung in den Fabrikwerkstätten diesen lediglich für das Handwerk berechneten Vorschriften unterstellt würde, während die Fabriken den übrigen, für das Handwerk erlassenen Vorschriften der Gewerbeordnung ausdrücklich entzogen seien. Bei der Abfassung und der Vertretung der sogenannten Handwerkernovelle von 1897 sei von seiten der verbündeten Regierungen mehrfach darauf hingewiesen worden, daß man eine Ausdehnung der für das Handwerk erlassenen besonderen Bestimmungen auf die Fabriken auf keinen Fall zugeben könne; in dieser Stellung der verbündeten Regierungen habe sich seither nichts geändert. Es wurde daraufhin unter Ablehnung entgegenstehender Anträge die Regierungsvorlage angenommen*). Aus diesen Vorgängen ergibt sich sonach, wie auch erst kürzlich in einem Erkenntnis des Oberlandesgerichts Köln**) zum Ausdruck gebracht worden ist, zweifelsfrei, daß der Gesetzgeber die Bestimmung des § 129 der G. O. auf Handwerksbetriebe beschränkt und auf Fabrikbetriebe nicht ausgedehnt wissen wollte. Wenn daher in anderen Streitfällen die Oberlandesgerichte zu Breslau und Naumburg im entgegengesetzten Sinne entschieden haben, so haben sie sich dadurch in offensichtlichen Widerspruch zu den Bestimmungen der §§ 129 u. f. gesetzt und die bereits vorhandene Verwirrung noch vermehrt.

2. „Fabrik und Handwerk" im Handelsgesetzbuch für das Deutsche Reich

Es ist bereits eingangs erwähnt worden, daß durch die Bestimmungen des Handelsgesetzbuches für das Deutsche Reich die Streitfrage „Fabrik oder Handwerk" besonders kompliziert wurde und beeinflußt worden ist. Wie die Gewerbeordnung, so gibt auch das Handelsgesetzbuch vom 10. Mai 1897 eine Erläuterung des Begriffes „Handwerk" nicht. Es geht nach unbestrittener Ansicht in Theorie und Praxis von dem bewußten Gegensatze des Handwerks als Kleingewerbe zum Großbetriebe als Großgewerbe aus***) und bestimmt, daß derjenige Kaufmann, der zugleich Handwerker ist, nicht verpflichtet ist, Handelsbücher zu führen und seine Firma in das Handelsregister eintragen zu lassen. Es schafft mit dieser gesetzlichen Bestimmung zwei Arten von Kaufleuten, die Vollkaufleute und die sogenannten Minderkaufleute, und legt damit — ganz unabhängig von der Reichsgewerbeordnung — dem erkennenden Registerrichter die Verpflichtung auf, eine Entscheidung darüber zu fällen, ob jemand Handwerker ist oder nicht. Gegen die Entscheidung des Registerrichters ist die Beschwerde an das Land-

*) XII. Legislaturperiode, I. Session, 1907, Nr. 350 der Drucksachen, Band 241 S. 1967.
**) Urteil vom 1. Dezember 1911.
***) Motive zum neuen Handelsgesetzbuch zu § 4, S. 15 und 16.

gericht und Oberlandesgericht bzw. das Kammergericht und in Einzelfällen sogar an das Reichsgericht gegeben. Für die Frage, ob jemand Handwerker ist, ist die Tatsache, daß er außerdem Handel betreibt, bedeutungslos. Es fragt sich nur, ob dieser Handel noch innerhalb der Grenzen des Handwerksbetriebs liegt, oder ob er diese Grenzen überschreitet*). Eine solche Überschreitung wird z. B. vom Reichsgericht angenommen, wenn der Gegenstand des Handelsbetriebes nichts mit dem Handwerk zu tun hat, oder wenn die Art des Handelsbetriebes und seine Einrichtung von dem Handwerksbetriebe auch räumlich getrennt ist; endlich auch, wenn diese beiden Fälle zwar nicht vorliegen, aber der Handel nicht neben dem Handwerke besteht, sondern die Rolle des Handels die wirtschaftliche Haupttätigkeit spielt.

Die nach diesen Gesichtspunkten vom Richter zu treffende Entscheidung ist von der größten Bedeutung im Hinblick auf die Bestimmungen der partikularen Handelskammergesetze. Das preußische Handelskammergesetz vom 19. August 1897 bestimmt in § 3, daß zur Handelskammer diejenigen Kaufleute gehören, welche in das Handelsregister eingetragen sind. Früher nahm man in Preußen auf Grund dieser Bestimmung an, daß die Eintragung im Handelsregister allein genüge, um die Mitgliedschaft zur Handelskammer nachzuweisen. Das Oberverwaltungsgericht hat jedoch entschieden, daß die Zugehörigkeit zur Handelskammer von dem ferneren Nachweise bedingt ist, daß der im Handelsregister Eingetragene auch wirklich Kaufmann und nicht Handwerker ist. Es geht also dabei von dem Grundsatze aus, daß auch Handwerker zufolge des § 2 H. G. B. registereintragungsfähig seien, ein Grundsatz, der mit Rücksicht auf § 4 H. G. B. früher allgemein bestritten wurde. Auf Grund dieser Oberverwaltungsgerichtsentscheidung sind demnach gegenwärtig zur Entscheidung über die Frage, ob ein Betrieb zum Handwerk zu rechnen ist oder nicht, auch die Handelskammer, die Bezirksausschüsse und das Oberverwaltungsgericht zuständig.

Ähnliche Bestimmungen, wie das preußische Handelskammergesetz, enthalten auch die entsprechenden Gesetze der meisten übrigen Bundesstaaten, so daß auch hier über diese Frage bestimmte Landesbehörden zu entscheiden haben. Eine besondere Regelung besteht nur im Königreich Sachsen, wo Handwerkern, die gleichzeitig Handel treiben, das Optionsrecht gegeben ist, d. h. sie können wählen, ob sie zur Handels- oder Gewerbe-Handwerkskammer gezählt werden wollen. Aber auch hierdurch ist der Streit in Sachsen nicht gelöst worden, denn es sind wiederholt von den Verwaltungsbehörden auf Grund der Bestimmungen der Gewerbeordnung Betriebe als zum Handwerk gehörig angesehen worden, die das sächsische Oberverwaltungsgericht als Fabriken betrachtet hat. Eigentümlich liegt ferner die Sache in den Hansestädten, in denen die Eigenschaft als Kaufmann den Gewerbebetreibenden zwar zur Mitgliedschaft in der Handelskammer berechtigt und Voraussetzung dieser Mitgliedschaft ist, aber diese Folge nicht von

*) R. G. Str. Band 21, Nr. 77.

selbst nach sich zieht. Indessen ist zu beachten, daß in den Hansestädten Lübeck und Bremen die Kompetenzen der Handelskammern nicht so umfassend sind wie in den anderen Bundesstaaten, insofern sich ihre Tätigkeit nur auf Handels- und Schiffahrtsinteressen erstreckt, und daß auch die ganze Frage für die Hansestädte weniger Bedeutung hat, weil deren Handelskammern aus staatlichen Mitteln erhalten werden.

3. „Fabrik und Handwerk" in den Entscheidungen des Reichsgerichts

Das Reichsgericht hat auf Grund der verschiedensten gesetzlichen Bestimmungen, vor allem der Strafbestimmungen der Konkursordnung und der Gewerbeordnung, Gelegenheit gehabt, zu der Frage, wann ein Betrieb als „Handwerk" und wann er als „Fabrik" anzusehen ist, Stellung zu nehmen. Es hat für diese Unterscheidung eine Anzahl Merkmale aufgestellt, die es im Laufe der Jahre, entsprechend den Änderungen des Wirtschaftslebens, zum Teil anders ausgestaltet hat. Nach seiner heutigen Rechtsprechung ist für den Begriff der „Fabrik" wesentlich, daß der Umfang der Herstellung und der Einrichtung der Fabrik eine gewisse Größe hat, daß die Produktion auf einem weitentwickelten System der Arbeitsteilung beruht, daß der Unternehmer sich in der Hauptsache auf die Leitung beschränkt und sich der Betrieb in Räumen, die vom Unternehmer bereit gestellt sind, vollzieht.

Nicht direkt ausschlaggebend, wenn auch für die Kennzeichnung des Betriebes immerhin von Wert, sind nach Ansicht des Reichsgerichts noch folgende Momente: die Zahl der Arbeiter, die Verwendung von Maschinen, der Umstand, daß entweder auf Bestellung oder Vorrat gearbeitet wird, und der Umfang des Absatzes. Diese Kriterien, auch die wesentlichen, brauchen indessen nicht alle zusammenzutreffen; es genügt, wenn mehrere entscheidende Merkmale vorliegen, um einen Betrieb als „Fabrik" zu kennzeichnen.

Diesen Standpunkt des Reichsgerichts wird man jedenfalls als einen zutreffenden anerkennen und aus ihm den Leitsatz ableiten können, daß alle genannten Unterscheidungsmerkmale sich aus der Art und dem Umfange des Betriebes heraus entwickeln lassen. Würde einheitlich nach diesen Grundsätzen verfahren, so wäre die Frage der Abgrenzung der Begriffe „Fabrik" und „Handwerk" nicht eine so brennende, ihr Umfang nicht so erheblich geworden. Da aber nach den vorstehenden Ausführungen die verschiedenartigsten Behörden über diese Frage zu entscheiden haben: die Verwaltungsbehörden der sämtlichen Bundesstaaten von der Polizei- und Stadtbehörde ab bis zur Ministerialinstanz, die Verwaltungsgerichtsbehörden, die Handelskammern, die Einzelrichter, Landgerichte, Oberlandesgerichte, das Kammergericht und endlich das Reichsgericht, und da ferner diese Behörden zum großen Teile gänzlich unabhängig voneinander sind, so ist es nicht verwunderlich, wenn auf demselben Gebiete die widersprechendsten Entscheidungen gefällt und der gleiche Betrieb von der einen Behörde als „Handwerk", von der anderen als „Fabrik" an-

gesprochen worden ist. Die natürliche Folge war, daß sich Unzufriedenheit auf beiden Seiten, im Handwerk sowohl wie in der Industrie, eingestellt hat, daß die Gegensätze immer schärfer und die Wünsche auf Abänderung dieses unhaltbaren Zustandes immer lauter und dringlicher geworden sind.

II.

Die Bestrebungen der Interessentenkreise

1. Die Bestrebungen der Handwerker

In der Reichstagssitzung vom 25. Mai 1897 wies gelegentlich der zweiten Beratung der großen Handwerkernovelle der Abgeordnete Richter darauf hin, daß die Regierung von dem Zustandekommen des Gesetzes Dank nicht zu erwarten habe, sondern daß das Gesetz erst die Etappe, die Handhabe zu weiterer Agitation sein und eine noch stärkere Unzufriedenheit als bisher sich bemerkbar machen werde. Diese Prophezeiung hat sich in vollstem Umfange erfüllt. Denn alsbald nach Erlaß des Gesetzes bemühten sich die Handwerkerkreise eifrigst, im Gegensatze zu der aus der Gewerbeordnung und dem Handelsgesetzbuche in Verbindung mit der Rechtsprechung des Reichsgerichts sich ergebenden Auffassung der Begriffe „Fabrik" und „Handwerk" diesen eine Auslegung zu verschaffen, die es ermöglichte, unter das Handwerk auch viele große und Mittelbetriebe der Industrie und des Handels einzubeziehen. Diese Bestrebungen gingen vielfach offensichtlich darauf hinaus, die Organisation und Zuständigkeit der Zwangsinnungen und Handwerkskammern über das Handwerk hinaus auch auf das fabrikmäßige Großgewerbe auszudehnen.

Der Anstoß wurde von der Gewerbekammer zu Leipzig gegeben, die bereits im Jahre 1897 den Wunsch hatte, die Großbetriebe zu den den Handwerkern auferlegten Pflichten in bezug auf die Ausbildung der Lehrlinge heranzuziehen. Sie beantragte auf dem deutschen Gewerbekammertage zu Würzburg am 12. und 13. September 1898 eine Abänderung der Reichsgewerbeordnung dahin, daß die Großbetriebe, sofern sie sich mit der Herstellung handwerksmäßiger Arbeiten beschäftigten, den Zwangsinnungen unterstellt würden. Der Gewerbekammertag sah zwar von einem Beschlusse in dieser Richtung ab, da er den Antrag nicht für aussichtsvoll ansah. Er schlug jedoch einen anderen, das gleiche Ziel erstrebenden Weg ein, indem er beschloß, bei den Landesbehörden dahin vorstellig zu werden, daß derartige Groß- und Mittelbetriebe von dem eventuellen Zwange, den Innungen anzugehören, mitergriffen werden sollten. Mit diesem Beschlusse des Gewerbekammertages in Würzburg stimmt gleichlautend auch der von dem ersten deutschen Handwerks- und Gewerbekammertag zu Berlin im Jahre 1900 gefaßte überein, und von demselben Grundgedanken der Ausdehnung der Zuständigkeit der Handwerkerorganisationen sind in gleicher Weise die in den folgenden Jahren aus den Kreisen der Handwerker laut gewordenen Wünsche getragen. So beschloß der allgemeine deutsche Innungs-

und Handwerkertag im Jahre 1904, die Reichsregierung um den Erlaß gesetzlicher Bestimmungen dahin zu ersuchen, daß alle Großbetriebe, die handwerksmäßig vorgebildete Arbeiter beschäftigten, zu den Wohlfahrtseinrichtungen der Innungen und Handwerkskammern beitragspflichtig sein sollten. In außerordentlich charakteristischen Weise äußerte sich auf dem fünften deutschen Handwerks- und Gewerbekammertage zu Lübeck im Jahre 1904 der Reichstagsabgeordnete Euler mit folgenden Worten zu dieser Frage: „Es ist nötig, daß den Handwerkskammern ein gewisser Einfluß durch die Beauftragten gegeben wird in der Frage: was ist Fabrik, was ist Handwerk? Für uns Handwerker ist es klar, daß ein Handwerksbetrieb, auch wenn er mit hundert und mehr Arbeitern besetzt ist, immer ein Handwerksbetrieb bleibt. Ich habe die Überzeugung, man wird fünf, vielleicht zehn, vielleicht auch fünfzehn Jahre und noch länger nach der Grenze zwischen Fabrik und Handwerk suchen, sie aber selbst bei der besten Blendlaterne nicht finden. Zunächst will man sie nicht finden, wenigstens nicht im Interesse des Handwerks. Man findet sie aber leicht, wenn es gegen das Handwerk und für die Großindustrie, die Fabriken geht . . . Wir müssen also dahin streben, daß es hier in die Reichsgesetzgebung eingefügt wird, daß diese Betriebe, soweit sie handwerksmäßig ausbilden oder handwerksmäßig vorgebildete Arbeiter beschäftigen, zu den Innungen und Handwerkskammern beitragen müssen." Der Handwerks- und Gewerbekammertag zu Lübeck schloß sich dieser Forderung durch eine Resolution an, und dem gleichen Beispiele folgte im Jahre 1907 auch der zu Eisenach abgehaltene Handwerkstag, auf dem der nachfolgende Beschlußantrag angenommen wurde: „Das Handwerk muß sein tiefstes Bedauern darüber aussprechen, daß die Mehrzahl der deutschen Fabrikanten die Sorgen wie die Opfer für die Ausbildung ihres Arbeitermaterials dem um seine Existenz schwer ringenden Handwerk überläßt. Der Handwerkstag beschließt daher, mit allen Mitteln dahin zu wirken, daß auch die Großindustrie zu den Wohlfahrtseinrichtungen der Innungen und Handwerkskammern, soweit dieselben das Gesellen- und Lehrlingswesen betreffen, mit Beiträgen herangezogen und die Bestimmungen der Gewerbeordnung dahin abgerundet werden, daß jeder Gewerbebetrieb, ohne Rücksicht auf Umfang, die Zahl der Arbeiter, die maschinelle Einrichtung usw. Beiträge an die Innungen und Handwerkskammern zu leisten hat."

Diese Forderung, die industriellen Betriebe zu den Beitragskosten für die Zwangsinnungen und die Handwerkskammern heranzuziehen, ist seitdem immer nachdrücklicher verfolgt worden und hat im Reichstage die Unterstützung aller rechtsstehenden Parteien, der Nationalliberalen und auch des Zentrums gefunden, von denen diesbezügliche Initiativanträge bereits mehrfach gestellt worden sind. Aber auch in der Praxis ist den Wünschen im Wege der Auslegung und Handhabung der Gesetzesbestimmungen die Zuständigkeit der Handwerkerorganisationen über die Grenzen des Handwerkes hinaus auf Mittel- und Großbetriebe

auszudehnen, infolge der freundlichen Haltung der Regierung dem Handwerke gegenüber in ziemlich weitem Umfange Rechnung getragen worden. Die im Jahre 1904 von der Handelskammer zu Stolp herausgegebene Denkschrift: „Die Streitigkeiten über die Zugehörigkeit zu der Handelskammer" wie auch die bereits erwähnte Denkschrift der Leipziger Handelskammer über die Frage „Fabrik und Handwerk" geben eine umfangreiche Zusammenstellung der in dieser Richtung besonders markanten Fälle.

Überblickt man alle diese Wünsche und Vorschläge des Handwerks, auf die vorstehend Bezug genommen ist, so lassen sie sich, abgesehen von dem in der Literatur nur ganz vereinzelt auftretenden Gedanken, den Streit durch eine gesetzliche Definition der Begriffe „Fabrik" und „Handwerk" zu erledigen und zur Fabrik alle Betriebe zu zählen, die Massenartikel bei Arbeitsteilung durch Maschinenbetrieb auf Vorrat herstellen, im allgemeinen in zwei Kategorien einteilen. Der eine Teil der Handwerkerforderungen geht dahin, die Fabriken schlechthin zu den Handwerksorganisationen heranzuziehen und zwar dadurch, daß entweder ein jeder Gewerbebetrieb zu den Gesamtkosten der Innungen und der Handwerkskammern überhaupt beitragspflichtig gemacht wird oder daß nur derjenige Betrieb herangezogen wird, der sich mit der Herstellung handwerksmäßiger Arbeiten abgibt oder Arbeiter handwerksmäßig ausbildet und handwerksmäßig vorgebildete Arbeiter beschäftigt.

Der andere Teil der Handwerker verlangt zwar nicht die Zugehörigkeit der Großbetriebe zu den Handwerkerorganisationen, wohl aber ihre Beitragsleistung zu deren Einrichtungen. Die Vorschläge, die in dieser Beziehung gemacht sind, gehen dahin, daß entweder die Großindustrie generell mit Beiträgen für die Wohlfahrtseinrichtungen der Innungen und Handwerkskammern belastet oder daß ein jeder Großbetrieb, der handwerksmäßig vorgebildete Arbeiter beschäftigt, wenigstens soweit an den bezeichneten Kosten beteiligt wird, als diese für die Förderung des Lehrlings- und Gesellenwesens verwendet werden. Diese Forderungen werden mit der Behauptung begründet, daß die Industrie gar nicht in der Lage sei, alle Handwerker, deren sie in ihren Betrieben benötige, selbst auszubilden, zumal die Lehrlingsausbildung in den Fabriken zu wünschen übrig lasse. Wie die Ausbildung der Lehrlinge, so überlasse die Industrie auch die Aufbringung der dafür nötigen Kosten lediglich dem Handwerke, entziehe diesem aber anderseits die besten Kräfte nach vollendeter Ausbildung. Da hierdurch der vom Handwerke so empfindlich gefühlte Mangel an Gesellen und Lehrlingen herbeigeführt werde, so werde das Handwerk also in doppelter Hinsicht geschädigt. Aus diesen Gründen wird es als gerechtfertigt bezeichnet, die Industrie zu den Kosten der Handwerkerlehrlingsausbildung gesetzlich heranzuziehen, und mit dem Hinweis auf Österreich, welches solche Mitbelastung der Großbetriebe bereits kenne, suchen das Handwerk und seine politischen Freunde den Mangel an ziffernmäßigem und statistischem Beweismaterial zu ersetzen.

Wie nachhaltig diese mit immer stärkerem Nachdruck betonten Forderungen des Handwerks die Stellungnahme der Reichsregierung bereits beeinflußt haben, zeigt am deutlichsten das Verhalten des derzeitigen Leiters unserer inneren Wirtschaftspolitik. Noch am 1. Februar 1908 erklärte Herr Dr. Delbrück als damaliger Handelsminister im preußischen Abgeordnetenhause unter Hinweis auf die Ergebnisse einer amtlichen, über mehrere Regierungsbezirke ausgedehnten Erhebung: „Ich komme also zu dem Ergebnis, daß man, so schön der Gedanke erscheint, nicht viel erreichen würde, wenn man den Versuch machen wollte, die Industrie heranzuziehen, daß man voraussichtlich in einzelnen Handwerkszweigen das Handwerk geradezu schädigen würde, weil man die Zahl der Lehrlinge durch eine derartige Anordnung eher verringern als vermehren würde. Endlich bin ich der Ansicht, daß die ganze Maßregel, selbst wenn sie, wie Herr Abgeordneter Trimborn sagt, nur aus dem Gesichtspunkte heraus ergriffen wird, daß man das Geld nehmen soll, wo man es bekommt, doch den Eindruck einer kleinlichen Kriegsmaßregel machen könnte und nicht geeignet sein dürfte, den Frieden zwischen Handwerksbetrieb und Industrie zu fördern, den zu fördern nach meiner Ansicht im Interesse aller Beteiligten liegt."

Im Gegensatz hierzu hat Herr Dr. Delbrück als Staatssekretär des Reichsamts des Innern Anlaß genommen, sich in der Sitzung des Reichstags vom 5. März d. J. zu der gleichen Frage folgendermaßen zu äußern: „Dann ist noch einer der zurückgebliebenen, noch unerledigten Wünsche die Forderung des Handwerks, daß die Industrie zu den Kosten der Lehrlingsausbildung beitragen soll. Diese Forderung wird, soviel ich weiß, jetzt von allen Teilen dieses Hohen Hauses als berechtigt anerkannt, und sie hat zweifellos auch eine gewisse grundsätzliche Berechtigung. Aber wenn man den Dingen näher tritt, dann kommt man, wie ich es auf Grund sehr eingehender Prüfung auf diesem Gebiet getan habe, doch zu dem Ergebnis, daß die Verhältnisse für die einzelnen Industrien in den einzelnen Teilen Deutschlands sehr verschieden sind, und daß sehr wohl der Fall eintreten kann, daß man durch die Nötigung der Industrie, zu den Kosten der Lehrlingsausbildung bei der Innung beizutragen, das Handwerk nicht fördert, sondern schädigt; und deswegen, meine Herren, habe ich immer eine gewisse Scheu gehabt, hier mit einer reichsgesetzlichen Regelung einzugreifen, die schlechtweg die Verpflichtung der Industrie feststellt, zu den Kosten der Lehrlingsausbildung bei den Innungen und Handwerkskammern — denn da, wo die Städte diese Kosten tragen, wird die Sache ja nicht akut — beizutragen. Ich bin aber bereit, mit den verbündeten Regierungen in eine Erörterung darüber einzutreten, ob diese Frage vielleicht in der Weise gelöst werden kann, daß man eine ähnliche Regelung eintreten läßt wie bei den Fortbildungsschulen. Man könnte die Möglichkeit schaffen, daß man durch Ortsstatut die Pflicht der Industrie, zu den Kosten der Lehrlingsausbildung bei den Handwerksorganisationen beizutragen, regelt. Diese Regelung könnte eventuell auch, ähnlich wie es in der letzten Novelle zur Gewerbeordnung geschehen ist, so

gestaltet werden, daß man der Aufsichtsbehörde die Möglichkeit gibt, in Ermangelung eines solchen Ortsstatuts eine entsprechende Anordnung zu erlassen. Das ist nach meiner Ansicht vielleicht ein gangbarer Weg, der die Bedenken ausräumt, die ich bisher der Forderung entgegengesetzt habe."

Hiernach steht man also vor der Tatsache, daß sich innerhalb weniger Jahre bei dem Herrn Minister ein vollständiger Meinungsumschwung vollzogen hat.

Der Wiesenzaun

Eine Dürer-Novelle

Von Franz Karl Ginzkey

I.

An einem schneehellen Wintervormittag des Februars 1518 diktierte der kaiserliche Rat Herr Willibald Pirkheimer dem Schreiber ins Nürnberger Stadtprotokoll:

„Dem Jörg Graff und sein plindten gesellen ist abgelaint, ain Spiel mit ainer Sau zu haben, zu verhüten ain aufrur."

Herr Willibald konnte dabei, der Würde des Augenblicks zum Trotz, ein Schmunzeln nicht unterdrücken, und auch den beiden anderen gestrengen und würdigen „deputierten Ratsherren", die ihm zur Seite standen, Herrn Hieronymus Holzschuher und Herrn Jakob Muffel, huschte ein Leuchten stillergötzter Menschlichkeit über den Ernst des Amtsgesichts.

Es war aber auch zu toll, was der blinde Jörg Graff, vormals frummer Landsknecht und Soldatendichter, nunmehr mit des hohen Rats Bewilligung „Hofierer", das heißt von Hof zu Hof wandelnder Bänkelsänger, von den ehrsamen Vätern der Stadt zu erbitten sich erkühnte. Der Mann wollte nichts Geringeres, als mit einem zweiten blinden Genossen „um eine Sau kämpfen", worunter verstanden wurde, daß man ein Schwein an einen Strick band und den Blinden, die ihr Glück versuchen wollten, einen starken Knüppel in die Hand gab, worauf unter dem wilden Gejohle rohgesinnter Zuschauer das traurige „Spiel" beginnen konnte. Wer das Schwein erschlug, der durfte es behalten.

Und zu solch verrücktem und empörendem Beginnen hatte der tolle Jörg Graff die Genehmigung des fürsichtigen Rates verlangt. Das konnte er allenfalls im Kreise seiner wüsten Kriegsgesellen probieren, keineswegs aber zu Nürnberg in der wohlgesitteten Stadt.

„Ihr seid dem Manne ansonsten stets gewogen gewesen, Herr kaiserlicher Rat", bemerkte Hieronymus Holzschuher mit spöttischem Vorwurf.

„Will's ihm auch fernerhin bleiben!“ versetzte Pirkheimer spitzig und scharf. „Ihr müßt des Jörgen Schicksal wohl bedenken, dann werdt Ihr Einsicht kriegen und Lust zu linderem Urteil. Ich kenne den Mann seit den Reichskriegszeiten, da er mit mir ins Schweizerische zog. Ihr mögt mir glauben, daß ich seine Tapferkeit nicht minder zu schätzen wußte als die Wirkung seines köstlichen Lieds zur Laute. Auch hat er mir der Knechte Mut mit manchem kernigen Sang gehoben. Und nun bedenkt, daß dieser Kraftgesell, dem Wald und Heide just das beste Losament gewesen, im Vorjahre erblindete, als das Haus am Weißen Turm abbrannte. Meinen Antrag, zu mir auf Gut Neunhof zu kommen, hat er rundweg abgelehnt und dabei voll Trotz behauptet, es sei nicht seine Art, an fremden Tischen zu schmarotzen, er wolle sich vielmehr sein Brot für sich und sein Kind auf ehrliche Weise verdienen. Und seht, gerade dies gefiel mir am Jörg Graff!“

Herr Pirkheimer war, indes er also erzählte, mit den Ratskollegen die Stiege hinab und ins Freie gelangt. Ein zarter und gelinder Schnee hatte sich allenthalben auf den hohen Giebeldächern, den Erkern, Türmchen und Chörlein niedergelassen und brachte dort, wo immer er konnte, ein neckisches Häubchen, ein Zipfelmützchen oder sonst ein launiges Lichtgezier im dunklen Gemäuer hervor.

Herr Pirkheimer verabschiedete sich etwas kühl und selbstbewußt, wie es den Kollegen gegenüber seine Art war, und wandte sich über den Kirchhofplatz der St. Sebalduskirche zu, deren spitzbedachte Zwillingstürme dem fallenden Schnee immer höher entgegenstrebten.

Der Ratsherr zog seinen mächtigen Pelz etwas fester und schritt an der Nordseite zum östlichen Portale, vor dem er eine Weile in lächelnder Betrachtung stehen blieb.

In halber Höhe des mächtigen Eingangs standen auf zierlichen Piedestalen zehn wohlgemeißelte Jungfrauen, fünf zur Rechten und fünf zur Linken. Die rechts gereihten, es waren die biblisch Klugen, hielten die steinernen Lämpchen frohlockend empor, doch jene zur Linken trugen sie traurig gesenkt. Auch hatten sie das Haupt nicht stolz und siegesgewiß erhoben gleich den anderen, sie hielten es vielmehr in Demut und trüber Verwirrung geneigt. Nun war es aber gar seltsam und ergötzlich zu sehen, wie der Schnee, den ein nächtlicher Wind hereingetrieben, gerade den armen törichten Jungfrauen je ein weißes Kränzel ums Haupt gesponnen hatte, indessen wunderlicherweise gerade die stolzen und kluggesinnten dieser himmlischen Zierde ermangelten. Dieses trollige Spiel der unbekümmerten Elemente entsprach so recht dem witzig erregten Temperament und der sinnlich ironischen Weltbetrachtung des großen Humanisten, vielgelehrten Denkers und sattelgerechten Spötters Herrn Willibald Pirkheimer.

Aber noch ein anderes war es, was ihn vor dieser beredt geschlossenen Türe ein Weilchen halten ließ. Unter ihrer hohen gotischen Wölbung pflegten die Nürnberger Bräute zum Willkomm gesegnet zu werden, wenn sie die Kirche zum letztenmal als Mägdlein betraten. Und nun waren es bald dreiundzwanzig

Jahre, daß der stattliche, eben aus den hohen Schulen zu Padua und Pavia heimgekehrte und dennoch schon angesehene junge Gelehrte die schöne Patrizierstochter Crescentia Rieter durch dieses Tor zur Hochzeit geführt hatte. Doch war die Gute schon lange tot, und Herr Willibald Pirkheimer hatte keine zweite mehr gefreit, obgleich er schönen Frauen sehr gewogen war.

Der Ratsherr wandte sich nun einem kleinen einschiffigen Kirchlein entgegen, das nicht ferne über dem Friedhofszaun hervorlugte. Ans Kirchlein geschmiegt stand dort eine langgestreckte unscheinbare Hütte, aus deren hochragendem Schornstein ein dichter Rauch sich drängend kräuselte. Und je näher Herr Pirkheimer kam, desto fröhlicher schaute er drein, und schließlich begann er vergnüglich zu schnuppern — es schwamm ihm durch die Winterluft gar lieblich ein Duft nach lecker gebratenen Würstchen zu.

Und als er nun, den stämmigen Nacken gebeugt, durch die rußgeschwärzte Türöffnung spähte, da saß in der dämmerigen Ecke und hielt ihm lächelnd den blinkenden Krug entgegen der Mann, der seinem Herzen näher stand als irgend ein anderer Mensch auf Erden. Es war Herr Albrecht Dürer.

* * *

Etwa ein Stündlein später wandelten die beiden Schulter an Schulter ihr liebes Nürnberg hinab, dem Ufer der Pegnitz zu, wo sich rings um den Henkersteig das dichtverworrene Häuser- und Brückenwerk immer düsterer gebärdete. Auf all dem lauschigen Gemäuer aber lagerte als festlichhelle Krönung der klare, feierliche Schnee.

„Es wird Euch nit gereuen, den Jörg geschaut zu haben," begann Herr Pirkheimer. „Euch ist ja das Leben in jeglicher Form willkommen. Und je schlimmer Ihr es schaut, um so Höheres macht Ihr daraus!"

„Ihr gebt mir viel der Ehre, lieber Herr Pirkheimer," erwiderte Dürer mit freundlichem Lächeln.

„Nicht mehr, als Euch gebührt," polterte der andere.

„Auch hab' ich diesmal vor, Euch mehr ins Handwerk zu pfuschen, als Ihr vielleicht vertragen wollt. Aber schlechter als Euer Gedichtzeug, das Ihr zunftwidrig hin und wieder zusammenleimt, wird mein Malzeug auch nit sein. Also denk' ich mir das Ding in solcher Art: Ihr laßt den blinden Jörg auf einer Trommel sitzen, wie er's im Felde oft gepflegt, und gebt ihm eine Laute zur Hand. Das Schwert aber legt Ihr ihm überzwerch aufs Knie, als Zeichen seiner alten Tapferkeit. Die Landsknechte sitzen und liegen um ihn herum, aber keiner auf der festen Erden, dieweil sie nur im Traum des Jörg vorhanden sind, sondern jeglicher gelagert auf einem zierlich gekräuselten und geballten Wölklein, gleich wie der Mops auf dem Daunenpfühl, und wenn Ihr noch ein paar von den Kerlen, der heiligen Symmetria wegen, fein säuberlich in die Luft verteilen wollt, hab' ich auch nichts dagegen!"

„O weh!" rief Dürer lachend, „mir wird's im Magen wüst vor Eurer Phantasei. Wenn Ihr lang noch fortfährt, mir Bilder zu entwerfen, will ich

Euch bald versprechen, das Dichten bleiben zu lassen. Dann wär' uns beiden geholfen!"

„Noch bin ich nit zu End'!" versetzte Pirkheimer, „doch seht Ihr drüben am Wasserturm des Steinmetzen Hermann Unfugs Haus. Dort lebt der Jörg mit seinem Kind!"

„Mit seinem Kind?" wiederholte Dürer erstaunt.

„Das sollt Euch nit wundern," meinte der andere. „Er hatte ein Weib aus den Zeiten, da er noch zu Augsburg ehrsamer Gürtler war. Sie war in den langen Kriegstagen, da er sie allein gelassen, ein recht verwildert Weibsbild geworden und ist ihm schließlich entlaufen. Aber das Kind, das lebt mit ihm und wird Euch wohl gefallen!"

Die beiden waren nunmehr vor ein kleines einstöckiges Haus gelangt, das so ärmlich und ungepflegt war wie all seine Nachbarn in dieser winkeligen Gegend. Durch den dunklen Flur erblickte man einen Teil des Hofes, aus dem sich klingendes Hämmern und Feilen vernehmen ließ. Dort war wohl der Steinmetz mit seinen Gesellen an der Arbeit.

Herr Pirkheimer zog den Freund eine finstere Treppe hinauf und tat so heimlich, als ob es um ein Abenteuer ginge. Aber die Stufen knarrten so laut, daß sich die beiden bald verraten sahen, denn plötzlich erschien auf der Schwelle oben im Rahmen der dämmrig erhellten Tür eine jugendlich hohe Frauengestalt, die sich spähend die Treppe herunterneigte. Zugleich aber ließ sich eine kräftig tiefe Männerstimme vernehmen, die ein kriegerisches Lied voll wilder Inbrunst sang, wobei das ganze Stiegenhaus erdröhnte:

Und werd' ich dann erschossen,
Erschossen auf breiter Heid,
So trägt man mich auf Spießen,
Ein Grab ist mir bereit;
So schlägt man mir den Pummerlein pum,
Der ist mir neunmal lieber
Denn aller Pfaffen Gebrumm.

„Aha, er hat uns schon gehört," lachte Herr Pirkheimer. „Sobald er Fremde in der Nähe spürt, wird er kriegerisch. Macht Euch darauf gefaßt," fügte er leise hinzu, „daß er wenig davon wissen will, daß er das Augenlicht verlor. Er tut, als wär' er noch der Alte von einst. Und ist doch so kläglich schlimm daran! Gott grüß Euch, Jungfer Felicitas! Wollt Eurem Vater sagen, daß er guten Besuch zu empfangen hat!"

Aber das hohe stattliche Frauenzimmer dort oben rührte sich nicht. Es sah halb grollend, halb verlegen den ungebetenen Gästen entgegen und erwiderte nichts. Herr Pirkheimer aber, der dem fraulich Schönen in jeglicher Lage gewachsen war, zog unbeirrt das Pelzbarett vom Mähnenhaupt und verneigte sich vor der Jungfrau in schalkhafter Art und doch mit solch vollendet patrizischer Höflichkeit, daß dem guten Kinde in jäher Verlegenheit das Blut ins Antlitz schoß.

Im selben Augenblick erkannte Meister Dürer mit wohlgeübten staunenden Blicken, wie schön dieses große und doch keineswegs ungefüge Mädchen war. Auf einem köstlich ausgereiften Nacken saß ein rundlich vollbackiges Kindergesicht, von üppig blonden Locken umwallt, in dem die großen tiefblauen Augen, der knospend geschürzte Mund und das schalkhaft vorgerundete Kinn in lieblichster Weise zwischen fraulichem Wissen und kindlicher Unerfahrenheit stritten. Noch niemals hatte der Meister ein Antlitz gesehen, in welchem das reifende Weib so sehr noch dem Kinde, das zagende Kind so ganz schon dem werdenden Weibe angehörte.

Die Jungfrau mochte den forschenden Blick des schönen vornehmen Mannes wohl bemerkt haben, denn sie wandte sich mit verlegenem Mißmut ab, wobei dem Meister, dem das keineswegs mißfiel, ein stilles Lächeln entglitt.

Indessen war Herr Pirkheimer an den Blinden herangetreten, der sich von der Ofenbank erhoben hatte. Er war von hünenhafter Gestalt und sah mit seinem dichtgekräuselten, zur Seite geteilten Landsknechtsbart dem berühmten Frundsberger nicht unähnlich. Auch trug er noch immer die kriegerisch wilde Tracht seines früheren Amtes: am grellen Wams zerschlitzte Ärmel von ungeheurer Weite, an den Hosen den einen Flügel so dürftig, daß das nackte Bein hervorstarrte, den anderen aber aufs abenteuerlichste mit wulstigen Puffen und farbigen Lappen verziert.

Er hielt die erloschenen Augen starr den Besuchern entgegen, und jählings überzuckte sein Antlitz wilde Freude, als er Herrn Pirkheimers Stimme vernahm: „Ich bin's, Jörg Graff, der einst Euer Feldherr war im Schweizerkrieg, Wibold Pirkheimer, den Ihr wohl noch kennt!"

„Wie freut's mich, Euch zu sehen, vieledler Herr!" fuhr der Blinde heraus und schien den trostlosen Widerspruch in seiner Rede gar nicht zu empfinden.

Er griff nach der Hand des Ratsherrn und drückte sie freudig.

„Ihr schenkt dem fahrenden Sänger große Ehr'! Nun kann ich Euch auch danken, daß Ihr mir beim hohen Rat den silbernen Schild erwirkt habt und des neuen Brots Berechtigung!"

Es war nun ein ebenso lieblicher als ergreifender Anblick, als die schöne Felicitas, die bei den Worten des Vaters hoch aufgehorcht hatte, ohne Zögern und Gezier auf Herrn Pirkheimer zuschritt, seine Hand ergriff und sie küßte, noch ehe er es hindern konnte.

„Ich dank' Euch, Herr!" sagte sie schlicht gelassen.

Herr Pirkheimer wandte sich ab, um sein Erröten zu verbergen. Aber Dürer hatte es wohl bemerkt und warf dem Freund einen launig fragenden Blick zu. Da errötete Herr Pirkheimer noch stärker.

„Gedenkt Ihr noch, Jörg Graff," begann er abzulenken, „unseres Zuges über das Stilfser Joch? Als wir am Abend vor dem ausgebrannten Dorfe lagerten, da tratet Ihr hervor und sanget ein wildes Lied von des Krieges hallenden Freuden trotz aller Not. Und indessen Ihr sanget, da kam es kläglich

und schauerlich aus zerfallenen Mauern herausgeschlüpft, viel hundert totbleiche Kinder waren es, von gespenstischen Matronen geführt, und alle zogen sie schweigend mit schleppenden Schritten an uns vorbei. Und plötzlich, als sie seitab auf eine Wiese gekommen waren, da warfen sie sich nieder, groß und klein und rauften mit gierigen Fingern Gras und Gekräute und schlangen es in Hungers Qual hinab, dem lieben Vieh vergleichbar. Gedenkt Ihr noch? Ihr brachet bei diesem Anblick im Liede jählings ab und weintet laut, und auch wir anderen weinten alle mit. Und solchem Greuel, den der Krieg uns bringt und immer bringen wird, seid Ihr noch gewogen, Jörg? Noch immer singt Ihr gern von Euren Landsknechtstagen? Ward Euch vom Segen des Humanismus keine Kunde und vom Morgenrot einer milderen Zeit?"

Die Brust des blinden Riesen wogte gewaltig. Erinnerung bedrängte ihn, und schmerzlich Verworrenes rang nach Klarheit. Dann aber riß es ihn mächtig empor, und mit erhobenen Fäusten rief er:

„So solltet Ihr nit sprechen, der Ihr unser Feldherr wart, Herr Pirkheimer! Wer je den Brüdern Treu geschworen in Sturm und Not, wo Herz an Herz geklopft im Fähnlein, Spieß an Spieß, indes die Trummeln lärmten und die Pfeifen schrien, und wußt ein jeder: Mord und Brand, der Feind, der ist vorhanden! — und dann den Staub von Schuh und Wams geschüttelt — drauf und dran! — wer je ein frummer Knecht gewesen nach rechtem Regiment, dem liegt nichts anderes mehr im Sinn, er bleibt für alle Welt verloren außer dem!"

Und nun, als hätte er alles um sich herum vergessen, tappte der Blinde nach seiner Laute, die in der Ecke hing und stellte sich, wie er es wohl in den Höfen und Schenken der Stadt gewohnt war, breitspurig inmitten des Zimmers hin und begann mit schallender Stimme ein selbsterfonnenes Landsknechtslied zu singen, wobei er seinem Saitenspiel in grimmiger Weise ein schnarrendes Trommeln entlockte:

Gott gnad dem großmächtigen Kaiser frumme,
Maximilian! bei dem ist aufkumme
Ein Orden, durchzeucht alle Land
Mit pfeifen und mit Trummen:
Landsknecht sind sie genant.

Das war ein grausam stürmisches Lied, ganz ohne Wortgezier und Reimgeprunke und doch ergreifend in seiner wahrhaftigen Nacktheit, Schlag für Schlag. Vom Landsknecht sang der Blinde, der keine Zeit zu fasten und zu beten habe, dagegen im Schnee und Regen springen oder lagern müsse und dem kein Land zu weit sei, wenn es dort einem günstigen Herrn zu dienen gelte, mit Spieß und Helleparten. Und eine grüne Heide ist das Buch des Gerichtes, doch wird das Urteil fürchterlich geschrieben, bis daß das Blut die Schuh' durchrinnt. Dann hebt die Klage an der treuen Frauen, und jede, die den Mann erschlagen findt, zeigt bald sich eines andern wert, damit der Tote ihrer sich nicht zu schämen brauche.

Doch als das Lied zu Ende ging, da ward des Blinden Stimme plötzlich von schlecht verhehltem Schmerz gewürgt, und trüb und müde klangen die Worte aus:

Das ist der Kriegsleut Observanz und Rechte,
Sang Jörg Graff, ein Bruder aller Landsknechte.
Unfall hat ihm sein Freud gewendt,
Wär' sonst im Orden blieben
Willig bis an sein End.

Es war nun weh und peinlich zugleich zu sehen, wie der starke Mann gebeugten Hauptes aufs Ofenbänkchen zurückwankte, indes die Tochter, die ihm die Laute sorglich abgenommen, an seiner Seite stehen blieb und ihm sachte und mit traurigem Lächeln das ergraute wirre Haar zu streicheln begann. Der Blinde aber hielt das Antlitz in den knorrigen Händen verborgen und stöhnte von Zeit zu Zeit ingrimmig auf.

Herr Pirkheimer raunte dem Freunde zu: „Laßt uns gehen. Ich weiß nit, was ich dem Mann zu sagen hätt!"

Doch eh' er mit Dürer das Zimmer verließ, zog er sein Beutelchen und legte ein blinkendes Goldstück vor sich auf den Tisch.

Im selben Augenblick bemerkte Herr Dürer, der sich nochmals umgesehen hatte, wie ein Zucken schmerzlichen Unwillens das Antlitz des Mädchens überflog. Da nickte er dem schönen Kinde freundlich und begütigend zu. Sie aber ließ einen kurzen Blick voll scheuer Verwunderung über sein Antlitz streifen und beugte sich dann rasch auf das Haupt des Vaters nieder.

* * *

Auf dem Heimweg schritten die beiden eine Weile schweigend nebeneinander hin.

„Und nun, was meint Ihr zum Jörg Graff?" begann Herr Pirkheimer endlich.

„Sein Bildnis wird noch lange in mir leben," erwiderte Dürer. „Die Qual des Jörg ist nicht mit bloßem Mitleid zu ermessen. Hier ward ein starkes und gesundes Leben jäh zerstört inmitten seines wilden Laufs. Denn so Ihr einen Fluß gewaltsam hemmt, so tobt er aus und reißt die Ufer mit und bringt Zerstörung übers Land. Ich fürcht', es wird im Schlimmen enden mit dem Jörg!"

„Und da ich Gleiches denke," nickte Herr Pirkheimer, „so hab' ich mich vor etlicher Zeit bemüht, der schönen Tochter Schicksal ins Sichere zu lenken, und hab' ihr angetragen, bei mir auf Schloß Neunhof in Dienst zu treten, da ich ja anstelliges Magdzeug jederzeit brauchen kann. Sie hat aber zum eigenen Schaden davon nichts wissen wollen, und auch der Alte erhub ein groß Geschrei und meinte, er lasse sein Kind, dieweil er sich's aus dem Feuer gerettet, nit eine Gasse weit von sich."

Herr Dürer entgegnete nichts. Es wollte ihm nicht behagen, daß der Freund solcherart von des Blinden Tochter sprach und daß er gedacht hatte,

sie auf sein Schloß zu nehmen. Denn auf dem gastlichen Schlosse Pirkheimers, des lebens- und liebesfreudigen, in Diensten zu stehen, mochte für jedes junge gefällige Weibsweſen allerlei bedeuten, was nicht immer leicht zu verwischen war. Dies wußte man im ganzen Nürnberg und auch im Nachbarland umher, und man hatte sich daran gewöhnt, wie man ja vornehmen, berühmten und ums Vaterland verdienten Männern oft manches eher zugute hält als dem schlichten, ans Maß der notgedrungenen Sitte gefesselten Bürger.

Und noch weniger wollte dem Meister die Frage behagen, die Herr Pirkheimer nun ganz unvermittelt an ihn richtete:

„Und wie gefiel Euch die Felicitas?"

„Ich find', daß sie kaum weniger als der Vater guten Trost's bedarf," meinte Dürer ausweichend.

„Und möchtet Ihr nit einmal ein Bildnis malen, auf dem der Jörg mit seinem Kinde ist abkonterfeit?"

„Das weiß ich jetzo nit zu sagen," versetzte Dürer nach einigem Zögern. „Ihr wißt, wie viel an guter Arbeit mich der Holzschnitt von des Kaisers Brautzug kostet. Er ist nun bald zu End. Wann wollt Ihr kommen, ihn zu sehen?"

„Das soll schon in den nächsten Tagen sein," meinte Herr Pirkheimer. „Doch will ich Euch Genaueres noch sagen, da Ihr doch vorher mein Gast zu Abend seid. Vergeßt nit: Secunda vigilia Mathei. Und sagt Eurem Weib', ich laß sie grüßen und sie sollt' nit allzu ängstlich auf Euch sein und soll Euch freundlichen Urlaub geben am Abend, da Ihr kommt."

Herr Pirkheimer reichte bei diesen Worten dem Freunde mit gutmütig spöttischem Lächeln die Hand.

Hier auf dem Markte stand des Ratsherrn ehrwürdig stolzes Patrizierhaus, die Stätte ruhmreichen Bürgerverdienstes, freigebigsten Reichtums und unbegrenzter weltberühmter Gastlichkeit.

„Lebt wohl, o seltener Vogel des Jahrhunderts, Fürst der Gelehrten, Patron der Musen, Orakel aller Wissenschaften!" rief ihm Dürer lachend nach.

Herr Pirkheimer wandte sich im Tore um und drohte dem Meister lächelnd mit dem Finger. Kein anderer durfte sich eines solchen Scherzes mit ihm erkühnen. Nur Herr Dürer wagte es unverzagt. (Fortsetzung folgt)

Bühnenplaſtik und Bühnenraum

Von Dr. W. Warſtat-Altona

Man behauptet von der dramatiſchen Kunſt gemeinhin, daß ſie auf Plaſtik hinarbeite. Das iſt natürlich richtig! Die Bühne erſt ſtellt uns das dramatiſche Werk, die Dichtung und ihre Geſtalten, rund und voll in den Raum, ſie ſtellt ſie uns dreidimenſional dar. Welcher Art dieſe Plaſtik iſt und in welchem Verhältnis ſie zum Bühnenraume ſelber ſteht, das hat uns aber erſt die jüngſte Geſchichte des Theaters in Deutſchland, das haben uns die verſchiedenen Geſtaltungen gelehrt, die man unſerer modernen Bühne gegeben hat, zum Teil mit der ausgeſprochenen Abſicht, ſie zu reformieren. Erſt jetzt, wo uns die Möglichkeit gegeben iſt, das Verhältnis von Bühnenplaſtik und Bühnenraum auf der Bühne der Meininger mit der Geſtaltung des gleichen Problemes auf der Bühne des Deutſchen Theaters unter Brahms einerſeits und unter Reinhardts Leitung anderſeits zu vergleichen, wo dieſes Problem im Münchener Künſtlertheater gewiſſermaßen in abſtrakter und paradigmatiſcher Form behandelt iſt, und wo uns ſchließlich Reinhardts Zirkusaufführungen neue und doch vielleicht uralte Geſtaltungen dieſes Problems nahe gebracht haben, erſt jetzt vermögen wir die ganze Tragweite des Problems für die weitere Entwicklung und die Reform unſeres Theaters zu überſchauen und richtig einzuſchätzen.

Alle modernen Bühnengeſtaltungen — ausgenommen ſind die Verſuche Reinhardts, den Zirkus zur Bühne zu machen — ſind nur Weiter- und Umbildungen der alten, primitiven Kuliſſenbühne und ſtehen daher zunächſt mit unter dem allgemeinen dekorativen Geſetz, das dieſe beherrſcht. Denn der Bühnenraum des modernen Theaters iſt ſtets ſo angeordnet, daß nur mit ſeiner Betrachtung von vorne, von einer einzigen Seite her, gerechnet zu werden braucht. Das grundlegende dekorative Geſetz, das ſich aus dieſer Anordnung des Bühnenraumes ergibt, iſt dies, daß ſeine Ausgeſtaltung ganz und gar auf dieſe eine Anſicht, auf die Anſicht von vorne her, erfolgen muß.

Dieſer dekorativen Grundforderung ſuchte die alte, primitive Kuliſſenbühne mit den einfachſten Mitteln gerecht zu werden, indem ſie ſich mit der Hintereinanderordnung von Kuliſſen und auf dieſen mit rein flächenhaften und

malerischen Andeutungen für die gegenständlichen und plastischen Einzelheiten begnügte. So blieb die individuelle Ausgestaltung des Raumes nach den Bedürfnissen der Handlung, die sich in ihm abspielte, und seine Füllung mit plastischen Einzelheiten in der Hauptsache der Phantasie des Zuschauers überlassen, der jene mageren Andeutungen genügen mußten und — genügten.

Mitten in dem so ausgestalteten Raume aber stehen nun die handelnden Personen der Dichtung und besitzen die runde, dreidimensionale Plastik in Wirklichkeit, die den raumfüllenden Einzelheiten die Phantasie leiht. Es könnte der Gedanke naheliegen, daß dieser Gegensatz sich in der Einheitlichkeit des Bühnenbildes störend bemerkbar machen und die Illusion vernichten möchte. Dieser Gedanke ist zum Teil später für die selbständige, naturalistische Behandlung des Details der leitende gewesen. Aber gerade das Gegenteil ist der Fall. In der Bühnenaufführung soll sich das volle Interesse des Zuschauers auf die Handlung und die volle Plastik ihrer tragenden Personen konzentrieren. Auf ihnen ruht die Hauptwucht des ästhetischen Interesses. Es genügt daher vollständig, wenn sie allein rund und voll im Raum stehen und wenn alle sie umgebenden Einzelheiten lediglich durch Andeutungen für die Phantasie repräsentiert sind, so daß diese sie nach Bedürfnis ergreifen und plastisch ausgestalten kann. Die bloß illusionistische Plastik der Einzelheiten steht der wirklichen Plastik der Bühnenfiguren im Grade nach, sie wird aber in ihrer Art als die notwendige räumliche Füllung zwischen den plastischen Figuren und dem umgebenden Raume ihrer Aufgabe völlig gerecht.

Eine solche Verbindung zwischen den Figuren und dem Bühnenraume ist jedoch notwendig. Denn auch die Figuren und ihre Plastik müssen sich demselben dekorativen Grundgesetz unterordnen, dem der ganze Bühnenraum folgt, sie müssen auf Ansicht gearbeitet, nach vorne orientiert sein. Allerdings bedeutet dieses Gesetz nur in beschränktem Maße eine Vorschrift für den Dramatiker. Er darf etwa seine Hauptfiguren nicht dazu zwingen, ihre wichtigsten Handlungen im Hintergrunde der Bühne auszuführen, wenn nicht schwerwiegende ästhetische Gründe dafür maßgebend sind (Tells Apfelschuß, Geßlers Erschießung). In erster Reihe bedeutet jener dekorative Grundsatz eine Vorschrift für den Schauspieler. Er muß seine Gestalten „auf Vorderansicht" arbeiten und sie möglichst nach vorne zu bringen suchen. Die plastische Füllung des Raumes durch die phantasiemäßig ausgestalteten Einzelheiten verhindert es nun, daß dem Schauspieler der Zusammenhang mit dem Bühnenraume etwa gänzlich verloren geht, wenn er nur einseitig dem Einflusse jenes dekorativen Gesetzes folgen und seine Verpflichtung, als Mitträger der Handlung im Zusammenhange mit den übrigen Bühnenfiguren zu bleiben, mißachten wollte. Die runde und lebendige Plastik der Figuren strebt eben schon an sich aus dem Bühnenraume hinaus.

Deshalb ist auch der ganze Aufbau der modernen Bühne darauf berechnet, die fast zu selbständige und lebendige Plastik der dramatischen Figuren im Bühnenraume zu halten. Der Zuschauer hat die moderne Bühne vor sich wie einen

Guckkasten, dessen eine Wand entfernt sei. Aber an Stelle dieser Wand konstruiert sich der Schauende gefühlsmäßig, unterstützt durch die Rampe und das umrahmende Proszenium, eine vordere Abschlußebene für den Bühnenraum, deren Vorhandensein ihm um so mehr ins Bewußtsein tritt, je mehr sie auch dem Schauspieler naturgemäß eine Grenze setzt. So sehr auch die Plastik der dramatischen Figuren nach vorn, zum Beschauer hindrängen möge, die Rampe und der Bühnenrahmen gebieten ihnen ein Halt, das sie nicht überschreiten dürfen. Sie stehen im Bühnenraum auf Grund desselben dekorativen Gesetzes wie die Figuren im Relief und sind ihre ganze Plastik dem Bühnenraume schuldig.

Sie beherrschen aber den Bühnenraum nur so lange unbestritten, als die Plastik der Einzelheiten den dramatischen Figuren untergeordnet ist. Das war auf der Kulissenbühne erreicht, solange die plastische Ausgestaltung der szenisch angedeuteten Einzelheiten lediglich durch die Phantasie erfolgte.

Die Meininger begannen zuerst mit der selbständigen Behandlung des Details. Sie setzten an die Stelle der nur illusionär-plastischen Andeutungen das stil- und wirklichkeitsechte Detail und seine dreidimensionale Plastik, und schufen die realistische Bühne. Brahm folgte ihnen im Deutschen Theater und versuchte, die Einzelheiten nicht nur so echt, sondern auch so vollständig wie möglich zu geben. Er schuf die naturalistische Bühne. Auf der realistischen Bühne der Meininger sowohl wie auf der Bühne Brahms stehen nunmehr die Einzelheiten mit selbständiger Plastik neben den Figuren. Das hat aber sofort zur Folge, daß sie nun nicht bloß dann mehr da sind, wenn die Phantasie sie braucht, sondern immer, daß sie auch zu unpassender Zeit die Aufmerksamkeit auf sich und von den Figuren und der Handlung ablenken. Dadurch wird die Plastik der Figuren in den Hintergrund gedrängt, das Detail, das Theater überwuchert sie und damit die Dichtung. Der einmal eingeschlagene Weg führte unweigerlich zur Entartung, er führte über die „Milieu"- und Standesdramen zu den Sensationsstücken und endete bei der aktuellen Ausstattungsrevue.

Einen zweiten Weg schlug die Entwicklung der Bühne beim Wiedererwachen der ästhetischen Sinnenkultur ein, die lange geschlafen hatte. Man wurde auf die ästhetischen Eigenwerte aufmerksam, die in Farben, Formen, die im Material und der Beleuchtung der gegenständlichen Einzelheiten steckten, und suchte diese Werte selbständig zu betonen und nutzbar zu machen. Adolphe Appia und Edward Gordon Craigh wiesen zuerst darauf hin, und Luise Dumont in Düsseldorf sowie Hagemann in Mannheim, jetzt in Hamburg, taten die ersten Schritte für die Entwicklung einer lyrischen, einer Stimmungsbühne.

Max Reinhardts Tätigkeit am Deutschen Theater in Berlin kann man am besten wohl dadurch bezeichnen, daß man sagt, er vereinigte die naturalistische und die lyrische Bühne zu einer naturalistisch-lyrischen Bühne, die ihren Ehrgeiz auf eine möglichst echte und vollständige Wiedergabe der Einzelheiten, gleichzeitig aber auf eine virtuose Ausbeutung der Stimmungswerte in den Einzelheiten setzt.

Der lyrische Zug in der Gestaltung des Bühnenbildes und des Bühnenraumes brachte aber eine neue Gefahr für die Plastik der Figuren und damit für die Bühnendichtung. Durch die Betonung von Licht- und Farbenwerten im Bühnenbilde wird dieses malerisch gestaltet, nicht plastisch; die flächenhaften Reize erhalten das Übergewicht über das Dreidimensionale. Die Phantasie vermag sich die Andeutungen für das Detail und die Raumgestaltung nicht mehr plastisch auszugestalten, sondern wird durch die Betonung jener Stimmungswerte in den Einzelheiten gezwungen, bei ihnen zu verweilen, sie kommt über sie und ihre Flächenhaftigkeit nicht hinaus. Daher stellt sich die Notwendigkeit heraus, die Figuren dem unplastisch und flächenhaft gewordenen Hintergrunde anzupassen, ihre Plastik flacher zu gestalten. Die letzte Station dieser Entwicklung ist die Pantomime. Es ist bezeichnend, daß auch sie der Bühne Reinhardts nicht fremd geblieben ist.

Den Rückschlag gegen diese Entartungsformen der modernen Bühne bildet das Münchener Künstlertheater. Es versucht die überwuchernden plastischen Einzelheiten wieder auszumerzen und durch allgemeine und einfache Andeutungen für die Phantasie zu ergänzen. Es versucht, der Plastik der Bühnenfiguren wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen, und stellt sie wieder beherrschend und fast ohne alles plastische Nebenwerk streng dekorativ in den knappen und eng umgrenzten Bühnenraum. Dennoch kann man diese Bühne nicht als einen historisch gerichteten Versuch ansehen, man kann nicht etwa sagen, sie habe die Entwicklung der modernen Bühnenplastik zurückgeschraubt. Sie stellt uns vielmehr die dekorativen Beziehungen, die zwischen der Plastik der Bühnenfiguren und dem Bühnenraum herrschen, in einer reinen Abstraktion, in so absoluter Stilisierung dar, wie es die alte Kulissenbühne nie getan hat.

Es ist nicht zu verwundern, daß die lyrisch-naturalistische Kunst Reinhardts auf diesem Prototyp einer stilisierten Bühne bald Schiffbruch gelitten hat.

Dagegen muß man anerkennen, daß derselbe Reinhardt ein feines Gefühl für die dekorativen Gesetze historischer Epochen bewiesen hat, als er darauf verzichtete, das antike Drama und das mittelalterliche Mysterium im modernen geschlossenen Theater aufzuführen, und beide lieber in den Zirkus brachte. Man hätte den Spott und die Angriffe, die ihm zuteil geworden sind, mindestens schon deswegen etwas einschränken sollen, weil er uns durch seine Experimente die Gelegenheit geboten hat, die Wirkung jener dekorativen Gesetze einmal im freien Bühnenraum zu studieren.

Eine griechische Tragödie auf dem modernen geschlossenen Theater aufführen, das heißt in der Tat, einem Kunstwerk Zwang antun. Denn die antike Bühne war ja kein allseitig geschlossener, kein nur auf Vorderansicht orientierter, vor allem kein umrahmter Raum. Daher bewegten sich auf ihr die plastischen Figuren des Dramas viel freier, sie standen nicht so sehr unter der Herrschaft des Raumes und wirkten weniger als Raumfüllung. Sie standen in selbstständiger Plastik da und hoben sich nur von einem Hintergrunde ab. Diese

ihre selbständige Plastik verlieren sie aber sofort, sobald sie auf die geschlossene und umrahmte moderne Bühne treten. Im Raume der modernen Bühne hat sogar derjenige Teil der griechischen Bühnenfiguren überhaupt nicht Platz, der am meisten plastisch und in vollster Rundung, nach allen Seiten hin sichtbar stand: der Chor. Die Sprechbühne der griechischen Einzelschauspieler, das Logeion, hatte keine absolute vordere Raumgrenze. Das Raumgefühl des Zuschauers vermochte keine vordere Grenzebene an der Sprechbühne zu fühlen. Das Entstehen dieser Ebene, der vorderen Grenze der Sprechbühne, wurde gehindert durch das Fehlen eines geschlossenen Rahmens, vor allem aber dadurch, daß die Orchestra, der kreisrunde Tanzplatz des Chores, weit und kühn geschwungen in das Halbrund des Zuschauerraumes hineinragte. Die Choreuten konnten also nicht nur von vorne, sondern auch von den Seiten, ja sogar schräg von hinten gesehen werden. Sie standen daher in absoluter, runder Plastik vor den Augen der Zuschauer und erhielten gegenüber den Figuren der Einzelschauspieler ein besonderes Gewicht. Denn diese lehnten ihre Plastik noch immer wenigstens an die Hintergrundebene des Bühnenhauses an. Von einer solchen Anlehnung findet sich in der Plastik des Chores keine Spur; das dekorative Gewicht aber, das auf diese Weise ihm zufällt, ist durchaus verständlich und erklärt sich von selber, wenn man an die Entwicklung des griechischen Dramas aus dem Chore denkt.

Daß Reinhardt die griechische Tragödie im Zirkus aufgeführt hat, war ein Beweis dafür, daß er die räumlichen und dekorativen Gesetze der griechischen Bühne richtig erfaßt hat. Denn kein modernes Gebäude bot ihm räumliche Bedingungen, die sich dem antiken Theater hätten mehr anpassen können als der Zirkusrundbau. Und ebenso hatte Reinhardt die wichtige Rolle erfaßt, die die Plastik des Chores im griechischen Drama spielt, als er ihm die allseitig sichtbare Arena als „Orchestra" zuwies. Ich glaube, daß es nicht nur die rein dynamischen und regietechnischen Werte waren, die dem Chore im Zirkus eine solche Wirkung verliehen, daß vielen durch sie erst eine Ahnung davon vermittelt wurde, was ein griechischer Chor zu bedeuten habe. Der Raum, in dem sich die Masse befand, ermöglichte es jenen Werten erst, in einer Weise plastisch und selbständig zum Ausdruck zu kommen, wie wir es auf unserer geschlossenen Bühne nicht mehr gewohnt sind.

Je mehr nun die Bühnenfiguren aus einem begrenzten und jeweilig durch die Phantasie individuell ausgestatteten Bühnenraume heraustreten, um so mehr verlieren sie selber an Individualität. Es fällt natürlich alles von ihnen ab, was der individuell ausgestattete Raum selbst zu ihrer Individualisierung und Charakterisierung beitragen könnte. Sie werden ja aus der Umgebung, die mit ihnen in engster Wechselbeziehung steht, die sie bedingt und von ihnen bedingt wird, aus ihrem Milieu herausgenommen und in den allseitig freien Raum gestellt, der für unsere gestaltende Phantasie gar keine Anhaltspunkte gibt, das „Nichts" ist. Es ist kein Zufall, daß die individuellen Figuren der griechischen

Bühne, die Einzelfiguren, auf das Logeion und seinen Hintergrund, auf diesen wenigstens relativ begrenzten und individuellen Raum, angewiesen waren. Und es ist ebensowenig ein Zufall, daß der Chor, der in allseitig zugänglicher, in rundlicher Plastik draußen, inmitten des Publikums, auf der Orchestra stand, nichts weiter schließlich mehr bildete als das allgemein-menschliche, das typische Echo für die individuellen Vorgänge da oben oder da hinten auf der Sprechbühne.

Die Bühnenfigur, die im freien, unbegrenzten Raum steht und allseitig sichtbar ist, muß sich notwendig in ihrer Plastik zum Typus entwickeln und alle individuell bestimmten Züge aufgeben. Das beste Beispiel dafür bietet das mittelalterliche englische Mysterienspiel von Jedermann*), das Reinhardt neuestens in demselben Raum aufführte, der sich für das altgriechische Drama als so geeignet erwiesen hatte: im Zirkus.

Auch die mittelalterliche christliche Dramatik stellte ihre Figuren in der Kirche oder auf dem Markte der Städte sozusagen in einen überindividuellen Raum inmitten des Publikums. Sie ließ den Raum leer und unbestimmt für die Phantasie oder gab dieser doch durch die Andeutung so allgemeiner Vorstellungen wie Erde, Himmel, Hölle nur Fingerzeige, die nicht weiter als bis zu den ganz abstraktesten Begriffen führten. Auch sie stellte die Figur so ziemlich von allen Seiten sichtbar in den Raum. Daher machte sich hier, wo es sich um Einzelpersonen und nicht um Massen handelte, wie beim Chor auf der griechischen Bühne, die stilisierende Folgewirkung dieser Tatsache noch schwerwiegender geltend als dort. Denn jede individualisierende Einzelheit in Charakterschilderung, Handlung, Miene und Gebärde, verliert an einer auf allseitige Ansicht gearbeiteten Figur an Wert, wenn sie nur von einer einzigen Seite her sichtbar ist und nur nach dieser einzigen Seite hin wirksam gemacht werden kann. Untersucht man nun aber eine individuelle dramatische Figur auf die allseitige Wirksamkeit und Verwertbarkeit gerade ihrer individualisierenden Einzelheiten, so findet man bald, daß gerade alle diese Einzelheiten, wie Mienenspiel, Blick, Gebärde, auf Grund des menschlichen Körperbaus nur für einseitige Darstellung geeignet sind. Die individuelle und charakteristische Plastik des Dramas findet auf der nach vorne gewandten modernen Bühne gerade den Raum, den sie braucht. Für die allseitige Verwertung im freien Raume sind eigentlich nur die allgemein-konstruktiven Bestandteile der menschlichen Gestalt, das rein Monumentale, verwertbar. Und ihm angepaßt erscheint dann auch inhaltlich nur das Typische und Allgemein-Menschliche als zur Darstellung im freien Bühnenraum geeignet. Das mittelalterliche Spiel von Jedermann, der typische Lebensgang des typischen Menschen mit der Wendung am Schluß, die der typischen Morallehre der Kirche entspricht, dieses Spiel erscheint als das erste Produkt einer solchen Bühne, die ihre Figuren frei in den Raum stellte oder sie frei in den Raum zu stellen gewohnt war.

*) Als Buch erschienen bei S. Fischer, Berlin.

Daher belebte sich auch die alte Monumentalität jener Figuren wieder, als Reinhardt sie in die allseitig freie Zirkusarena stellte. Allerdings bietet der Zirkus bei weitem nicht dieselben günstigen, ja annähernd gleichen Raumbedingungen für das mittelalterliche Spiel, wie er es für die griechische Tragödie tat. Aber man darf bei einem solchen Versuche, Vergangenes zu beleben und wieder anschaulich zu machen, über das, was dabei nicht mehr lebendig geworden ist, füglich hinwegsehen angesichts dessen, was wieder vor uns auflebt.

Und in der Zirkusaufführung des Spieles von Jedermann wurde die monumentale Plastik der mittelalterlichen Figuren in einer Weise auf uns wirksam, der typische Wert und die typische Bedeutung der Handlung in einer Weise uns nahe gebracht, daß es uns Söhne eines individuellen Zeitalters, das die Entdeckung der Persönlichkeit und ihres Wertes zu seinen größten Errungenschaften zählt, überwältigend berührte.

Dennoch besitzen diese retrospektiven Versuche Reinhardts mehr Erkenntniswert, als daß sie Einfluß auf die Gestaltung unserer Gegenwartskultur hätten. Es fragt sich überhaupt, ob sich unter allen den besprochenen Bühnengestaltungen schon diejenige findet, die man als die „Schaubühne der Zukunft" ansprechen dürfte, weil sie als der notwendige Ausdruck der Kultur unserer Zeit erscheint. Auch das Münchener Künstlertheater scheint mehr den stilisierten Werken einer vergangenen Epoche den geeigneten Raum zu bieten als denen unserer eigenen Zeit.

Vielleicht ist es aber überhaupt ein Fehler, nur von „der" Schaubühne der Zukunft zu sprechen. Vielleicht liegt es gerade im Wesen unserer Zeit, die auf allen Gebieten zur Spezialisierung drängt, daß sie sich bemüht, auch allen Möglichkeiten für die Gestaltung des Bühnenraumes und der Bühnenplastik in möglichster Vollzähligkeit gerecht zu werden, daß sie sich nicht bemüht, „die" Schaubühne, die Universalbühne zu schaffen, sondern daß sie versucht, dem jeweiligen Stile des Bühnenstückes diejenige Bühne bereitzustellen, die ihm angemessen ist: dem idealistisch-stilisierenden Drama das Künstlertheater, dem naturalistischen Milieudrama die naturalistische Bühne, dem volksmäßigen Spiel die Freilichtbühne. Und vielleicht wird unsere Zeit auf Grund dieses feinen Gefühles für den Stil einer Dichtung erst dann die „Schaubühne der Zukunft" schaffen, wenn das „neue Drama" da ist, das Drama, welches der Ausdruck unserer neugeschaffenen, eigenen Kultur ist.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Philoſophie

Der zweite Band des **„Logos"**, der von **Georg Mehlis** herausgegebenen Internationalen Zeitſchrift für Philoſophie der Kultur (Verlag von J. C. B. Mohr [Paul Siebeck], Tübingen), iſt nunmehr abgeſchloſſen. Er enthält gleich dem erſten Bande ſehr wertvolle Aufſätze, die zum Teil aus der Feder hervorragender Gelehrten ſtammen: u. a. ſchreibt Georg Simmel über den Begriff und die Tragödie der Kultur, Jonas Cohn über Hans von Marées, Georg Mehlis über die Formen der Myſtik, Wjatſcheslaw Iwanow über L. Tolſtoi und die Kultur. In einer überaus leſenswerten Abhandlung, auf die an dieſer Stelle wegen der Bedeutſamkeit des Gegenſtandes und ſeiner überaus glücklichen Behandlung beſonders hingewieſen ſei, ſetzt ſich Heinrich Rickert mit dem „Biologismus" unſerer Tage auseinander.

In weiten Kreiſen herrſcht die Meinung, daß die Biologie als die Wiſſenſchaft von der lebendigen Natur allein dazu berufen ſei, die Weltanſchauungsprobleme zu löſen. Als das Gut aller Güter gilt das Leben, deshalb werden alle Werte als Lebenswerte aufgefaßt, in den Begriffen des aufſteigenden und abſteigenden Lebens, des Geſunden und Kranken glaubt man einen rein biologiſchen Wertgegenſatz zu beſitzen und ſowohl für den Einzelnen als auch für die Geſamtheit wird die Lebendigkeit oder Geſundheit zum Lebensziel. Nun erhebt ſich aber die Frage, ob aus dem Leben ſelbſt Werte und Normen wirklich zu gewinnen ſind oder ob die Werte erſt von außen, durch den Willen des Menſchen in das Leben hineingetragen werden müſſen? Tatſächlich iſt das Leben, wie Rickert ausführt, ſoweit es als Lebendiges im Unterſchiede vom Toten erfaßt wird, ein Prozeß, der als ſolcher nur die Vorbedingung einer Wertſetzung ſein kann. Gerade weil das Leben Bedingung aller Verwirklichung von Werten iſt, kann es keinen Eigenwert haben und Rickert weiſt mit Recht darauf hin, daß ſo hoch das Leben als Bedingungsgut ſteht und ſo kulturfeindlich jede Lehre iſt, die auf vollſtändige Lebensvernichtung ausgeht, doch erſt der, der die bloße Lebendigkeit gelegentlich zurückzudrängen vermag, ein Kulturmenſch genannt werden kann. Auch im ſozialen Leben muß die bloße Lebendigkeit um ſittlicher Zwecke willen oft genug gehemmt werden. Die Kultur ſteht eben nicht im Dienſte des Lebens, ſondern das Leben ſteht im Dienſt der Kultur. Insbeſondere die philoſophierenden Naturforſcher ſollten ſich darüber klar werden, daß das Leben als ſolches keinen Eigenwert hat und daß die Wiſſenſchaft vom Leben immer nur Kauſalzuſammenhänge feſtſtellen ſoll, alſo keine Werte kennen darf. Dadurch erweiſt ſich aber der Biologismus als ungeeignet, eine Weltanſchauung zu begründen, die den Sinn des Lebens zu erfaſſen ſucht.

Rickerts Aufſatz iſt in hervorragender Weiſe geeignet, der in manchen Köpfen gerade auf dieſem Gebiet herrſchenden Begriffsverwirrung zu ſteuern. Diejenigen, welche für Rickerts Gedankengänge Intereſſe gewinnen, ſeien darauf aufmerkſam gemacht, daß ſein Buch **Kulturwiſſenſchaft und Naturwiſſenſchaft** nunmehr in zweiter umgearbeiteter und vermehrter Auflage, gleichfalls bei J. C. B. Mohr in Tübingen erſchienen iſt. M. K.

Bildungsfragen

Die Erzählſtunde. Man iſt jetzt eifrig an der Arbeit, Jugend- und Volksbibliotheken zu gründen, eins bedenkt man nicht: Wie bringe ich die Jugend zur rechten Buchausnützung, zum rechten Leſen?

Es ſei mir geſtattet, zur Beantwortung dieſer Frage eine 20jährige Praxis heranzuziehen.

Als ich vor zwei Jahrzehnten meine kleine Waldschule übernahm, fand ich bereits eine Schülerbibliothek vor. An jedem Sonnabend beluden sich die Kinder mit vier oder fünf Bänden, die sie heimschleppten. Ich fragte mich: Welchen Gewinn mögen die Kinder davon haben?

Am nächsten Sonnabend nahm ich Gelegenheit, in der letzten deutschen Wochenstunde nach dem Gelesenen zu fragen. Die Kinder sahen mich erstaunt, ja verdutzt an. Offenbar hatte sie noch niemand nach dem „Verstehst du auch was du liesest" gefragt, sondern sie hatten bisher ihre Bücher wie ihre Butterbrote verschlungen, ohne über das Genossene nachzudenken. Das mußte anders werden.

Zunächst gab ich jedem Kinde immer nur ein Buch mit. Dann fragte ich: Kann mir jemand aus seinem Buche etwas erzählen? Anfangs meldete sich niemand, bald aber erhoben sich schüchtern einige Finger. Es ging noch in Sprüngen ohne Zusammenhang, aber dann stellte sich auch schon die Freude am Erzählen ein. Wohl ergänzte ich zuweilen; aber im ganzen ließ ich den Kindern beim Erzählen freie Hand. Das Korrigieren von Fehlern sprachlicher und sachlicher Art verschob ich auf den Schluß und das geschah auch nie in tadelnder Weise. Überhaupt kam es mir darauf an, dieser „Erzählstunde", die man auch Bibliothekstunde nennen konnte, den belehrenden Charakter einer Unterrichtsstunde zu nehmen, durch die erzählende plaudernde Form die Kinder aus ihrem Schneckenhäuschen hervorzulocken. Das gelang, indem ich selbst zum Erzähler und eifrigen Hörer wurde, mich zu den Kindern setzte und in ihrer Sprache redete. Bald bemerkte ich, wie sich die Kinder auf die Erzählstunde freuten, wie sie immer eifriger in der Benutzung ihrer Bücher wurden. Ich ließ mir zum Beginn regelmäßig Nummer und Titel des Buches sagen; dann bestimmte ich ein Drittel oder höchstens die Hälfte der Kinder als Erzähler. Fünf bis zehn Minuten ist Erzähldauer, oft aber lasse ich einen besonders eifrigen Erzähler auch länger erzählen. Ich habe Kinder gehabt, die stundenlang weiter erzählt hätten, wenn ich ihrem Redestrom Raum gegeben. Oft schneide ich gar zu sehr in die Breite gehenden Kindern das Wort ab mit der Aufforderung: Sage in wenigen Sätzen, wie die Geschichte verläuft und endet! Das reißt die Gedanken zusammen, hilft das Nebensächliche ausscheiden und das Wichtige hervorkehren.

Interessant ist's, wie verschieden jedes Kind an den Stoff herantritt und sich zu ihm in Beziehung setzt. Man wird kaum zwei gleichartige Erzähler finden. Dieser Unterschied tritt besonders auffallend bei den Geschlechtern zutage. Die Knaben bringen Tatsachen, Handlungen, die Mädchen lieben die epische Breite. Das macht sich auch schon in der Auswahl der Bücher bemerkbar. Während die Jungen mit Vorliebe Kämpfe, Reiseabenteuer, gute geschichtliche Erzählungen, interessant und spannend geschriebene Biographien, vor allem auch Stammes-, Heimats- und Ortssagen bevorzugen, lieben die Mädchen mehr Familienerzählungen, naturgeschichtliche Vorgänge und Märchen. Der Psychologe findet in der „Erzählstunde" ein reiches Beobachtungsfeld. Der Erzieher erhält manchen Aufschluß über die Charaktereigentümlichkeit, der Lehrer manchen Wink über schwankende Vorstellungsreihen, die der Ergänzung, der intensiveren Anschauung bedürfen.

Es ist wichtig, die Auswahl der Bücher nicht durchaus den Kindern allein zu überlassen, es muß das Alter, es muß die Aufnahmefähigkeit, die Reife berücksichtigt werden. In erziehlicher Hinsicht läßt sich hier manche Lücke schließen. Ich pflege träumerischen Kindern, die sich gar zu leicht selbst verlieren, Bücher mit frischer tatkräftiger Handlung in die Hände zu spielen. Sie ahnen natürlich nichts von meiner Absicht, aber ich habe doch schon mehrmals erfahren, wie hier das Buch mehr vermochte als Eltern und Lehrer. Was von den Kindern gesagt wird, gilt in verstärktem Maße von den Jugendlichen und selbst den Eltern. Ein kluger Lehrer und Bibliothekar kann durch ein fesselndes überzeugendes Buch Neigungen und Laster verderblicher Art viel eher und wirkungsvoller bekämpfen als durch persönlichen Zuspruch. — Es ist richtig, daß man jetzt der Tendenzschriftstellerei den Krieg erklärt. Das Wort: Man merkt die Absicht und wird verstimmt, besteht zu Recht. Aber die verschwiegene und darum um so tiefer dringende Moral, wie sie z. B. unsere deutschen

Märchen zeigen, darf der Lektüre nicht fehlen. Ein Wilhelm v. Polenz, ein Peter Rosegger verstehen es meisterhaft, diese in ein eindrucksvolles, ja ergreifendes Gewand zu kleiden.

Es ist eine Freude zu sehen, wie durch die „Erzählstunde" das ganze Wesen der Kinder freier wird, sie kommen auch mit eigenen Beobachtungen und Gedanken schließlich heraus. Zum Schluß bitten sie mich, zu erzählen. Ich tue es, um Interessantes aus meiner Wochenlektüre oder aus meiner Lebenserfahrung zu bringen. Gut ist's besonders, den älteren Schülern das „Weltverstehen", die Einrichtungen des Staates u. a. durch leicht verständliche Beispiele zu erläutern. Die Kleinsten erhalten natürlich ihr Märchen.

Die sorgfältige Ausnutzung des Buches überträgt sich auch auf die Eltern. Meine kleinen Erzähler erzählen auch zu Hause den Eltern und vor allen den jüngeren Geschwistern. Wo haben wir denn noch märchenerzählende Mütter? Hier tut Auffrischung not. So manche Mutter hat auf obige Weise sich wieder auf ihre Pflicht besonnen, ihren Kindern nicht nur leibliche Speise zu reichen.

„Die alten Geschichten hatte ich längst vergessen," sagte eine Mutter, „nun habe ich sie von meinen Kindern wieder gelernt und muß sie den Kleinsten alle Abend erzählen; sie sind gar arg danach."

Hin und her im Winter an Sonntagabenden läßt sich auch, wenn erst das Interesse am Buch in einem Orte erwacht ist, ein Erzähl- und Vorleseabend abhalten. Natürlich muß man ein guter Vorleser und Erzähler sein und keine langweiligen Sachen bringen. Wichtig ist's auch, gute Schüler heranzuziehen. Um das Buch in der Familie wirksam zu machen ist's ratsam, die älteren Kinder zum abendlichen Vorlesen anzuspornen. Das übt die Lesefertigkeit und meist sind auch die Eltern sehr damit einverstanden. So manche Mutter hat darüber das Klatschen mit der lieben Nachbarin und der Vater den Wirtshausbesuch vergessen.

Wenn ich zum Schluß den Gewinn, den mir die „Erzählstunde" in langjähriger Erfahrung gebracht hat, summieren soll, so muß ich sagen: Die „Erzählstunde" steuert dem flüchtigen Überhinlesen, dem Verschlingen, lernt auf das Wesentliche achten, führt allmählich zum Genuß des künstlerisch Gebotenen, ist eine nachhaltige Ausprägung des innerlich aufgenommenen. Sie macht die Kinder freier und aufmerksamer in ihrem Wesen, mitteilsamer gegen Eltern und Lehrer, bringt sie in innigere Verbindung mit ihren Erziehern und verschafft dem Buch die rechte Ausnützung. Lehrer und Bibliothekare haben in ihr ein Mittel, volkserzieherisch zu wirken. Bei dem heutigen mehr äußerlichen Betriebe des Bibliothekswesens gehen zwei Drittel der gebotenen Werte verloren.

Paul Matzdorf-Cöthen

Tagesfragen

Die Entwicklung der deutschen Studenten- und Schülerherbergen. „Das Jahrzehnt der Wanderfahrten" wird einst einmal ein Chronist das laufende Dezennium nennen können. Allüberall an Sonntagen und während der Sommerferien — zuweilen auch schon zur Zeit der Winterfonnenwende — begegnet uns ein Trupp frischer Wandervögel in oft recht phantastischer Gewandung, den Rucksack und allerhand Kessel- und Topfgeschirr auf dem Rücken tragend, allen voran der muntere Spielmann mit der bändergeschmückten Zupfgeige. Wer, wie Schreiber dieser Zeilen, an einem prächtigen Sommertag den stimmungsreichen Reiz einer Halbtagswanderung miterlebt hat, sogar von den in Wald und Wiese zubereiteten Speisen vorsichtig gekostet, sodann in der Herberge abends an den feurigen Reden und Liedern der begeisterten Jungmannschaft sich erfreut hat, muß mit frohem Herzen die Überzeugung gewinnen, daß der gärende Most sich zu edlem Weine klären wird. Fürwahr, diese Wanderungen sind von einer so anheimelnden und kraftstrotzenden Poesie begleitet, daß wir mit einem gewissen Gefühl des Neides an unsere eigene Jugend zurückdenken, die sich allzusehr in enge Stuben verkriechen mußte. Wohl unternahmen auch wir Fußwanderungen während der Ferien, doch beschränkten sich diese Ausflüge meistens auf drei bis vier Tage, da die Kosten für Unterkunft und Verpflegung die bescheidene Reisekasse dann völlig geleert hatten.

Dank der im Laufe von nunmehr achtundzwanzig Jahren im ganzen deutschen Vater-

lande und in Deutsch-Österreich eingerichteten Studenten- und Schülerherbergen ist es den fahrenden Scholaren jetzt ein leichtes, für ein Spottgeld ausgiebig Land und Leute bis in die entferntesten Winkel des deutschen Sprachgebietes hinein aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Bekanntlich gewähren sämtliche Herbergen ihren mit einer Ausweiskarte versehenen Besuchern unentgeltlich Logis nebst einfachem Frühstück, zuweilen auch das Abendbrot, für das in der Mehrzahl der Fälle nur ein geringer Obolus entrichtet zu werden braucht. So ist es, da tagsüber Proviant gekauft und unter freiem Himmel abgekocht wird, auch den Unbemittelten möglich, für ein paar Silberlinge herrliche Wanderwochen zu verleben.

Wie sehr die Benutzung der Herbergen in den letzen Jahren zugenommen hat, beweist der von der rührigen Hauptleitung Hohenelbe in Böhmen soeben herausgegebene Jahresbericht für 1911. Zunächst hat das Wandergebiet wiederum eine bedeutende Erweiterung erfahren. In Deutschland waren im Jahre 1910 hinzugekommen die Gebiete an der Mosel und im Knüllgebirge, auch die Provinzen Ost- und Westpreußen, ferner in Österreich das Adlergebirge; im letzten Jahre ist den jugendlichen Wandersleuten neu erschlossen die Daubaer Schweiz und das Kärtner Alpen- und Seegebiet im Bereiche der schwarzgelben Grenzpfähle, während in unserem Vaterlande auch Niederhessen, Waldeck und das hessische Bergland gastliche Tore geöffnet haben. So stieg die Gesamtzahl der Herbergen auf 442 gegen 394 im Jahre 1910 und 341 im Jahre 1909; die Zunahme erstreckt sich ziemlich gleichmäßig auf die beiden verbündeten Reiche, doch behauptet auch im abgelaufenen Jahre Deutschland einen gewissen Vorsprung. Die Gesamtzahl der Übernachtungen stellt sich auf 66556, das sind 12553 mehr als 1910 (gegen 1909 ein Plus von 30000!); an dieser starken Progression sind weitaus am meisten — fast zu 90 Prozent — die Schüler der oberen Klassen vieler höheren Lehranstalten beteiligt. Eine bemerkenswerte Tabelle gibt die Heimat der Herbergsbesucher an. Von diesen stammten die meisten aus Leipzig und Dresden mit je über 3000, Wien war vertreten mit 2295, Berlin mit 1974 und das viel kleinere Reichenberg in Böhmen mit 1774. Es folgen dann mehrere rheinische und westfälische Städte, die mehr als 1000 Wandervögel hinausflattern ließen. Es waren Köln, Aachen, Essen, Düsseldorf und Münster, denen sich auch noch das schlesische Breslau anreihte. Elberfeld entsandte 611, Barmen 419, Hagen 268, Remscheid 116 und Lennep 52 Wanderlustige. In Summa zogen 53567 muntere Wandergesellen durch die deutschen Gaue. An Besuchstagen wurden rund 15000 gezählt, das bedeutet gegen das Vorjahr eine Zunahme von über 3000. Stand im letzten Jahre Spindelmühle im Riesengebirge mit 1175 Nächtigungen an der Spitze, so ist der Rekord des Jahres zuvor, nämlich Bingen mit 1221 Besuchstagen, nicht gebrochen worden. Dies ist aber auch das einzige Minus, denn bedauerlicherweise muß in bezug auf die Kosten eine gewaltige Steigerung verzeichnet werden, dergestalt, daß in Österreich die Auslagen der Herbergsverwaltungen von 14000 auf 24000 bis 25000 Kronen, in Deutschland von 39000 auf 47000 Mark anschwollen. Spricht sich hierin die allgemeine Erhöhung der Preise für Lebensmittel aus, so muß in Zukunft der Preis der Ausweiskarte von 85 Pfg. auf 2 Mark erhöht werden. Höchst erfreulich wirkt demgegenüber die jüngst bekannt gegebene Absicht unseres Kaisers, aus seiner Privatschatulle 2000 Mark für die Eifelherbergen zu stiften.

So bricht sich auch in den höchsten Regionen die Erkenntnis Bahn, welchen Segen die außerordentlich starke Entwicklung des genußreichsten aller Sports stiften kann. Denn wie sehr die Schärfung der Sinne, die Kunst der Beobachtung, die Freude an der Natur, die Liebe zur Heimat und echtem Volkstum, kurz, wie in allem die körperliche, geistige und sittliche Erstarkung der deutschen Jugend durch diese herrlichen Wanderungen glücklichste Förderung erfahren, ist gar nicht zu absehen.

Dr. A. Köllmann-Lennep

Reichsspiegel

(vom 16. bis 22. April)

Sport, Luxus, Wehrfragen

Der Untergang der Titanic — Sport und Luxus — Die Sicherheit auf deutschen Schiffen — Notwendigkeit schärferer internationaler Kontrolle — Kriegerische Stimmung — Frankreich in Marokko — Kriegstreiberei in Deutschland — Der Wert des Vertrages vom 4. November 1911 — Die Wehrvorlage im Reichstag — Die Deckungsfrage — Herrn Wermuths Aufsatz in letzter Stunde

Leid verbindet. Ein Unglück, eine Katastrophe, wie sie durch menschliche Schuld wohl noch nie in der Geschichte des Menschengeschlechts verursacht wurde, richtete die Gedanken vieler hundert Millionen Erdenbewohner, soweit sie dem gebändigten elektrischen Funken erreichbar, für Stunden, ja Tage auf ein einziges Ereignis: auf den Untergang der Titanic. Was menschliche Kunst vermag, war aufgewendet worden, um der White Star Line ein Schiffsungetüm von bis dahin unerreichten Abmessungen und Leistungen zu bauen, um lebenswilligen Menschen in unerhörter Zahl die Möglichkeit zu geben, neuen Hoffnungen, neuen Gestaden zuzueilen. An den ehernen Gesetzen der Natur barst tollkühnes Wollen, und fast zweitausend Lebensfroher mußten unwürdig, wie junge Katzen, die der Vorsehung spielende Knecht im Sacke in den Teich wirft, hinunter in die Tiefe des Todes. Leid verbindet. Millionen Menschen aller Zonen und Rassen stehen an diesem entsetzlichen Massengrabe und bekennen erschüttert, daß es etwas Mächtigeres gibt als menschlichen Geist und menschlichen Willen.

Die Katastrophe hat uns zwei Übertreibungen unserer Kultur so grell beleuchtet, daß wir ein dem Untergange geweihtes Geschlecht sein müßten, wollten wir nicht aus ihm Lehren ziehen: Sport und Luxus. Die Durchquerung des atlantischen Ozeans ist zum Sport der beteiligten Schiffahrtsgesellschaften geworden! Die Kapitäne haben nicht mehr die alleinige Aufgabe, die ihnen anvertrauten Menschen und Güter wohlbehalten über das Meer zu führen; unsere hastende Zeit fordert von ihnen die Überbietung jeder erreichten Geschwindigkeit und stachelt dadurch ihren Wagemut bis ins Unendliche. Nach allen bisher ernst zu nehmenden Nachrichten darf man das sportliche Moment, die Rekordwut, als die wesentlichste Ursache des Unglücks bezeichnen. Für den Umfang der Katastrophe aber tritt ein weiteres Moment hinzu: das Luxusbedürfnis und die Erziehung des Publikums zum Luxus durch die miteinander

konkurrierenden Schiffahrtsgesellschaften. Die Katastrophe brauchte den Umfang nicht zu erreichen, wenn statt der vorhandenen Tennisplätze, Wintergärten und breiten Promenaden die Zahl der Rettungsboote größer gewesen wäre. Die Aussagen der geretteten Mannschaft stimmen darin überein, daß die Zeitspanne zwischen dem Auflaufen des Schiffes auf den Eisberg und seinem Sinken ausgereicht hätte, um alle Fahrgäste wenigstens von dem sinkenden Koloß abzubringen. Da die See ruhig und die Nacht klar war, wäre es theoretisch möglich gewesen, alle Fahrgäste und die Besatzung zu retten, selbst wenn das helfende Schiff, die Carpathia, erst Stunden nach dem Versinken der Titanic an die Unglücksstelle gelangt wäre. Also die Opfer sind ungeheuer groß trotz der günstigsten Nebenumstände, und deshalb muß auch die Schuld der White Star Line besonders hervorgehoben werden.

Nun ist naturgemäß die Frage aufgetaucht, wie es denn mit den Sicherheitsvorrichtungen der deutschen Schiffahrtsgesellschaften stehe. Im allgemeinen ist die Sicherheit auf den deutschen Schiffen größer als auf den englischen, von den französischen gar nicht zu sprechen. Wer einmal auf einem deutschen und auf einem englischen Dampfer den Ozean durchquerte, kennt den augenfälligen Unterschied zwischen dem Leben auf diesem und jenem. Auf den deutschen Dampfern ist der Dienst straffer organisiert, das Personal viel sorgfältiger ausgewählt und ausgebildet, und der Reisende hat viel mehr das Empfinden, daß man um sein Wohlergehen ganz persönlich bemüht ist, als auf den englischen Schiffen. So fühlt sich denn auch der Engländer im allgemeinen wohler auf dem deutschen als auf dem englischen Schiffe. Mit dem Ausbau der Sicherheitsvorrichtungen scheint man indessen auch bei Lloyd und Hapag nicht auf allen Schiffen gleichmäßig vorgegangen zu sein. Zwar sind die entsprechenden Vorschriften für deutsche Schiffe bedeutend strenger als für die irgendeiner anderen Nation, zwar ist die Zahl der Rettungsboote und Rettungsgürtel reichlicher auf deutschen Schiffen bemessen als auf den anderer Handelsmarinen, aber es scheint doch, als wenn auch von den Schiffen unserer Gesellschaften bei Verhältnissen, wie sie beim Untergange der Titanic mitsprechen, nicht jeder Schiffsgast bis auf den letzten Mann vom Schiff gebracht werden könnte, und zwar aus dem gleichen Grunde wie bei der Titanic, weil die luxuriöse Einrichtung zu viel Raum beansprucht. Das Mißgeschick der Titanic wird nun wahrscheinlich zu einer Besserung der Verhältnisse führen, wenigstens bei uns und für die nächsten Jahre. Aber unsere Zeit ist vergeßlich. Vielleicht schon nach wenigen Wochen erinnert man sich nur noch dunkel der Tragödie, und der Atem raubende Konkurrenzkampf der Schiffahrtsgesellschaft steuert zu neuen Katastrophen. Darum muß mit aller Bestimmtheit zum Ausbau der Rechte der Aufsichtsorgane geschritten werden und zwar in erster Linie der internationalen. Hier ist eine Aufgabe für die Vorkämpfer internationaler Verständigungen; denn die Materie, um die es sich handelt, ist bereits international. Man braucht sich nur daran zu erinnern, daß die Titanic rund sieben Millionen Briefsendungen aus der alten

in die neue Welt befördern sollte; diese sieben Millionen stammten sicher nicht allein aus England, waren vielmehr aus allen Teilen Europas bei dem riesigen Sammelbecken zusammengeströmt. Das internationale Interesse an der Sicherheit des transatlantischen Schiffsverkehrs darf also unbedingt als nachgewiesen gelten. Ob freilich England sich in dieser Beziehung weitergehender Kontrolle wird unterwerfen wollen, wird abzuwarten sein.

* * *

Verschiedene Anzeichen im In- und Auslande sprechen dafür, daß der bevorstehende Sommer wieder recht lebhafte politische Aussprachen und Steigerung kriegerischer Stimmung bei allen Nationen bringen kann. Die republikanische Regierung in China kann wegen chronischen Geldmangels nicht recht zur notwendigen Autorität gelangen, und zwischen den geldgebenden Mächten schreitet die Verständigung nur langsam vorwärts; die deutsch-englischen Verhandlungen wegen einer Verständigung dürfen einstweilen als beendigt gelten, ohne daß sie ein greifbares Ergebnis gezeitigt hätten. In Frankreich drängt eine Strömung zur Anerkennung, die Ostmarokko verwaltungstechnisch mit Algier verbinden möchte, um so den Widerstand der Marokkaner gegen das französische Protektorat schneller und leichter brechen zu können. Ein solcher Schritt wäre mit den Bedingungen des Vertrages vom 4. November nicht vereinbar, da die Teilung Marokkos ausdrücklich und zwar zur Sicherung der wirtschaftlichen Interessen der Nichtfranzosen als unzulässig festgelegt ist. Sollte die Strömung dennoch Einfluß auf die französische Regierung gewinnen und diese zu entsprechenden Schritten veranlassen, so wären wir vor die Tatsache eines Vertragsbruchs gestellt, gegen den die Diplomatie der übrigen Mächte einzuschreiten gezwungen wäre. Die zunächst nur vermuteten Absichten Frankreichs, den Vertrag vom 4. November durchbrechen zu wollen, werden von alldeutscher Seite schon jetzt benutzt, um von neuem den deutsch-französischen Gegensatz zu verschärfen. Eine neuerliche Aufpeitschung der nationalen Leidenschaften, wie im vorigen Herbst, müßte im höchsten Maße bedauert werden. Ganz abgesehen von der Gefährlichkeit des Spiels mit dem Feuer bedeutet eine zwecklos angefachte Erregung den unwirtschaftlichen Verbrauch von nationaler Wärme, der sich im Ernstfalle bitter rächen muß. Auch nationalen Aufgaben gegenüber kann das Volksempfinden abgestumpft werden. Einmal entwickelte Kräfte müssen, sollen sie kein Unheil anrichten, für bestimmte Zwecke verbraucht werden. Das ist ein längst bekanntes Gesetz. Aufgepeitschte nationale Leidenschaften, die sich nicht in einer großen internationalen Angelegenheit austoben können, müssen mit unerbittlicher Naturnotwendigkeit auf die innere Politik übergreifen. Verärgerung und Unlust sind die notwendigen Folgen seelischer Überreizung, Stumpfheit ernsten nationalen Aufgaben gegenüber ist die Folge der Überspannung des nationalen Ehrgeizes.

In der Marokkoangelegenheit die Geister gegenwärtig zu erhitzen, ist aber um so gefährlicher, als heutzutage jeder deutsche Politiker, der Anspruch darauf erhebt, ernst genommen zu werden, wissen muß, daß die Regierung nicht daran denkt, in Marokko Land zu erwerben. Die Gründe für diese Haltung der deutschen Regierung sind seit zehn Jahren so oft in diesen Heften auseinandergesetzt worden, daß es sich wohl erübrigt, noch einmal darauf einzugehen. Selbst wenn es demnächst bei der endgültigen Grenzregulierung in Mittelafrika zu ernsteren Auseinandersetzungen zwischen Deutschland und Frankreich kommen sollte, so würde ein Landerwerb in Marokko kaum in Erwägung gezogen werden, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil man an verantwortlicher Stelle in Deutschland nicht beabsichtigt, das Vaterland mit einem kostspieligen Unternehmen zu belasten, das seine strategische Lage auf dem Weltkriegsschauplatz gegenwärtig nur verschlechtern könnte. Marokko interessiert uns lediglich wirtschaftlich, politisch mögen die Franzosen fortfahren, sich daran zu erfreuen; wir gönnen ihnen ebenso die neuen Volksgenossen wie die neuen Waffenbrüder, die erst in der abgelaufenen Woche alle Beweise ihrer Anhänglichkeit an Frankreich durch eine große Meuterei in Fez gegeben haben.

Sollten die weiter oben erwähnten Strömungen Ostmarokko mit Algier zu verbinden, Einfluß auf die französische Regierung gewinnen, so würde der Vertrag vom 4. November 1911 zum erstenmal auf seine politische Bedeutung hin erprobt werden. Es müßte sich zeigen, ob die durch die Marokkanische Bank geschaffene Interessengemeinschaft des internationalen Großkapitals sowohl wie der als Aktionäre beteiligten neun Mächte stark genug ist, um sie insgesamt hinter die deutsche Diplomatie zu stellen. In rein politischer Beziehung steht Deutschland gegenwärtig den Franzosen in allen Marokkoangelegenheiten viel freier gegenüber als vor dem 4. November. Sollte es im Verlauf bevorstehender Verhandlungen zu energischeren Schritten von deutscher Seite kommen, so bedürfte es keiner Aktion mehr an der marokkanischen Küste. Die Marokkoangelegenheit gehört seit dem vorigen Jahre zu den Fragen der auswärtigen Politik, die zwischen Deutschland und Frankreich unter vier Augen auf dem Festlande erledigt werden können. (Weiteres findet sich zu diesem Thema in meinem Aufsatz „Das deutsch-französische Marokkoabkommen“ in Heft 45 der Grenzboten von 1911, S. 291 bis 299.)

* * *

In der abgelaufenen Woche hat sich die Regierung auch nach langem Kampf hinter den Kulissen bereit gefunden, die Wehrvorlagen dem Reichstage zu übermitteln. Am Montag, den 22. d. M., sollen die öffentlichen Aussprachen über diesen wichtigen Gegenstand im Parlament beginnen. Die Besprechung in der Presse war schon äußerst lebhaft, da die Vorlage wohl niemanden recht zu befriedigen vermag. Sie ist in gewissem Sinne Flickwerk, das

nur Ergänzungen bringen will, hier und da ein Loch zustopft, aber sonst die organischen Grundsätze, nach denen die Armee gefügt ist, nicht berührt. Darüber sind zahlreiche Militärschriftsteller recht ungehalten, andere wieder stehen auf dem Standpunkte der Regierung. Unsere Heeresverwaltung hatte nicht die Absicht, eine Reorganisation der Armee vorzunehmen, sie wollte lediglich ergänzen. Es kann somit nur Streit entstehen darüber, ob die Ergänzungen den Bedürfnissen entsprechen oder nicht und ob die Regierung mit der Bescheidenheit ihrer Forderung nicht doch sachliche militärische Bedenken beiseite schiebt. In der Tat ist es so. Die Regierung wagt es nicht, eine große Vorlage einzubringen, die unsere Armee wenigstens für die nächsten paar Jahre so ausbaute, wie es dem Reichtum und der Zahl der Bevölkerung entspräche. Sie fürchtet, von den Konservativen in der Deckungsfrage im Stich gelassen zu werden, und kann von den Sozialdemokraten die notwendige Zustimmung zu neuen Steuern nicht erwarten. Von einem regelrechten Kampf um die Deckungsfrage mit Reichstagsauflösung und Neuwahlen will die Regierung des Herrn von Bethmann nichts wissen. Also muß die Sache leiden!

Sehr bedauerlich ist diese Entwicklung der Dinge, weil sie auch die finanzielle Grundlage des Reichs nicht unberührt läßt und die mühsam vom bisherigen Reichsschatzsekretär Dr. Wermuth abgeschaffte Schuldenwirtschaft wieder einzuführen droht. Herr Wermuth hat nun in letzter Stunde noch einmal seine Stimme erhoben, um die von ihm eingeleitete Gesundung der Reichsfinanzen auch für die Zukunft sicher zu stellen. In einem in der Deutschen Revue veröffentlichten Artikel übt er eine außerordentlich scharfe Kritik an der neuen Richtung unserer Finanzpolitik. Herr Wermuth geht von der Reichsfinanzreform aus, die, „finanziell betrachtet, mit einigem Erfolg zu Ende geführt" worden sei, und schildert dann sehr ausführlich und einleuchtend die Sanierungsarbeit, die auf dieser Grundlage in den letzten Jahren geleistet worden ist. Sie wurde erreicht mit der Festsetzung des Satzes der Matrikularbeiträge, mit einer vorsichtigen Schätzung der Einnahmen und mit der Einleitung einer gesunden Anleihepolitik. Diese Heilmittel hätten in Bundesrat und Reichstag anhaltende Billigung gefunden. Das Auftauchen der Rüstungsvorlagen habe aber diese gesunden Grundsätze über den Haufen geworfen. Viele seien der Meinung geworden, daß die Finanzen schon zu gesund geworden seien. Herr Wermuth macht dann seine bekannte Gegenrechnung gegen die Optimisten auf und fährt fort:

Wer nun wünscht, daß die Überschüsse von 1911 für die Wehrausgaben von 1912, 1913 usw. verwandt werden, der vertritt damit folgenden Gedankengang: „Wir hätten eigentlich im Jahre 1911 leihen und die gesetzliche Schuldentilgung unterlassen müssen. Beides ist durch die Überschüsse in das bessere Gegenteil verkehrt; wir haben nicht geliehen und haben dem Gesetze gemäß Schulden getilgt. Den doppelten Erfolg aber wollen wir wieder aufgeben, weil ein neuer, in den bisherigen Finanzplan nicht hineinpassender Bedarf hervortritt. Jetzt machen wir für 1911 die Schuldentilgung rückgängig und nehmen nachträglich eine Anleihe auf, um mit den so gewonnenen Beträgen künftige Ausgaben zu bezahlen." Das ist ein ungemein gefährliches Beginnen. Nicht unbedenklich schon dann, wenn man auch

nur den kleinen Bedarf für werbende Zwecke nachträglich als Anleihe aufnimmt. Darüber hinaus aber sicherlich geeignet, die Sanierungsarbeit zu unterbinden. Nach allen Regeln der Finanzkunst soll man Überschüsse zur Minderung der Anleihe benutzen. Mit ihnen die Lücken im ordentlichen Etat des oder der nächsten Jahre ausfüllen, heißt die Schwierigkeiten der dann folgenden Zeit vervielfachen. Man wolle nicht einwenden, daß die Ausgaben der neuen Wehrvorlagen zum Teil nur einmalig sind und daß diesem Teil die Überschüsse recht wohl zu Dienst gestellt werden dürften. Das wäre eines der Beruhigungsmittel, die uns schon früher zum Nachteile gereicht haben. Erfahrungsmäßig sinken die einmaligen Ausgaben, namentlich bei Heer und Marine, fast nie. Steht die Summe einmal im Etat, so hat sie das Beharrungsvermögen auf ihrer Seite. Neue „einmalige" Ausgaben erheben sich an Stelle der frühern. Die einzelne Kaserne, das einzelne Schiff erfordert eine einmalige Ausgabe; aber wenn deren Raten erledigt sind, so bemächtigt sich ein anderer Bau gleicher Art des leeren Platzes im Etat. Von den gegenwärtigen Neuforderungen des Heeres mag ein mäßiger Teil wirklich vorübergehender Natur sein, weil umfassende Organisationen ins Leben treten. Aber die große Rechnung darf dadurch nicht beeinflußt werden; im wesentlichen hat der Finanzmann die einmaligen Ausgaben des ordentlichen Etats ebenso zu behandeln wie die fortlaufenden. Hier indes handelt es sich nicht bloß um allgemeine Finanzregeln, sondern um viel mehr: um die Weiterführung oder Unterbrechung, wenn nicht Preisgabe des Gesundungsprozesses. Die Gesundung ist weit schneller fortgeschritten, als wir hoffen durften. Noch ein oder zwei Jahre auf dem bisherigen Wege, und wir hätten das Ziel sicher erreicht. Statt nun mit beiden Händen zuzugreifen und das Jahr 1911 vorbildlich für die kommende Zeit sein zu lassen, sollen wir uns damit einwiegen, daß wir ja gar nicht nötig gehabt hätten so eilig vorwärtszukommen, und sollten die einmal erreichten Vorteile wieder von uns schieben? Damit geböten wir nicht nur der Gesundung Halt, sondern trügen einen neuen Krankheitskeim in die Finanzen. Ein Nebeneinander von Sanierung und von deckungsloser Befriedigung des neuen Bedarfs ist nicht möglich. Die Grenzen zwischen beiden werden sich verwischen, und der neue Bedarf, in die Sanierungsfortschritte hineingezwängt, wird diese zerstören.

Auf Grund rechnerischer Versuche kommt Herr Wermuth zu dem Schluß, daß die neuen Ausgaben nur auf zweierlei Art gedeckt werden können: entweder durch neue Einnahmen oder durch Rückfall in die Anleihe. Eine starke neue Einnahme könne aber nur aus einer Besitzsteuer fließen, und als eine solche Besitzsteuer könne nur die Erbschaftssteuer in Betracht kommen. Hoffen wir, meint die Kölnische Zeitung, daß das Urteil des bisherigen Schatzsekretärs bei der kommenden Erörterung der Deckungsfragen noch schwer in die Wagschale fallen wird. G. Cl.

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung in Wilmersdorf. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Ignaz Kuranda in seiner politiſchen Wirkſamkeit

Zu ſeinem hundertſten Geburtstage am 1. Mai 1912

Von Dr. Julius von Newald-Melk N.-Ö.

Der Name des Prager Antiquarsſohnes, dem das metternichſche Öſterreich zu enge geworden, hatte ſchon guten Klang, als Kuranda im Jahre 1842 die von ihm begründeten „Grenzboten“ von Brüſſel nach der Metropole des deutſchen Buchhandels verlegte. Vierzig Jahre ſpäter hat Eduard Herbſt, der trotz ſeiner Fehler hochverdiente Führer der liberalen Deutſchen in Öſterreich, es betont, was die „grünen Hefte“ in den der Revolution vorangehenden Jahren bedeuteten: daß ſie den Öſterreichern über die Grenze herein Kunde brachten von deutſchem Weſen, daß ſie von Leipzig her über die Unhaltbarkeit der öſterreichiſchen Zuſtände aufklärten, daß ſie zur Hebung dieſes Bewußtſeins unter der deutſch-öſterreichiſchen Jugend ebenſoviel beitrugen wie Anaſtaſius Grüns „Spaziergänge eines Wiener Poeten“. So iſt Kuranda mit ſeiner innerhalb der ſchwarzgelben Grenzpfähle aufs ſtrengſte verpönten und eben deshalb um ſo eifriger geſchwärzten und um ſo begieriger geleſenen Zeitſchrift ein gefährlicher und erfolgreicher Kämpfer gegen das „Syſtem“ geworden. Von allem Radikalen hat er ſich, damals wie ſpäter, ſtreng ferngehalten. Aber ſelbſt ſein gemäßigter Liberalismus galt den Wiener Machthabern des Vormärz etwa identiſch mit dem heutigen Begriffe des Anarchismus.

Der Ton, in dem Ignaz Kuranda einen Abſolutismus bekämpfte, der erſt durch ſterile und vertrocknete Stabilität in der Verwaltung ſein eigentliches, troſtloſes Geſicht erhielt, war immer vornehm. Dies entſprach der hohen literariſchen und äſthetiſchen Bildung des Mannes. Mit ſeiner „Weißen Roſe“

hatte er dramatische Erfolge erzielt; seine „Geschichte Belgiens seit der Revolution" hatte die Anerkennung wissenschaftlicher Kreise gefunden. Zuvörderst ist es aber doch der Publizist in Kuranda, der seinen dauernden Wert ausmacht: der politische Schriftsteller, dem selbst der erzkonservative Helfert das Beiwort des Geistreichen und Gediegenen nicht versagte. Es war der unermüdliche, mit dem Worte und mit der Feder gleich vertraute, welterfahrene Zeitungsmann, der sich nachher in einen der gewandtesten Parlamentarier umwandelte, die Österreich jemals besessen hat. In seiner Kleidung und seinen Manieren stets ebenso tadellos wie in seinen Artikeln, höchst anregend in der Unterhaltung hat er es zeitlebens verstanden, literarische und politische Bekanntschaften in größter Zahl zu sammeln und für seine über den trivialen Egoismus hinausgehenden Zwecke zu verwerten. Noch als junger Wiener Theaterrezensent war er mit Lenau, Grün, Halm, Castelli u. a. in Berührung gekommen, später in Stuttgart mit Uhland und den schwäbischen Dichtern, Robert Mohl, David Friedrich Strauß, Cotta u. a., in Brüssel mit dem Minister Rothomb und dem vlämischen Dichter Hendrik Conscience. An den Grenzboten arbeiteten zu seiner Zeit Deutsche wie Laube, Kühne, Lewald, Österreicher wie Moriz Hartmann, Alfred Meißner, Egon Ebert u. a., nebst einer langen Reihe österreichischer Aristokraten, die dem Regime Metternich ständische Opposition machten.

In Leipzig duldete es den rastlosen Journalisten nie lange. Nach Paris, Berlin, Wien, Italien fuhr er, um Informationen und Verbindungen zu gewinnen; und in diesem gewiß nicht böse gemeinten Sinne spricht Lewald gelegentlich von Kurandas gußeiserner Zudringlichkeit. Wenn dieser neben seiner redaktionellen Tätigkeit in Leipzig noch Zeit fand, philosophische Kollegien zu hören und das Doktordiplom zu erlangen, waren doch die Grenzboten in diesem Abschnitte seines Lebens der erste und der letzte Gegenstand seiner zärtlichen Sorge. Von ihnen sprach er am liebsten. „Man konnte es ihm auf dreißig Schritte ansehen," schreibt Meißner, „wenn wieder einmal eine Feder ersten Ranges ihm ein Manuskript eingesendet hatte. Dann trug er sein Haupt mit besonderem Schwunge, die Hand führte noch kecker als sonst das zierliche Stäbchen, die Augen strahlten von siegreichem Feuer." Eine in liebenswürdige Formen gekleidete Energie und ein lebhaftes geistiges Temperament haben wohl auch bei dem späteren Politiker Kuranda manchmal ersetzt, was ihm an Tiefe fehlen mochte.

Kurandas Tätigkeit bei den Grenzboten ist in diesen Blättern wiederholt besprochen worden.*) Hier möge seine politische Wirksamkeit im engeren, parlamentarischen Sinne überblickt werden. Sie begann im Revolutionsjahre. Als die Wiener Märzbewegung ausgebrochen und mit jugendlichem Ungestüm

*) Vgl. u. a. den Aufsatz von Grunow „Fünfzig Jahre", 1891 in Nr. 40 der Grenzboten. — „Sie verdankten ihm ihre Bedeutung und er ihnen den guten Klang seines Namens," schreibt Wurzbach in seinem biographischen Lexikon, das ebenso wie die Allgemeine Deutsche Biographie Kurandas Bedeutung ausführlich würdigt.

zum Erstaunen von ganz Europa ein scheinbar auf Fels gegründetes System überrannt hatte, ging Kuranda nach der österreichischen Hauptstadt, wohl fühlend, daß jetzt nur dort sein Platz sein könne. Das in Jubel schwimmende Wien, die Aula zumal, empfing den Landsmann, der so lange für das nun Errungene gekämpft hatte, mit lauter Freude. Damals sollte Kuranda die Leitung eines großen, auf Aktien zu gründenden Journals „Die Reform" übernehmen, lehnte aber ab, weil ihm die geplante Tendenz allzu gemäßigt erschien, er auch für sich nicht die Gewähr völliger Unabhängigkeit erblickte. Er wurde in die Deputation gewählt, die das sogenannte Frankfurter Vorparlament zu begrüßen ging; er war Mitglied des Fünfziger Ausschusses, der die Einberufung des wirklichen Parlaments vorbereitete. Bezeichnend für die Widersprüche, in die Österreichs Deutsche bei aller echten schwarz-rot-goldenen Begeisterung von Anfang an gerieten, ist, daß Kuranda in Frankfurt weniger die Rechte der Deutschen in Österreich als ihre Pflichten gegen die nichtdeutschen Nationen des Habsburgerreiches betonte, daß er diesen die Unverletzlichkeit ihrer Nationalität durch die künftige deutsche Reichsverfassung verbürgt wissen wollte — ein altruistisch-kosmopolitischer Idealismus, den sich die österreichischen Deutschen seither allmählich abgewöhnen mußten.

Der Wahlkreis Teplitz in Böhmen wählte Kuranda in jene Versammlung, in der zum ersten und zum letzten Male das gesamte deutsche Volk vertreten war. Kuranda hat dem Frankfurter Parlamente, das trotz seiner Fehler und seiner politischen Unfruchtbarkeit schon durch seine nie dagewesene Vereinigung von Geist, Talent und Vaterlandsliebe immerdar eine stolze Erinnerung bleiben wird, nur etwa ein Vierteljahr angehört und ist dort nicht sonderlich hervorgetreten.*) Er hatte sich dem linken Zentrum angeschlossen, das gemäßigte liberale Tendenzen vertrat, die Volkssouveränität zwar als die einzige Grundlage der zu schaffenden Reichsverfassung betrachtete, die Unterordnung der Einzelstaaten unter die Einheitsidee verlangte, dabei aber doch (in dem jener Zeit eigenen, etwas verschwommenen Theoretisieren) die „Berücksichtigung der Einzelregierungen und die unabweisbaren Partikularbedürfnisse nicht völlig in Abrede stellte".

Schon am 24. August 1848 teilte der Vorsitzende dem Parlamente den Austritt des Abgeordneten Kuranda mit. Eine Motivierung hatte dieser nicht gegeben. Der schier unlösbare Gegensatz zwischen dem historisch gewordenen, polyglotten Österreich und einem alle Deutschen umfassenden einigen Deutschland war wohl die tiefere Ursache dieses vorzeitigen Austritts.

Bald sehen wir Kuranda wieder in seinem eigentlichen Fahrwasser. Anfang Oktober 1848 gründete er in Wien die „Ostdeutsche Post", die letzte große Zeitungsschöpfung der Wiener Revolution. „Die Kluft zwischen einer traurigen Vergangenheit und einer neuen Zukunft" will er damit überbrücken. Er verlangt

*) Vgl. die neun Foliobände des „Stenographischen Berichts über die Verhandlungen der deutschen konstituierenden Nationalversammlung zu Frankfurt am Main."

eine entschieden freiheitliche Monarchie, der Monarch selber solle nur der unverantwortliche und erbliche Präsident sein. Die Träger der Freiheit aber können, wie der Eröffnungsartikel ausführt, nur die Deutschen sein. Ein großes, starkes Österreich ist sein Ziel. „Aber wenn die Erhaltung dieses großen Österreich auch nur mit der kleinsten Gefahr für unsere Nationalität verbunden oder gar der Schwerpunkt der Monarchie nach slawischer Seite fallen sollte und die Autonomie des deutschen Willens von der slawischen Majorität bedroht würde — dann mag immerhin die Monarchie in Trümmer fallen! Dann ist es unsere heiligste Pflicht, das zu tun, was die Italiener und Kroaten gegen ihre Unterdrücker unternommen haben. Und wir haben die lebendige Kraft dazu, und wir haben auch das geschriebene Recht dazu; denn Österreich, das eigentliche Österreich ist zu allen Zeiten deutsch gewesen und muß auch für alle Zukunft deutsch bleiben." Kräftige Worte, die statt 1848 auch 1912 gesprochen sein könnten!

Aber die politisch maßvolle Stimme der „Ostdeutschen Post" verhallte in diesem Wiener Oktober, wo schon die extremen Elemente zu Wort gekommen waren. Auch Kurandas Blatt wurde, als Windischgrätz Wien bezwungen, sistiert. Erst vom 18. Dezember 1848 an durfte es wieder erscheinen. Es litt unter den Quälereien des Belagerungszustandes. Kuranda mußte eine Zeitlang die Redaktion abgeben und durfte sie erst 1853 wieder übernehmen. Gerade um die Mitte der fünfziger Jahre aber hat die „Ostdeutsche Post" ihre Blütezeit gehabt. Männer wie Eitelberger, Stubenrauch, Bauernfeld, Baron Eötvös, Pratobevera, Rudolf Waldek, Emil Kuh u. a. waren ihre Mitarbeiter. Kuranda selbst schrieb fleißig seine stets elegant adjustierten, kurzgefaßten und scharf pointierten Artikel. Das Blatt war — wie der durchaus nicht zum Lobredner geeignete Herbst sagte — unerreicht an vornehmem, würdigem und doch entschiedenem Ton, an unter schwierigsten Verhältnissen bewährter Unabhängigkeit und Gesinnungstüchtigkeit. Wie die Grenzboten einst ein Bindemittel zwischen Deutschland und Österreich gewesen in den bösen Zeiten des Vormärz, wurde die „Ostdeutsche Post" in dem kaum minder schlimmen Reaktionsdezennium ein „Pionier der österreichischen Publizistik".

Nicht eine politische Umgestaltung, sondern ein Zusammenbruch war das Ende des nachmärzlichen Absolutismus. Kuranda, der den halbkonstitutionellen und ganzföderalistischen Versuch des Oktoberdiploms von 1860 bekämpft hatte, schloß sich, wie alle liberalen Deutschösterreicher, mit Begeisterung an Schmerling an, den Schöpfer des Februarpatentes von 1861, das endlich eine wirkliche, wenn auch recht bescheiden zugeschnittene Verfassung bot. Am 20. März wählte ihn die innere Stadt Wien mit gewaltiger Mehrheit zu ihrem Abgeordneten in den Landtag und dieser ihn (nach dem System der indirekten Wahlen, das bis 1873 bestand) am 6. April in den Reichsrat. Beiden Körperschaften hat Kuranda von da ab ohne Unterbrechung bis zu seinem Tode, also durch dreiundzwanzig Jahre, angehört. „Von Schmerling bis Taaffe" ließe sich seine

parlamentarische Laufbahn überschreiben. An allen Verdiensten, die sich die liberale deutsche Partei in diesem Vierteljahrhundert um die Ausbildung des österreichischen Konstitutionalismus erworben, hat Kuranda seinen Anteil; an den Irrtümern und Versäumnissen der „Herbstzeitlosen" trägt er sein Maß geschichtlicher Verantwortung. Denn er war ein Mitleiter, ein Wortführer dieser Partei. An staatsrechtlicher Bildung stand er einem Mühlfeld und einem Herbst, an hinreißender Kraft einem Giskra nach. Als schlagfertiger, witziger, zündender Sprecher aber hatte er kaum seinesgleichen im österreichischen Abgeordnetenhause der sechziger und siebziger Jahre, das an Talenten und Rednern wahrhaftig nicht arm gewesen ist. In dieser provisorischen Bretterbude vor dem Schottentor, dem „Schmerlingtheater", wie die Ungarn höhnten, hat der österreichische Parlamentarismus ja doch seine schönsten Tage erlebt; und die großen staatsmännischen Gesichtspunkte in den Debatten wie den vornehmen Ton, die in diesem primitiven Volksvertretungsheim herrschten, möchte man sich in den prunkvollen Palast am Franzensring gern zurückwünschen.

Im Geiste des nach heutigen Begriffen vielleicht zahmen Liberalismus jener Tage und als Gegner der auf die Zerbröckelung Österreichs gerichteten föderalistischen Strebungen sprach Kuranda in den Jahren 1861 bis 1865 zu all den großen legislatorischen Fragen, zum Preß-, zum Heimats-, zum Handelsgesetz, sprach er in den Adreßdebatten, fungierte er als allezeit bestunterrichteter Referent über den Staatsvoranschlag. Sein Lieblingsthema aber waren die weittragenden Probleme der auswärtigen Politik. Nicht als ob die Zweite Kammer damals in Österreich irgendeinen bestimmenden Einfluß auf die internationalen Angelegenheiten geübt hätte; aber diese gehörten doch formell in ihren Wirkungskreis. Und Kuranda hat in diesen Dingen, zu denen er freilich nur sprechen konnte, viel richtigen Blick gezeigt. Er verlangte in der italienischen Frage eine endgültige Lösung, nicht durch die Waffen, sondern auf dem Wege friedlicher Verhandlung, und sprach es offen aus, daß der Verlust der letzten Besitzungen in Italien, dieses Erbteils der heiligen Allianz, für Österreich kein Unglück wäre. Mit schneidendem Hohn geißelte er Österreichs ungeschickte Hand, seine verhängnisvollen Mißgriffe in jenen Jahren, da die überlegene Kunst eines großen Mannes planvoll zum Bruche zwischen den zwei deutschen Großmächten trieb; mit prophetischem Blicke sagte er den unvermeidlichen Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland voraus, den sich der Habsburgerstaat im ungünstigsten Zeitpunkte aufdrängen ließ.

Kuranda, der Alt- und Großösterreicher, war durch die Katastrophe des Jahres 1866 aufs tiefste getroffen. Damals gab er seine „Ostdeutsche Post" auf, deren deutsch-österreichische Ziele durch den Sieg Preußens zunichte geworden. Aber mit dem alten Eifer des gemäßigten Liberalen kämpfte er, wenn auch ohne die schöpferische Kraft eines Herbst oder eines Hasner, für die innere Reorganisierung des cisleithanischen Österreich nach dem Ausgleiche, für die Aufhebung des Konkordats, für die neuen Kirchen- und Schulgesetze. Daß der kleine Mann

mit der mächtigen Nase in der Karikatur der Wiener Witzblätter einen breiten Raum einnahm, ist nur ein Beweis seiner Bedeutung. In all den Wirrnissen und Verwicklungen, den nationalen Kämpfen, den staatsrechtlichen Experimenten und gründlichen Umgestaltungen, die Österreichs innere Geschichte seit dem Revolutionsjahre zum guten Teile ausmachen, war Ignaz Kuranda alt geworden. Er hatte den Höhepunkt seiner politischen Wirksamkeit lange überschritten, als er gemeinsam mit Herbst, Giskra, Demel, Kellersperg gegen Andrassys Orientpolitik scharfe Opposition machte. Nur einige jüngere aufstrebende Kräfte seiner Partei, Plener junior, Coronini, Walterskirchen, Ausspitz, Sueß, bildeten die „bosnische Linke" in den Delegationen. Die alte Garde der Verfassungspartei aber verharrte mit Herbst auf dem Standpunkte, daß das europäische Mandat zur Okkupation Bosniens ein gefährliches Präjudiz sei in einem Staate, der wie Österreich auf dem historischen Recht beruhe. Sie verweigerten dem Grafen Andrassy den Sechzig-Millionenkredit, den er vorerst für noch unbenannte Zwecke im März 1878 verlangt hatte; sie stemmten sich gegen die Okkupation, die sie nicht verhindern konnten. Mag man der liberalen deutschen Linken, die sich bald darauf, zum Teil durch ihre eigene Schuld, von der leitenden Rolle in Cisleithanien verdrängt sah, auch in dieser Frage der äußeren Politik vorwerfen, daß sie ihre Zeit nicht verstand: man hat kein Recht anzunehmen, daß Kuranda auch in dieser Sache anders gesprochen und gestimmt hat, als seine Überzeugung ihm gebot.

Durch viele Jahre hat er dem Wiener Gemeinderat angehört, zu einer Zeit, da dieser Stadtvertretung nach dem Falle der alten Befestigungswerke große Aufgaben zufielen. Die Großkommune, in der damals der Rassenhaß noch keinen Boden gefunden hatte, zeichnete ihn anläßlich seines siebzigsten Geburtstages durch das Ehrenbürgerrecht aus. In weiten Kreisen genoß der rechtschaffene, geradsinnige Mann, der fremdes Verdienst so gern anerkannte und der auch in den Zeiten des berüchtigten „volkswirtschaftlichen Aufschwungs" seine Hände rein erhalten hatte, Liebe und Achtung. Eduard Herbst, selbst ein Träger der lautersten öffentlichen Moral, feierte in Kuranda den alten Kampfgenossen, der unter allen Umständen jene Grundsätze hochgehalten habe, zu deren Festigung in der Bevölkerung Österreichs er vielleicht mehr als irgendein anderer beigetragen hatte.

Kuranda, der schon seit einiger Zeit an einem Herz- und asthmatischen Leiden erkrankt war, nahm am 14. März 1884 noch an einer Sitzung der Nordbahndirektion teil und erschien an diesem Tage auch im Abgeordnetenhause. Tags darauf warf ihn ein schwerer Anfall seines Leidens nieder. Am 29. März verlor er das Bewußtsein, das von da ab nur auf kurze Zeit zurückkehrte. Den homo politicus verfolgten die öffentlichen Angelegenheiten in seine Delirien. Er hielt Reden, stellte Anträge, nannte die Namen von Deputierten, verlangte aufzustehen, um sich ins Parlament zu begeben. Von seiner Familie umgeben, endete er am 4. April 1884, halb vier Uhr nachmittag.

Das abschließende Urteil über Ignaz Kuranda wird kein anderes sein, als daß er ein Mensch von makellosem Charakter, ein Politiker nicht von führender Qualität, aber von parlamentarischer Befähigung und scharfem Urteil war. Als Publizist steht er nach seinem Talent und nach seinen weit über den Rahmen der Zeitung hinausreichenden Erfolgen für alle Zeit in erster Reihe.

Parlament und Wahlprüfungsjustiz

Von Dr. jur. Moritz de Jonge-Köln

Il y a dans chaque Etat trois sortes de pouvoirs — so beginnt Montesquieu das berühmte sechste Kapitel des elften Buches seines „Esprit des lois" und unterscheidet dann im einzelnen die „puissance legislative", die „puissance de juger" und die „puissance exécutice". Nachdem um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts der große Franzose diese Lehre von der Teilung der Gewalten, die die Grundlage und Voraussetzung aller staatsrechtlichen Gerechtigkeit ist, verkündete, verging noch ein Jahrhundert, bis sie in der Staatspraxis mehr und mehr Geltung erlangte. Aber noch heute harrt sie vergeblich voller Erfüllung und Anerkennung. Gerade heute müssen wir z. B. wieder erleben, daß die „Freirechtsbewegung" für den Richter die Funktionen des Gesetzgebers sich anzueignen versucht. Die Tätigkeit der Verwaltung ist trotz der Einführung und segensreichen Wirksamkeit der Verwaltungsgerichtsbarkeit (in Preußen, Deutschland) immer noch nicht frei von richterlichen und gesetzgeberischen Aspirationen. Und in den Rechten der Parlamente finden wir, wie Fremdkörper eingesprengt, richterliche Befugnisse. In einer der jüngsten Verfassungen, der 1904 eingeführten Verfassung der Republik Panama, werden gar mit fast tendenziöser Betonung dem Parlament Rechte auf allen drei Gebieten eingeräumt, indem im Titel VI („Die Gesetzgebung") ausdrücklich unterschieden wird: „Die gesetzgeberische Tätigkeit der Nationalversammlung" (Art. 65), „Die Verwaltungstätigkeit der Nationalversammlung" (Art. 67) und „Die richterliche Tätigkeit der Nationalversammlung" (Art. 66).

Eine der wesentlichsten richterlichen Obliegenheiten der meisten Parlamente, sowohl der deutschen wie der außerdeutschen, ist die Wahlprüfung, die Entscheidung über die Legitimation ihrer Mitglieder.

Während sich in vielen konstitutionellen Staaten das parlamentarische Recht der Wahlprüfung gewohnheitsrechtlich entwickelt hat, ist es in anderen, zumal neueren, Verfassungen ausdrücklich festgelegt. Eine dem Art. 27, 1 der Reichs-

verfassung („Der Reichstag prüft die Legitimation seiner Mitglieder und entscheidet darüber") ähnliche Bestimmung findet sich in zahlreichen Verfassungen. Und es ist besonders charakteristisch, daß in vielen die richterliche Natur des Wahlprüfungsaktes mit klaren Worten als solche bezeichnet wird. In der ältesten geschriebenen Verfassung, der Constitution of the United States (von 1787), heißt es in Art. I, Sektion 5: „Each house shall be the judge of the elections, returns and qualifications of its own members." Die französische Loi constitutionelle vom 16. Juli 1875 bestimmt in Art. 10: „Chacune des chambres est juge de l'éligibilité de ses membres et de la régularité de leur élection." Derselbe juristische Kern ist in dem Art. 29, 1 der Verfassung Chiles zu erkennen: „Ausschließliche Befugnisse der Deputiertenkammer sind: 1. Die Wahlen ihrer Mitglieder zu prüfen, über Richtigkeitsbeschwerden (!), welche gegen sie eingelegt sind, zu entscheiden. . ." Ähnliche Bestimmungen finden sich in den Verfassungen der monarchischen Staaten, so z. B. in der russischen von 1906 in Art. 102: „Der Reichsrat prüft die Vollmachten seiner erwählten Mitglieder; in gleicher Weise prüft die Reichsduma die Vollmachten ihrer Mitglieder." Als staatsrechtliche Kuriosität sei noch angemerkt, daß die bereits erwähnte Verfassung von Panama ihre „besondere" juristische Theorie hat und die Wahlprüfung nicht als richterlichen Akt, sondern (in Art. 67, 2) als einen Akt der — „Verwaltungstätigkeit des Parlaments" kennzeichnet.

Allein die Ansicht Montesquieus, des großen staatsrechtlichen Analytikers, der den Geist der Gesetze in seine einfachen Elemente schied, hat seit einem halben Jahrhundert auch auf diesem Gebiete weiter vorbildlich und beispielgebend gewirkt und in einer Reihe von Staaten eine weitere „Scheidung" der verfassungsrechtlichen Elemente, eine Ausscheidung und Abtrennung der wahlrichterlichen Obliegenheiten von den Befugnissen der gesetzgebenden Körperschaften teils durchgesetzt, teils wenigstens angebahnt. Vorläufer war auch hier das für alles gerechte Staatsrecht bahnbrechende Land: England. Im Jahre 1868 übertrug die Election Petitions and Corrupt Practices at Elections Act die Verhandlung und Entscheidung über angefochtene Wahlen in England dem Gerichtshofe der Common Pleas in Westminster (einem der drei obersten Reichsgerichte, die inzwischen mit dem Chancery court zu dem einen High court of justice vereinigt worden sind), über die Wahlen in Irland dem Court of common pleas in Dublin und über die in Schottland dem Court of sessions. Beschwerden über Wahlrechtsverletzungen werden statt wie früher dem House of Commons binnen einundzwanzig Tagen nach vollzogener Wahl diesen Gerichtshöfen überreicht und von einem beauftragten Richter des „zuständigen Gerichtshofs" an Ort und Stelle, d. h. innerhalb des betreffenden Wahlkreises verhandelt und entschieden. Dieser Richter teilt dem Speaker (dem „Kammerpräsidenten") nach Abschluß der Verhandlung seine Entscheidung, die ohne weiteres „rechtskräftig" ist, urkundlich mit. In bezug auf Abgeordnete, deren Wahl nicht aus den Kreisen der Wähler angefochten wird, ist dem Unter-

hause ein gewisses, mehr disziplinarrechtliches, Entscheidungsrecht über die Mitgliedschaft der Gemeinen gewahrt geblieben, z. B. im Falle verweigerter Eidesleistung (Bradlaugh). — Ähnliche Bestimmungen sind auch in Schweden wenigstens insofern durch die Verfassungsgesetze von 1866 und 1876 eingeführt worden, als die Kammern nur über Verletzungen des sozusagen materiellen Wahlrechts (Wählbarkeit u. a.) richten, dagegen Anfechtungen wegen Verletzungen des formellen Wahlrechts, des Wahlverfahrens (und das sind die meisten und folgenschwersten „Wahlproteste" in allen Staaten!) durch die Verwaltungsbehörden dem Könige übermittelt werden, der sie zur Entscheidung dem Obersten Gerichtshofe überweist. — Grundsätzlich hat auch Ungarn durch § 89 des 33. Gesetzartikels von 1874 die Entscheidung über Wahlstreitigkeiten der Königlichen Kurie (d. h. dem Obersten Gerichtshof) übertragen. Aber das Ausführungsgesetz zu diesem Deklarationsgesetz, wie man derartige Gesetze nennen könnte, ist nach zwei vergeblichen Versuchen bis heute noch nicht erlassen. (Also ein ähnlicher Fall wie in Preußen hinsichtlich der Ministerverantwortlichkeit, die ebenfalls grundsätzlich verkündet, aber mangels jeglicher Ausführungsnormen noch ohne praktische staatsrechtliche Bedeutung ist.) — Auch die erste, inzwischen geänderte Verfassung Bulgariens von 1882 enthielt eine ähnliche Bestimmung in Art. 102: Wahlanfechtungen, die entweder von fünf Wählern oder dem obersten Verwaltungsbeamten des fraglichen Wahlkreises beim Gerichte des Hauptortes des Wahlkreises erhoben wurden, gingen von dort an den Kassationshof, der innerhalb zehn Tagen seine Entscheidung fällte. — In Österreich wurde 1880 vom Abgeordneten Grafen Coronini und Genossen ein — übrigens technisch recht schlecht konstruierter und stilisierter — Gesetzentwurf eingebracht, aber nicht angenommen, der die Einsetzung eines „Gerichtshofs für angefochtene Reichsratswahlen" bezweckte. — In der neuen Verfassung Elsaß-Lothringens von 1911 bestimmt § 9: „Über Einsprüche gegen die Gültigkeit der Wahlen entscheidet der oberste Verwaltungsgerichtshof, bis zu seiner Errichtung ein Senat des Oberlandesgerichts. Zur Erhebung des Einspruchs ist jeder Wahlberechtigte befugt, der an der betreffenden Wahl teilnehmen durfte, bei Wahlen zur Zweiten Kammer auch jeder Wählbare, der bei der Wahl Stimmen auf sich vereinigt hat." — Und zuletzt muß noch darauf hingewiesen werden, daß im Verwaltungsrecht der preußischen Selbstverwaltungskörper bereits der Gedanke der Abtrennung und Verselbständigung der wahlrichterlichen Befugnisse verwirklicht ist. In Preußen hat das sogenannte Zuständigkeitsgesetz von 1883 Wahlprüfungsgerichte sozusagen für die zweite und dritte Instanz eingesetzt und nur in erster Instanz den Vertretungskörperschaften die Entscheidung über die Legitimation ihrer Mitglieder gelassen. § 10: „Die Gemeindevertretung beschließt . . . 2. über die Gültigkeit der Wahlen zur Gemeindevertretung." § 11 „Gegen den Beschluß der Gemeindevertretung findet die Klage im Verwaltungsstreitverfahren statt."

Der Grundsatz der wahlrichterlichen Zuständigkeit der Parlamente ist hiernach längst durchbrochen. Der Gedanke, die Wahlprüfung sei als eine rein

richterliche Handlung zu behandeln, ist nicht mehr nur staatsrechtliche Theorie, sondern schon in bemerkenswertem Umfange „Praxis" geworden. Die Erkenntnis von der tiefen Ungerechtigkeit des gegenwärtig noch in den meisten Staaten geltenden Rechtszustandes dämmert auf.

Das Wort des englischen Verfassungsrechts: The king cannot do wrong! hat man mit Unrecht auf das Parlament übertragen. Das Parlament kann Unrecht tun, schweres Unrecht, und es fehlt dann der verantwortliche Minister, der das Staatsunrecht, das (an sich) auch der König begehen kann, zu vertreten hat. Ist schon im allgemeinen die Gefahr schweren parlamentarischen Unrechts mit der Richtertätigkeit des Parlaments verbunden (mag es nun als Oberster Gerichtshof tätig sein, wie das House of Lords, oder als Staatsgerichtshof, wie die französische Convention Nationale im Januar 1793), so wächst die Gefahr da, wo es „in eigener Sache" zu richten hat. Und das ist der Fall bei den parlamentarischen Wahlprüfungen. Bei den Parteifreunden und Parteigegnern des „protestierten" Abgeordneten liegen alle jene Gründe vor, die in sämtlichen Zivil- und Strafprozeßordnungen der Kulturstaaten entweder als „Ausschließungsgründe" oder als „Ablehnungsgründe" (wegen „Befangenheit") gelten. In einer Zeit, die an das Dogma von der parlamentarischen Unfehlbarkeit (die psychologisch erklärliche Reaktion gegen das staatsrechtliche Dogma von der Unfehlbarkeit des absoluten Königs!) glaubte, lag die Erkenntnis von der tiefen grundsätzlichen Ungerechtigkeit der parlamentarischen Wahlprüfungsjustiz noch unter der „Bewußtseinsschwelle".

Heute aber hieße es Zeitungen nach Berlin tragen, wollte man die bekannten Gründe, die eine gerechte Wahlprüfungsjustiz des Parlaments (gleichviel welche Partei oder Parteien die Majorität haben) fast unmöglich machen, wiederholen oder durch neue vermehren. Alle Abgeordneten aller Parteien, mögen sie konservativ oder liberal sein, dem Zentrum oder der Sozialdemokratie angehören, leitet gleichermaßen das Streben, die Wahlproteste ihrer Gesinnungsgenossen möglichst als begründet zu berücksichtigen, und die ihrer Gegner möglichst als unbegründet auszuschalten. Und in neuester Zeit scheint denn auch auf dem Kontinent die Ahnung aufzudämmern, daß parlamentarisches Unrecht ebensowohl möglich ist wie polizeiliches, und daß gegen jenes ebenso wie gegen dieses der zuverlässigste und größtmögliche Rechtsschutz, der im Rechtsstaat erreichbar ist, verlangt werden darf und muß — die Entscheidung des Richters! Klärt sich diese Ahnung bis zu heller, allgemeiner Erkenntnis, dann wird der Ruf nach unabhängiger Wahlprüfungsjustiz immer lauter und häufiger und unterschiedslos von allen Parteien erhoben werden!

Förderung des Handwerks auf Kosten der Industrie?

Von Regierungsrat a. D. Dr. Schweighoffer-Berlin

2. Der Standpunkt der Industrie

Von seiten der Industrie wird die Notwendigkeit einer Änderung des bestehenden Zustandes keineswegs verkannt, sondern gleichfalls eine Lösung und Beseitigung der Schwierigkeiten angestrebt, die das Handwerkerorganisationsgesetz vom 26. Juli 1897 und seine von den Handwerkerkreisen beliebte Auslegung hervorgerufen hat. Als Angelpunkte der Streitigkeiten werden dabei angesehen: die unklare Abgrenzung der Gebiete „Fabrik" und „Handwerk", die Unstimmigkeit der Begriffe „Handwerker", „Fabrikant", „Kaufmann" in den verschiedenen, in Betracht kommenden Gesetzen und endlich der Mißstand der Zuständigkeit so zahlreicher Behörden. Die Abänderungsvorschläge der Industrie und ihrer Vertreter sind indessen sehr verschiedener Art und werden offenbar mehr oder weniger durch den Nachdruck beeinflußt, den die Handwerkskammern auf diesen oder jenen der bezeichneten Differenzpunkte legen. Sieht man von einzelnen Sondervorschlägen ab, so wird ein wesentliches Gewicht entweder auf den Registereintrag gelegt und verlangt, daß gegen den Ausspruch des Registerrichters sowohl der Handwerkskammer wie der Handelskammer das Recht der Beschwerde mit der Wirkung beigelegt werde, daß die rechtskräftig erkannte Eintragung bindend für alle Behörden sei, oder es wird empfohlen, vor der Eintragung in das Register die beteiligten Organisationen zu hören. Neben der zu diesem Zwecke angeregten Abänderung des Handelsgesetzbuches und der Handelskammergesetze wird aber auch von einzelnen Seiten eine Abänderung der Gewerbeordnung gefordert, mit der Begründung, daß gegenüber dem Verlangen des Handwerks nicht so sehr die Beitragspflicht für zwei Kammern als vielmehr die Anwendung der Verordnungs-, Beaufsichtigungs- und Prüfungsrechte der Handwerkerorganisationen das bedenklichste an der ganzen Sache sei.

Im allgemeinen gehen indessen die gemachten Vorschläge darauf hinaus, entweder die Begriffe „Fabrik" und „Handwerk" juristisch zu definieren oder durch eine Instanz festzulegen, deren Ausspruch für alle Behörden bindend sein soll.

Der erste dieser Vorschläge stimmt mit dem von einzelnen Handwerkerkreisen geäußerten Wunsche überein. Er muß aber nach der Ansicht aller der-

jenigen, die sich mit dieser Frage eingehender beschäftigt haben, wie auch des Reichsgerichtes als unerfüllbar bezeichnet werden. Wirtschaftliche Begriffe haben nun einmal die in ihrem Wesen begründete Tendenz, einer festen juristischen Fassung zu widerstreben. Das zeigt sich in ganz besonderem Maße bei den Begriffen „Fabrik" und „Handwerk", die, wie schon früher bemerkt wurde, ständig im Flusse sind, eine Menge Übergangsformen und Spielarten aufweisen und so dehnbar sind, daß, selbst wenn man für diese Frage jetzt eine juristische Lösung finden könnte, eine solche schon kurze Zeit danach kaum noch stimmen würde. Es kann daher dieser Weg als gangbar nicht erachtet werden, zumal er andernfalls von der Regierung wohl schon längst beschritten worden wäre, um auf diese Weise dem Streite ein Ende zu machen.

Der zweite aus Industriekreisen stammende Vorschlag, durch eine Instanz die beiden fraglichen Begriffe authentisch deklarieren zu lassen, läuft darauf hinaus, eine Stelle zu schaffen, die in Streitfällen als oberste Entscheidungsbehörde waltet. Er unterscheidet sich von den aus den Handwerkerkreisen verlautbarten Wünschen grundsätzlich dadurch, daß er die bisher beobachteten gesetzlichen Scheidungslinien von „Fabrik" und „Handwerk" aufrecht erhalten und nur die bestehenden gesetzlichen Rechte und Pflichten für beide Teile unzweideutig klarstellen will. Es leuchtet ein, daß dieser Vorschlag viel für sich hat. Er ist von der Regierung auch bereits aufgenommen worden, indem in der von seiten des Reichsamts des Innern auf den 7. April 1911 einberufenen Konferenz die Frage zur Erörterung gestellt worden war,*) ob eine Verminderung der Schwierigkeiten nicht dadurch bewirkt werden könne, daß in der Angelegenheit eine einzige oberste Instanz zur Entscheidung berufen werde. Die Verwirklichung dieser Erwägung dürfte sehr wohl geeignet sein, die Kontroverse, wenn auch nicht ganz aus der Welt zu schaffen, so doch der Lösung erheblich näherzuführen, jedenfalls aber die Streitfälle herabzumindern. Es mag hier zunächst dahingestellt bleiben, in welcher Form jener Vorschlag zur Ausführung gebracht werden kann und inwieweit die aus Industriekreisen in dieser Richtung gemachten besonderen Vorschläge praktisch und durchführbar sind. Wenn die mehrfach angezogene Denkschrift der Leipziger Handelskammer bei der derzeitigen Sachlage einen Ausgleich darin erblickt, daß eine genügende formale Bürgschaft für eine dem Willen des Gesetzgebers Rechnung tragende, für beide Rechtsgebiete (Handels- und Gewerberecht) einheitliche Auslegung der genannten Begriffe („Fabrik" und „Handwerk") und Bestimmungen geschaffen werde, so kommt sie jedenfalls hiermit dem oben erwähnten Vorschlage sehr nahe. Eine solche formale Bürgschaft ist allein darin zu finden, daß die Entscheidung über die aus §§ 100h, 103n und 103o der Gewerbeordnung entstehenden Streitigkeiten, soweit es sich dabei um die Begriffe „Fabrik" und „Handwerk" und die Auffassung der Betriebe als ein einheitliches Ganzes oder getrennt zu behandelnde Doppel-

*) Vgl. auch die Ausführungen des Herrn Staatssekretärs des Innern in der Reichstagssitzung vom 5. März 1912, Reichstagsverhandlungen S. 477.

betriebe handelt, richterlichen Behörden (ordentlichen Gerichten oder Verwaltungsgerichten), zum wenigsten in letzter Instanz, übertragen wird, wobei zugleich für eine tunlichst einheitliche Rechtsprechung im Sinne der Rechtsprechung des Reichsgerichtes sowie für Anhörung und Beteiligung der Handelskammern am Streitverfahren zu sorgen ist.

Im Gegensatze zu diesen Vorschlägen zielen die Forderungen der Handwerkerkreise nicht überall darauf hin, die bestehende Grenze klarzustellen, sondern vielfach sie zugunsten der Erstarkung der Handwerkerorganisationen zu verschieben. Es wird keine Grenzregulierung der Interessensphären nach dem bestehenden Rechte, sondern eine Grenzveränderung angestrebt, und gegen dieses Vorhaben wendet sich die Industrie mit dem Hinweise, daß die Gründe, die für die Berechtigung dieses Bestrebens vorgebracht werden, unzutreffende sind.

Es muß zunächst geltend gemacht werden, daß aus der vom Handwerk aufgestellten Behauptung, die Fabriken zögen die auf Kosten des Handwerks ausgebildeten Gesellen und Lehrlinge in ihre Betriebe hinüber und machten sich so ohne materielle Aufwendungen die Ausbildung dieses Nachwuchses zunutze, höchstens die Berechtigung würde abgeleitet werden können, die Industrie an diesen Ausbildungskosten zu beteiligen. Es kann daraus aber jedenfalls kein Grund entnommen werden, die industriellen Betriebe den Handwerkerorganisationen überhaupt zu unterstellen und diesen damit außer den finanziellen Rechten auch die Berechtigung zur Lehrlingsbeaufsichtigung, Fabrikrevision usw. zu gewähren. Denn bei der konsequenten Durchführung des Grundsatzes, daß alle Betriebe, welche handwerksmäßig ausgebildete Arbeiter beschäftigen, den Innungen oder Handwerkskammern zugehören müssen, würde es in Deutschland kaum ein Unternehmen geben — selbst das Krupsche in seinen Einzelbetrieben nicht ausgenommen —, das nicht dem Handwerk zuzurechnen wäre. Die in dieser Richtung liegenden Wünsche der Handwerker müssen daher als unberechtigt zurückgewiesen werden.

Aber auch den weiteren Bestrebungen, die Industrie zu den für die Ausbildung der Lehrlinge und Gesellen aufgewendeten Kosten generell heranzuziehen, kann eine Berechtigung nicht zuerkannt werden. Es wird zunächst die Behauptung bestritten, daß die Industrie nicht in der Lage sei, die für Aufrechterhaltung ihrer Betriebe nötigen Arbeiter selbst heranzuziehen und auszubilden, und daß sie daher auf den Nachwuchs aus dem Handwerk angewiesen sei. Um diese Behauptung zu beweisen, wäre zunächst einmal festzustellen, wieviele von den in der Industrie beschäftigten Arbeitern überhaupt aus dem Handwerk stammen. Hierbei wäre aber, wenn die Beweisführung durchschlagend sein soll, der Umstand scharf zu berücksichtigen, ob jene Arbeiter sich auch entsprechend ihrer handwerksmäßigen Ausbildung in den industriellen Betrieben betätigen oder nicht. Denn es ist eine unbestrittene Tatsache, daß zwar zahlreiche Fabrikarbeiter handwerksmäßig vorgebildet sind, aber in Großbetrieben eine Verwendung finden, die mit ihrem früheren Handwerkerberufe nicht die geringsten Beziehungen

mehr hat. Alle diese Arbeiter, wie z. B. Bäcker, Tapezierer, Sattler usw., die in Maschinenbaufabriken, chemischen Betrieben u. dergl. anderweit beschäftigt werden, müßten bei der gedachten Berechnung ausgeschaltet werden, da die für sie vom Handwerk vorher aufgewendeten Ausbildungskosten den in Betracht kommenden Fabrikbetrieben in keiner Weise zustatten kommen. Eine solche Statistik fehlt bislang vollkommen. Die von der Regierung in den Jahren 1895 und 1906 angestellten Erhebungen ergaben keinerlei einwandfreies Material. Es ist dies von dem preußischen Herrn Handelsminister selbst anerkannt worden, der im Jahre 1907 im Landtage ausdrücklich hervorhob, daß nach den vom Statistischen Amte bearbeiteten Untersuchungen unter den Arbeitern der in Betracht gezogenen Fabriken sich 36,7 Prozent gelernte Arbeiter befunden hätten, von denen 40,8 Prozent aus Handwerkerkreisen stammten, während 59,2 Prozent in den Fabriken selbst ausgebildet waren. Die Zahl der in den Fabriken gewerblich ausgebildeten Arbeiter steige beständig, die andere sinke dauernd. Zu einem ähnlichen Ergebnis ist auch die Handelskammer zu Düsseldorf gekommen, die auf Grund einer im Westen Deutschlands gehaltenen Umfrage festgestellt hat*), daß das Bedürfnis der Industrie nach dauernder Beschäftigung gelernter Arbeiter mit handwerksähnlichen Funktionen in den einzelnen Industriezweigen ein sehr verschiedenes sei, und daß die Industrie in recht beträchtlichem Umfange selbst gelernte Arbeiter ausbilde. Die industriellen Betriebe seien hierzu sehr wohl in der Lage, und die allgemeine Behauptung, daß das Handwerk dem jungen Nachwuchse eine allseitigere und vollkommenere, den ganzen Kreis des Gewerbes erschöpfendere Ausbildung gewähre als die Lehrlingserziehung in industriellen Betrieben, treffe keineswegs zu. Es wird vielmehr gerade in dieser Beziehung in der Denkschrift der Düsseldorfer Handelskammer zutreffend betont, daß sich die durch Verwendung von Maschinen herausgebildete Spezialisierung der Arbeit im Handwerk ebenso eingebürgert hat wie in der Industrie, und daß dadurch auch im Handwerk dieselbe Folge, nämlich die einseitigere Ausgestaltung der Lehrlingsausbildung, gezeitigt worden ist.

Des weiteren ist es eine bekannte Tatsache, daß handwerksmäßig vorgebildete Arbeiter, um ihren gelernten Beruf in einer Fabrik zu betätigen, erst völlig umlernen müssen, ein Umstand, dessen bereits in der zur Beratung der Handwerkernovelle eingesetzten Reichstagskommission ausdrücklich gedacht worden ist, in der auch gleichzeitig anerkannt wurde, daß vielfach Arbeiter, die in industriellen Betrieben ausgebildet sind, zum Handwerke überzugehen pflegen. Mangels jeden Zahlenmaterials — das schwerlich einwandfrei zu beschaffen sein wird — läßt sich allerdings kaum nachweisen, in welchem Umfange ein solcher Übergang stattfindet. Die Reichsgewerbeordnung hat indessen derartige Fälle bereits ins Auge gefaßt und den Übergang durch die Bestimmung zu erleichtern

*) Vgl. Denkschrift vom Jahre 1908: „Beiträge der Industrie zu den Kosten der Handwerkerausbildung und Handwerkerwohlfahrtspflege."

gesucht, daß auch Fabriklehrlinge zur Gesellenprüfung zugelassen werden sollen, um als Gesellen oder selbständige Meister im Handwerk ihr Brot verdienen zu können. In diesen Fällen kommt also die in der Industrie gewonnene Ausbildung der Leute unbedingt dem Handwerke zugute.

In außerordentlich treffender Weise ist für die Behauptung, daß die Industrie, in erster Linie die Maschinenindustrie, in immer steigendem Maße und in vorzüglicher Weise für die Ausbildung geeigneten Nachwuchses selbst sorgt, der Nachweis erbracht worden in dem soeben erschienenen Werk: „Das Lehrlingswesen und die Berufserziehung des gewerblichen Nachwuchses*)."

Aus der Fülle des in diesem Werke beigebrachten statistischen Materials seien nur einige Zahlen herausgegriffen. Die eingehendsten statistischen Untersuchungen sind von den Gewerbeinspektionen in Hessen gemacht und in ihren Jahresberichten niedergelegt worden. Aus ihnen ergibt sich eine stetige Zunahme der Lehrlingshaltung in den Fabrikbetrieben. Im Bezirke Offenbach war z. B. die Entwicklung folgende:

1901	waren in	338	Betrieben	1171	Lehrlinge
1902	„ „	314	„	1202	„
1903	„ „	324	„	1419	„
1904	„ „	483	„	1614	„
1905	„ „	563	„	1626	„
1906	„ „	701	„	1973	„

Auch die Ergebnisse der Berufs- und Betriebszählung erweisen eine absolute Zunahme der Lehrlingshaltung in der Industrie. So betrug u. a. die Gesamtzahl der Lehrlinge

in den Jahren 1895	1907	bei Betrieben der
3481	5606	Glashütten und Glasveredelung
6405	8874	Eisengießerei und Eisenemaillierung
35925	42208	Schlosserei, Geldschränkefabrikation
27547	55580	Maschinen und Apparate
13665	16023	Wagenbau
1813	5607	Elektrische Maschinen, Anlagen
353	991	Spinnerei
199	755	Papier- und Pappenfabrikation.

Die angezogene Abhandlung betont dabei besonders, daß die Lehrlingshaltung in der Industrie wohl noch sehr viel mehr zugenommen haben würde, wenn nicht die gesetzlichen Bestimmungen der Reichsgewerbe-Ordnung über die jugendlichen Arbeiter in erheblichem Umfange die Folge gehabt hätten,

*) Schriften der Zentralstelle für Volkswohlfahrt, Heft 7 der neuen Folge der Schriften der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen. Abschnitt B: Der Umfang der Lehrlingshaltung in der Industrie, S. 185 bis 242.

die Heranbildung der jugendlichen Arbeiter zu gelernten Arbeitern zu verhindern.

Auch der Hinweis des Handwerks, daß ihm die Industrie die besten Kräfte nach vollendeter Ausbildung entziehe, ist unzutreffend. Nicht der von den Fabriken gezahlte höhere Lohn ist, wie vielfach angenommen wird, der hauptsächlichste Grund der Abwanderung von Lehrlingen und Gesellen aus dem Handwerkerstande zur Industrie, sondern die verschiedensten Ursachen wirken nach dieser Richtung hin zusammen. Hierher gehört u. a. die Festlegung der Arbeitszeiten in den Fabriken und die Möglichkeit schnelleren Fortkommens, die Beschränkung der Lehrlingszahl sowie der Mangel der Beschäftigungsgelegenheiten für Gesellen im Handwerk und das vielfache Heranziehen zu hauswirtschaftlichen Arbeiten, ferner die nicht genügende Ausbildung durch die Handwerksmeister, die oft als mangelhaft empfundene Verpflegung und Unterkunft und das Fehlen von Fachschulen, Mißstände, die besonders auf dem Lande beklagt werden und aus denen sich ergibt, daß, falls tatsächlich Lehrlingsmangel beim Handwerk herrscht, keineswegs die Industrie hierfür allein verantwortlich zu machen ist. Es mag in dieser Beziehung auch noch auf das Urteil einer gewiß kompetenten Stelle, nämlich des Ausschusses des Handwerks- und Gewerbekammertages, hingewiesen werden, der den Lehrlingsmangel in tieferliegenden Ursachen sucht. Es heißt in dem Bericht dieses Ausschusses vom 15. Dezember 1909 wie folgt: „Allerdings ist nicht zu verkennen, daß die Handwerker an der Entstehung der falschen Vorstellungen über die Lage des Handwerkes zu einem großen Teil selber Schuld tragen. Statt in zuversichtlicher Weise die Entwicklungsmöglichkeit des Handwerks nach den bisherigen Erfahrungen moderner Gewerbeförderung anzuerkennen, wird leider immer und immer wieder auf Handwerkerversammlungen über die trostlose Lage und die Aussichtslosigkeit des Handwerks gejammert und nach Staatshilfe gerufen. Es ist kein Wunder, wenn bei derartigen aus den Kreisen des Handwerks selbst kommenden Klagen die Eltern sich hüten, ihre Kinder ein Handwerk erlernen zu lassen, und daß man glaubt, zum Lernen des Handwerks sei gerade der gut genug, der zu nichts anderem zu gebrauchen ist. So ist das Handwerk zum Teil selbst schuld, daß tüchtige Kräfte, namentlich aus den wohlhabenderen und gebildeteren Schichten unseres Volkes, dem Handwerk sehr zu seinem Schaden ferngehalten werden*)."

Wenn des weiteren von Gegnern der Industrie die Behauptung aufgestellt wird, daß die Ausbildung der Lehrlinge in der Industrie schlechter sei als im Handwerk, so muß diese Behauptung als durchaus irrig bezeichnet werden. Daß dem nicht so ist, beweisen die Berichte der deutschen Gewerbeaufsichtsbeamten zur Genüge. Diese beschäftigen sich seit dem Jahre 1887 eingehender mit der Lehrlingsausbildung in den Fabriken und enthalten für Preußen, so besonders der Bericht für 1906, eine Fülle interessanten Materials. Aus diesem ergibt

*) Das Deutsche Handwerksblatt, IV, 2.

sich, daß zwar zahlreiche Klagen über die schlechte Ausbildung der Handwerkslehrlinge erhoben werden, daß aber hinsichtlich der Ausbildung der Lehrlinge in den Fabriken, wenn auch die Urteile ungleich sind und sich vielfach widersprechen, so doch im allgemeinen anerkannt wird, daß die Industrie sich in großem Umfange der Heranziehung von Lehrlingen befleißigt und die genossene Ausbildung eine gute ist. Dieser Meinung schließt sich im wesentlichen und zwar unter ausführlicher Darlegung der Verhältnisse die Denkschrift der Zentralstelle für Volkswohlfahrt über das Lehrlingswesen und die Berufserziehung des gewerblichen Nachwuchses an. Es ist auch empfohlen worden, eine Lösung der Streitfrage, ob die Ausbildung der Lehrlinge im Handwerk oder in der Fabrik die bessere ist, dadurch herbeizuführen, daß durch eine Zusammenstellung der Ergebnisse der Gesellenprüfungen festgestellt wird, wie sich das Verhältnis der Lehrlinge aus industriellen Betrieben, die sich mit Erfolg der Gesellenprüfung unterzogen haben, zu demjenigen der Lehrlinge aus dem Handwerkerstande verhält. Ob indessen hierdurch eine einwandfreie Klärung der Frage herbeigeführt werden würde, mag berechtigten Zweifeln unterliegen. Denn wenn auch nach den Bestimmungen der Reichsgewerbeordnung die Fabrikleiter darauf halten sollen, daß die in ihren Betrieben beschäftigten Lehrlinge sich der Gesellenprüfung unterziehen und dies durchaus im Interesse der letzteren liegt, weil nur die bestandene Gesellenprüfung das Recht zum Anleiten von Lehrlingen verleiht, so besteht doch bei den Handwerkskammern darüber Uneinigkeit, ob sie berechtigt und befugt sind, durch ihre Prüfungsausschüsse Fabriklehrlinge prüfen zu lassen. Wie das Ergebnis einer im Deutschen Handwerksblatt (Heft 4 vom 15. Januar 1911) veröffentlichten Rundfrage vom 22. Juli 1910 ausgewiesen hat, steht ein großer Teil der Handwerkskammern auf dem Standpunkte, daß sie solche Prüfungen nicht vornehmen dürfen und daß sie daher zur Ablehnung entsprechender Anträge gezwungen sind.

Ein erheblicher Teil der Fabriklehrlinge ist somit gar nicht in der Lage, sich zur Gesellenprüfung zu melden, während anderseits doch wohl kaum bestritten werden kann, daß eine große Zahl dieser Fabriklehrlinge, obgleich sie die Gesellenprüfung nicht abgelegt haben, mindestens ebenso gut ausgebildet ist wie regelrechte Handwerksgesellen. Ob überhaupt die Prüfungsausschüsse der Handwerkskammern überall befähigt sind, in dieser Hinsicht ein sachverständiges Urteil abzugeben, dürfte sehr fraglich sein.

Ganz besonders muß aber die Industrie Verwahrung einlegen gegen die immer von neuem wiederholte Behauptung, daß das Handwerk die Kosten der Lehrlingsausbildung allein und der Hauptsache nach zu gunsten der Industrie trage. Wenn auch die letztere eine erhebliche Zahl von Arbeitern, die aus dem Handwerke kommen, in den Fabriken verwendet, so leistet sie dafür doch zu den öffentlichen Mitteln, aus denen zum Teil — wie in Baden, Bayern und den Hansestädten — die Handwerkskammern erhalten werden, in Form von Steuern einen sehr erheblichen und jedenfalls einen größeren Anteil als

das Handwerk. In den übrigen Bundesstaaten, in denen die Handwerkskammern nicht aus staatlichen Mitteln erhalten werden, werden die Fachschulen der Handwerkskammern zum großen Teile von den Gemeinden unterstützt, also ebenfalls von den aus den industriellen Unternehmen fließenden Steuern mit unterhalten. Dies wird sich in Zukunft wohl noch in verstärktem Maße geltend machen, da die ganze Einrichtung der Schulen — Lokale, Anstellung der Lehrkräfte usw. — immer häufiger von den Kommunalverwaltungen übernommen wird und somit die ganze Entwicklung des gewerblichen Schulwesens darauf hinstrebt, letzteres den Stadtverwaltungen völlig zu unterstellen. Es ist dies anscheinend auch der Weg, auf dem die Reichsregierung nach der Erklärung des Staatssekretärs des Reichsamtes des Innern vom 5. März d. J. im Reichstage den Wunsch des Handwerks zu erfüllen gedenkt. Daher ist es vielleicht nicht ohne Interesse, sich dessen zu erinnern, was der Abgeordnete Richter bei der zweiten Beratung des § 103i in der 232. Sitzung des Reichstages vom 25. Mai 1897 voraussehend ausführte: „. . . Hier ist die ungeheuerliche Änderung der Kommission beschlossen worden, daß die Handwerkskammern zwar eine sehr große Selbstverwaltung haben, aber nicht die Beteiligten, sondern der Staat und die Gemeinden die Kosten zu zahlen haben. Bei allen Interessenvertretungen, den Handelskammern, den Landwirtschaftskammern, und was ähnliches geschaffen worden ist, heißt es, wie hier in der Regierungsvorlage, daß die Kosten auch auf die Beteiligten umzulegen sind, und daß sie dann durch Steuerzuschläge oder sonst zu erheben sind. Statt dessen hat die Kommission dekretiert, daß die Kosten jedenfalls nicht von den Beteiligten zu tragen sind, sondern daß der Staat und die Gemeinde sich darüber zu vereinbaren haben, wer das Ehrenrecht der Bezahlung für die Handwerkskammern zu übernehmen verpflichtet ist. Man klagt darüber, daß den Gemeinden allmählich die Kosten aufgepackt werden, und das ist hier so ein Beispiel, wo man leicht dazu übergeht. Es heißt, die Handwerker seien so arme Leute. Gewiß sind sehr viel arme Leute darunter — auch unter den Handelstreibenden finden Sie sehr viele arme Leute, auch unter den Landwirten sogar notleidende — aber es gibt doch auch wohl Handwerker, die leicht die Beiträge zu den Kammern zahlen können. Es gibt solche z. B. im Schlossergewerbe, im Tischlergewerbe — es gibt auch ganz wohlhabende Bäcker, sogar solche, denen man, wie Fürst Bismarck einmal sagte, nur auf die Rocktaschen zu klopfen brauchte, um die harten Taler herausfallen zu sehen. Das sollen nun alles arme Leute sein, die keinen Groschen zahlen können, um die Handwerkskammerkosten zu bestreiten! Ja, eine derartige Selbstverwaltung, die sich nicht selbst bezahlt, ist ein Unding, eine Karikatur auf Selbstverwaltung, die hier geschaffen wird. . . Wenn man nicht zu bezahlen braucht, wird man sehr freigebig sein in bezug auf die Ausgaben. . .“

Diese Ausführungen sind auch heute noch zweifellos sehr beachtenswert, und das Handwerk sollte bei seinen Klagen auch des weiteren nicht ganz übersehen, daß die Industrie dem Handwerk gerade dadurch einen nicht zu unter-

schätzenden Dienst leistet, daß sie den ausgebildeten Gesellen lohnende Beschäftigung gewährt. Gesellen wollen bezahlt sein; zahlreiche Handwerksmeister ersetzen aber nachweislich diese Arbeitskräfte zu einem erheblichen Teile durch Einstellung von Lehrlingen, und es ist von Handwerkerkreisen selbst oft genug die hieraus erwachsene Lehrlingszüchterei als ein Krebsschaden des Handwerks bemängelt worden. In wieweit letzterem aus der Lehrlingshaltung ein sehr ansehnlicher materieller Vorteil erwächst, hat die Handelskammer Düsseldorf in ihrer im Mai 1911 erschienenen Schrift „Heranziehung der Industrie zu den Kosten der Handwerkerausbildung" ziffernmäßig nachgewiesen und aktenmäßig belegt. Hiermit fällt also die Behauptung in sich zusammen, daß dem Handwerksmeister aus der Lehrlingsausbildung verhältnismäßig hohe, nicht wieder ausgeglichene Kosten erwachsen, und daß die Lehrlinge, die später zur Industrie übertreten, aus den von Handwerkerorganisationen unterhaltenen Einrichtungen Vorteile gezogen haben, denen keine Gegenleistungen gegenüberstehen. Das Handwerk selbst dürfte, wenn ihm die Industrie die überschüssigen Kräfte nicht mehr abnähme, sehr bald empfindlich dadurch berührt werden, daß der Zustrom von Lehrlingen zum Handwerk immer mehr abflauen und dieses somit der bisherigen billigen Arbeitskräfte beraubt werden würde. Recht bezeichnend hierfür sind die Ausführungen des Abgeordneten Trimborn gelegentlich der großen Handwerksdebatte im Reichstage im Dezember 1907: „Man fürchtet folgendes: Belegt man die Industrie für den Gebrauch der vom Handwerke ausgebildeten Kräfte mit einer Abgabe, dann wird die Industrie davon ablassen, diese Kräfte für sich in Anspruch zu nehmen, und Maßnahmen treffen, um sich ihre Kräfte selber heranzuziehen. Tritt das ein, so wird ein Lehrlingsmangel in allen Handwerken entstehen, auch in denen, die bisher über Lehrlingsmangel nicht geklagt haben, und es hat die weitere Folge, daß die jungen Kräfte statt ihrer bisherigen besseren Ausbildung lediglich eine industrielle erhalten." Kann nach Vorstehendem die Frage, ob die einzelnen Handwerker durch die Ausbildung ihres gewerblichen Nachwuchses besonders stark belastet werden, ohne weiteres verneint werden, so muß des weiteren als feststehend erachtet werden, daß auch die Handwerkerorganisationen als solche einer finanziellen Entlastung zu ungunsten der Industrie nicht bedürfen. Die Denkschrift der Düsseldorfer Handelskammer über „Die Beiträge der Industrie zu den Kosten der Handwerkerausbildung und Handwerkerwohlfahrtspflege" hat auf Grund der Finanzübersichten der Handwerkskammern und Innungen für die Jahre 1904 und 1905 unter peinlichster Berücksichtigung aller Umstände festgestellt, daß im Bildungsfonds beider Handwerkerorganisationen nicht nur kein ungedeckter Aufwand vorhanden ist, sondern daß diese Körperschaften aus ihren Einnahmen für Prüfungen und Einschreibungen, Schulzwecke, Ausstellungen, Kurse, Vorträge, Prämien und Lehrlingsheime ein jährliches Plus von 226000 Mark ohne die Staatszuschüsse, mit diesen aber eine Mehreinnahme von 465000 Mark gehabt haben! Solche Verhältnisse lassen also den Ruf nach Unterstützung aus

anderen Geldquellen wohl kaum gerechtfertigt erscheinen, und von einer finanziellen Überbürdung der Handwerkerorganisationen kann um so weniger die Rede sein, als die Innungen von 71,4 Prozent ihrer Mitglieder Jahresbeiträge nur in der Höhe von 1 bis 3 Mark erheben, während die Handwerkskammern ihre Mitglieder im ganzen Reiche mit nicht mehr als 1,2 Millionen Mark Beiträgen belasten. Das ist gewiß keine übermäßig hohe Summe, zumal wenn man berücksichtigt, daß außerdem in Preußen die dritte und vierte Gewerbesteuerklasse um die Summe entlastet wird, welche die Warenhaussteuer einbringt, und daß eine ganze Anzahl von Bundesstaaten, wie Bayern, Hessen, die Hansestädte, keine Beiträge zur Handwerkskammer erheben.

Wenig glücklich ist auch der Versuch des Handwerks und seiner Freunde, die Forderung der generellen Heranziehung der Industrie zu den Unterhaltungskosten der Handwerkerorganisationen mit dem Hinweis auf die Einrichtungen in Österreich zu begründen, da hierbei von gänzlich falschen Voraussetzungen ausgegangen wird.

Das Fortbildungs- und Fachschulwesen ist, wie in der mehrerwähnten Denkschrift der Düsseldorfer Handelskammer im einzelnen dargelegt ist, bis jetzt nur in Niederösterreich gesetzlich geregelt. Das bezügliche Gesetz trifft indessen nicht nur — es ist dieses eine durchaus irrige Behauptung — die Industrie, sondern verpflichtet das gesamte Gewerbe ohne Unterschied zu Sonderbeiträgen. Es *entlastet* also das Handwerk nicht, sondern *belastet* dasselbe vielmehr sehr empfindlich. In Österreich muß der Handwerker zunächst eine Gewerbesteuer in einer Höhe bezahlen, die in Deutschland unbekannt ist, und er hat außerdem noch besondere Beiträge zum Gewerbeschulfonds zu leisten. Ferner ist er belastet durch die Beiträge, die die Handels- und Gewerbekammer zum Gewerbeschulfonds zahlt. Der Umstand, daß Industrie, Handel und Verkehr diese Beiträge auch leisten müssen, wird daher nur ein sehr geringer Trost für den Handwerker sein. Eine Sonderbelastung der Industrie zu den Einrichtungen der Handwerkerausbildung gibt es jedenfalls in Österreich überhaupt nicht, vor allem nicht in dem Sinne und mit der Begründung, wie sie die Vertreter des Handwerks in Deutschland vorzubringen pflegen. Wenn man daher bei uns dazu übergehen wollte, einseitig die Industrie allein zu ähnlichen Leistungen heranzuziehen, wie das in Österreich mit dem *ganzen* Gewerbe geschieht, so würde sich dieses nach den treffenden Auslassungen der Düsseldorfer Handelskammer, gerade an den österreichischen Verhältnissen gemessen, direkt als ein Gewaltakt darstellen.

Von seiten des Handwerks und seiner Vertreter ist nun der Vorschlag gemacht worden, die Heranziehung der industriellen Betriebe zu den Kosten der Handwerkerausbildung derart zu gestalten, daß von der Gesamtheit der ersteren entweder für *jeden* Handelskammerbezirk ein Pauschale — von einer Seite ist der runde Betrag von 50000 Mark vorgeschlagen worden — aufgebracht oder daß jede Fabrik nach der Kopfzahl der von ihr beschäftigten, im Handwerke ausgebildeten Arbeiter besteuert werde.

Nach dem ersten Vorschlage würde sich bei Zugrundelegung der empfohlenen Pauschalsumme von 50000 Mark für jeden Handwerkskammerbezirk eine jährliche Gesamtbelastung von 3,55 Millionen für die deutsche Industrie — es handelt sich um einundsiebzig Kammern — ergeben. Wie wenig begründet diese Forderung ist und wie sehr sie mit den tatsächlichen Verhältnissen im Widerspruche steht, lassen am besten die Ausführungen des preußischen Handelsministers vom 1. Februar 1908 erkennen*), die deshalb ungekürzt hier wiedergegeben sein mögen: „Ich habe eine Umfrage veranstaltet, um festzustellen, welche Beträge denn zunächst einmal die (preußischen) Handwerkskammern für die Lehrlingsausbildung aufwenden, und da bin ich doch zu einigen nicht uninteressanten Ergebnissen gekommen. Es hat eine kürzlich vorgenommene Umfrage über die Einnahmen und Ausgaben der preußischen Handwerkskammern auf dem Gebiete des Lehrlingswesens ergeben, daß im Jahre 1906 von den dreiunddreißig preußischen Handwerkskammern zwanzig Handwerkskammern eine Mehrausgabe von insgesamt 60442,20 Mark auf dem Gebiete der Ausbildung der Lehrlinge zu leisten hatten; dreizehn Handwerkskammern haben dagegen auf diesem Gebiete 20551,20 Mark mehr eingenommen, als sie aufgewendet haben. Alle dreiunddreißig Handwerkskammern haben also zusammen 39891 Mark für das Lehrlingswesen mehr ausgegeben, als sie eingenommen haben. Dabei sind allerdings nur von acht Kammern Verwaltungskosten in Ansatz gebracht. Aber selbst wenn man hierfür auch für die übrigen fünfundzwanzig Kammern je 1500 Mark = 37500 Mark hinzurechnet, so würden die durch Einnahmen nicht gedeckten Aufwendungen aller preußischen Handwerkskammern auf dem Gebiete der Lehrlingsausbildung 77391 Mark betragen. Auch dieser Betrag wird sich noch etwas ermäßigen, weil ein paar Kammern, die ich hier nicht nennen will, zweifellos zu hohe Verwaltungskosten in Ansatz gebracht haben, so daß man wohl rund 70000 Mark als Gesamtleistung aller preußischen Handwerkskammern auf dem Gebiete des Lehrlingswesens berechnen kann. Wenn man aber berücksichtigt, daß diese Aufwendungen nicht ausschließlich der Industrie zugute kommen, sondern daß ein Teil der Lehrlinge — ich will 50 Prozent annehmen — im Handwerk bleibt, so würde man zu dem Ergebnis kommen, daß die preußischen Handwerkskammern überhaupt nur 35000 Mark verausgabt haben, die der Großindustrie, die hier in Frage kommt, angerechnet werden können. Nun ist ja zuzugeben, daß die Handwerkskammern nicht allein derartige Schulen unterhalten, sondern daß dies auch die Innungen tun, und für die Innungen fehlen die Zahlen. Es bestehen aber in Preußen nur dreihundertfünfunddreißig Innungsfachschulen, und es ist nach der ganzen Art der Einrichtung und dem Umfange dieser Schulen nicht anzunehmen, daß die hier aufgewandten Kosten sehr erheblich sind."

*) Stenographische Berichte der Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses, 20. Legislaturperiode, IV. Session, II. Band, S. 1429/1430.

Diese Ausführungen des Herrn Ressortministers sind ohne Zweifel besonders bezeichnend. Es dürfte ferner aber auch stark gegen den Vorschlag sprechen, daß er auf die lokalen Verhältnisse keinerlei Rücksicht nimmt. Bei seiner Verwirklichung würden alle Industriebetriebe, also auch diejenigen gleichmäßig belastet werden, die nicht den geringsten Nutzen von der Handwerksausbildung haben, da sie entweder überhaupt keine handwerksmäßig vorgebildeten Arbeiter in ihren Betrieben beschäftigen oder weil aus örtlichen Gründen die für die Lehrlings- und Gesellenausbildung von den Handwerkskammern getroffenen Einrichtungen für sie nicht in Frage kommen. In dieser Beziehung ist bereits früher im Parlamente zutreffend auf den Umstand hingewiesen worden, daß es ungerechtfertigt sei, Fabriken zu den Kosten für Einrichtungen heranzuziehen, die gar nicht am Orte des Betriebes, sondern an weitentfernten Orten liegen, so daß die eigenen Leute der Fabrik niemals Gelegenheit haben, aus diesen Einrichtungen Vorteil zu ziehen.

Was den zweiten Vorschlag anbetrifft, die Höhe der Beitragspflicht der Industrie zu den Handwerkskammern nach der Kopfzahl der von jeder Fabrik beschäftigten, handwerksmäßig ausgebildeten Arbeiter zu bemessen, so erscheint dieser Weg schon deshalb ungangbar, weil die Feststellung, welche Arbeiter jeweilig in den einzelnen industriellen Betrieben aus dem Handwerk stammen, eine ständige Kontrolle verlangen würde, eine solche Kontrolle aber bei dem häufigen Wechsel der Arbeiterschaft als völlig undurchführbar bezeichnet werden muß.

Wenn aber ungeachtet dieser schwerwiegenden Bedenken das Handwerk trotzdem auf der Forderung beharrt, daß die Industrie zu den Unterhaltungskosten der Handwerkerorganisationen generell und direkt herangezogen wird, so dürfte zunächst einmal die Frage zu klären sein, in welcher Weise für eine entsprechende Vertretung der Industrie in den Handwerkskammern gesorgt werden soll, damit erstere ein Mitbestimmungsrecht über die Verwendung der aufgebrachten Beiträge hat. Zu dieser, eigentlich selbstverständlichen Forderung haben indessen die Handwerkerkreise bisher entweder keine Stellung eingenommen oder sie haben sie sogar abgelehnt.

* * *

Aus den vorstehenden Darlegungen dürfte sich ergeben, daß das Drängen des Handwerks, die Machtsphäre seiner Interessenvertretungen auf die Industrie auszudehnen, durchweg der Berechtigung entbehrt. Vor allem ist die Forderung, die industriellen Betriebe zu den Kosten der Handwerkerausbildung allgemein durch Reichsgesetz heranzuziehen, in keiner Weise begründet, und die in dieser Hinsicht von den Vertretern des Handwerks gemachten Vorschläge müssen als undurchführbar angesehen werden. Es wird einem Zweifel nicht unterliegen, daß, falls eine Sonderbelastung der Industrie zugunsten des Handwerks eingeführt werden sollte, dieses Vorgehen unbedingt zu einer weiteren, sehr schnellen Entwicklung der Lehrlingsausbildung in den Fabriken führen würde, so daß dem Handwerk nicht der erhoffte Nutzen, sondern empfindlicher Schaden entstehen

wird. Der Abfluß des gewerblichen Handwerkernachwuchses zur Industrie kann durch gesetzgeberische Maßnahmen nicht beseitigt werden, wie auch ein größerer Zustrom von Lehrlingen zum Handwerk nicht die Folge wäre, da die Gründe, die diese beiden Momente zeitigen, in tieferliegenden Ursachen zu suchen sind. Falls es sich die Industrie in allen ihren Teilen angelegen sein lassen wollte, in weitergehendem Maße und systematischer als bisher für eine geeignete Ausbildung der Lehrlinge Sorge zu tragen, würde der Klage des Handwerks, daß ihm die Industrie die ausgebildeten Kräfte fortnehme, immer mehr der Boden entzogen und hiermit beiden Teilen vielleicht am besten gedient sein. Es möchte zu diesem Zwecke auch in Erwägung zu ziehen sein, ob es sich nicht empfiehlt, die gesetzlichen Bestimmungen der Gewerbeordnung über die jugendlichen Arbeiter (§§ 134i bis 139a), welche bisher eine stärkere Vermehrung der Lehrlinge in den industriellen Betrieben ungünstig beeinflußt haben, einer sachgemäßen Änderung zu unterziehen.

Als ein gangbarer Weg, um ohne Inanspruchnahme der Reichsgesetzgebung zu einer Verständigung unter den Parteien zu gelangen, ist von vielen Seiten der Erlaß des Staatsministeriums des Königlichen Hauses und des Äußern in Bayern vom 10. März d. J. begrüßt worden, der auf den Versuch hinweist, „in geeigneten Fällen eine Vereinbarung über die Beiträge zu erzielen, die seitens der Industrie zu den Kosten der Lehrlingsausbildung zu leisten wären." Gegen ein solches Verfahren sind vorkommendenfalls Bedenken nicht zu erheben; es ist vielleicht in manchen Streitfällen als ein geeignetes Mittel zu betrachten, um eine gütliche Verständigung zwischen Industrie und Handwerk in der Frage der Lehrlingsausbildung herbeizuführen.

Die Streitfrage der Abgrenzung der Gebiete „Fabrik und Handwerk" wird sich durch die gemachten Vorschläge allerdings ebensowenig wie durch gesetzliche Bestimmungen völlig aus dem Wege räumen lassen. In dieser Hinsicht würde lediglich durch Schaffung einer Instanz, welche einheitlich über alle Streitfälle auf diesem Gebiete zu entscheiden hätte, eine Besserung der derzeitigen verworrenen Sachlage und damit eine Milderung der vielfachen Klagen erzielt werden können.

Bei der gegenwärtigen Lage der Sache sollte aber jedenfalls vor einer Entschließung über einen gesetzlichen Eingriff die Frage sehr ernstlich geprüft werden, ob durch eine einseitige Förderung des Handwerks auf Kosten der Industrie der dem Handwerk erwachsende Vorteil den Schaden überwiegt, den unsere Volkswirtschaft durch eine Verschärfung der Gegensätze zwischen beiden Berufsständen erleiden müßte, und diese Prüfung sollten sich in erster Linie diejenigen angelegen sein lassen, die zu einer Mitwirkung an gesetzgeberischen Arbeiten auf diesem Gebiete berufen sind, und die nicht lediglich aus politischen, sondern auch aus sachlichen Erwägungen heraus die zutage getretenen Bestrebungen unterstützen.

Der Wiesenzaun

Eine Dürer-Novelle

Von Franz Karl Ginzkey

2.

Etliche Wochen später wurde eines Nachmittags an Herrn Dürers schönem, stattlichem Hause am Tiergärtnertore schüchtern, aber beharrlich angeklopft.

Frau Agnes Dürerin, die sich gerade im Werkstättenraum zu ebener Erde befand, öffnete behutsam ein Spältlein im Fenster und lugte hinaus. Da stand ein hochgewachsenes junges Frauenzimmer draußen, Haupt und Schultern in ein großes Tuch gehüllt, wie es ärmere Leute zu tragen pflegten.

Frau Agnes ging, das Tor zu öffnen, tat es aber nur eine Handbreite auf und fragte die Fremde, was sie begehre.

Diese erwiderte bescheiden, doch mit ruhiger Sicherheit, sie wolle mit dem Maler Herrn Albrecht Dürer sprechen.

Da tat die Dürerin das Thor etwas weiter auf und musterte den seltsamen Besuch vom Kopf bis zu den Füßen und wieder hinauf in das junge blühende Antlitz. Dann ließ sie die Fremde schweigend über die Schwelle und winkte ihr, zu folgen.

Herr Dürer saß in seinem stillen Zimmer, den Stift in der Hand, über ein großes weißes Blatt gebeugt. Von der nahegelegenen Stadtmauer, die in voller Sonne stand, erfüllte den Raum ein goldiger Widerschein.

Der Meister erhob sich etwas unwillig, als Frau Agnes mit der Fremden hereintrat. Dann blickte er erstaunt bald auf sein Weib, bald in das Antlitz des jungen Geschöpfes, das nunmehr den lockigen Kopf vom Tuche befreit hatte und ihn mit den großen fragenden Augen schweigend ansah.

„Ihr seid dem Jörgen Graff sein Kind," hieß Dürer sie nach einer Pause willkommen, „das freut mich, daß ich Euch wiedersehe! Ihr merkt, ich hab' Euch wohl erkannt!"

Das schöne Wesen lächelte erfreut, senkte den Blick zur Diele und sprach:

„Ich wußt' nit, wer Ihr seid, lieber Herr, als Ihr damals mit Herrn Pirkheimer beim Vater wart. Und auch den Vater hat's gereut, daß ihm keiner gesagt, welch großer und berühmter Mann in sein armes Haus gekommen. Er hätt' sich sonsten mehr Gewalt getan und nit nur an sein eigen Leid gedacht!"

Die sanfte, geruhige Einfalt, mit der das Mädchen diese Worte sprach, stand in wunderlich wohltuendem Einklang mit ihrer ganzen schöngestalteten, trotz ihrer ärmlichen Gewandung vornehm zu nennenden Erscheinung.

Dies hatte der Meister eben bedacht, als ein Blick auf Frau Agnes ihm bedeutete, daß es wohl an der Zeit sei, die Jungfrau nach ihrem Begehr zu fragen.

„Ich wollt Euch um Eure Fürsprach bitten, lieber Herr, beim hohen Rat, auf daß er ein Verbot erlaß, daß meines blinden Vaters Lieder kein Buchdrucker nachdrucken und verhandeln dürf' zu Nürnberg in einem Vierteljahr!"

„Das ist kein ungerecht Begehren," erwiderte Dürer lächelnd, „doch habt Ihr Euch nit an den richtigen Mann gewandt. Mein Wort vermag nit viel beim hohen Rat. Herr Pirkheimer könnt' in dieser Sach' Euch mehr von nutzen sein!"

Die Magd aber schüttelte unwillig den Kopf. „Ich mag Herrn Pirkheimer darum nit bitten!"

„Was habt Ihr da für Ursach'?" mengte sich die Dürerin ein, die bis nun geschwiegen hatte.

Die Jungfrau schien sich eine Weile zu besinnen. Indessen lagen die dunkeln, gestrengen Augen der Dürerin scharf in den ihren.

„Mir bangt vor ihm," gestand sie endlich leise.

„Da seid Ihr nit die Erste und werdet nit die Letzte sein," fuhr die Dürerin heftig heraus. Sie war erregt vom Faltestuhl, in dem sie gesessen, aufgesprungen und ging mit schweren Schritten auf und nieder.

Dürer aber trommelte mit den wunderbar schlanken Fingern ein Weilchen nachdenklich vor sich auf den Tisch.

„Wollt Ihr Euch nit setzen, Felicitas," sagte er dann mit seiner linden Stimme und wies auf einen Schemel an der Wand.

Das Mädchen aber spähte nach der Hausfrau hin, die, noch immer in ihre erregten Gedanken versunken, die Stube hin und wieder durchmaß. Und erst als Dürer sie nochmals mit freundlicher Geberde nach dem Schemel wies, wagte sie sich zu setzen.

„Erzählt mir vom Vater, und wie das Unglück mit dem Brand sich zugetragen," ermunterte sie der Meister.

Da begann Felicitas, ohne zu zögern, von der Unglücksnacht zu berichten, die den Vater ums Augenlicht gebracht. Sie erzählte in ihrer stillen, wie von einer großen inneren Milde getragenen Art, wie gellende Schreie sie in tiefer Nacht aus dem Schlaf geweckt, und wie sie plötzlich ihre Giebelkammer, die höchste im Hause, von schrecklicher Röte erfüllt gesehen, und wie mit einemmal, noch ehe sie sich recht zu besinnen vermochte, die Tür von gierig ziselnden Flammen umzingelt war. Da sei sie, an jeglicher Rettung verzweifelnd, inmitten ihrer Kammer niedergekniet und habe zur heiligen Jungfrau um einen leichten erlösenden Tod gefleht. Und inmitten ihres Gebetes habe sie plötzlich nichts mehr von sich gewußt. Erst später sei ihr berichtet worden, der Vater habe,

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

allen Warnungen zum Trotz, eine Leiter an den flammenden Giebel gelegt und sei durchs Fenster zu ihr gedrungen und habe sie also gerettet. Aber des Vaters armes Antlitz sei, als sie ihn wiedergesehen, in furchtbarer Weise verbrannt gewesen, und bald danach sei er völlig erblindet.

„Seit diesem Tag läßt mich der Vater keine Stund' von sich, und so konnt' ich ihm auch heut nur heimlich entweichen, da er dem Meister Unfug, der heut' silberne Hochzeit hält, zum Schmaus aufspielt."

Nach einer Weile, da alle nachdenklich geschwiegen, begann Dürer noch andere Fragen an Felicitas zu richten, über des Vaters neue Lieder, und ob das Volk ihm wohl gesinnt sei, und ob er auch vom Doktor Martinus Luther schon gesungen, „von dem derzeit in aller Welt so groß Gered' sei".

Und während die Jungfrau auf alles eine bescheiden kluge Antwort wußte und immer zutraulicher plauderte, ward ihr Antlitz von des Meisters unfehlbarem Silberstift in all seinem Liebreiz auf ein kleines Blatt gebannt, das ihm gerade zur Hand gelegen.

Sobald Felicitas das bemerkte, verstummte sie und hielt ganz ruhig, und ihre großen Augen verfolgten das Tun des Meisters mit scheuem, andachtsvollem Staunen.

Frau Dürerin aber hatte sich indessen wortlos entfernt.

Da war es, als ob es immer stiller und stiller in der hoheitsvollen Stube wurde. Felicitas wagte kaum zu atmen. Ihre Augen begegneten denen des Meisters immer tiefer und verlorener.

Es war ihr, als wüchse er immer größer und herrschender vor ihren Blicken empor, und dann glaubte sie plötzlich angstvoll zu fühlen, es sei ihr Leben ganz in seine schmale, wundertätige Hand gegeben. Und so völlig bemächtigte sich ihrer dieses selig widerstandslose Verlorensein, daß ihr das Haupt, als Dürer sich erhob und den Griffel mit befriedigtem Nicken zur Seite legte, mit geschlossenen Augen und wie leblos auf die fiebernde Brust herabsank.

Da fühlte sie, wie des Meisters Hand ihr Kinn mit sanfter Gewalt emporhob, und dann vernahm sie seine gütige Stimme: „Und wißt Ihr auch, Felicitas, woran ich dachte, als ich Euch zeichnete? Ich dachte, so weibesmild und seliger Sanftheit voll mag auch die Frau gewesen sein, die einst den Gottessohn gebar!"

Da richtete sich die Jungfrau jählings auf. Mit überflammtem Antlitz stand sie Dürer gegenüber, nun fast so groß und erhaben wie er. Und langsam, glühend rang sich Wort für Wort von ihren bebenden Lippen ab:

„So sollt' Ihr wissen, — — daß ich heut' — — nit nur des Vaters wegen — — gekommen bin!"

Des Meisters Antlitz überhuschte eine tödliche Bläße.

Dann aber umfaßte er in jäher Bewegung das Haupt des Mädchens mit beiden Händen und ließ seinen leuchtenden Blick voll fragend gütiger Betroffenheit in dem ihren ruhen.

Und dann berührten seine Lippen kühl und leise ihre helle Stirn.

„Deinen roten Mund zu küssen, Felicitas," sagte er hierauf mit zitternder Stimme, „das wird mir wohl vor Gott nit möglich sein."

Noch standen sich die beiden einen Augenblick groß und wortlos gegenüber, dann aber wandte sich die Jungfrau tiefgesenkten Hauptes und wankte langsam der Türe zu.

Der Meister sah ihr schweigend mit weitgeöffneten Augen nach. Sie aber hatte die Stube leise und ohne sich nochmals umzuwenden verlassen. — —

Am späten Abend saß Herr Dürer noch lange vor der leise flackernden Lampe. Er saß ganz still, die Hand ins lockige Haar vergraben.

Rings in der Nachbarschaft löschte man Licht um Licht. Nun brannte nur noch eines gegenüber im Pilatushaus und eines, ein winziges, ganz ferne oben auf der kaiserlichen Burg.

Und bald erlosch auch dieses und bald auch jenes.

Nun war die Welt, da den Himmel jagendes Wolkengedunkel umhüllte, in Finsternis gebettet, wie es tiefer Nacht gebührt.

Herr Dürer zog den Docht an seinem Lämpchen höher.

„Und wenn auch du noch verlöschest," murmelte er, „so herrscht wohl Finsternis innen und außen!"

Doch plötzlich riß er sich mächtig empor und schritt nun eine Weile im Zimmer auf und nieder.

Nach einiger Zeit begab er sich zu einem Pult in der Ecke, entnahm ihm eine großgeformte Mappe und trug sie ans Licht.

Er rückte sich den Stuhl zurecht und begann nun langsam, wie liebkosend, Seite für Seite des Buches umzuwenden.

Es waren die herrlich urmächtigen Blätter der Apokalypse, in denen sich einst die Kraft seiner Jugend und all ihr brausendes Schöpferglück geoffenbart.

3.

Herr Willibald Pirkheimer sandte erfreuliche Botschaft: Maximilian, des geliebten Kaisers Majestät, habe geruht, den Reichstag nach Augsburg in die Stadt zu berufen, und so werde er auch Nürnbergs ehrbare Räte in Gnaden auf der Pfalz empfangen, und auch Herr Dürer sei zu der Reise geladen. „Und nehmt auch feins Papier und säuberliche Kohlen mit, dieweil Ihr, wie ich's Euch versprech, den Kaiser kunterfeyen sollt, so wahr ich bin Euer unverdrossener Freund und Gönner Billibaldus Pirkheymer."

Und bald nach diesem Briefe erschien auch Pirkheimer selbst. Es galt eine andere wichtige Frage: Dürers neuen Entwurf für des Kaisers „Triumphzug" zu prüfen. Mit des Meisters erster Fassung war der kluge und gestrenge Freund nicht einverstanden gewesen. Nun aber leuchtete ihm das breite Antlitz voll Stolz und Mitschöpferfreude.

„Da habt Ihr nun das Richtige getroffen! Das soll nun an den Kaiser gehn nach Innsbruck. Auch will ich Euch im Brief gehörig preisen."

Dürer lächelte belustigt. „Ich könnt' das Lob wohl brauchen, denn die Müh' war nit gering. Mir war nit immer festlich genug zu Mut dabei, auch hat mir fremder Wille allzuoft den Stift verzerrt!"

„Hier kann ich Euch Besseres zeigen," fuhr er dann fort und entnahm seinem Pulte eine Zeichnung, die er dem erstaunten Pirkheimer reichte. „Es liegt für den Schäufelin zum Holzschnitt bereit."

„Das ist ja die Felicitas," rief Pirkheimer, kaum daß er einen Blick auf das Bild geworfen. „Und was habt Ihr Köstliches daraus gemacht!"

Es war in der Tat etwas Wunderliebliches, was der Meister da mit selig sicherer Hand geschaffen.

Felicitas saß, ein reizendes Lächeln auf den Lippen, als Jungfrau Maria in einem weiten, prächtig gefalteten Gewande inmitten einer fröhlichen Engelschar, die sich musizierend, singend und früchtespendend rings um sie bemühte, indes zwei andere flügelrauschende Himmelsboten eine herrliche Krone ihr zu Häupten trugen, auch diese noch überhöht von brandenden Wolken und Gott lobpreisenden Seraphims. Das Jesuskindlein aber stand vergnügt auf einem Bein im Schoß der Jungfrau und hielt ein Ärmchen vertraut um ihren Hals geschlungen und sah mit Wohlgefallen auf eine neckische Gesellschaft kleiner Engelchen herab, die mit Gelärm und vieler Himmelsfreude den Großen gleich sich gebärdeten.

„Da find' ich meinen alten Dürer wieder," rief Pirkheimer gerührt, „dort wo er mir am liebsten, am herzvertrautesten ist!"

Er reichte Dürern die Hand, die dieser mit freundlichem Nicken ergriff. „Doch sagt mir," fuhr jener fort, „wie wußtet Ihr das Antlitz der Felicitas so wunderähnlich zu gestalten, dieweil Ihr sie nur flüchtig an jenem Vormittag in Unfugs Haus geschaut?"

„Ich könnt' Euch drob erwidern," lächelte Dürer, „daß es mir nit schwerer ward, die Jungfrau zu kunterfeyen, als es Euch gelang, sie wiederzuerkennen. Doch kann ich Euch berichten, daß sie vor etlicher Zeit bei mir gewesen und dort auf dem Schemel gesessen ist, und da hab' ich sie kunterfeyt!"

„Da soll doch —," fuhr Herr Pirkheimer in drolliger Verblüffung auf. „Die Felicitas ist zu Euch gekommen? Und nun sag' mir Einer, er kenne der Weiber wunderlich Hirngetriebe und Possenwerk!"

„Sie ist zu mir gekommen," sagte Dürer mit Nachdruck, „um meine Fürsprach beim hohen Rat zu erbitten für des Vaters Lieder!" Und nun erzählte er, er habe sich bereits bei einigen Herren vom Rat für des blinden Sängers Anliegen verwandt und bitte nun auch ihn, den Vielvermögenden, um sein schwerwiegend Wort in dieser Angelegenheit.

Herr Pirkheimer nickte zerstreut, indes er die köstliche Zeichnung aufs neue zur Hand nahm und angelegentlich betrachtete.

„Wie seid Ihr der dürstenden Fläche so völlig Meister geworden!" brach er begeistert aus. „Ihr habt sie mit pulsendem Leben erfüllt vom Anfang bis

zum Ende, und nirgends seid Ihr Frau Harmonia ein Eckchen schuldig geblieben. So habt Ihr ein Stück einträchtig vollendeten Daseins auf diese Tafel hingebreitet, wo alles lächelnd in sich selbst beruht und nichts von außen her verlangt wird."

„Doch will ich Euch gestehen," fuhr er nach einer Pause mit verschmitztem Lächeln fort, „daß mir die schöne Jungfrau zwar sehr liebenswürdig, jedoch nit völlig bei ihrem himmlischen Amte zu sein scheint. Es ist, als dächte sie ein Endchen zu viel an sich selbst, und als wäre sie nur die Himmelsmutter, weil der Herr Maler es also gewollt, wobei jedoch ein vollgemessen Blitzlein noch ungezähmter Erdenfreude ihren lieblichen Äuglein entfleucht. Fast hätt' ich Euch geraten, im Fall' Ihr mich vorher gefragt, das schöne stattliche Weibswesen nit als Himmelsmutter, wohl aber, nit minder göttlich, doch aller irdischen Hüllen ledig, als leuchtende Venus amirabilis zu malen, wobei Euch nit geringere Ehr', jedoch noch mehr an Herzensfreud' entstanden wär'. Ihr wißt ja noch mein heidnisch Glaubenssprüchlein, das ich zumeist dem seligen Plato abgelauscht und das da lautet: Die Alten sind vom Christentum nit fern gewesen! — Was sagt Ihr nun dazu?"

Dürer hatte großen Auges jedes Wort des Freundes in sich aufgenommen, und seine hohe, leuchtende Stirn hatte sich trüb umwölkt.

„Ihr tut nit gut daran, mich solcherart ans Irdische zu mahnen," sprach er mit wehem Ernst, „Ihr wißt ja nit, wie viel mich dieser Weg gekostet, und ob ich nit in schwerer Nacht mir Kraft geholt, auf daß ich endlich sagen konnt': Die Kunst ist groß und schwer und gut, und wir mögen sie mit Ehren in das Lob Gottes wenden. Und wenn die Alten ihre schönst' Gestalt eines Menschen ihrem Abgott Apollo zugemessen, so wollen wir jetzt dasselbe Maß brauchen zu Christo, dem Herrn, der der Schönste auf der Welt ist. Und wie sie einst die Venus gebracht haben als das schönste Weib, also wollen wir dieselbe zierliche Gestalt keuschlich darlegen der allerreinsten Jungfrau Maria, der Mutter Gottes!"

Dürers Antlitz war, je länger er sprach, um so bläßer und gestrenger geworden. Es zuckte ein verhaltener Schmerz darin und die Kunde von unausgesprochenen Qualen. Und mit einemmal verstand Herr Pirkheimer des geliebten Meisters wunderliche Worte, und seine spottgerüstete Seele wurde dabei von Scham und Reue erfaßt: ins Himmlische hatte Dürer die Felicitas entrückt, weil sie ihm irdisch nicht gehören durfte.

Dem großen Epikuräer, Freudenbejaher und Vielheitsdenker wurde bei dieser schlichten Erkenntnis etwas schwül zumute. Nun hatte ihn wieder ein Hauch berührt jener sittlich starren Mannesentschlossenheit, die um der Leidenschaft willen die innere Stimme nicht morden will, und die sich allerorten bereits in deutschen Landen wie Raunen vor dem Sturme zu regen begann, und als dessen lauteste „Posaune des Evangeliums" der große Augustiner aus Wittenberg zur Stunde die Massen begeisterte.

Und wie es des raschen, leichtentzündlichen Mannes Art war, legte er liebkosend seinen Arm um Dürer und sah ihm mit flammenden Augen ernst ins Antlitz. „Ich hab' Euch ganz verstanden, Lieber, und ich sag' Euch: Ich bin stolz, Euer Freund zu sein! Ich wollt', ich könnt' mich Eures reinen kindlichen Herzens rühmen. Dann stünd' es wahrlich besser mit mir, wiewohl ich —", er hielt einen Augenblick inne, und der alte Schalk begann seine Lippen wieder zu umspielen, „wiewohl ich dann auch mancherlei an kleinen Freuden niemals genossen hätt'!"

„Ihr seid ein unverbesserlicher Schlemmer," wehrte ihn Dürer lachend ab. Er konnte diesem prächtigen Menschen niemals auch nur ein Viertelstündchen gram sein.

Dieser aber, als sei nun eine strafende Gerechtigkeit sogleich bereit, die Verwegenheit seiner Anschauungen zu rächen, begann sich plötzlich unter leisem Stöhnen sein linkes Bein zu betasten.

„O weh, sie hat mich wieder!" rief er in drolliger Verzweiflung und sank in den nächsten Stuhl. „Das macht, weil ich aus lauter Lieb' so hastig auf Euch zugesprungen bin!"

„Wie könnt Ihr Euch darob erzürnen," begann nun Dürer zu spötteln. „Habt Ihr nit selbst die ‚Fürstin Podagra' so weihevoll besungen, wie nur je ein Schwärmer die Geliebte, und habt sie laut gepriesen, da sie Euch ans Schreibpult fess'le und vor Frau Venus gefahrvollen Pfeilen bewahre? Und nun beklagt Ihr Euch über sie?"

„Besingen und erleiden ist zweierlei," stöhnte Pirkheimer halb lachend, halb ergrimmt. „Doch nun lebt wohl! Zum Glück hab' ich mein Pferd bereit, sonst müßt ich heut' gar jämmerlich nach Haus hinken. Und wenn des Kaisers Antwort kommt, so sollt Ihr von mir hören!"

Dürer ließ es sich nicht nehmen, den Freund die Stiege hinab und bis ans Tor zu geleiten, wo der Knecht mit den Pferden wartete.

„Nun darf ich," jammerte Pirkheimer, nachdem er sich ächzend in den Sattel geschwungen, „ein Wöchlein zuhause sitzen und die Früchte meiner Weltlichkeit genießen. Meine fromme Schwester Caritas, die nennt das ‚ein Gefangener Gottes' sein. Nun ja! Lebt wohl!"

Als Dürer in sein Erkerzimmer zurückkehrte, da sah er sein Weib vor dem Tische stehen, mit düsterer Miene das Marienbild betrachtend.

„Das hast du mir noch nit gezeigt," meinte sie erregt. „Ich find', du hast viel redliche Müh' an die fremde Dirn verwandt!"

„Sie ist mir nit mehr fremd," versetzte Dürer ruhig. „Sie ist mir dessen wert, wozu ich sie erwählt."

„Du hätt'st der ehrsamen Frauen genug, die auch das Bild mit gutem Gold bezahlt hätten. Die aber ist eine hergelaufene Dirn, die zieht mit dem betrunkenen Vater von Herberg zu Herberg. Da kann sie nit von hohen Sitten sein!"

„Liebe," sagte Dürer gemessen und doch mit bitterem Ernst, „das ist nit, wie du glaubst, daß ich die Frauen nur zu malen hab', wie sie der hohe Rat zum Tanze läd. Ein alt' Geschlecht und ein tugendsam Weib sind wohl ein edel Ding, doch hat mir Gott meine liebe Kunst vor allem gegeben, damit ich stets das Beste herfürnehme, was Natur geschaffen, ganz unabhängig von der Menschen Wertung. Der Künstler kennt nur ein Gebot, und das ist Sehen. Und wo das Sehen sein Herz erfreut, da hat kein anderes Urteil mitzusprechen, denn dieses überbleibt den Pfaffen und den Schöffen vom Gericht!"

Frau Agnes hatte des Meisters Worte nur mit sichtlicher Ungeduld über sich ergehen lassen.

„Ein ehrsam Weib," erwiderte sie hastig, „wird stets zuerst nach guter Sitte fragen. Und dir wär's auch nit recht, wenn's anders wär'!"

„Wir können uns darin wohl nit verstehn," versetzte Dürer achselzuckend. „Es ist nit gut von dir, daß du dem Kind des Jörg so übel nachsprichst. Sie ist ein arm Ding, das viel an Unglück zu ertragen hat und das sich wunderlich rein bewahrt hat trotz allem Schmutz, der um sein traurig Leben herumfließt. Und daß sie schöner ist, als ich irgend eine Jungfrau in Nürnberg sah, das soll ihr etwa noch als Sünde angerechnet werden?"

Die Dürerin starrte eine Weile finster und bekümmert vor sich hin. Dann aber fuhr sie seufzend auf und legte, einem plötzlichen Entschluß folgend, mit scheuer Gebärde ihre Hand auf des Gatten Arm:

„Versprich mir, daß du die Felicitas nit nackend malst, wie du nach mir schon andere gemalt. Bei dieser könnt' ich's nit ertragen!"

In Dürers Antlitz wallte zornige Röte auf. Schon lag ihm eine herbe Antwort auf den Lippen.

Da sah er aber das ängstlich fragende, herbgealterte Antlitz seines Weibes ganz nahe vor sich, und aus ihren müd verschleierten Augen spähte es bang und feucht nach den seinen.

„Ich will dir's gern versprechen, und es fällt mir leicht, dieweil ich's nie im Sinn gehabt," erwiderte er mit wehmütig ernstem Lächeln und strich ihr liebkosend über die Wange.

Sie aber nickte ihm dankbar und zufrieden zu, als hätte sie damit die dumpfe Beruhigung ihres ärmlich engen, pflichtgetreuen und Pflichten fordernden Lebens wiedererlangt.

(Fortsetzung folgt)

Anatole France

Von Dr. Eduard Platzhoff-Lejeune in Lugano

natole France nimmt in Deutſchland nicht den Rang ein, der ihm gebührt. Hinter Franzoſen zweiten und dritten Ranges ſteht er zurück. Den bedeutenden Einfluß, den er auf ſeine Landsleute ausübt, unterſchätzt man gewaltig. Selbſt die Höhe der Auflagen ſeiner Bücher vermag die größere Aufmerkſamkeit im Auslande nicht zu erzwingen. Oder ſollte das an ſeiner ganzen geiſtigen Art liegen? Gibt es doch Autoren, die nun einmal trotz ihrer unbeſtrittenen Größe keine „Exportartikel“ ſind. Die beſte Überſetzung nimmt ihnen den Duft; der klügſte und gewandteſte Impreſario hat kein Glück mit ihnen. Außerhalb ſeines Sprach- und Kulturgebietes bleibt er immer ein aus dem Waſſer gezogener Fiſch. Wie dem nun ſei, ein Verſuch, ihn von neuem dem deutſchen Publikum in Erinnerung zu rufen, ſei gewagt; er findet ſeine Rechtfertigung zum mindeſten in der aktiven, noch längſt nicht abgeſchloſſenen Produktion des in ſeinem Schaffen und ſeiner Geiſtesachtung kurz hier zu ſkizzierenden Schriftſtellers.

Originale Geiſter laſſen ſich nicht klaſſifizieren. Sie ſchaffen Neues und Eigenes. Aber wenigſtens durch ihren Ausgangspunkt ſind ſie mit ihren erſten Verſuchen an Vergangenes gebunden. Auf France haben zwei ſehr verſchiedene Strömungen deutlich gewirkt: einmal Renan, dann die Schule der Parnaſſiens. Kaum kann man ſich größere Gegenſätze denken, und doch hat France beide vereinigt. Renan hat keine Schule gemacht; ſein Fall war ſo einzig, daß jede Wiederholung ausgeſchloſſen war. Ein Schüler Renans hätte wie er Prieſter ſein, den Glauben verlieren und austreten müſſen. Er hätte einen Bretonen zum Vater und eine Gascognerin zur Mutter haben, nach Paläſtina reiſen und Orientalia ſtudieren müſſen. Immerhin iſt Renan auf die jüngeren Generationen von Einfluß geweſen; aber wie weit haben ſich doch ſeine als ſolche wohl bezeichneten Schüler Jules Lemaître, Maurice Barrès und Anatole France von ihm entfernt: Lemaître iſt zum polemiſchen Antipoden geworden, Barrès, dem Hermann Bahr als le parfait magicien de l'Ironie morale ein Buch widmete, iſt heute nichts weniger als das, ſondern ein braver Nationaliſt

mit sehr ausgesprochenen Grundsätzen. Nur France hat die Treue gehalten und von dem Renan der letzten Phase, dem Verfasser der philosophischen Dramen, dem Redner und Essayisten der Feuilles détachées, jenen liebenswürdig sentimentalen Skeptizismus geerbt, dessen süßes Gift empfängliche Gemüter unmerklich lähmt und zerstört. Aber er hat dieses Genre zu höchster Kunst ausgebildet, während Renan auch hier ein Dilettant blieb und im Grunde dem Ästhetentum sehr fern stand.

Dies führt uns zur zweiten Quelle, aus der France in seiner Entwicklungszeit mit vollen Zügen trank: zu den Parnassiens.

Mit dreiundzwanzig Jahren gelangte France in den Kreis des Verlegers Lemerre und seiner Parnassiens. Hier brachte er der lyrischen Muse das, wie es scheint, in jenen Jahren unvermeidliche Opfer. Man lobte sein feines Empfinden, sein klug verwertetes Wissen, seine harmonische Natur, vermißte aber den lyrischen Schwung und tadelte seine vornehme Zurückhaltung. Er brachte es aber dann doch zu revolutionären Versen, die den ohnehin schon übel angeschriebenen Verleger der Gazette rimée zum Eingehenlassen seines Blattes zwangen. Weder jene Reserve noch dieser Enthusiasmus gewannen France die Sympathien Lecomte de Lisles, des geistigen Führers der parnassischen Bewegung. Ja, es kam später zum offenkundigen Bruch, bei dem Lecomte de Lisle keine vornehme Rolle spielte, ohne daß France seine Mitschuld leugnen konnte.

In verschiedenen Stellungen verblieb France nur kurz. So war er ein Jahr lang der Redakteur des Chasseur bibliographe (1867), dem er einen weniger trockenen Charakter gab, indem er neben Rezensionen auch Poetisches und sonst Fiktives erscheinen ließ. Er soll auch anonym um diese Zeit manches geschrieben haben. Lemerre fesselte ihn dann ein paar Jahre als Lektor an sein Haus; aber die an sich schon nicht einträgliche Stelle wurde ihm bald durch den Neid und die Intrigen derer verleidet, die unter seiner Kritik zu leiden hatten. Und es verlangte France nach einer Stellung, in der man nicht berufsmäßig anderen wehetun mußte. So kam er 1874 als Gehilfe an die Senatsbibliothek; aber hier machte ihm Lecomte de Lisle als Vorgesetzter das Leben so sauer, daß seines Bleibens nicht lange war. Seitdem hat France unseres Wissens keine Stellung mehr bekleidet; er hatte es auch bald nicht mehr nötig, denn sein Name verschaffte sich allmählich Geltung, so daß er vom Ertrage seiner Feder leben konnte.

„Le Crime de Sylvestre Bonnard" war das erste Meisterwerk unseres Schriftstellers. Viele sind geneigt, es heute noch „das Meisterwerk" zu nennen, weil es die weiteste Verbreitung fand und wirklich populär wurde. Aber es stellt doch nur eine Seite der Begabung seines Verfassers dar: die liebenswürdige, schalkhafte Ironie mit dem warmen Herzenston, der die Menge ergriff. Der alte Bonnard ist ein Prototyp des später so beliebten Bergeret. Noch fehlt ihm die philosophische Tiefe, die überlegene Lebensweisheit, aber er hat

doch schon die Herzensgüte, die Weltabgewandtheit des Stubengelehrten und das große Wissen, das in den kleinen, praktischen Fragen des Lebens versagt, was seinem Träger einen leicht komischen Anstrich gibt und ihn nur noch sympathischer macht. Hier zeigt sich France von seiner liebenswürdigsten Seite, als ein fröhlicher, gütiger Beurteiler des Lebens. Es liegt beinahe etwas Germanisches in dieser gemütvollen, weichen Herzlichkeit. Und doch ist France aller germanischen Kultur so fremd als möglich; er hat nie auch nur den Versuch gemacht, in sie einzudringen und sich mit ihr vertraut zu machen — eine Beschränkung, die neben ihren offenkundigen Nachteilen doch auch ihre großen Vorzüge hat, zumal in unserer Zeit des Internationalismus, wo die synkretistische Mischung der Kulturen und die oberflächliche und eifrig erstrebte Sprachenkenntnis nicht immer erfreuliche literarische Früchte zeitigt.

Die chronologische Ordnung verletzend, gruppieren wir das innerlich Zusammengehörige. Von der gleichen Seite wie in seinem ersten Werk zeigt sich France nur noch in zwei späteren Büchern: „Le Livre de mon Ami“ (1885) und „Pierre Nozière“ (1899), diesmal mit stark autobiographischem Einschlag. Diese Kindheitserinnerungen gehören zu den wertvollsten Schätzen der französischen Literatur und aller Literaturen. Sie sind von einer unmittelbaren Frische, einer Wahrheit und Feinheit, die ihresgleichen sucht. Der Dichter versetzt sich hier so völlig in die Kindesseele, wie er sich später in die eines Heiligen der urchristlichen Zeit, eines mittelalterlichen Mönchs oder eines Enzyklopädisten versetzt. Hier liegt seine eigentliche Virtuosität, und sie ist die Frucht feinster Bildung, völliger Reife und ernster Arbeit.

Diese Vollkommenheit dankt er nicht nur dem eigenen Talent, seinen Studien, seinem Fleiß, sondern nicht zum mindesten dem Umstand, daß er in Pariser Luft in einem feingebildeten Milieu aufwuchs, vielleicht auch der Tatsache, daß er seine sprachliche Sicherheit sich nicht durch das Studium der Fremdsprachen — das Italienische ausgenommen — trüben ließ. Während der Provinzler sich erst anpassen und manche alte Gewohnheit in Form und Ausdruck ablegen muß, wuchs France in die sprachliche Vollendung sozusagen hinein. Er hatte nur mit dem Pfunde zu wuchern, das ihm geschenkt war.

France ist der vielseitigste französische Schriftsteller der Gegenwart, weil er der gebildetste ist; man möchte es nur weniger durchfühlen. Man lese vier oder fünf Bände von ihm hintereinander, z. B. Le Livre de mon Ami, La Rôtisserie de la Reine Pédauque, L'Ile des Pingouins, Le Lys rouge Thaïs, ohne den Namen des Autors zu kennen, und man wird nie auch nur die Möglichkeit einer gemeinsamen Verfasserschaft ins Auge fassen. Der gewaltige Unterschied liegt nicht nur in der großen Verschiedenheit der Handlung und des Milieus, sondern vor allem in der völligen Unvergleichbarkeit der geistigen Richtung. France ist ein Meister der Einfühlung, von unglaublicher Vielseitigkeit und Beweglichkeit. Dazu gehört ebenso viel historische Bildung als natürliches Talent. Und es gefällt ihm, in dieses oder jenes fremde Gewand zu schlüpfen,

um zu zeigen, daß er es zu tragen und in ihm sich zu bewegen versteht. Er hat sich in allen möglichen Genres versucht und ist erst in den letzten Jahren einseitiger geworden.

Neben Sylvestre Bonnard kann Jerôme Coignard als eine Vorstudie zu der Bergeretfigur bezeichnet werden. Wir finden ihn in den beiden Büchern La Rôtisserie de la Reine Pédauque (1893) und Opinions de Jérôme Coignard (1893). Ist Bergeret ein etwas greisenhafter und hilfloser Bonnard, so ist Coignard seine vergröberte Karrikatur, sein ins Materielle gezogenes Zerrbild. Dieser fette, aus dem Amte längst entlassene Geistliche, dessen Tasche stets leer, dessen Magen stets hungrig, dessen Schlund überaus durstig, dessen Degen stets schlagfertig ist, erscheint uns in seiner Wirtsstube und mit seinen galanten Abenteuern wie ein immerhin etwas vergeistigter Fallstaff des neunzehnten Jahrhunderts in gallischem Gewande. Er handhabt auch die Zote mit einer bemerkenswerten Virtuosität, und La Rôtisserie de la Reine Pédauque (der Name eines Wirtshauses!) gehört jedenfalls zu den unsaubersten Büchern des Dichters. Was den Abbé aber von Falstaff entfernt und als das Prototyp Professor Bergerets erscheinen läßt, ist seine stupende Gelehrsamkeit und sein stets lebendiges Interesse für geistige Fragen, theologische Dispute und philosophische Probleme. Man kann sich keinen besseren Typus des verkommenen Genies als diesen vertrunkenen Priester denken, der ein seiner würdiges Ende findet — er wird auf offener Landstraße von einem alten Juden um eines Liebesabenteuers willen erstochen —, und dessen Geschick uns doch um seiner Geistesgaben und seiner Herzenseigenschaften willen ein wenig zu Herzen geht.

Das vollkommenste Buch des Dichters ist sein Jardin d'Epicure (1894). Vollkommen nicht in dem Sinne, als ob ein Genre besser wäre und höher stände als ein anderes, sondern weil hier France eine Harmonie nach Form und Inhalt erzielt hat, die ihm früher und später versagt blieb. Er hat hier auf den fiktiven Einschlag, der ihm immer ein wenig Mühe machte, völlig verzichtet und sich in einer Nachdichtung der epikuräischen Philosophie versucht, die in der Weltliteratur ihresgleichen sucht. Nur ein Franzose war dazu imstande, die antike Philosophie des maßvollen Genusses in so subtiler Weise zu destillieren und ihr eine andere französische Form zu geben, die, unbeschadet des antiken Gehalts, dem Ganzen einen neuen Reiz verleiht. France hat hier das Größte und Tiefste in klassisch reiner Form gesagt, das über des Menschen Ursprung, Leben und Schicksal überhaupt gesagt werden kann. Das muß auch derjenige anerkennen, der, von anderen Voraussetzungen ausgehend, die Größe und Schönheit einer gegnerischen philosophischen Weltanschauung unparteiisch zu würdigen weiß.

Von nun an tritt eine eigentümliche Wendung in dem Schaffen des Dichters ein. Es beginnt die Serie seiner zeitgenössischen Romane. Unter dem Titel Histoire contemporaine wurden die vier 1897 bis 1901 erscheinenden Bücher L'Orme du Mail, Le Mannequin d'Osier, L'Anneau d'Améthyste, Monsieur

Bergeret à Paris zusammengefaßt. Dem „Histoire“ hätten wir gerne ein s angehängt: es handelt sich um Geschichten, nicht um Geschichte. Was war geschehen? France stand auf der Höhe seines Schaffens und seiner geistigen Leistungsfähigkeit. Sein Jardin d'Epicure war schwer zu überbieten. Dem alten Orient und der Renaissance Italiens hatte er seine beste Kraft gewidmet. Nun drängte es ihn zur zeitgenössischen Geschichte.

Aus seiner aristokratischen Ruhe und Gleichgültigkeit, die das allzu Menschliche gelassen hinnimmt und der entfesselten Leidenschaft einer tobenden Menge gegenüber nur ein nachsichtiges Lächeln hat, wurde France herausgerissen. Er hielt am Grabe Zolas später eine Rede, die nichts weniger als ein Meisterstück der Beredsamkeit war, in ihrer Heftigkeit aber den Vater eines Sylvestre Bonnard, Jerôme Coignard und Bergeret völlig verleugnete.

Diesen Ton schlägt France freilich in seiner Histoire contemporaire noch nicht an. Hier handelt es sich um lose Szenen des Pariser Lebens, teils in republikanischen, teils in adligen Familien spielend. Bald befinden wir uns in den Gemächern des Bischofs, bald in der Amtsstube des Präfekten, bald beim Antiquar, in dessen Hinterzimmer sich mancherlei heterogene Elemente ein periodisches Stelldichein geben. Es wird viel diskutiert, und zahlreiche Abschweifungen auf das Gebiet der Geschichte sind an der Tagesordnung. Mehrere Einzelszenen sind köstlich entworfen und von plastischem Humor. Aber das Ganze ist ungemein lose konzipiert und flüchtig aneinander gereiht. Als Sittenbilder aus der dritten Republik mögen dieser ungebildete, freidenkerische Präfekt, der intrigante Bischof und der über der Nichtigkeit des Erdenlebens in philosophischer Ruhe thronende Bergeret wohl gelten. Kunstwerke aber sind diese losen Szenen ohne Anfang und Ende doch nur episodisch. Als Ganzes wirken sie nicht; dazu gehört ein sorgfältigerer Aufbau, eine straffere Linienführung, ein zielbewußteres Fortschreiten. Der Zyklus ist zu stark von den Zeitumständen abhängig, als daß er über die Zeit hinausreichte. Mögen Historiker und Psychologen ihn später einmal konsultieren, in der Literaturgeschichte werden diese vier Romane keine Rolle spielen.

Sie deuten überhaupt den Niedergang im Schaffen von France an. Was er schreibt, ist und bleibt interessant, aber seine Produktion artet mehr und mehr in ein geistreiches Sichgehenlassen, ein selbstgefälliges Selbstgespräch aus, das seinen großen Reiz hat, aber vor dem strengen Urteil nicht bestehen kann. Wem so viel gegeben ist, von dem wird man auch viel fordern. Mit dem Crime de Sylvestre Bonnard, Le Livre de mon Ami, Thaïs, Le Lys rouge. Le Jardin d'Epicure sind die Höhepunkte seiner Arbeit bezeichnet. Überaus charakteristisch ist das Interesse seines Publikums an den einzelnen Werken. Le Lys rouge, das nichts anderes als ein gut geschriebener Roman unter vielen ist, brachte es auf 138 Auflagen; mit 136 folgt Le Crime de Sylvestre Bonnard, das denn doch in der französischen Literatur einen besonderen Platz beansprucht. L'Orme du Mail, L'Ile des Pingouins, Le Mannequin d'Osier,

Le livre de mon Ami, Thaïs, La Rôtisserie, L'Anneau d'Améthyste, Monsieur Bergeret à Paris folgen in der Gunst des Publikums; aber wie wenig treffend und bezeichnend für den inneren Wert der Werke ist doch diese Reihenfolge! Alles, was eine größere Gedankenanstrengung erfordert, stellt sich mit bescheidenen Auflagen ein. — Einige wenige Werke bleiben uns noch zu besprechen.

Sur la Pierre Blanche schließt sich der Serie der mit starkem archäologischen Ballast behafteten „Novellen"sammlungen an, in denen mitunter glänzende und großartige Gedankenreihen in einem Wust langatmiger, kunsthistorischer Auseinandersetzungen erstickt werden. Crainquebille, Putois, Riquet et d'autres récits profitables schlagen teilweise einen neuen Ton an. Die Weltanschauung des Dichters hat sich hier ins Soziale übersetzt. Der Gemüsehändler, der unschuldig verhaftet ins Gefängnis kommt, dort zum schlechten Menschen wird und als ein Taugenichts endigt, ist für France ein Typus. Dieser Aristokrat des Gedankens wird zum Sozialisten und Anarchisten. Es sind wieder einmal die Institutionen, die den Menschen schlecht machen, und mit der Änderung des Systems wird auch der Mensch ein anderer.

Mit dem Verschwinden des Dreyfusprozesses aus dem öffentlichen Interesse verschwand auch France aus der politischen Arena. Seine Sept Femmes de Barbe Bleue haben mit manchen seiner früheren Werke Ähnlichkeit. Er liebte diese Anlehnung an die Geschichte und die Legende, über die er frei phantasierte, da ihm wie allen Reflexionsmenschen die eigene, originale Erfindung so ziemlich versagt war. Aber was soll man zu diesen schlüpfrigen Geschichten sagen, die so gar nicht dem Geist der Vorlage zu entsprechen scheinen? Es gibt eine unnötige Frivolität, die selbst der anerkennen muß, der sonst weitherzig und großsprechend von künstlerischer Freiheit und dem Recht auf die Behandlung aller Stoffe redet. Wäre nur nicht gerade Maeterlinck mit seinem Ariane et Barbe bleue zuvorgekommen, der so ganz anders, so tief, ernst und fein nordische Art mit gallischer Zartheit zu verbinden wußte! Gegen dieses kleine, intime Drama kommt die breitangelegte Novellenform nicht auf.

Histoire comique betitelt sich ein anderer Band, in offenbar irreführender Weise das Wort Komik in seinem ursprünglichen Sinne nehmend: Schauspielergeschichten. Zu dem Ruhme des Schriftstellers trägt diese gut erzählte Episode aus dem Theaterleben, in der wir einer dem Typus Bergeret, Bonnard, Coignard verwandten, autobiographischen Gestalt begegnen, nur wenig bei.

So bleiben uns nur die zwei letzten Schöpfungen übrig: L'Ile des Pingouins und Jeanne d'Arc. Jenes wie dieses hat gewaltiges Aufsehen erregt und aus den verschiedensten Gründen. L'Ile des Pingouins ist nichts anderes als eine Geschichte Frankreichs in Form einer Mystifikation. Der Reiz des Buches besteht darin, aus dieser Tier- und Wildengeschichte die Anspielungen herauszusuchen, die es in Fülle enthält. In Deutschland wäre längst ein Kommentar dazu erschienen, und die Philologie hätte sich dieser willkommenen Beute in neu-

erwachter Streitlust bemächtigt. Vergleiche mit dem zweiten Teil des „Faust" oder mit „Zarathustra" wollen wir nicht anstellen: es handelt sich nicht um Welt- und Menschengeschichte, sondern nur um Gallien, den Krummstab und die phrygische Mütze. Die Persiflage der Geschichte Frankreichs hat natürlich ihr Interesse, und je gebildeter ein Franzose zu sein vorgibt, desto besser muß er L'Ile des Pingouins verstehen. Es ist aber schließlich doch ein recht kindliches Vergnügen, auf vierhundert Seiten restlos alle Anspielungen herauszufinden und damit den Genuß des Werkes erschöpft zu sehen. Es sei denn, man hätte an den Schlüpfrigkeiten besonderes Gefallen, an denen das Werk reicher ist als jedes andere des Dichters. Von der großen Nation gibt es somit nur einen kleinen Begriff und zeigt sie sicher nicht von der besten Seite. Das Ganze ist ein etwas zu umfänglich und allzu deutsch-gründlich gewordener schlechter Scherz. Auch diesmal und mehr als sonst spottet France über den Leser, der sich die Mühe macht, ihn ernst zu nehmen und gründlich zu studieren. Er will nur sich selbst belustigen; ob andere das auch unterhaltend finden, ist ihm höchst gleichgültig, und noch mehr, ob sie ihn verstehen. Jeanne d'Arc ist denn doch von anderem Kaliber, zwei dicke Oktavbände mit dem schweren Geschütz zahlloser Verweise und gelehrter Anmerkungen. Diesmal war es dem großen Spötter Ernst, soweit er dazu überhaupt noch imstande ist.

Jeanne d'Arc, die Nationalheldin, die Heilige, das Ideal des Landes — wer sich an ihr vergreift, ist gerichtet. France ging sehr vorsichtig zu Werke. Zu einer Verherrlichung der Jungfrau von Orleans ist freilich sein Werk nicht bestimmt. Im Gegenteil nimmt man deutliches Bestreben wahr, alles Legendarische so kritisch als möglich zu behandeln und ohne viel Aufhebens mit der ihm eigenen Selbstverständlichkeit den Leser zu ernüchtern. Diese Vermenschlichung der Heiligen, die sich mit der Methode Renans in seinem „Leben Jesu" vergleichen läßt, genügt freilich noch nicht, um den Ruhm historischer Exaktheit zu verdienen; die Historiker sind vielmehr auf das Werk von France nichts weniger als gut zu sprechen. Es erschienen gleichzeitig ein anderes französisches und ein englisches Werk über den Gegenstand, die die strenge Wissenschaft weit mehr befriedigten. Ihr buchhändlerischer Erfolg mag nicht so groß gewesen sein, denn ein France, der Jeanne d'Arc kritisch darstellt, ist ein Schauspiel für Götter, das sich der Literaturfreund nicht entgehen lassen will. Trotz dem offenkundigen Bestreben des Verfassers, objektiv zu sein, ist nach dieser Seite seine Arbeit nur halb gelungen. Zwei Jahrzehnte früher wäre sie vielleicht noch besser herausgekommen. Es ist und bleibt eine große Leistung, auf die sich der Forscher jedoch nur mit vielen Vorbehalten verlassen kann.

Wie wäre das auch bei der Meinung anders möglich, die France selbst von der geschichtlichen Wahrheit hat? Er ist davon überzeugt, daß wir sie nicht kennen. Was für uns, die später Kommenden, von großer Bedeutung ist, schien den Zeitgenossen unwichtig und von vorübergehendem Wert. Darin, und auch in der Umkehrung des Axioms, mag France völlig recht haben, aber was

beweist das? Doch nur, daß die Lebenden das Ewige ihrer Zeit nicht erkennen und das Vergängliche überschätzen. Die Geschichte in ihrer Gerechtigkeit rückt die Dinge zurecht und weist einem jeden den gebührenden Rang an. Dem Bergsteiger erscheint stets der nächstliegende Berg als der höchste. Erhebt er sich, steigt er aus dem Gewühl der Menschen im Tale zur Einsamkeit der Höhen empor, so sieht er, daß die ferneren Gipfel weit höher sind und die näheren an Bedeutung abnehmen. So erhebt sich auch der Betrachter der Geschichte, wenn er Distanz gewinnt und von den seinen Blick trübenden Vorurteilen einige einbüßt. Ein Irrtum wäre es z. B. zu glauben, daß Jesus Christus in seiner Zeit über einen Kreis hinaus irgendwelches Ansehen genossen hätte. In einer überaus feinen Erzählung, „Le Procureur de Judée" (1902), weist dies France (nach vielen anderen) nach. Pontius Pilatus unterhält sich, etwa im Jahre 40, mit einem römischen Beamten, der ihn fragt: „Du entsinnst dich noch jenes jungen Laienpredigers und Wundermanns aus Galiläa? Er hieß, glaube ich, Jesus von Nazareth?" — „Nein, ich besinne mich nicht darauf." — „Du mußtest ihn ans Kreuz schlagen lassen!" — „Wirklich? Jesus von Nazareth sagst du? Das ist mir aber ganz entfallen!"

Aus solchen an sich durchaus möglichen Begebenheiten entwickelt France eine verzweifelte Geschichtsphilosophie, die mit seinem sonstigen Pessimismus und Skeptizismus in völligem Einklang steht. Es fehlt ihm der Glaube an die Geschichte mit dem an die Postulate der praktischen Vernunft. Sie ist gemacht, willkürlich zusammengestellt. Sie enthält uns das Beste vor und berichtet das Überflüssige. Wir wissen nichts Rechtes über die Vergangenheit, wie die Zukunft trotz aller unserer gegenteiligen Bemühungen nichts Rechtes von uns wissen wird!

In den kleinen Geschichten von France steckt oft mehr Philosophie als in seinen großen Romanen. Mit Recht hebt Brandes die Bedeutung hervor, die den Erzählungen Putois und Crainquebille für die Weltanschauung des Dichters zukommt. Putois ist ein modernes und überaus lustiges Beispiel für die Mythenbildung. Es weist nach — aber man vergißt diesen Hauptzweck über dem stofflichen Interesse an dem erheiternden Gegenstande —, daß Legenden auch heute noch vor unseren Augen entstehen. Dieser Putois, der nicht existiert, den aber jeder irgendwo einmal gesehen hat, und dessen zahllose Missetaten jeder kennt, ist der „Niemand" des Odysseus, ist jenes Luftgespinst, um das sich einzelne wie magnetisch angezogene Tatsachen so fest und zahlreich gruppieren, daß er schließlich historisch wird. Den Schluß zu ziehen, überläßt France dem Leser: was wir von den Helden der Geschichte wissen, ist nichts anderes. Vielleicht existierten sie dennoch, wahrscheinlich nicht; David Friedrich Strauß, Renan, Havel, Kalthoff, A. Drews dürften an dieser Legendentheorie im belletristischen Gewande ihre helle Freude haben.

Neben den historischen tritt aber der politische, der gegenwärtige Skeptizismus. Crainquebille ist seine Illustration. Dieser Gemüsehändler wird schlecht durch

die Gesetze, die den Menschen gut machen sollten. Er wird eingesperrt, als er unschuldig war; als er aber wirklich schuldig wird, wollen die Pforten des Gefängnisses sich nicht vor ihm öffnen. Hier erscheint France plötzlich als Sozialist; aber wie lange? Der Sozialismus will Gleichheit, aber im Gesetz steckt die Ungleichheit. Es „verbietet den Reichen wie den Armen unter den Brücken zu schlafen, auf den Straßen zu betteln und Brot zu stehlen". Mit anderen Worten: die Wohlhabenden machen Gesetze für die Armen, die Männer für die Frauen. Auch das würde der Sozialismus gern gelten lassen, nicht aber den Protest eines France gegen die Menschenrechte von 1789, die „eine scharfe und unbillige Trennung zwischen dem Menschen und dem Gorilla machen". Wenig erfreulich würden auch die Genossen die ganz in Renans Sinne geäußerte Behauptung finden, die Wissenschaft, nicht das Volk sei souverän, und eine Dummheit werde durch die Wiederholung im Munde von achtunddreißig Millionen Franzosen nicht gescheitert. Die Menschenwürde und der Arbeiterstolz der Massen werden durch das Kokettieren unseres Denkens mit dem tierischen Ursprung der Menschheit nicht eben geschmeichelt, und die Behauptung, die Menschen seien böse Bestien, die man nur mit Macht oder List im Zaume halten kann, erinnert mehr an Swift, Hobbes und Machiavelli, als an den ähnliche Gedanken vorsichtiger äußernden Dramatiker Renan. Zum Glück gibt France uns selbst einmal den Schlüssel zu der Lösung des Rätsels, wie er mit seinen aristokratischen Anschauungen sich dem Sozialismus zuwenden könne. Opportunistisch benutzt er ihn einfach als Peitsche gegen seine zwei Hauptfeinde, den Klerikalismus und den Nationalismus. Aber sind die Feinde genügend gezüchtigt, dann wirft er ihnen die Peitsche nach. Schade, daß niemals in den großen Volksversammlungen, in denen France als Redner sich sozialistisch gebärdet, ein Gegner auftrat, der mit gelesenen Zitaten belegt, ein wie starker grundsätzlicher Gegner der freiheitlichen Volksbewegung dieser skeptische Geistesaristokrat im Grunde ist. Man hat sich darüber in Frankreich selbst manchmal getäuscht; wurde doch seine 1896 erfolgte Wahl in die Akademie von der klerikalen und nationalistischen Partei unterstützt, der er sicher noch ferner steht als dem Sozialismus. Und der weit konservativere Ferdinand Fabre unterlag damals.

* * *

Fassen wir nun kurz unser Urteil über die Persönlichkeit und das Schaffen von Anatole France zusammen, so liegt es uns fern, ihm als Gelehrten und Schriftsteller die höchste Bewunderung zu versagen. Er hat es mit der Einfühlung in fremdes Wesen zu einer erstaunlichen Virtuosität gebracht. Er verstand es, sich in eine Mönchsseele der ersten christlichen Jahrhunderte und in das Empfindungsleben eines Renaissancemenschen in wunderbarer Vollkommenheit einzuleben. Er verfügt über ein seltenes Wissen und eine äußerst verfeinerte Bildung. Als Stilist ist er unbestritten groß. Als Schriftsteller weiß er oft

mit einer warmen Herzlichkeit zu schildern, die bei ihm und überhaupt in der französischen Literatur erstaunt und völlig original ist.

Er bringt es gelegentlich zu einer verblüffenden Selbstentäußerung und argumentiert mit größter Ruhe und ohne jeden Vorbehalt gegen seine offenkundigen Überzeugungen, so tief und völlig geht er in einer Zeitanschauung auf. Andere seiner Bücher sind dann wieder von stärkster Subjektivität erfüllt, und im Grunde ist man über sein Wesen und Wollen nach der Lektüre seines ganzen Werkes völlig im Klaren.

Seine Gedankenwelt hat sich nicht verändert, wohl aber seine Einschätzung einzelner Personen, wie Zola, Bourget, Lemaître usw., freilich mehr, weil diese selbst sich entwickelten, während er stehen blieb. Immerhin ist ein Niedergang im Wert seines Schaffens unverkennbar. Seit zehn Jahren ermangeln seine Werke ausnahmslos der früheren künstlerischen Vollendung. Die Produktion ist unreifer und allzu beschleunigt. Inhaltlich ist eine wachsende Freude am Pornographischen festzustellen, und eine gewisse sittliche Grundlage, deren manche seiner früheren Schöpfungen nicht entbehrte, ist nun völlig geschwunden. Äußere, veränderte Lebensumstände, die aus seiner Schriftstellertätigkeit mehr und mehr einen Broterwerb machen, sollen an dieser Wandlung mitschuldig sein.

Man kann nicht umhin, zu bedauern, daß ein so vielseitig gebildeter Schriftsteller, ein so glänzendes Talent, ein so hervorragender Stilist an seinem eigenen Niedergang so emsig arbeitet. Seine älteren Werke haben Anspruch auf unvergänglichen Ruhm. Seine neuesten Bücher werden mit dem Tage verwehen. Die eigentliche Tragik dieser Schriftstellerlaufbahn liegt in der Tragik der Persönlichkeit. France ist ein Opfer seiner alles in ironische Skepsis zersetzenden Weltanschauung geworden. Diesem ätzenden Gift gegenüber hat er selbst nicht standhalten können. Ein wahres Talent erblüht nur auf dem Boden einer ehrlichen und festen Überzeugung, mag es von dem Herkömmlichen sich auch noch so weit entfernen. An diesen Überzeugungen, die selbstlos und voll Opfermut für das Wohl des Ganzen arbeiten, fehlt es dem modernen Frankreich mehr als jedem anderen Lande. Stark analytisch veranlagt, ist der Franzose von alters her der Skepsis zugeneigt. Geistreicher, vielleicht auch talentvoller und feiner ist er als andere; doch kann man von ihm nicht sagen, daß sich „das Moralische immer von selbst versteht“. Und insofern ist Anatole France mit seinem Schriftstellernamen und seinem ganzen Lebenswerk typisch für eine starke und gefährliche Geistesströmung unserer Zeit, noch typischer für die Anschauungsweise und die gegenwärtige Krisis seiner Heimat.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kunſtgeſchichte

Dem erſten Bande der **„Chineſiſchen Kunſtgeſchichte“** von **Oskar Münſterberg**, die in Heft 1 des Jahrgangs 1911 beſprochen wurde, iſt jetzt der zweite Band **„Baukunſt und Kunſthandwerk“** (Paul Neff Verlag zu Eßlingen) gefolgt. Er hält nicht nur, was das erſte verſprach, er übertrifft ihn an Fülle des Materials, an Klarheit der Darſtellung. Über die hohe Kunſt Chinas ſind wir in allem auf Nachrichten aus zweiter Hand angewieſen und noch nicht in der Lage, das ganze Material vom richtigen, geſicherten Standpunkt zu überſehen. So können wir ungefähr den Ablauf des Geſchehens, aber noch nicht Geſchichte dieſer Entwicklung geben. Anders im Kunſthandwerk. Seit den Zeiten der Römer findet ein Warenaustauſch zwiſchen den Völkern Chinas und zwiſchen der Bevölkerung des Kulturkreiſes ums Mittelmeer ſtatt, und die Chineſen ſelbſt haben Aufzeichnungen über Bronzen und Bronzeformen, über Porzellane bis in unſere Tage bewahrt. Wenn man an Hand dieſes zuſammengetragenen Materials das Kunſthandwerk Chinas überblickt und die Entwicklung der Formen und Ornamentik im einzelnen muſtert, dann entdeckt man (und das iſt bei Münſterberg muſtergültig klargeſtellt), wie China nicht durch Mauern von der übrigen Welt abgeſchloſſen war, ſondern wie Gedanken und künſtleriſche Ideen — ein leichter, um ſo dauerhafterer Stoff — alle Hinderniſſe überſteigen, Zeiten und Völker überdauernd. Es iſt beſonders intereſſant, Entlehntes von dem zu unterſcheiden, was auf älteſten, ſcheinbar allen Völkern gemeinſamen Urſprung zurückgeht, und wiederum die Art, wie die verſchiedenen Zeiten ſich den Entlehnungen gegenüber verhalten: geſetzgeberiſch umgeſtaltend oder ſklaviſch kopierend. Außerdem muß man in China die Macht der Tradition miterwägen, die jedem Fortſchritt, ſelbſt in techniſcher Hinſicht, nur zu oft in die Speichen greift. — Auf eine gemeinſame Urkultur ſcheinen mir Sitten zurückzuweiſen wie die, der Erwählten des kaiſerlichen Harems einen ſilbernen Ring anzuſtecken und, wenn ſie ſich Mutter fühlt, einen goldenen auf die rechte Hand. Wer denkt da nicht an die Vermählungsſitte der Juden? Oder man betrachte die Figur Buddhas als Kind in einer Schale des Todaijitempels, Nara, und vergegenwärtige ſich die in Kreta ausgegrabenen Püppchen mythiſcher Kultur. Man vergleiche die Steinpfeiler in Hiao Tangchan, Shantung (1. Jahrh. n. Chr.) mit frühromaniſchen Säulen oder beobachte die Rückſichtnahme auf Himmelsrichtungen bei Tempel-, Stadt- und Palaſtanlagen, die an ägyptiſche und römiſche Gewohnheit (Vitruv, Zehn Bücher über Architektur, Buch IV, Kap. 5) erinnert. Demgegenüber ſteht deutlich erkennbar das fremdem Kulturkreiſe Entlehnte. Während bei den Mittelmeervölkern die Architektur die Mutter der Künſte iſt und alle künſtleriſchen Geſetze, wie Symmetrie, Rythmus, Reihung, ſich in ihr am klarſten ausſprechen, fehlen dieſe Geſetze in der chineſiſchen Kunſt oder wirken in einer der unſeren entgegengeſetzten Form, weil der Chineſe keine Architektur in unſerem Sinne kennt. Finden wir alſo im chineſiſchen Kunſthandwerk ſymmetriſche Gegenüberſtellung, rythmiſche Raumfüllung, Perſpektive von einem Augenpunkt aus, ſo liegt Beeinfluſſung unſeres Kulturkreiſes vor. Dagegen iſt alles das, was wir naiv als chineſiſch bezeichnen: übermäßige Verſchnörkelung des Linienſpieles und der ornamentalen Füllung, eine Eigentümlichkeit des dekadenten, unſchöpferiſchen, daher ſpieleriſchen Mandſchuſtiles. Unter den Entlehnungen, die zumal bei den Geweben deutlich die perſiſchen Vorbilder verraten, intereſſieren

die Pagoden, die meist als typisch chinesische Erfindung gelten und doch (man betrachte diejenigen zu Peituchen, zu Kiuhien, zu Chuangyuanta) das Vorbild des Pharus von Alexandria deutlich erkennen lassen. Der Schlagdegen der Chinesen mit dem verdickten Ende (15. bis 18. Jahrhundert) findet nur in dem Roncone der italienischen Frührenaissance seinesgleichen und Vorbild, und die Lustschlösser in Yuanmingyuan bei Peking (1740) sind chinesische Trianons und Versailles. Alte Glaswaren können ihre Abhängigkeit, besonders in den ältesten Beispielen der kaiserlichen Schatzkammer zu Japan, nicht verleugnen; die Gläser erinnern in ihren Formen an den dorischen Arybalos (ein Gefäß für Salböl), an Rheinweingläser (Römer genannt), an persische Kannen. Anderseits ist es wiederum von gleicher Bedeutung, den chinesischen Einfluß in Europa zu betrachten: wie Böttger 1708 in Dresden zuerst Boccarotonware und dann Porzellan, das mit Kaolin die Chinesen selbst erst im fünfzehnten Jahrhundert erfunden hatten, nachahmte, oder wie ein Mann des Volkes, Piching, schon im elften Jahrhundert bewegliche Drucktypen erfand, die jedoch die Chinesen oder Koreaner gemeinsam mit Europa nicht vor dem fünfzehnten Jahrhundert zu benutzen wußten.

Mit diesen wenigen Beispielen sei genug gegeben, um auf die Bedeutung des Buches, schon als Materialsammlung, hinzuweisen und die Lust zur Lektüre zu wecken.

Dr. Robert Corwegh-Leipzig

Wilhelm Waetzoldt: Einführung in die bildende Kunst. In zwei Teilen: Text- und Tafelband (194 Abbildungen). Leipzig, F. Hirt und Sohn, 1912. Geb. 10 M.

Nachdem es beinahe schon Ehrensache jedes Kunsthistorikers geworden ist, eine allgemeine Kunstgeschichte entweder von den Chaldäern bis auf unsere Tage oder wenigstens eine des neunzehnten Jahrhunderts zu schreiben, ist man doppelt erfreut, einmal ein gänzlich abweichendes und anregendes Schema vorzufinden, Kunst alter und neuer Zeit zu betrachten. Waetzoldt, der sich durch seine „Kunst des Porträts" einen guten Namen gemacht hat, ist auf die nicht unebene Idee gekommen, die einzelnen Künste, Architektur, Plastik, Malerei, graphische und angewandte Kunst, nach einander ästhetisch-praktisch zu beleuchten. An der Hand von Beispielen aus der ganzen Kunstgeschichte stellt er klar und einleuchtend das Gesetzmäßige der Einzelkünste auf, so daß wir etwa eine Theorie der Kunst erhalten, aber ganz vom modernen Standpunkte aus, von den Werken ausgehend und gar nicht von vorgefaßten Ästhetikermeinungen. Es zeugt für die rein künstlerische Auffassung und hohe didaktische Begabung des Autors, daß er erstaunlicherweise in allen Zweigen der Kunst, und in der alten ebenso wie in der modernen, Bescheid weiß und immer den richtigen Standpunkt findet. So wird man zu ununterbrochener Zustimmung genötigt.

Aber freilich fragt man sich auch, für wen das Buch geschrieben ist. Es wendet sich nämlich, so lehrreich es auch ist, und so viel Definitionen es gibt, im eigentlichen Sinne weniger an die Laien als an die Eingeweihten. Es verlangt, um leicht und mit Erfolg gelesen zu werden, zwar nicht Vorkenntnisse, wohl aber (was schwerer wiegt) Bekanntschaft mit dem Besten aus aller Kunst. Noch eines hindert vielleicht die reine Popularisierungsabsicht: die Wiederholung der gleichen Untersuchungsformen in jedem Abschnitt: „Technische Grundlagen und Grundbegriffe" und „Aufgaben und Mittel (z. B.) plastischer Gestaltung". Hätte der Verfasser statt dessen zunächst allgemeine Gesetzmäßigkeiten der Kunst erörtert und etwa die verschiedenen Darstellungsmittel (tektonische, malerische, dekorative, naturalistische, illusionistische usw.) klar einander gegenübergestellt, so hätte er für die Einzelkünste nicht nur viele Wiederholungen gespart, sondern ihre bestimmten Wesensarten auch viel runder und knapper herausarbeiten können.

Dr. Paul Ferd. Schmidt-Magdeburg

Luftschiffahrt

Luftfahrt und Wissenschaft. Unter den Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Literatur über das Luftfahrtwesen gilt die von Joseph Sticker herausgegebene freie Folge einzelner Hefte über „Luftfahrt und Wissenschaft" als eine der vielversprechendsten. Die Schriftleitung setzt sich aus Autoritäten auf dem Gebiete der Luftfahrt und Wissenschaft zu-

sammen, so daß die Gewähr dafür gegeben ist, daß überflüssiges Beiwerk ausgeschaltet wird. Was dann noch übrig bleibt, ist so vielseitig und zu fruchtbarer Anregung geeignet, daß es sich seinen Weg durch seine Bedeutung bahnt. Nicht besser konnte das Unternehmen eingeleitet werden als durch die feingeistigen Untersuchungen Prof. Josef Kohlers, die einen „Querschnitt" durch die Rechtsgebiete machen, um überall die Luftfahrtsätze darzustellen.

Die Untersuchung geht von den bestehenden Rechtsgrundsätzen aus und verlangt deren Ausgestaltung mit einem so warmherzigen Eintreten für die Erfordernisse des Luftfahrtwesens, daß es sich verlohnt, einige Stichproben wiederzugeben:

Im Privatrecht spielt der Luftraum über dem Eigentum an Grund und Boden eine gewichtige Rolle. Hier wird der Grundsatz aufgestellt, daß die Benutzung der Luftsäule um so weniger Interessen des Eigentümers verletzen wird, je höher der Luftraum vom Boden entfernt ist. Die Festlegung einer „horizontalen Grenze in bestimmter Höhe" wird von der Hand gewiesen, da man noch nicht wissen kann, wie sich bei den unbegrenzten Möglichkeiten der Zukunft die Wirkungen von oben nach unten und von unten nach oben einschätzen lassen. Zum Vergleich für das Fernwirken in eine andere Luftsäule werden höchst lehrreich das Jagdrecht und der freie Durchgang funkentelegraphischer Wellen herangezogen. Auch die Bestimmungen verschiedener Staaten, für die Gerechtsame „Luft-Kabel" anzulegen, spielen eine Rolle. Die Frage der möglichen „Belästigung" muß beurteilt werden vom Standpunkte des Kulturbedürfnisses aus, dem die Luftfahrt Rechnung trägt. Im Schuldrecht wird die Schlußfolgerung durchsichtig, daß der Führer, mit der erforderlichen Befehlsbefugnis ausgestattet, zu den Mitfahrern in eine Art Gesellschaftsverhältnis tritt. In der Haftpflicht wird auf die Rechtsähnlichkeit mit dem Seerecht verwiesen. Ersatz für Schaden durch herbeiströmendes Publikum wird abgelehnt. Die Bildung eines Concerns der Versicherungsanstalten zu obligatorischer Haftpflichtversicherung soll einer bestehenden Notlage abhelfen. Ähnlich würde wegen Feuerversicherung von Luftfahrzeugen und „Häfen" vorzugehen sein. Die Betrachtungen über die freiwillige Gerichtsbarkeit (Gewerbe- und Verkehrspolizei) lassen gewisse Übereinstimmungen mit andern Transportmitteln, aber auch gewisse Abweichungen erkennen. Der Luftverkehr selbst bedarf auch des Schutzes, z. B. gegen oberirdische Starkstromleitungen, Luftdrähte von gefesselten Ballons usw. Für das Strafrecht wird auf die Analogien im Seerecht hingewiesen. Die schwierige Frage des Deliktsortes wird geistvoll beleuchtet. Nicht ganz einverstanden werden die unbemittelten Erfinder und Konstrukteure mit dem Satze sein: „Wer Luftfahrzeuge führt, der wird schon die nötigen internationalen Beziehungen haben, um bei dem Heimatorte des anderen Fahrzeuges klagen zu können." Hier erkennt man den Mangel einer staatlichen Organisation des Luftfahrtwesens und der staatlichen Interessenvertretung der Luftfahrer. Die Sätze über das Staats- und Völkerrecht lassen sich ohne Versündigung an dem Geiste des Dargebotenen nicht kürzen. Sie lassen aber erkennen, wie ungemein schwierig es ist, diese Fragen von der bestehenden Rechtslage aus zu beurteilen — wenn man nicht der Entwicklung des neuen Kulturfaktors Zwang antun will.

Mit so fürsorglichem Herzen hat jedenfalls wohl noch kein anderer Rechtsgelehrter die komplizierte Materie gemeistert. So viele schöpferische Anregungen finden sich selten auf dreißig Druckseiten vereinigt. Das deutsche Luftfahrtwesen wird den schuldigen Dank zollen. Wer der Luftverkehrsfrage so warmherzig gegenübersteht wie Professor Kohler, der wird die Bitte nicht verübeln, seine Abhandlung fortzusetzen und zu untersuchen, ob man von dem Standpunkte eines neu zu schaffenden gemeinsamen Luftrechtes der Einzelstaaten und von einem Luftvölkerrecht aus nicht zu Ergebnissen kommen könnte, die dem Kulturfaktor „Luftfahrt" noch weitschauender Rechnung tragen würden. Dieses Gebiet kann nur von einer Persönlichkeit bearbeitet werden, die sich wie Professor Kohler des Luftfahrwesens mit Liebe annimmt. ***

Reichsſpiegel

(vom 23. bis 29. April)

Aus Preußen und Deutſchland

Kampf gegen den Umſturz — Die Sozialdemokraten — Mittel zu ihrer Bekämpfung — Wahlrechtsreform in Preußen — Anſiedlungswerk gefährdet — Bauernlegen — Jeſuitenerlaß — Die Duellfrage — Ehrengerichte — Ihre Gefahren für den Reſerveoffizier

Neben den Verhandlungen über die Wehrvorlage haben die Kämpfe der Parteien untereinander und die Stellung des Herrn Reichskanzlers dazu die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Die Bemühungen des Kanzlers ſind nach wie vor darauf gerichtet, alle bürgerlichen Parteien miteinander auszuſöhnen, um mit ihnen gemeinſam den „Kampf gegen den Umſturz“ aufnehmen zu können, womit die Bekämpfung der Sozialdemokratie gemeint wird. Daß ein ſolcher Kampf notwendig iſt, zeigen erneut Vorgänge wie die Ablehnung der Wehrvorlagen durch die ſozialdemokratiſche Reichstagsfraktion, ebenſo wie das Auftreten des Abgeordneten Dr. Liebknecht im Landtage; das Eintreten für die Aufhebung des Jeſuitenerlaſſes müſſen wir auch hierher rechnen, weil es allein durch den Wunſch gerechtfertigt erſcheint, dem Beſtande des Vaterlandes zu ſchaden. Nur darüber gehen die Anſichten auseinander, wo der Kampf anzuſetzen hätte. Unſere Konſervativen wollen mit Ausnahmegeſetzen und Verſtärkung der Polizeigewalt vorgehen; die Liberalen, denen es auf eine reine Machtpolitik nicht ankommt, erſtreben die Beſeitigung der Urſachen, die ſo viele deutſche Staatsbürger in die Arme der ſozialdemokratiſchen Partei getrieben haben; ſie erhoffen davon auch rückwirkend eine innere Umwandlung dieſer Partei.

Die Sozialdemokraten ſind ſich wohl bewußt, daß ſie den Einfluß auf die Maſſen, insbeſondere auf die unreife Jugend, nur ſolange behalten, als ſie abſolute Oppoſitionspartei bleiben. In den Köpfen der Verſtändigeren unter ihnen hat es längſt gedämmert, daß ein Gebilde wie der preußiſche Staat nicht wie ein Kartenhaus umzublaſen iſt. Dieſer in Jahrhunderten erſtarkte Organismus, der den Siebenjährigen Krieg und das napoleoniſche Unwetter vertragen, der die Vormacht im Deutſchen Bunde und dann im Deutſchen Reiche werden konnte, iſt unzerſtörbar, ſolange er ſich nicht ſelbſt zerſtört. Darauf aber zielen die Führer des Radikalismus innerhalb der Sozialdemokratie hin. Ihr Verhalten hat keinen anderen Zweck, als die Gegner von rechts zu reizen und zu Unvorſichtigkeiten zu veranlaſſen. Darum iſt es doppelt zu bedauern, wenn ihnen dieſe ihre Abſicht gelingt und, in Wechſelwirkung mit dem Treiben der Sozialdemokraten,

die bürgerlichen Kreise und die Regierung von Maßnahmen abgehalten werden, die den sozialdemokratischen Lehren den Boden im Volke entziehen könnten. Solange die Ansichten über die Mittel zur Bekämpfung der Sozialdemokratie noch so weit auseinandergehen, ist naturgemäß auf eine Verständigung zwischen Konservativen und Liberalen nicht zu hoffen.

Was wir selbst als die besten Mittel zur Bekämpfung der Sozialdemokratie anerkennen, ist den Lesern der Grenzboten bekannt aus den vielen Aufsätzen, die während der letzten zwei Jahre in diesen Heften über das Thema veröffentlicht wurden. Die Möglichkeit der Beeinflussung der bereits sozialdemokratisch organisierten Arbeiter müssen wir außer acht lassen! Die in dieser Richtung unternommenen Versuche des Reichsverbandes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie haben eher zur Stärkung der Partei als zu deren Schwächung geführt. Wichtig ist dagegen, der Autorität der sozialdemokratischen Gewerkschaftsorganisation die Autorität des Staates entgegenzusetzen durch eine entsprechende Handhabung der Gesetze: die Masse geht immer dorthin, wo sie neben der Gerechtigkeit auch die größere Macht fühlt. Der Ausgang des letzten Kohlengräberstreiks hat das wieder deutlich bewiesen: ohne Ausnahmegesetze war es möglich, die Arbeitswilligen gegen den Terror der Streikenden zu schützen, lediglich durch energische und schnelle Anwendung der bestehenden Landesgesetze und Vorschriften. Der Staat hat sich als eine gerechte Macht erwiesen! Die Arbeiter, die angesichts solcher Beweise der Lebensfähigkeit der bestehenden Gesellschaftsordnung dennoch hinter Herrn Bebel und Rosa Luxemburg herlaufen, sind für uns verloren. Darum sollte man sich auch nicht um ihre „Seelen" bemühen. Anders aber steht es mit den Kindern dieser Leute. Ihnen hat unsere ganze Aufmerksamkeit zu gehören, da auf ihnen die Zukunft unseres Volkes und unserer Kultur mit beruht. Was in dieser Richtung zu tun ist, haben die Pastoren Claaßen in Hamburg und Ilgenstein in Berlin und noch manch ein geistlicher Herr positiver und liberaler Richtung erkannt, und Claaßen hat es in Heft 1, 1912, eingehend auseinandergesetzt: indem wir die Arbeiterjugend gewinnen, nagen wir an der Macht der sozialdemokratischen Partei, — sie völlig unschädlich für das Staatswesen zu machen, müssen weitere politische und wirtschaftliche Faktoren herangezogen werden. Von beiden ist während der abgelaufenen Woche zwischen Regierung und Parlament gesprochen worden.

Gelegentlich des Etats des Ministers des Innern im preußischen Landtage wurde während der Debatte auch die Wahlrechtsreform in Preußen gestreift. Im Hinblick auf die Möglichkeit der Vertagung des Landtages schon vor Pfingsten hat der Abgeordnete Geheimer Regierungsrat Dr. Friedberg die Frage angeschnitten mit dem Hinweis, daß sie noch einmal im Anschluß an entsprechende nationalliberale Anträge behandelt werden würde. Herr Friedberg hat erneut nachgewiesen, daß die schleunige Aufnahme der Wahlrechtsreform in Preußen eine Lebensfrage für das Reich ist, notwendig nicht so sehr zur Erweiterung der Rechte der Massen auf Kosten der Besitzenden, als zum Schutz von Bildung und Besitz gegen die heranflutenden Massen. Darum will er, und mit ihm die preußische Landtagsfraktion der nationalliberalen Partei, auch von der Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen nichts wissen, das wohl ausschließlich der Masse und damit der Sozialdemokratie und dem Ultramontanismus den Weg in den Landtag

ebnete. Friedberg fordert ein abgestuftes Wahlrecht, das die Bildung genügend berücksichtigt, und zum Schutz der Wähler vor dem Terror der Sozialdemokratie direkte und geheime Stimmabgabe. Bei der Erörterung dieser Frage können wir nicht umhin, erneut auf einen national-wirtschaftlichen Faktor hinzuweisen: auf die Stellung des in Preußen regierenden Großgrundbesitzes in der Siedlungsfrage alias Ostmarkenfrage. Der Kern der Sache ist folgender: dank der Wirtschafts- und Zollgesetzgebung, dank der Energie, die die Feldarbeiterzentrale bei der Beschaffung billiger polnischer Arbeiter entwickelt, dank dem Vordringen der Maschine rentiert sich gegenwärtig auch in der Landwirtschaft am besten der ganz große Betrieb. Die Folge davon ist, daß überall dort, wo mobiles Kapital aufs Land geflossen ist, dieses benutzt wurde zur Ausdehnung der Grenzen großer Güter auf Kosten der kleinen, besonders bäuerlicher Besitzungen. Dem einzelnen Großgrundbesitzer ist natürlich ein Vorwurf daraus nicht zu machen, wenn er seinen Betrieb immer wirtschaftlicher zu gestalten sucht, selbst wenn er dazu seine Nachbarn auskauft. Den nationalen Politiker aber läßt dieser Umstand zu der Erkenntnis kommen, daß eine solche Entwicklung einer erfolgreicheren Lösung der Ostmarkenfrage hindernd im Wege steht.

In unserer Auffassung kann uns auch die Denkschrift des Landwirtschaftsministers über die Ausführung des Ansiedlungsgesetzes, können uns auch die Ausführungen des Freiherrn von Schorlemer in der Budgetkommission nicht erschüttern. Was über die Tätigkeit der Ansiedlungskommission gesagt wird, erweckt den Eindruck, als wolle man die öffentliche Meinung beruhigen und einschläfern. Solange die Ansiedlungskommission nur etwa 6000 Hektar Land kauft bei einem Angebot von mehr als 100000 Hektar, solange die Kommission ihren Betrieb von Monat zu Monat durch Beamtenentlassungen einschränkt, solange muß damit gerechnet werden, daß die Regierung dieses Kulturunternehmen allmählich einschlafen lassen will oder muß. Sachliche Gründe für die Einschränkung bestehen aber nicht, sondern ausschließlich politische, und zwar innerpolitische. Wenn hier und da in der Presse behauptet worden ist, daß die Regierung Rücksichten auf die österreichischen Polen zu nehmen habe, so müssen solche Auffassungen mit der größten Vorsicht aufgenommen werden, denn derlei Nachrichten stehen häufig der Zentrale des Bundes der Landwirte nicht fern.

In Ostpreußen hat das Bauernlegen bereits einen solchen Umfang angenommen, daß es dort gegenwärtig weniger Höfe gibt als vor der Stein-Hardenbergschen Reform, also weniger als vor hundert Jahren! An die Stelle der deutschen Bauern aber sind tausende von polnischen Arbeitern getreten, die nicht nur die Beamten des Gutes zwingen, die polnische Sprache zu beherrschen, sondern auch die Gutsherrschaft selber. (Wir haben sogar seit fünf Jahren in Ostpreußen eine Polenfrage, wie Staatsanwalt Baumgarten in Heft 14 Seite 19 der Grenzboten nachgewiesen hat.) Und trotz diesen augenscheinlichen Gefahren bringt die Regierung wohl ein Gesetz ein, das der Güterzertrümmerung Einhalt tun soll, — nicht aber ein solches gegen das Bauernlegen; im übrigen findet sie sich mit Maßnahmen zur Befestigung des bäuerlichen Besitzes ab. Nun soll selbstverständlich kein Wort gegen die Befestigung des bäuerlichen Besitzes gesprochen werden; sie ist die Voraussetzung für eine spätere gesunde Entwicklung unserer Landbevölkerung. Aber sie genügt nicht, um die Schäden auszugleichen,

die eine ungesunde Ausbreitung des Großgrundbesitzes mit sich bringen muß. Mit rein passivem Verhalten wirtschaftlichen Entwicklungstendenzen gegenüber kommen wir nicht zur Rückeroberung der Ostmark, und das Grundwasser der polnischen Volksvermehrung spült uns in hundert Jahren die deutsche Kultur davon, sofern es nicht gelingen sollte, noch rechtzeitig dem Bauernlegen einen Riegel vorzuschieben.

Damit aber kommen wir wieder auf das preußische Wahlrecht zurück. Denn von der Zusammensetzung des Landtages hängt es ab, ob es jemals gelingen wird, ein Gesetz durchzubringen, das geeignet wäre, die Ausdehnung des Großgrundbesitzes zu regeln. Es ist zwar dem Fürsten Bülow gelungen, im Jahre 1908 das Enteignungsgesetz durchzubringen, es anzuwenden haben weder er noch sein Nachfolger vermocht; und Herrn von Schorlemers Versprechen, es im gegebenen Falle anwenden zu wollen, bedeutet noch nicht, daß der Fall eintreten muß. In der Ostmark kann der nationale Gedanke erst zu seinem Rechte kommen, wenn im preußischen Landtage ein anderer Geist herrscht als heute. Und um diesen Wechsel zu erreichen, bedürfen wir der Wahlrechtsänderung in dem Sinne, wie Friedberg sie skizziert hat.

* * *

Auch im Reichstage haben Erörterungen stattgefunden, deren Inhalt über das Tagesinteresse hinausreicht. Die Interpellation wegen des bayerischen Jesuitenerlasses hat den Herrn Reichskanzler zu einer Erklärung veranlaßt, die ihm die Zustimmung des ganzen Hauses eintrug: er habe beim Bundesrat eine für das ganze Reich gültige Interpretation des Jesuitengesetzes veranlaßt. Man könnte nunmehr über den Anlaß zur Interpellation zur Tagesordnung übergehen, wenn nicht gewisse Anzeichen auf größere Meinungsverschiedenheiten und Kämpfe hindeuteten. Es hat den Anschein, als werde Bayern versuchen, im Bundesrate seine neueste Auffassung des Jesuitengesetzes zur Geltung zu bringen, und als ob das Zentrum die Angelegenheit zu einem Handelsgeschäft ausnutzen wird. Noch scheint der Herr Reichskanzler unerschütterlich. Das geht aus dem augenscheinlichen Widerspruch seiner Ausführungen mit denen des bayerischen Bevollmächtigten, des Herrn von Lerchenfeld, hervor. Ob er und damit die preußischen Bundesratsstimmen aber fest bleiben, muß abgewartet werden.

* * *

Durch einen Zufall, den der Herr Kriegsminister verschuldete, wurde in der abgelaufenen Woche eine Frage stärker ins Licht der Öffentlichkeit gerückt, als die Beteiligten wohl selbst wünschen mochten: die Duellfrage. Der Herr Kriegsminister hat auf eine Beschwerde des Abgeordneten Erzberger hin in seiner ehrlich-schroffen Weise den Standpunkt der Armee in der Duellfrage zum Ausdruck gebracht, wie er ist: ein Mann, der seine Ehre nicht mit der Waffe in der Hand zu verteidigen bereit ist, hat keinen Raum im deutschen Offizierkorps. Der Herr Kriegsminister hat damit nichts gesagt, was nicht jedermann schon längst wußte. Dennoch hat sein Freimut viele, insbesondere die Zentrumskatholiken, verletzt. Herr Spahn hat auch Veranlassung genommen, sehr energisch gegen den Kriegsminister Stellung zu nehmen und ihm die Freundschaft aufzukündigen. Die Drohung, diesem Kriegsminister keine Wehrvorlage bewilligen zu wollen, dürfte freilich nicht aus-

geführt werden, wohl aber wird es zweifellos in der Kommission noch ein Nachspiel geben. Doch nicht von der Zentrumsmacht soll hier die Rede sein, sie ist dank Herrn von Bethmanns Staatskunst bis auf weiteres stabiliert; der Fall, um den es sich im Reichstage handelte, beansprucht als solcher unser Interesse.

Ein Arzt, Oberarzt der Landwehr, weigerte sich, einen Kollegen, der seine Ehre in einem Briefe angegriffen hatte, zu fordern, und zwar „aus Rücksicht auf die göttlichen Gebote, die menschlichen Gesetze, die logische Vernunftlehre und auf seine Familie". Das zuständige militärische Ehrengericht verurteilte den Oberarzt zu schlichtem Abschied, obwohl das Standesgericht der Ärzte sowohl wie danach das ordentliche Gericht seinen Gegner wegen Beleidigung bestraft hatten. Der König hat dann das Urteil des Ehrengerichts aufgehoben, aber den Oberarzt aufgefordert, unverzüglich seinen Abschied aus dem Heere einzureichen.

Der Fall stellt uns erneut vor die Frage einmal, ob Duelle überhaupt berechtigt sind und dann, ob der Wirkungskreis der Militärehrengerichte den ihnen gestellten Aufgaben noch entspricht.

Ich kann mir Fälle denken, in denen die Sühne, die ein Richterspruch bringen könnte, mir nicht genügen würde. Der zum Totschlag Gezwungene setzt sein Leben aufs Spiel und ist bereit, seine Handlung selbst durch den Tod zu büßen. Hierin liegt, solange das Duell nicht, wie z. B. in Frankreich, zum Kinderspiel ausartet, ein ungeheuer wichtiges moralisches Moment. Wogegen ich aber protestiere, das ist, daß mir dritte Menschen sollen vorschreiben können: in dieser bestimmten Kategorie von Fällen mußt du unbedingt zur Waffe greifen, ob dein gesunder Menschenverstand die Notwendigkeit dafür anerkennt oder nicht. Diese Praxis des militärischen Ehrengerichts führt dazu, daß jeder Offizier oder jeder im Offiziersrang stehende Arzt oder Beamter wehrlos der Anrempelung eines jeden Raufboldes ausgesetzt ist, der nichts zu verlieren hat.

Es mag notwendig sein, für den aktiven Offizier den Kreis weiter zu ziehen, in dem er zum Duell schreiten muß, als für andere Sterbliche. Der aktive Offizier nimmt bei uns eine so exponierte gesellschaftliche Stellung ein wie kein anderer Stand. Außerdem verkörpert seine Uniform ein Symbol, das wir uns gerne rein erhalten wollen; er trägt den Rock des Königs; ein Angriff auf den Offizier ist gleichbedeutend mit einer Beleidigung des obersten Kriegsherrn; der einzelne Offizier ist gleichzeitig Träger der Kollektivehre seines Standes, für die er sein Leben einzusetzen bereit sein muß. Jederzeit! Wir wünschen daran nichts zu ändern. Denn das schöne Band der Kameradschaft, das unser Offizierkorps umschließt, ist wohl wert, daß der einzelne dafür sein Leben wage. Die Notwendigkeit für den Offizier, zur Waffe zu greifen, ist anerkanntermaßen auch größer, weil die Strafen, die für persönliche Beleidigungen durch das Gesetz vorgeschrieben werden, bei weitem nicht als ausreichende Sühne anzuerkennen sind.

Wesentlich anders liegen aber die Dinge, wo es sich um Reserveoffiziere und ausgeschiedene Offiziere handelt. Die ehrengerichtlichen Bestimmungen, die dem aktiven Offizier einen gewissen Schutz gewähren, stellen sich für den Reserveoffizier als eine Quelle zahlreicher Unannehmlichkeiten, ja Gefahren heraus. Die Urteile der Ehrengerichte für Reserveoffiziere fallen meist strenger aus als die für die aktiven Offiziere; was aber die Hauptsache ist: sie haben Dinge zu berücksichtigen, die mit der Zugehörigkeit zum Offizierstande nichts zu tun haben.

Die Praxis verschiedener Ehrengerichte hat dazu geführt, daß die Abhängigkeit von ihnen für Persönlichkeiten, die im öffentlichen oder privaten gewerblichen Leben stehen, geradezu eine Ursache von Erpressungen ist oder wenigstens Pressionen der übelsten Art zur Folge hat. Es wäre sehr lehrreich und nicht ohne Bedeutung für die Beurteilung der einschlägigen Gesetzgebungen, wollte das Kriegsministerium eine Umfrage darüber veranstalten, in welcher Weise die Denunziationen von Gewerbetreibenden, die Reserveoffiziere sind, wegen angeblicher in Ausübung ihres Gewerbes begangener Gemeinheiten zugenommen haben. Es sei erinnert an politische Ausnutzung der Zugehörigkeit zum Offizierkorps. Es sind mir eine ganze Reihe von Fällen bekannt, wo Kaufleute, die ihrem Konkurrenten schaden wollten, sich nicht gescheut haben, diesen Konkurrenten alle Unannehmlichkeiten eines ehrengerichtlichen Verfahrens auszusetzen, und ich weiß von dem Direktor eines internationalen Syndikats, daß er neben seiner aufreibenden wirtschaftlichen Betätigung noch durch fast fünf Jahre hindurch sich vor dem Ehrengericht zu bereinigen hatte, weil ihn ein wirtschaftlicher Gegner entsprechend denunziert hatte. Das Ehrengericht wird aber auch ausgenutzt, um Firmen zur Preisgabe von Geschäftsgeheimnissen zu zwingen. So schwebt augenblicklich ein Fall, in dem die ordentlichen Gerichte gewisse Beweiserhebungen als unerheblich für die Sache zurückwiesen. Würden diese unerheblichen Beweise erhoben werden, so müßte einer der Prozeßbeteiligten Auskünfte über schwebende Verhandlungen geben, die es der gleichfalls am Prozeß beteiligten Konkurrenz ermöglichten, die betreffende Firma vollständig lahmzulegen. Der Prozeß, so darf man sagen, ist eigentlich nur angestrengt worden, um dies zu erreichen. Um dennoch zu ihrem Ziele zu kommen, haben die Kläger eines der Mitglieder der Konkurrenz, das Reserveoffizier ist, mit einem ehrengerichtlichen Verfahren beglückt, und der Mann, dem als Staatsbürger gewisse Aussagen erspart sind, kann nun durch das Ehrengericht gezwungen werden, die der Konkurrenz interessanten Aussagen zu machen, weil sie notwendig sind, um ihn als Offizier vollständig makellos erscheinen zu lassen.

Die Andeutungen zeigen, daß die Bestimmungen des Ehrengerichts, wie sie heute sind, nicht nur eine Gefahr darstellen für die persönliche Sicherheit des Staatsbürgers, sondern sich auch zu einer Gefahr für die ruhige Entwicklung des Konkurrenzkampfes im gewerblichen Leben auswachsen können. Die Bestimmungen des Ehrengerichts stellen in ihrem weiten Wirkungskreise zweifellos einen Durchbruch der ordentlichen Gerichtsbarkeit dar, und das so geschaffene Loch wird immer von gewiegten und rücksichtslosen Menschen dazu genutzt werden, um alle vom Gesetzgeber geschaffenen Rechtssicherungen illusorisch zu machen.

Soweit die allgemein bedeutsamen Gründe, die zur Revision der Bestimmungen über den Ehrenrat zwingen! Ganz besonders werden von ihnen aber die ehemaligen Offiziere betroffen. Ich empfehle meinen Lesern den Artikel wieder aufzusuchen, den Major Freiherr von Buttlar über die Offiziersehrengerichte in Heft 40 der Grenzboten von 1911 geschrieben hat. Dieser Edelmann und Offizier erkennt darin rückhaltlos an, daß den Offizieren a. D. ihr Fortkommen erheblich erschwert wird, und er stellt fest, daß eine ganze Reihe von Offizieren, die gern des Königs Rock getragen haben und die begeistert für ihren König und für das Vaterland ihr Leben in die Schanze warfen, mit Rücksicht auf ihr Fortkommen eher auf die Zu-

gehörigkeit zur Armee verzichten, als sich den Unannehmlichkeiten auszusetzen, die stets durch die Verbindung mit dem Ehrenrat drohen.

Es kann an dieser Stelle nicht in eine gründliche sachliche Auseinandersetzung der ganzen damit zusammenhängenden Fragen eingetreten werden. Aber wer die Verhältnisse bei der Armee, insbesondere bei den Offizieren, kennt, und wer auch sonst einen offenen Blick für den Kampf ums Dasein bewahrt hat, der wird zugeben, daß hier ein Schaden liegt, der ausgebrannt werden muß, auch im Interesse der Armee selbst. Ein Gericht, daß verhältnismäßig leicht mißbraucht werden kann, verliert an Autorität. Dies fällt auf die Armee zurück. G. Cl.

Die Heeresvorlage

Begründung — Armeeinspektion — Offizierkaders — Vergleich mit Frankreich und Österreich-Ungarn — Kavalleriedivisionen — Strategische Beurteilung der neuen Heeresgliederung — Erhöhung der Präsenzstärke — Rage de nombre — Etatserhöhungen — Fehlen eines Mantelgesetzes vorteilhaft — Maschinengewehre — Scheinwerferzüge — Fliegertruppen

Der Reichstag hat die Wehrvorlagen in viertägiger Redeschlacht einer allgemeinen Erörterung unterzogen und sie sodann der Budgetkommission überwiesen. Vieles was in der Generaldebatte nur gestreift oder angedeutet werden konnte, wird dort den Gegenstand eingehenderer Unterhaltung bilden. Zunächst über die Gründe der Einbringung der Vorlagen, obgleich es nicht schwer hält, sie auch ohne Einblick in die Akten der beteiligten Ämter zu erkennen. Der Abgeordnete Bassermann hat sie zutreffend mit den Worten charakterisiert: der Ausgangspunkt für die Verstärkung der Flotte und des Heeres liegt in den Marokkowirren. Auch Herr Erzberger begann seine Rede mit diesem Hinweis und meinte, der Kern der Vorlagen scheine zu sein, daß Deutschland — das „Revanche für Agadir" zu nehmen nicht nötig hat, weil es ja dort nicht unterlegen ist — den seinem Aufblühen neidisch oder feindselig gegenüberstehenden Mächten den Beweis liefern wolle, wie irrig die Annahme eines Erschöpfungszustandes des Reiches in bezug auf seine militärischen und finanziellen Leistungen sei. Die Friedensliebe des deutschen Volkes und seiner Staatsleitung ist sowohl vom Regierungstisch wie aus dem Hause mehrfach betont worden; zugleich aber hat sich, natürlich mit Ausnahme der Sozialdemokraten, eine einhellige Anerkennung der Notwendigkeit der Wahrung sofortiger Kriegsbereitschaft ergeben, ohne die, wie sich Müller-Meiningen ausdrückte, unser gewaltiges Instrument zu Wasser und zu Lande nur ein Messer ohne Klinge ist.

An den Kosten gemessen, verteilen sich die Anforderungen mit einem Drittel auf die Marine, mit zwei Dritteln auf das Heer. Dieses Verhältnis spiegelt ungefähr die Bedeutung wieder, die beiden Teile unserer Wehrmacht für die Sicherung des Reiches zukommt. Aber auch nach ihrer inneren Wertung ist die Heeresvorlage weitaus die bedeutungsvollere. Denn sie schließt Lücken in der Friedensorganisation, die sich bisher recht unangenehm bei der Kriegsvorsorge geltend gemacht haben. Lückenlos bleibt der Aufbau des Heeres zwar auch jetzt noch nicht. Aber immerhin bedeutet die gegenwärtige Vorlage einen erheblichen Fortschritt, eine namhafte Stärkung.

Durch die Errichtung einer siebenten Armeeinspektion wird der Mißstand vermieden, im Kriegsfalle einen kommandierenden General gerade in der wichtigsten Stunde von seinem Korps entfernen zu müssen; zugleich bietet die Schaffung dieser neuen Stelle die Möglichkeit, einen bewährten und für große strategische Aufgaben als befähigt erachteten Truppenführer noch auf längere Frist dem Heeresdienste erhalten und trotzdem in der Neubesetzung der Korps den bisher als zweckmäßig erkannten Grundsätzen folgen zu können. Auch die Schaffung von zwei neuen Korps dient in erster Linie der Verbesserung der Kriegsbereitschaft. Je weniger Neuschöpfungen zum Mobilmachungstermin hinausgeschoben werden, je mehr Stäbe und Kaders schon in Friedenszeiten organisatorisch vorbereitet sind, desto leichter und reibungsloser vollzieht sich der Übergang vom Friedens- zum Kriegszustand. Dieser einfachen Erwägung danken die angeforderten Stellen weiterer Stabsoffiziere und Hauptleute bei den Stäben der Infanterie- und Feldartillerieregimenter ihre Entstehung, wie ja auch die bereits bestehenden Oberstleutnants- und Hauptmannsstellen bei jenen Stäben die Bestimmung haben, im Kriegsfalle zur Besetzung der Regiments- und Bataillonskommandeurposten bei den Reserveformationen der Infanterie, der Munitionskolonnen- und Reserveformationsführer bei der Feldartillerie zu dienen. Nicht mit Unrecht hat man darauf hingewiesen, wie intensiv Frankreich durch seine Kadergesetze diesem Gedanken Rechnung trägt. Auch unser Bundesgenosse Österreich-Ungarn hat in dieser Beziehung einen Vorsprung voraus. Dort ist sogar jedem Korpskommando ein Feldmarschalleutnant oder älterer Generalmajor zugeteilt, der im Frieden ohne Kommando, im Mobilmachungsfall sofort bereit ist, an die Spitze eines neuformierten größeren Truppenverbandes zu treten oder eine der zahlreichen wichtigen höheren Kommandostellen auf den rückwärtigen Linien der Armee zu besetzen. Die Infanterieregimenter haben alle mindestens die doppelte Anzahl Stabsoffiziere, als durch die Führung von Bataillonen bedingt ist, und außerdem befinden sich Hauptleute bei den Stäben der Infanterie- und Jägerbataillone. Das ist ein sehr wertvoller Behelf für den Übergang zur Kriegseinteilung und wegen der schwachen Friedensstämme der Österreicher besonders wichtig, weil auf diese Weise zahlreiche künftige Führer an die Spitze der minimal aus aktiven Mannschaften bestehenden Verbände treten können.

Zu der Frage der Kaderoffizierstellen sei übrigens erwähnt — was bei der Beurteilung ihrer weiteren Einführung bei uns vielleicht nicht ganz unbeachtet bleiben sollte —, daß sich in Frankreich neuerdings Stimmen erheben, die dem dortigen umfangreichen, besonders von Messimy propagierten Kadersystem den Vorwurf machen, es würden dadurch zu viele Offiziere ohne eigentliche militärische Tätigkeit gelassen. Daß unsere Oberstleutnants bei den Infanterieregimentern ihre Stellung nicht gerade als eine befriedigende und beruflich erfreuliche ansehen, ist bekannt. Die Hauptleute beim Stabe sind insofern besser daran, als sie nach mehr als zehnjähriger, oftmals sogar zwölfjähriger Kompagniechefzeit froh sind, endlich mal eine Abwechslung in ihrer Tätigkeit zu finden. Bei dieser Gelegenheit sei der Erwägung anheimgegeben, ob man nicht mittels der Hauptleute beim Stabe eine Erleichterung für die Kompagniechefs schaffen könnte, indem man nach 3—4 Jahren eine mindestens einjährige Entlastung von dieser Tätigkeit durch Einspringen eines Stabshauptmanns herbeiführt. Denn Kommandos lassen sich

eben unmöglich für alle Hauptleute ermöglichen. Eine zehn- oder zwölfjährige ununterbrochene Kompagniechefzeit aber wird bei den heutigen hochgesteigerten Anforderungen auch der stärksten Nerven Herr.

Zu den nicht erfüllten Wünschen militärischer Fachkreise zählen die Kavalleriedivisionen sowie die diesen zuzuteilenden Pionier- und Radfahrerabteilungen. Zum mindesten die vier Kavallerieinspektionen als volle Kommandobehörden auszugestalten dürfte doch sehr erwägenswert sein. Diese Verbände müssen schon in einem nach Stunden zu berechnenden Zeitraum nach Ausspruch des Mobilmachungsbefehls aktionsbereit sein. Wenn aber der künftige Divisionsstab im Frieden gar keinen Generalstabsoffizier, die Division keinerlei organisierte technische Truppe besitzt, dann haftet dem Ganzen doch ein recht bedenklicher Grad von Improvisation an, und das könnte ohne erhebliche Mehrkosten leicht vermieden werden. Improvisationen im Kriegsfall sollten bei den Truppen der ersten Linie überhaupt nicht mehr stattfinden müssen, denn diese haben in den ersten Tagen des Krieges die großen Entscheidungskämpfe an der Grenze zu schlagen, von deren Erfolg unter Umständen alles abhängt. Schon aus politischen Gründen, mit Rücksicht auf Bundesgenossen und Neutrale, wird in jener ersten wichtigsten Periode eines künftigen Krieges jede Partei die äußersten Anstrengungen machen, den Sieg an ihre Fahnen zu fesseln. Darum müssen wir den dort zur Verwendung bestimmten Truppen ein ganz besonderes Augenmerk zuwenden.

Strategisch wird die neue Heeresgliederung sehr günstig wirken. An der Ost- und Westgrenze stehen künftig je fünf Armeekorps, je eins deckt die Küste und die Grenze gegen Holland. Von diesen zwölf Korps sind einzelne mit überzähligen Infanteriebrigaden ausgestattet; ihnen wird wohl auch die geplante Etatserhöhung in erster Linie zufließen, durch die gleichzeitig eine stärkere Ausnützung unseres großen Menschenreservoirs stattfindet. Zu der auch im Reichstag wieder geforderten „rücksichtslosen Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht" hat die Militärverwaltung nicht die Hand geboten. Die Präsenzstärke des Heeres erhöht sich nur um 29000 Mann, wovon etwa zwei Fünftel auf Neubildungen, drei Fünftel auf Etatserhöhungen bei schon vorhandenen Einheiten entfallen. Frankreich nimmt allerdings einen weit größeren Prozentsatz seiner Bevölkerung für die Wehrleistung in Anspruch als Deutschland. Das geschieht aber nur aus dem Grunde, weil dort die starke Bevölkerungszunahme fehlt, die bei uns Jahr für Jahr die Zahl der Wehrpflichtigen erhöht. Eine stärkere Ausnutzung dieses Reservoirs könnte aus volkswirtschaftlichen Erwägungen befürwortet werden. Denn es liegt zweifellos eine ungleichmäßige Verteilung der Lasten vor, wenn ältere Jahrgänge im Kriegsfalle als Reservisten und Landwehrleute ins Feld ziehen müssen, während junge Wehrpflichtige trotz völliger Tauglichkeit zunächst in der Heimat verbleiben. Dabei ist aber „zunächst" zu betonen. Denn diese Pflichtigen müssen bei einer Mobilmachung sämtlich einrücken und werden militärischer Ausbildung unterworfen, um zur Bildung von Heereskörpern und Truppenverbänden zweiter Linie Verwendung zu finden. Wird der Krieg durch die großen Massenentscheidungen im Grenzgebiet noch nicht beendet, dann treten jene Ersatzkräfte in Tätigkeit und es wird ein völliger Ausgleich für alle Jahrgänge getroffen. Im Frieden könnte man einen solchen vielleicht durch eine Erhöhung der Anforderungen an die geistige und körperliche Tauglichkeit schaffen. Namentlich wäre es auch vom militärischen

Standpunkt zu wünschen, wenn geistig zurückgebliebene und ethisch minderwertige Leute nicht eingestellt würden. Denn beide Kategorien bilden eine große Erschwernis der Ausbildung; für die Erziehung ist bei ihnen ebenfalls in den meisten Fällen nicht viel zu wollen.

Vom militärischen Standpunkt kann gegen die rage de nombre nicht ernstlich genug Front gemacht werden. Es genügt nicht, die Wehrpflichtigen einzureihen. Die Hauptsache ist ihre Ausbildung. Entweder müßte man die jetzigen Verbände aus Stämmen zu Vollkörpern machen, oder es wären neue Truppenteile zu bilden. Der erstere Modus böte den Vorteil, im Frieden dauernd mit kriegsstarken Verbänden arbeiten zu können. Das wäre sehr schön, ohne Vermehrung der Dienstgrade aber undurchführbar. Und die zweite Möglichkeit beruht gleichfalls auf der Voraussetzung vermehrten Ausbildungspersonals. Als solches kommen aber vorwiegend nur untere Grade in Betracht. Nun ist im Reichstag mehrfach darauf hingewiesen worden, wie bedenklich die jetzt drohende, teilweise schon vorhandene Überalterung des Offizierkorps ist. Sie trifft vor allem die Grade vom Leutnant bis zum Major. Und sie macht sich bei denen am stärksten geltend, die am meisten mit der Ausbildung und Erziehung des Mannes befaßt sind: den ständig im Frontdienst stehenden Offizieren. Für sie ist jetzt schon die Aussicht, den Regimentskommandeur zu erreichen, äußerst beschränkt. Je mehr untere Stellen geschaffen werden, desto mehr steigert sich dieses Übel. Es besteht bei allen Waffen, am stärksten natürlich bei der Infanterie, weil hier das Verhältnis der unteren zu den oberen Stellen am ungünstigsten ist. Etatserhöhungen erfordern einen wesentlich geringeren Kostenaufwand als Neuformationen. Denn bei ersteren kommt nur das Friedensbudget in Frage. Bei den letzteren aber enthält dieses auch bereits einen Teil des Kriegsbudgets, nämlich den Aufwand für die Kriegsvorsorge in sachlicher Beziehung. Überdies bedingen sie auch die Schaffung höherer Kommandobehörden, vermehrte Bauten und Übungsplätze usw., steigern also auch das Friedensbudget mehr als bloße Etatserhöhungen. Solche werden künftig wohl nicht ausbleiben. Denn um die Maschinengewehrkompagnien zu gewinnen, entzieht man auch diesmal den einzelnen Kompagnien Kräfte. Sie im Laufe der Zeit wieder zu ersetzen, ist im Interesse der Ausbildung geboten.

Das gilt nicht nur vom Mannschaftsetat, sondern auch vom **Pferdeetat**. Die Feldartillerie ist in ihren Hoffnungen auf vermehrte Bespannung enttäuscht worden. Nur bei 111 Batterien (Preußen 84, Bayern 18, Sachsen 6, Württemberg 3) findet eine Etatserhöhung an Mannschaften und Pferden statt. Der Mangel an Bespannung macht sich bei der Friedensausbildung sehr störend fühlbar, zumal jetzt auch Beobachtungswagen eingeführt sind. Frankreich ist uns in dieser Beziehung voraus und es läßt sich in Wehrangelegenheiten nicht vermeiden, das Maß der eigenen Leistung auch nach jener des voraussichtlichen oder möglichen Kriegsgegners zu bestimmen. Die deutsche Feldartillerie zählt mehr Geschütze als Frankreich (nach Veltzé 4968: ca. 3300) und in der Kriegsformation auch mehr Batterien (nach Veltzé 828:823); im Frieden allerdings besitzt die französische Feldartillerie weit mehr Untereinheiten (nach Veltzé ist das Verhältnis von Deutschland zu Frankreich nach dem bisherigen Stande 583:704), letztere einschließlich 21 Rimailho-Batterien (155 Millimeter Haubitze Rimailho). Nicht nur die Bespannung, sondern auch die Munitionsausrüstung ist in Frankreich

günstiger als bei uns gestaltet. Die französischen Geschütze können eine größere Schußzahl abgeben als die deutschen. Hier liegt also, wie auch in den noch nicht auf drei Bataillonen ergänzten Infanterieregimentern und in den am Kriegsfollstande fehlenden Pionierbataillonen des Friedensetats bereits der Keim zu künftigen Wehrforderungen. Daß solche unvermeidlich sind, ist auch im Reichstage ausgesprochen worden. Die Regierung hat sich auf das nach sachlichem Ermessen Notwendigste beschränkt und das Nützliche einstweilen der Zukunft überlassen. Nach dem bisherigen Gange der Verhandlungen ist wohl anzunehmen, daß die militärischen Vorlagen ziemlich unverändert zur Annahme gelangen werden. Fraglich ist dies bezüglich der Deckungsvorlage, und deshalb kann es nur als richtig bezeichnet werden, daß die jetzt getrennt vorliegenden Vorschläge nicht mit einem Mantelgesetz zu gemeinsamem Schicksal verbunden wurden. Die Deckungsfrage ist auch militärpolitisch von großer Bedeutung. Aber an erster Stelle steht die Erwägung, ob die organisatorischen Änderungen und Vermehrungen derart wichtig sind, daß ihnen im Interesse der Wehrhaftigkeit des Reiches zugestimmt werden muß. Bejaht der Reichstag die Bedürfnisfrage, so müssen eben die Mittel zur Befriedigung der konstatierten Bedürfnisse sichergestellt werden. Auf welchem Wege, das ist eine finanzpolitische Frage, die vorwiegend parteitaktisch gelöst werden muß. Auch wenn man dem Kriegsminister von Heeringen nicht bei seiner Auffassung folgt, es handle sich in dieser Vorlage um eine Lebensfrage der Armee, so muß doch aus dem Wesen und der Zwecksetzung

Höchste Auszeichnungen. Gegründet 1824.

C. PRÄCHTEL

HOFMÖBELFABRIK

BERLIN SW. 19, Krausen-Strasse 31-32

Wohnungs-Einrichtungen
Atelier für Innendekoration

Fernsprecher: Amt Zentrum, 1035, 2619.

des Heeres der dringende Wunsch gefolgert werden, Wehrfragen nicht von Parteikonstellationen abhängig gemacht zu sehen.

Wie schon in der Presse, so auch im Reichstage hat sich gegen die rein technischen Vergrößerungen kein beachtenswerter Widerspruch vernehmen lassen. Die Ausstattung sämtlicher Infanterieregimenter mit Maschinengewehren ist für Deutschland unerläßlich, nachdem die Nachbarn allenthalben diesen Schritt bereits getan haben. Ein neues Element tritt mit den Scheinwerferzügen in die Führung des Feldkrieges. Bei der Marine und in der Festungsverteidigung sind Scheinwerfer schon lange eingeführt. Nun hat sich im russisch-japanischen Kriege 1904/05 eine starke Neigung gezeigt, den Schwierigkeiten des Angriffes durch Benutzung der nächtlichen Dunkelheit zu begegnen. Jede Wehr erzeugt Gegenwehr. So haben die auch bei uns in den letzten Jahren immer mehr gepflegten nächtlichen Unternehmungen — nebenbei sei auf die dadurch für die Truppen erwachsende große Mehrbeanspruchung an Kraftaufwand und Zeit hingewiesen — das Bedürfnis gezeitigt, den Verteidiger gegen die im Dunkeln nahende Gefahr zu schützen. Bei jedem Armeekorps ist ein den Pionieren zugewiesener Scheinwerferzug beantragt.

Die Verkehrstruppen haben in den Fliegerformationen eine neue, durch die starke Entwicklung des Flugwesens bedingte selbständige Organisation erhalten. Frankreich schien uns auf diesem Gebiete zu überflügeln. Neuerdings hat sich aber gezeigt, daß die deutsche Flugzeugindustrie der französischen durchaus ebenbürtig ist. Was die Lenkluftschiffe betrifft, so ist der deutsche Vorsprung in bezug auf Leistungsfähigkeit unbestritten. Namentlich bietet das mit großem Verständnis angelegte Netz von Luftschiffstationen große Vorteile für die militärische Verwertung der neuen „Waffe". Hauptmann Dr. Fritz Roeder in Berlin-Friedenau

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung in Wilmersdorf. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Einbanddecken für die Grenzboten

Ausgabe A: Halbfranz. Dunkelgrüner Lederrücken und Ecken, gekörnter Bezug, Schrift in Goldpressung. M. 1.75.

Ausgabe B: Leinen. Dunkelgrünes Rohleinen, Pressung in Schwarz mit Gold. M. 1.—.

Ein Prospekt mit Abbildungen der beiden Ausgaben nebst Bestellschein lag der Nummer 9 vom 1. März bei.

Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 35a

Verlag der Grenzboten, G. m. b. H.

Unſer Luftreich — Unſere Zukunft!

Mit einer Broſchüre dieſes Titels trat kürzlich ein ehemaliger langjähriger Luftſchifferoffizier, Hauptmann a. D. Hans-Waldemar von Herwarth, in die Öffentlichkeit. Die Bedeutung dieſer Abhandlung geht zweifellos weit über den Rahmen der über Luftfahrt faſt alltäglich erſcheinenden Broſchüren hinaus. So konnte nur ein Eingeweihter ſchreiben, ein Eingeweihter, dem bei vielſeitigen internationalen Beziehungen reichliche und gründliche, theoretiſche und praktiſche Schulung im Geſamtgebiet des Luftfahrtweſens und in ſeinen Berührungsgebieten zuteil geworden iſt. Wenn der Verfaſſer das Ergebnis dieſer mehr als zwölfjährigen Erfahrung weiteren Kreiſen in leicht verſtändlicher Form und mit der Würze von Ernſt, Satyre und Humor zugänglich macht, wenn er einen durchgeiſtigten Unterhaltungsſtoff in ſolchen Dingen ſieht, die ſonſt nur mit trockener Sachlichkeit abgehandelt zu werden pflegen, ſo müſſen ihm in erſter Linie alle diejenigen Kreiſe Dank wiſſen, denen die Pflege deutſchen Luftfahrtweſens berufsmäßig zufällt; ferner aber auch alle diejenigen, die in dem neuen Gebiete das „Verkehrsmittel der Zukunft“ ahnen und die es nicht unter dem einſeitigen Geſichtspunkte einer „Waffe“, ſondern unter dem Geſichtswinkel eines Kulturfaktors, und zwar eines die beſtehenden internationalen Gegenſätze verſöhnenden Kulturfaktors, behandelt wiſſen wollen. Kurz geſagt: das Buch enthält alſo nicht nur die erforderlichen lehrreichen Grundlagen für Luftfahrt, ſondern auch eine Fülle von Gedanken, an denen Zivil- und Militärbehörden, Fachleute und Laien, Finanzleute und arme Erfinder, Juriſten und Organiſatoren, Lehrer und Erzieher nicht gut vorübergehen können.

Der Verfaſſer ſtellt feſt, daß wir mit dem deutſchen Luftfahrtweſen teilweiſe techniſch, jedenfalls aber organiſatoriſch im Rückſtande ſind und befürchtet von

der werbenden Kraft der mit einem Kostenaufwande von 36 Millionen kürzlich ins Werk gesetzten Neuorganisationen des französischen Luftfahrtwesens, worüber er gründliche Kenntnisse an den Tag legt, schwierige politische Konstellationen, deren Deutschland nur mit einer ebenso großzügigen und opfermütigen staatlichen Organisation Herr werden kann. Höchst bemerkenswert ist aber, daß im Gegensatz zu Frankreich das Heil in erster Linie nicht von einer militärischen Organisation erwartet wird — die natürlich auch unumgänglich erforderlich ist —, sondern in der Reichsorganisation des gesamten Luftfahrtwesens und aller verwandten Gebiete. Die Darlegungen gipfeln daher in dem Nachweise der Notwendigkeit eines „Reichsluftamtes" unter Bereitstellung der erforderlichen einmaligen Mittel in Höhe der Kosten eines Panzerschiffes (35 bis 40 Millionen). Der Verfasser glaubt, wie er es auch anderweitig ausgesprochen hat, daß die laufenden Ausgaben dann eine halbe bis eine Million nicht zu übersteigen brauchen!

Wir sollen das Gebiet unter gänzlich neuen Gesichtspunkten betrachten und entwickeln; von dieser hohen Warte aus setzt eine so freimütige, sachliche und trotz mancher Schärfe vornehme Kritik des Bestehenden und Vergangenen ein, wie sie sich nur ein völlig unabhängiger Mann erlauben kann. Die ehrenvollen Verdienste der obersten Stelle der Heeresverwaltung werden mit warmem Soldatenherzen gewürdigt, was aber den Verfasser nicht hindert, den Finger nachdrücklich in eine Wunde zu legen, aus der sich nach seiner Ansicht manche großzügige Bestrebung der letzten sechs Jahre so verblutet hat, daß der große Anlauf, den das deutsche Luftfahrtwesen einstmals nahm, in Stillstand und relativen Rückschritt abgeartet ist. Hier spricht in Form und Inhalt der glühende Patriot, der das Weiterbestehen einer kranken Stelle im Staatskörper durch eine rechtzeitige, schmerzlose „Operation in voller Öffentlichkeit" verhüten will. Nicht Eigendünkel, nicht Mäkelsucht, sondern die Erkenntnis schwerer Schäden trieben den Verfasser zwangvoll dazu, zum Besten des Vaterlandes für eine Neuorganisation des Luftfahrtwesens einzutreten und die verkannten Schäden rückhaltlos aufzudecken, weil ihm hierzu besser Gelegenheit gegeben ist als anderen, deren Brot durch freie Sprache zweifellos gefährdet wäre.

Einige der vom Verfasser geübten Kritiken, die uns besonders wichtig erscheinen, sollen hier eingehender behandelt werden, besonders da wir wissen, daß die dargelegten Auffassungen vielfach in weitesten Kreisen der unterrichteten Luftfahrer geteilt werden. Es handelt sich zunächst um das Verlangen des Verfassers, die besonderen Militärkonstruktionen einzustellen. Unsere Industrie ist zweifellos auf dem richtigen Wege und technisch leistungsfähig genug; durch die Konkurrenz des Militärs wird aber die Privatindustrie aufs schwerste geschädigt. Das französische Militär-Luftfahrtgesetz vom 21. März 1912 hat in Würdigung dieser Tatsache, die niemand abzuleugnen vermag, Militärkonstruktionen ausdrücklich verboten. Die Praxis hat gezeigt, daß sich in Deutschland die besonderen Militärkonstruktionen neben „Parseval" und „Zeppelin" nicht zu halten vermochten, und neben den neuen Produkten der Flugzeugindustrie sind auch die

aus einer ersten Not geborenen Flugapparate rein militärischer Konstruktion verschwunden. Kaum hat man das eingesehen, so taucht auch schon die Nachricht auf, daß man auf der Werft des Luftschifferbataillons II schon wieder den neuen Typ eines Lenkballons entwerfe. Jeder weiß, wie teuer das Militär baut, und jetzt wird unser gutes Geld wieder gewissermaßen hinausgeworfen. Warum macht man sich die Erfahrungen nicht zunutze, welche die Artillerie im Geschützbau unter schweren Opfern gemacht hat?

Hauptmann von Herwarth hält es ferner für besser, wenn das gesamte militärische Luftfahrtwesen dem bisherigen Wirkungsbereich der Generalinspektion des Militärverkehrswesens entzogen würde. Die dafür angeführte Begründung leuchtet allerdings sehr ein. In zwölf Jahren ihres Bestehens hat, wie er mitteilt, diese Behörde nicht einen Sachverständigen für Luftfahrt in ihrem Stabe gehabt, sondern das Gebiet durch Offiziere einer anderen Spezialtruppe bearbeiten lassen, die auf ihrem Sondergebiet Hervorragendes geleistet haben, nicht aber in der Luftfahrt. Nicht einmal eines der Führerexamen für Luftfahrzeuge haben diese Offiziere gemacht; deshalb erscheint es ihm wohl erst recht als ein bedenklicher Umstand, daß auch der Inspekteur der 1911 neugeschaffenen Stelle für Luft- und Kraftfahrwesen keinerlei praktische Vorbildung als Luftfahrer erhalten hat. Die Beteiligung an Luftfahrten als Passagier kann niemals die Erfahrungen des praktischen Dienstes ersetzen. Aus diesem allen würde man unter gewöhnlichen Umständen die Schlußfolgerung ziehen, daß eben bei der Generalinspektion des Militärverkehrswesens ein Sachverständiger für Luftfahrt einzusetzen, und die Stelle des Inspekteurs für Luftfahrtwesen einem erfahrenen, bei der Luftschiffertruppe bewährten Offizier zu übertragen sei, zumal es an solchen organisatorisch auch schon bewährten Männern nicht fehlt, und diese Männer auch ihrem Range nach für die Stelle geeignet wären.

Der Verfasser kritisiert ferner noch, daß man in letzter Zeit ein System eingeführt hat, daß darauf hinausläuft, nach Möglichkeit nur Offiziere der Spezialtruppen zu Luftfahrern heranzubilden. Das französische Militär-Luftfahrtgesetz vom 21. März bestimmt ausdrücklich, daß die Luftfahrt kein Reservatgebiet für Techniker bilden dürfe. Es hebt eindringlich und mustergültig hervor, daß für den Dienst im Luftfahrtwesen in erster Linie Offiziere aller Waffen mit Generalstabseigenschaften tätig sein müssen; nur in den Reparaturwerkstätten müßten naturgemäß die Techniker überwiegen. Es ist eine eigentümliche Duplizität der Fälle, daß der Verfasser, der während seiner Dienstzeit Gelegenheit hatte, sich bei den verschiedenen höchsten Behörden umzusehen, auf ähnliche Gesichtspunkte hinaus will. Auch ihm schwebt der mustergültige Gedanke einer nur „technischen" Zentralisation und sonstigen Dezentralisation vor.

Der Verfasser glaubt aus seiner Erfahrung mitteilen zu sollen, daß in technischen Truppen die Intendanturen am leichtesten verknöchern und bei ihrer ausschließlichen Bureautätigkeit mit den Fortschritten des Luftfahrtwesen nicht recht gleichen Schritt halten können. Er hat ferner die unzweifelhaft richtige Bemerkung

gemacht, daß Kavalleristen und Artilleristen die besten Beobachtungsoffiziere abgeben, und daß es besonders der kavalleristischen Erziehung eigen ist, stets das große Ganze im Auge zu behalten. Deshalb soll das Gesamtgebiet des militärischen Luftfahrtwesens in intime Berührung mit der Kavallerie gebracht und den Kavallerie-Inspektionen unterstellt werden, um so mehr, als sich der technische Dienst der Kavallerie ständig vermehrt.

Ein mit solchem Freimut geäußerter, radikaler Abänderungsvorschlag läßt die Vermutung zu, daß der Verfasser noch tiefer liegende Gründe für seine Vorschläge hat, die sich für die breitere Öffentlichkeit aus leicht verständlichen Gründen nicht eignen. Aber es muß doch zunächst die Frage aufgeworfen werden, ob denn die Kavallerie sich dieser verantwortungsschweren Aufgabe unterziehen will. Wenn wir den kühnen, freudigen und unternehmungslustigen Reitergeist in Betracht ziehen, so wird man annehmen dürfen, daß die Kavallerie die dargebotene Hand gern ergreift. Aber auch unsere Feldartillerie erfreut sich des gleichen Geistes, und deshalb müßte bei dem vom Verfasser vorgeschlagenen, radikalen Vorgehen erwogen werden, ob nicht die in der Schlacht stabilere Artillerie, deren Aufstellung für das Gerippe der fechtenden Truppen maßgebend ist, für die Mühewaltung und Wartung des Militär-Luftfahrtwesens noch geeigneter ist. Das französische Luftfahrtgesetz kommt zu einem noch großzügigeren Standpunkt, indem es sagt: Luftfahrtwesen gleich Generalstabsdienst!

Niemand wird also dem Verfasser bestreiten können, daß er mit seinen Vorschlägen einem gesunden und bedeutungsschweren Zug der Zeit gefolgt ist — mag man auch sonst in Einzelfragen anderer Ansicht sein.

Weiterhin ist das Buch durch die Gedanken über Funkentelegraphie, Wetterdienst und Orientierungsvorschläge für Luftfahrt höchst bemerkenswert. Diese Erörterungen sind auch für Laien leicht verständlich und enthalten gesunde Kernpunkte von erheblicher Tragweite.

Die Spezialfragen sind in folgende Unterkapitel gegliedert: Jugenderziehung, Freiballon, Luftschiffe, Hallen, Gas, Flugzeuge, Flugplätze und Flugfelder, Photographie und Photogrammetrie, Orientierung, Funkentelegraphie, Wissenschaftliches. In allen diesen Einzelfragen ist der neueste Stand der Technik berücksichtigt. An dieser Stelle sei namentlich auf das in Deutschland lange vernachlässigte Gebiet der Photographie und Photogrammetrie hingewiesen. Die Amerikaner benutzten die Photographie bereits mit Erfolg im Sezessionskriege. Die Franzosen haben mit der ihnen eigenen Rührigkeit in technischen Dingen auf den Vorschlägen des Obersten Laussedat weitergebaut und daraus namentlich für die Vermessung und Kartenherstellung in den Kolonien wertvolle und kostenersparende Resultate erzielt. Die Engländer haben im Burenkriege aus dem Fesselballon Photographien angefertigt, die sie ihren Meldereitern als Marschroute mitgaben und als Ersatz für Karten verwandten. Bei uns ist diese Sache lange Zeit stiefmütterlich behandelt worden; sie verlangt gewiß vermehrte Aufmerksamkeit und Beachtung seitens der maßgebenden Behörden.

So kurz die unter der Überschrift: „Koloniales“ und „Reichstag“ angeführten Kapitel sind, so sind sie doch inhaltsschwer und weisen der Arbeitsfreudigkeit große und wichtige Bahnen. Sehr erwünscht wäre es, daß das Statistische Amt die gegebenen Anregungen aufgreift. Die vom Verfasser angeführten Zahlen beweisen unwiderleglich, daß wir uns in einer Zeit befinden, wo man den früher als Utopie verschrienen Luftverkehr als eine vorhandene Tatsache ansehen muß. Mit Recht glaubt also der Verfasser, daß der Zeitpunkt für sämtliche Behörden gekommen ist, sich mit dem gesamten Luftfahrtwesen eingehend zu befassen. Mit Recht fürchtet der Verfasser, daß Unterlassungssünden in dieser Beziehung eine Gefahr, eine schwere Gefahr für unser deutsches Vaterland heraufbeschwören würden, aus der uns auch die größte Nationalspende für Luftfahrt nicht erretten kann. Aber dazu kann die Nationalspende maßgebend dienen, den Sinn und Geist der erdumspannenden Luftfahrt in die weitesten Kreise zu tragen. Wirkliche Abhilfe des gegenwärtigen Notstandes kann nur der Staat durch eine Organisation schaffen, die den Zug der Genialität an sich tragen muß.

Der Reinertrag des Buches ist der Wissenschaftlichen Kommission des Deutschen Luftfahrerverbandes (noch vor Anregung der Nationalspende) zur Verfügung gestellt worden, weil der Verfasser glaubt, daß die wissenschaftlichen Unterlagen des Luftfahrtwesens einer namhaften Förderung bedürfen, wenn wir auf diesem Gebiete den Franzosen ebenbürtig werden und im internationalen Luftverkehr nicht die zweite Geige spielen wollen.

Was in den drei einleitenden Kapiteln in phantastisch-poetischer Form gesagt wird, findet in dem Kapitel über Rechtsfragen sein auf realem Boden ruhendes Gegengewicht. Hier wird dem freien Luftverkehr, sowie einem gemeinsamen Luftrecht der Einzelstaaten und einem Luftvölkerrecht ein offenes Wort gewidmet.

Wenn aus dem Vorstehenden gefolgert werden könnte, daß der bedeutsame Inhalt des Buches nur für Erwachsene geeignet sei, so muß hier ausdrücklich betont werden, daß das von warmer Begeisterung durchsetzte Buch und die flotte Schreibart ihren Eindruck auf die reifere Jugend nicht verfehlen werden. Und darin geben wir dem Verfasser uneingeschränkt recht: „Wer die Jugend erzieht, wer sie frei macht von dem Bleigewicht unzeitgemäßer Anschauungen, dem gehört die Zukunft!“

* * *

Schleiermacher in politiſcher Verfolgung

Von Profeſſor D. Johannes Wendland-Baſel

Unter den Männern, denen wir die nationale Wiedergeburt Preußens vor hundert Jahren verdanken, ſteht Friedrich Schleiermacher in vorderſter Reihe. Er war aufgewachſen in Bewunderung Friedrichs des Großen, in deſſen Heer ſein Vater Feldprediger geweſen war. Dann hatte er ſich ebenſo wie Kant, Schiller, Fichte und Hegel für die franzöſiſche Revolution begeiſtert. Als Preußen 1806 zuſammenbrach, ſuchte Schleiermacher von höherer Warte aus das übermächtige Schickſal zu deuten: vieles Veraltete und Faule habe vernichtet werden müſſen. Aber nun ſei die Zeit gekommen, in der Volk und König ſich zuſammenſchließen müſſen. Jeder müſſe bereit ſein, Opfer zu bringen für das Vaterland. Die Kanzel der Dreifaltigkeitskirche in Berlin wurde die Stätte, von der aus ſeine gewaltige Wirkſamkeit ausging. Ohne Fichtes „Reden an die deutſche Nation", E. M. Arndts „Kriegs- und Wehrlieder" und Schleiermachers „Predigten" wären die Freiheitskriege ſchwerlich gewonnen worden. Er rüttelte die feigen, egoiſtiſchen Gemüter durch ſein Wort und Beiſpiel auf.

Trotzdem hat Schleiermacher nach den Freiheitskriegen jahrelang als politiſch verdächtig gegolten. Derſelbe Mann, der 1806 ſein Vaterland Preußen nicht verlaſſen wollte, obwohl ihm eine ehrenvolle Wirkſamkeit in Bremen winkte, wäre faſt gewaltſam aus Preußen ausgeſtoßen worden. Der verknöcherte, engherzige Geiſt der Staatsleiter ertrug nach den Freiheitskriegen nicht mehr den weiten, freien Geiſt eines Scharnhorſt, Stein, Schleiermacher. 1813 predigte Schleiermacher: Eine große Zeit iſt gekommen, die alten Zeichen erneuen ſich wieder, denn Blinde ſehen, Lahme gehen, Tote ſtehen auf! Indeſſen ſo groß die Zeit begonnen hatte, ſo klein endete ſie durch die Schuld einer Regierung, die die Zeichen der Zeit nicht verſtand und nicht verſtehen wollte.*)

Schleiermacher wäre am liebſten mit in das Feld gezogen. Er half mit, daß die Freiwilligen möglichſt ſchnell zu den angewieſenen Punkten geſandt wurden und erntete hierfür den beſonderen Dank Scharnhorſts. Als er im

*) Eine Reihe der im Folgenden benutzten Aktenſtücke ſind zum erſtenmal veröffentlicht von Max Lenz in ſeiner „Geſchichte der Univerſität Berlin" 1910. Anderes war ſchon bekannt auf Grund des Briefwechſels: „Aus Schleiermachers Leben. In Briefen." 1858 bis 1862.

Felde nicht verwendet wurde, übernahm er im Juni 1813 die Redaktion des Preußischen Correspondenten, den bis dahin Niebuhr geleitet hatte, um auf diese Weise auf die Gesinnung seiner Mitbürger zu wirken. Diese Zeitung war von der Patriotenpartei begründet worden und Scharnhorst hatte seine Freude darüber ausgesprochen. Während die gewöhnlichen Zeitungen nur kritiklos Nachrichten verbreiten und das Publikum unterhalten wollten, sollte der Preußische Correspondent eine Zeitung im neuen großen Stil sein. Er sollte das politische Urteil der Leser bilden helfen. Es war für jene Zeit etwas ganz Neues, daß Privatmänner in diesem Sinne wirkten. Es gab noch keine politischen Publizisten, denn noch herrschte die Theorie vom beschränkten Untertanenverstand. Der gute Bürger sollte schweigen und gehorchen und der überlegenen Weisheit der Regierung vertrauen, was diese auch beschließen mochte. In unglaublich engherziger und kleinlicher Weise wurde die Zensur gehandhabt. Am 6. Juli 1813 erließ die Berliner Zensurbehörde an die drei in Berlin erscheinenden politischen Zeitungen, die Spenersche, die Vossische Zeitung und an den Preußischen Correspondenten, ein Zirkular, in dem folgende Sätze standen:

Es „dürfen in keinerlei Formen Aufsätze und Äußerungen aufgenommen werden, die offen oder versteckt eine revolutionäre Tendenz haben, oder einen Tadel bestehender Einrichtungen, Verfügungen und Maßregeln direkt oder indirekt enthalten. Festes Anschließen an die geheiligte Person unseres allverehrten Monarchen, unbedingtes Vertrauen in die Weisheit und Zweckmäßigkeit der von ihm nach den jedesmaligen Umständen gut befundenen Beschlüssen und Vorschriften, sorgfältige Enthaltung von allem lauten Tadel der Maßregeln der Regierung, bescheidene Versagung alles öffentlichen Urteils, wodurch ihrem Ermessen und ihrer Übersicht unschicklich vorgegriffen wird — hierin besteht jetzt die erste und heiligste Pflicht des wahren Patrioten; in diesem Sinne zu wirken durch Wort, Schrift und Tat ist allein des guten Staatsbürgers würdig". Eine selbständige, charaktervolle Leitung einer Zeitung ist natürlich unmöglich, wenn die Zensur eine derartige Haltung vorschreibt.

Hegel hatte 1807 in diesem Sinne die Bamberger politische Zeitung redigiert. „Der Neugierde des Publikums ihr Futter zu liefern" war sein einziges Bestreben gewesen. Von dem ethischen Beruf eines Redakteurs hatte er kein Bewußtsein. Schleiermacher dachte ganz anders, daher kam er bald in Schwierigkeiten mit der Zensur. — Am 14. Juli 1813 erschien ein Artikel Schleiermachers, in dem er die Befürchtung aussprach, der soeben verlängerte Waffenstillstand könnte zu einem voreiligen Friedensschluß führen. Ein solcher Friede würde uns, führte Schleiermacher aus, noch nicht das Verlorene wiedergeben. Es sei zu fürchten, daß ängstliche Gemüter, die zuerst einen guten Anlauf genommen, von frühzeitiger Friedenssehnsucht übermannt, in ihren Anstrengungen erschlafften. Ebenso wie Schleiermacher dachten die meisten Patrioten. Man sollte meinen, eine solche Meinungsäußerung in einer politischen Zeitung sei auch für jene Zeiten ganz unverfänglich gewesen. Aber allerdings,

mit den Grundsätzen, die die Zensurbehörde ausgesprochen hatte, stimmte sie nicht überein. Denn Schleiermacher vertrat eine bestimmte Meinung, sogar in dem Falle, daß sie nicht die Billigung der Regierung finden sollte, und er suchte Anhänger für seine Gedanken zu gewinnen. Der nach unseren Begriffen recht maßvolle Artikel Schleiermachers hatte denn auch glücklich die Zensur des Geheimen Legationsrats von Schultz passiert. Aber der ängstliche Staatskanzler Hardenberg verfügte daraufhin, die Zensur sei diesem abzunehmen und dem Polizeipräsidenten Lecoq zu übertragen. Der Verfasser des Artikels aber sollte aus dem Manuskript ermittelt werden. Hardenberg schrieb an den Geheimen Staatsrat von Schuckmann: „Ich trage Ihnen auf, demselben seiner Dienste Entlassung anzukündigen und ihm anzudeuten, binnen achtundvierzig Stunden Berlin zu verlassen und sich über Schwedisch-Pommern ins Ausland zu begeben, mache Sie auch verantwortlich dafür, daß der Befehl pünktlich zur Ausführung gebracht werde." Schleiermacher ahnte nicht, welche Gefahr über seinem Haupte schwebte, als er als Redakteur des Correspondenten von Schuckmann vorgeladen wurde. Er bekannte sich gleich als Verfasser des Artikels und mußte sich einen derben Verweis gefallen lassen, in dem Worte wie „Hochverrat" fielen. Im Wiederholungsfalle wurde ihm Absetzung angedroht. Daß Hardenberg diese eigentlich schon verfügt hatte, hat er niemals erfahren. Er wußte dem Gespräch mit Schuckmann eine solche Wendung zu geben, daß dieser ihm wiederholt versicherte, er halte ihn für einen aufrichtigen, das Vaterland liebenden Mann. Und schließlich sprachen beide darüber, wie weit eigentlich bei Zeitungen die Preßfreiheit gehen sollte.

Schleiermacher kam der Verweis abgeschmackt und lächerlich vor. Er äußerte von jetzt an nur um so freimütiger und ungenierter seine Meinung. Aber um so unbarmherziger strich Lecoq, dem alle Artikel im Manuskript vorgelegt werden mußten, alles durch, was im etwaigen Gegensatz zu der offiziell gewünschten Meinung stehen konnte. Zensor und Redakteur führten einen beständigen Kleinkrieg miteinander. Als Lecoq die Sache zu arg wurde, schrieb er am 25. September an Schleiermacher in verweisendem Ton: keine andere Zeitung habe so viel Anlaß zu Streichungen gegeben und gegen die Vorschriften der Zensurbehörde verstoßen. Schleiermachers Antwort bewies den Meister der Dialektik: Es tue ihm leid, dem Zensor oder vielmehr dessen Unterbeamten Mühe gemacht zu haben. Aber wenn diese doch einmal sich der Arbeit unterziehen müßten, die Zeitungsartikel zu lesen, so sei die Mühe des Streichens keine so sehr große. Auch fasse er das Verhältnis von Redakteur und Zensor wie ein Handelsgeschäft auf, bei dem der eine vorschlage und dann sich etwas abdingen lasse. Die den Redaktionen am 6. Juli mitgeteilten Vorschriften seien Vorschriften für den Zensor, nicht für die Redakteure. Nur mit Befremden habe er einen Ton der Drohung in dem Schreiben herausgehört. Die Zensurbehörde aber habe nicht das Recht, Verweise zu erteilen und Drohungen zu erlassen. Lecoq flüchtete sich wieder zu Hardenberg und rief dessen Schutz „gegen ungeziemende An-

maßungen und Beleidigungen des Professors Schleiermacher" an. Und er drang durch. Hardenberg wußte drei Tage nach der ruhmreichen Schlacht bei Leipzig nichts Besseres zu tun, als noch aus Leipzig, also vom Schlachtfelde aus an Schleiermacher zu schreiben: „Sehr tadelnswert und unpassend ist dahingegen der Ton, den Ew. Hochehrwürden in dem oben bereits erwähnten Schreiben annehmen. Sie scheinen darin ganz zu vergessen, daß Sie dem Staatsrat Lecoq Achtung schuldig sind, und daß es Ihnen in keiner Hinsicht gebührt, sich seinen Verfügungen zu widersetzen." So sehr war der weite und freie Geist eines Stein und Scharnhorst bereits 1813 aus der Regierung verschwunden, daß so kleinliche Erlasse möglich waren. Der Preußische Correspondent aber, der die erste im großen Stil gedachte politische Zeitung sein sollte, unterlag unter den steten Mißhandlungen der Zensur im Jahre 1814.

Kaum war der Freiheitskrieg beendet, so erschien — noch im Jahre 1815 — eine kleine sechzehn Seiten lange Broschüre des Juristen Schmalz, des ersten Rektors der Universität Berlin. Er stellte es darin als eine große Gefahr für den Staat hin, daß politische Geheimbünde existierten. Diese seien so gefährlich wie die Jakobiner in der französischen Revolution. Gemeint waren Vereine wie der „Tugendbund", die in den Jahren 1808 und 1809 eine allgemeine Volkserhebung gegen die immer drückender werdende Fremdherrschaft der Franzosen zu entfachen versucht hatten, um die zögernde Regierung schon damals zum Kriege fortzureißen. Schleiermacher hatte wie viele Patrioten solchen Vereinigungen nahe gestanden. Er fühlte sich persönlich angegriffen und antwortete in einer Schrift „An Herrn Geheimrat Schmalz. Auch eine Rezension." Er hielt diesem vor: es sei schändlich, nach dem ruhmreichen Kriege Argwohn zwischen den König und das Volk zu säen und zu rufen: „Das Vaterland ist in Gefahr!", wenn keine Gefahr da sei. Es beständen allerdings noch heute solche Vereine wie 1808, aber ohne Statuten: der Verein aller Gutgesinnten, die auch jetzt noch, wenn es not tut, hervortreten werden. Auch andere Männer, wie Niebuhr, zerzausten das Pamphlet von Schmalz. Dieser blieb in der öffentlichen Meinung seitdem gerichtet; seine Rolle war ausgespielt. „Schmalzgesellen" nannte man seitdem die Reaktionäre. Aber sein Ruf fand bei mehreren deutschen Regierungen nur zu gutes Gehör. Schmalz erhielt einen württembergischen Orden, dann einen russischen, zwei andere Regierungen folgten. Der Streit drohte durch neue Schriften immer weitere Ausdehnung zu gewinnen. Da wurde ein weiterer Schriftenwechsel vom Könige verboten. Aber zum Ordensfeste am 18. Januar 1816 erhielt Schmalz den Roten Adlerorden samt der Einladung zur königlichen Tafel. Schleiermacher wurde gefragt, was er zu dieser Ordensverleihung sage. Er wußte, daß seine satirischen Worte bald herumgetragen wurden und den erreichten, dem sie galten. So antwortete er: „Nun ja, wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler."

Doch dies waren erst die Vorboten eines ernsteren Streites, der nun entbrennen sollte. Die Freiheitskriege waren von einer bis dahin noch nicht

dageweſenen Volkserhebung getragen geweſen. Die ſelbſtverſtändliche Folge des ruhmreichen Krieges wäre es geweſen, wenn das Volk, das für des Vaterlandes Beſtand Gut und Blut geopfert hatte, nun auch in einer ſtändiſchen Verfaſſung an der Beratung über Wohl und Wehe des Staats Anteil bekommen hätte. So war die Meinung von Stein, E. M. Arndt, Schleiermacher und vielen anderen. Auch hatte der König bereits ſein Wort gegeben, daß eine ſtändiſche Volksvertretung durchgeführt werden ſollte. Aber die nun bei allen Regierungen einſetzende Angſt vor der Revolution und dem Jakobinertum ließ es nicht zur Durchführung des königlichen Verſprechens kommen. Alle Begeiſterung für ein freies, ſtarkes geeinigtes Deutſchland erſchien als ſtaatsgefährlich, als Verſuch, die überlebte Verfaſſung des Deutſchen Bundes umzuſtürzen. Beſonders wurde die Deutſche Burſchenſchaft verdächtigt, in der die nationale Begeiſterung oft überſchäumte. Dem religiöſen Leben wurden die ſchwerſten Wunden geſchlagen, da die religiöſe Begeiſterung mit der nationalen ſeit den Freiheitskriegen eng verbunden war. Die Kirche wurde in jenen Jahren zum Bunde mit der Reaktion gezwungen und entfremdete ſich für Jahrzehnte die beſten freiheitlich geſinnten Männer. Vergebens erhob Schleiermacher ſeine warnende Stimme. Er ſelbſt wurde politiſch verdächtigt.

Bei der harmloſen ſtudentiſchen Feier des Reformationsfeſtes am 18. Oktober 1817 wurden auf der Wartburg ſymboliſch die Titel der Bücher von Schmalz und anderen Reaktionären in jugendlicher Nachahmung der Tat Luthers verbrannt. Dies wurde faſt als revolutionäres Unternehmen angeſehen. Tatſächlich ſchien es, als ob die Demagogenangſt imſtande ſei, wirkliche Revolutionäre zu erzeugen. Ein fanatiſcher Student Karl Ludwig Sand ermordete den als Führer der Reaktion verſchrienen Dichter Kotzebue am 23. März 1814 in Mannheim. Jetzt galt es den deutſchen Regierungen als erwieſen: in den Burſchenſchaften beſteht ein Geheimbund, der nichts anderes als den Umſturz der Verfaſſung, eine Art franzöſiſcher Revolution erreichen will. Eine beſondere Unterſuchungskommiſſion wurde in Mainz eingeſetzt, um die Mitglieder dieſer Verſchwörung zu ermitteln. Nicht bloß Studenten und Gymnaſiaſten, ſondern auch Profeſſoren wurden unſchuldig verdächtigt. In Berlin fiel Schleiermachers Freund und Kollege De Wette als erſtes Opfer. Sein tröſtender Brief an die ihm bekannte Mutter von Sand wurde ſo ausgelegt, als habe er den Meuchelmord als eine Gott wohlgefällige Tat geprieſen. Er wurde durch Kabinettsorder vom 30. September 1819 ſeiner Profeſſur entſetzt. Schleiermacher ſollte nach dem Willen Schuckmanns das nächſte Opfer ſein. Das ihm zur Laſt gelegte Verbrechen war, daß er als Dekan der theologiſchen Fakultät beim Abſchied De Wettes ein Dankſchreiben verfaßt hatte, das die Verdienſte des ſcheidenden Kollegen in gebührender Weiſe feierte und das Bedauern der Kollegen wie der Studenten über den erzwungenen Abſchied ausſprach. Nun hatten zwar die theologiſchen Kollegen Neander und Marheineke den Brief gleichfalls unterſchrieben. Aber deren Geſinnung galt als unverdächtig. Bei Schleiermacher

jedoch kamen neue Verdachtsmomente hinzu. Er hatte an seinen Schwager Arndt einige Briefe geschickt, die beschlagnahmt wurden, als bei dem gleichfalls wegen seiner patriotischen Schriften („Zeichen der Zeit", Teil 4) verdächtigen Arndt in Bonn Haussuchung gehalten wurde. Schleiermacher hatte am 27. Januar 1819 an Arndt über seine eigene politische Untersuchung vom Jahre 1813 geschrieben: „Es gibt wohl keine ärgere Erbärmlichkeit für einen König, als solche Schnippchen in der Tasche zu schlagen, und darum kann man sie ihm ja wohl gönnen." Dann erzählt Schleiermacher weiter vom letzten Krönungsfest am 18. Januar: „Der gute Mann (der König) hat sich wieder vor einigen Tagen sehr prostituiert. Da hat am Krönungsfest der Eylert ein erbärmliches Geschwätze in der Domkirche von der Kanzel gemacht über den schrecklichen Zeitgeist, wie alle Kräfte über die Ufer getreten wären, wie überall Freiheit und Gleichheit gefordert würde, aller Respekt vor den höheren Ständen geschwunden wäre. Da ist der gute Mann hernach auf der Cour herumgegangen und hat ausgerufen: ‚Schöne Rede gehört, sehr zweckmäßig, kann sich mancher ins Gewissen greifen!' — Doch was soll man über den albernen Schnack noch ein Wort verlieren!" — In einem Brief vom 14. März 1818 schrieb Schleiermacher über die wichtigste Frage, die Einführung einer konstitutionellen Verfassung, an Arndt: „Seine (des Königs) Persönlichkeit wird immer ein ungeheures Hindernis sein, die allgemeine Angelegenheit vorwärts zu bringen, nie wird sich der Mann in ein frei öffentliches Wesen finden lernen, und wie ihm schon die Universität hier zu viel ist, wie sollte er je eine frei redende Versammlung in seiner Nähe dulden! Ich glaube, muß es endlich einmal so weit kommen, so begibt er sich während der Sitzungen an einen seiner Lieblingsörter, Paris oder Petersburg." Diese nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Briefe bildeten das schwerste Anklagematerial. „Verbrecherische Äußerungen und Trotz gegen des Königs geheiligte Majestät" formulierte Schuckmann seine Anklage.

Ferner sprach gegen Schleiermacher, daß er gern an studentischen Festlichkeiten teilnahm. Nun war ein in fideler Laune geschriebener Brief eines Studenten beschlagnahmt, in dem dieser ein am 2. Mai 1819 in Pichelsberg gefeiertes Fest der Burschenschaft beschreibt. Hundertfünfundsiebzig Flaschen Rheinwein seien dabei ausgetrunken. Die allgemeine Fröhlichkeit habe auch die anwesenden Professoren ergriffen. „Lieber Bruder Schleiermacher," sagte Hermes, „du bist ein zu herrlicher Kerl; laß uns Schmollis saufen!" Die Studenten aber dachten: Wie wirst du und wir mit dir morgen um 6 Uhr in die Vorlesung finden! „Du liesest morgen nicht!" riefen manche Doktoren und Studenten aus. Aus diesem launigen Brief schmiedete die Untersuchungskommission neues Anklagematerial. „Der unanständige und sittenverderbliche Verkehr hiesiger Universitätslehrer mit den Studenten auf öffentlichen Trinkgelagen" dürfe nicht geduldet werden.

Ein Brief Schleiermachers vom Dezember 1806 hatte von der Notwendigkeit einer allgemeinen Volkserhebung gesprochen. Da kein Datum auf dem Brief

stand, deutete man ihn so, als ob Schleiermacher in der Gegenwart eine allgemeine Volkserhebung wünsche, damit eine konstitutionelle Verfassung eingeführt werde.

Um weiteres Anklagematerial zu gewinnen, wurden zwei Polizisten zur Überwachung der Predigten Schleiermachers in die Dreifaltigkeitskirche geschickt. Sie sollten berichten, so oft Schleiermacher die Kanzel zu politischen Zwecken mißbrauche. Ein Bericht der beiden Polizeikommissare Grano und Eckert über eine Predigt Schleiermachers vom 14. November 1819 ist im Geheimen Staatsarchiv aufbewahrt geblieben. Sie teilen mit, Schleiermacher habe gepredigt über die Befreiung aller geistigen Kräfte, die wir der Lehre Jesu verdanken. Er habe gesagt: Das Rechte müsse doch siegen, und es werde das Gute nur durch die Prüfung wie durchs Feuer geläutert. Das schien eine offenbare Anspielung auf die gegenwärtigen politischen Verhältnisse. Weiter heißt es im Polizeibericht: Mehrere Studenten in burschenschaftlicher Tracht nahmen an der Abendmahlsfeier in der Kirche teil und beteten andächtig kniend. Männer wie Schuckmann, Kamptz, Lecoq, Wittgenstein mochten bei diesem Bericht den Verdacht haben: Konnten diese Studenten nicht durch die heilige Feier zu neuen Umsturzversuchen eingeweiht werden, wenn Sands Meuchelmord als eine Gott wohlgefällige Tat von einem Freunde Schleiermachers gepriesen sei!

Kurz, die Ministerialkommission berichtete am 16. März 1820: „Wer so redet, so schreibt und so handelt wie der Professor Schleiermacher nach allem diesem geschrieben, geredet und sich betragen hat, sollte nicht länger als Seelsorger, Prediger und akademischer Lehrer der Religion und Moral geduldet werden." Aber eine einfache Entlassung sei doch nicht ratsam. Um ihn unschädlich zu machen, solle er nach Greifswald abgeschoben werden. Ein Mitglied der Kommission schlug Königsberg vor. Das schien noch weiter und Schleiermacher dort noch ungefährlicher zu sein. So wurde Greifswald durchgestrichen und Königsberg an die Stelle gesetzt. Aber wie bei vielen Verfolgungen jener Tage blieben diese Berichte zunächst bei den Akten. Doch wurde daraus manches bekannt. Die Stadt Berlin sprach bereits davon: Schleiermacher soll abgesetzt werden. Zunächst blieb noch alles ruhig. Schleiermacher wurde nur verboten, seine Vorlesung über „Politik" nochmals zu halten. Nach zwei Jahren nahm sich Schuckmann aufs neue der Sache an. Sechs Anklagen trug er gegen Schleiermacher zusammen: 1. Teilnahme an den politischen Umtrieben überhaupt. 2. Teilnahme an den Verbindungen und Umtrieben auf den Universitäten. 3. Billigung und Beförderung des Turn- und übrigen unangemessenen Geistes unter der Jugend. 4. Mißbrauch der Kanzel zur Beförderung politischer Ansichten und Zwecke. 5. Mißbrauch des akademischen Lehramts zu eben diesem Zwecke. 6. Verbrecherische Äußerungen und Trotz gegen Seine Majestät den König. Sein Bericht an den Minister von Altenstein vom 5. Juni 1822 schloß mit den Worten: „Alles dies belegt nun zwar keine Handlungen, durch welche der p. Schleiermacher überführt wurde, daß er selbst eine Empörung oder

Revolution unmittelbar habe erregen wollen; es beweist aber seine Grundsätze, nach welchen er eine Revolution für notwendig und erlaubt hält. Es beweiset seine Gesinnungen, denen es an aller pflichtmäßigen Treue und Ehrfurcht gegen Seine Majestät den König fehlt. Da nun die Bestimmung, zu der er von Seiner Majestät dem Könige berufen worden, Bildung der Jugend für die Staatszwecke ist, und da es hierbei nicht auf seine Meinungen und Gefühle ankommen kann, sondern auf die Gesetze, unter denen er berufen worden und Seiner Majestät dem Könige Treue und Gehorsam geschworen hat, so folgt hieraus, daß ihm dieser Beruf nicht weiter anvertraut werden kann, sondern er desselben zu entsetzen ist."

Auf eine sehr eigentümliche Weise trat der Kultusminister Altenstein, der im Grunde die reaktionäre Strömung mißbilligte, für Schleiermacher ein. Er lavierte auch hier wie sonst. Er schrieb Schuckmann, er sei im ganzen mit ihm einverstanden, nur bedürfe die Sache noch weiterer Klärung und Untersuchung. Für Schleiermacher hatte dies zunächst die Folge, daß ein Gesuch um Urlaub zu einer sechswöchentlichen Reise nach Tirol ihm vom Ministerium „aus erheblichen Gründen" abgeschlagen wurde. Sofort beschwerte er sich beim Könige direkt über diesen Bescheid. Daraufhin erhielt er am 6. September einen vierwöchentlichen Urlaub bewilligt. Endlich im Januar 1823 wurde er über alle Anklagepunkte vor dem Polizeipräsidium verhört. Betreffs der brieflichen Äußerungen über den König gab Schleiermacher zu Protokoll, daß Briefe stets ein Produkt der gegenseitigen Beziehungen seien, die zwischen Briefschreiber und Empfänger bestehen. Sobald daher Briefstellen, die nur aus diesen Beziehungen heraus zu erklären sind, in die weitere Öffentlichkeit dringen, gewinnen sie einen ganz anderen Sinn. Er bedauert die Ausdrücke, die er gewählt; sie seien das Produkt einer Augenblicksstimmung, ohne viel Überlegung an seinen vertrauten Freund hingeworfen. Noch mehr aber bedauert er, daß sie solchen zu Gesichte gekommen seien, für die sie nicht bestimmt waren. Auch gegen die übrigen Anschuldigungen wußte Schleiermacher sich zu verteidigen. An Geistesgegenwart und Verstandesschärfe fehlte es ihm nie, am wenigsten in Augenblicken der Gefahr.

Auf diese Verteidigung hin forderte Altenstein Schuckmann auf, die Anklage gegen Schleiermacher gründlich umzuarbeiten und besser zu motivieren. „Alles was zur Entschuldigung des Schleiermacher dienen kann, ist beinahe ganz mit Stillschweigen übergangen." Zweimal mußte Schuckmann sich der mühevollen Arbeit unterziehen. So kam schließlich ein Antrag voller Anklagen und Restriktionen zustande, von dem Altenstein wußte, daß er weder von der Mehrheit des Ministeriums noch vom Könige gebilligt werden könne. Der Antrag schloß: „So ist doch sein ganzes Benehmen nicht entschieden genug, um seine gänzliche Sinnesänderung zu verbürgen und frühere üble Eindrücke ganz zu verlöschen. Und wir können nicht annehmen, daß dadurch alles, was ihm zur Last liegt, ausgetilgt, und daß bei einem Manne von seinen ausgezeichneten Talenten und

von seiner Gewandtheit das, was er jetzt äußert und treibt, wirklich das Werk geänderter Gesinnungen und eigener Überzeugung sei, so daß mithin auf ihn unter veränderten Umständen und Verhältnissen mit voller Sicherheit gerechnet werden könnte. Ew. Königlichen Majestät unterwerfen wir hiernach ehrfurchtvollest, ob Allerhöchstdieselben den D. Schleiermacher ohne weiteres vorhergehendes Verfahren seines Amtes als Geistlicher der Dreifaltigkeitskirche und als Professor der hiesigen Universität zu entlassen geruhen wollen." Dieser Antrag enthielt doch auch für das damalige Ministerium allzu starke Zumutungen. Schuckmann war von Altenstein über ein Jahr lang an der Nase herumgeführt worden. Preußen aber blieb die Schmach erspart, seinen größten Theologen ausgestoßen zu haben.

Schleiermacher wußte wohl, was gegen ihn geplant war. Er ließ sich so wenig einschüchtern, daß er in dem Agendenstreit mit der Feder gegen den König selbst auftrat. Dieser hielt in redlichem Eifer für die Kirche Uniformität der Liturgie für die wichtigste kirchliche Reform. Schleiermacher vertrat die liturgische Freiheit und hielt die Einführung einer Synodalverfassung für das wichtigste Erfordernis der Gegenwart. Ohne eine solche Verfassung könne man überhaupt nicht über eine neue Liturgie beraten. Nach einem längeren Schriftenwechsel schloß endlich Schleiermacher 1829 in diesem Streit den Frieden, als die Agende verbessert und ihm persönlich liturgische Freiheit zugesichert war.

Eine besondere Genugtuung für ihn war es, als er, der bis dahin ganz übergangen worden war, am 18. Januar 1831 den Roten Adlerorden dritter Klasse erhielt. In seinem Dankschreiben an den König konnte er nicht unterlassen zu sagen, „daß die Gesinnungen der ehrfurchtsvollsten Treue und Hingebung gegen Ew. Majestät und der reinsten Liebe gegen das teure Vaterland durch nichts Erfreuliches oder Ehrenvolles, das mir persönlich widerfährt, erhöht werden können." Der Beweis des königlichen Wohlwollens aber rühre ihn auf das Innigste, denn er leuchtet „wie ein freundlicher Stern in mein herannahendes Alter, der manches Trübe und Dunkle in der Vergangenheit mit einem milden Glanz überdeckt."

Schleiermacher ließ sich durch alle bösen Erfahrungen nicht in eine verbitterte Stimmung hineintreiben. Er blieb patriotisch und königstreu, aber auch ebenso freiheitlich gesinnt. Darum konnte er nicht, wie das „Junge Deutschland", der Pariser Juli-Revolution zujubeln. Vor allem wünschte er keine Übertragung der revolutionären Bewegung nach Deutschland. Wäre man 1817 dem Rate Schleiermachers und vieler Patrioten gefolgt, so hätte eine Volksvertretung die Wünsche der Massen vorbringen können, und die Revolution von 1848 wäre uns erspart geblieben. So aber erzeugte die bleiche Revolutionsangst durch ihre Abwehrmaßregeln gegen die gar nicht drohende Revolution innerhalb dreier Jahrzehnte die Gewalttaten des Jahres 1848.

Wirtschaftliche Rüstung

Von Landrat a. D. von Gottberg-Potsdam

Daß es neben der militärischen Rüstung eine finanzielle Rüstung gibt, ist dem allgemeinen Verständnis seit langem durch Herrn Reichsbankpräsidenten Havenstein nahegebracht worden. Von anderer hochverdienter Seite, dem Grafen Schwerin-Löwitz, wurde neuerdings das Wort „wirtschaftliche Rüstung" geprägt, und zwar in dem Sinne des Feldmarschalls Moltke: „In dem Augenblick, wo für den Kriegsfall die deutsche Landwirtschaft nicht mehr in der Lage wäre, Heer und Flotte unabhängig vom Auslande zu ernähren, in dem Augenblick hätten wir jeden Feldzug schon verloren, bevor noch der erste Kanonenschuß gefallen wäre."

Es handelt sich also für uns um Unabhängigkeit vom Auslande. Aber nicht um Unabhängigkeit der einzelnen Privatwirtschaft. Es kann von vornherein allen Gegnern zugegeben werden, daß auf dem Gebiete des privaten Geschäftslebens ein paritätisches Verhältnis (do ut des) herrscht, und daß durch den Bezug einer Ware kein Käufer in ein Abhängigkeitsverhältnis zum Verkäufer tritt. Vielmehr handelt es sich hier um volkswirtschaftliche Abhängigkeiten, wie sie z. B. hinsichtlich des deutschen Kalis und des amerikanischen Petroleums niemand bestreiten wird, und die das diplomatische und gesetzgeberische Verhalten der Staaten schon im Frieden wesentlich beeinflussen können. Andrerseits wollen wir hier nicht beweisen, daß auf äußeren Glanz eines Staates plötzlich ein Zusammenbruch folgen kann, weil dieser Glanz schon lange vom wirtschaftlich unterjochten Auslande zehrte und schon lange im eigenen Innern etwas faul war. Der Untergang des ehemaligen spanischen Weltreiches ist sicher eine Folge eigener wirtschaftlicher Schwäche Spaniens gewesen, höchst wahrscheinlich auch der Untergang Karthagos nach den glänzenden Siegen Hannibals. Und selbst Frankreichs Erschöpfung, als die napoleonischen Siege ihm keine Reichtümer mehr zuführten, wird zum guten Teil darauf zurückgeführt, daß Napoleon durch die Kontinentalsperre das eigene Land wirtschaftlich ungemein geschwächt hatte. Aber auf diese Art Abhängigkeit vom Auslande — die damit zusammenhängt, daß der eigene Staat sich wie ein gieriger Geschäftsmann mit zu viel Außenpositionen „übernommen" hat — gehen wir hier nicht näher ein, sondern suchen die Bedeutung wirtschaftlicher Rüstung in dem engeren Sinne Moltkes.

Allerdings hätte der Feldmarschall statt „Landwirtschaft" und „ernähren" vielleicht noch besser die Worte gewählt „Volkswirtschaft" und „erhalten": denn ein Heer will auch ausgerüstet, nicht bloß ernährt sein. Wir fassen daher unsere Forderung so, daß im konkreten Kriegsfalle die heimische Volkswirtschaft imstande sein soll, die unmittelbaren Lebensbedingungen von Heer und Flotte zu sichern. Den Wert dieser speziell kriegerischen Unabhängigkeit mögen einige Sätze veranschaulichen, die ich einem Aufsatze des Hauptmanns Deutelmoser aus den Vierteljahrsheften unseres Großen Generalstabes (Jahrgang 1908 Heft 3) entnehme. Es heißt da über das Verhältnis der Nord- und Südstaaten im amerikanischen Sezessionskriege (1861 bis 1864), der trotz hoher Kriegsbegeisterung und anfänglich zweifelloser militärischer Überlegenheit der Südstaaten schließlich mit deren Überwindung endete: „Der Süden zog seinen Erwerb fast ausschließlich aus den durch Negersklaven bebauten Pflanzungen, wo Baumwolle, Zucker, Reis, Indigo und Tabak gewonnen wurden. Der Anbau von Brotgetreide war nur gering, die Industrie vergleichsweise wenig entwickelt. Hieraus ergab sich eine überaus störende wirtschaftliche Abhängigkeit vom Auslande, die sich während des Bürgerkrieges natürlich fortwährend steigerte. Sie war um so nachteiliger, als sich im Süden größere Geldmittel bei weitem nicht so leicht flüssig machen ließen wie im Norden."

„Dieser war nicht nur an sich reicher, sondern auch durch die Art seiner Landeserzeugnisse weniger auf fremde Einfuhr angewiesen. Seine Bewohner trieben Getreide- und Futterbau, Schlachtvieh- und Pferdezucht. Sie gewannen auf eigenem Grund und Boden Eisen, Kupfer, Blei, Hölzer für den Schiffbau, Hanf und Steinkohle. Ihre Industrie stand in wirtschaftlicher Blüte, ihre Kriegs- und Handelsflotte beherrschte das Meer und die Binnengewässer. Sie konnten also ihre Erzeugnisse unmittelbar dem Heere nutzbar machen. Ihrem Gegner aber vermochten sie durch die Blockade seiner Häfen um so größeren Schaden zuzufügen, als ihm dadurch nicht nur die Einfuhr von Kriegsbedarf erschwert, sondern auch seine wichtigste Einnahmequelle, die Baumwollausfuhr nach Europa, unterbunden wurde."

„Die wirtschaftliche Konjunktur im Norden wurde, vom Danieder liegen ganz vereinzelter Industriezweige abgesehen, durch den Krieg nicht schlechter, sondern besser."

„Nur selten kam es vor, daß sich (im Süden) eine befohlene Truppengestellung verzögerte, und wenn ein solcher Fall eintrat, lag das nie am Rekrutenmangel, sondern stets am Fehlen der nötigen Waffen und Ausrüstungsstücke, deren Beschaffung große Schwierigkeiten machte."

„Man blieb (im Süden) mit der Artillerie erheblich im Rückstande, da deren gesamtes Material nur vom Auslande geliefert werden konnte."

Wenn man diesen Ausführungen noch hinzufügt, daß die Südstaaten über ein weit besseres Material von Führern und Offizieren verfügten: wer kann dann noch bezweifeln, daß den Sezessionskrieg im Grunde nur die wirtschaftliche

Selbständigkeit und Überlegenheit der Nordstaaten entschieden hat und daß diese Momente für die Entscheidung jedes Krieges von höchster Bedeutung sind? Und doch gibt es zahlreiche Gegner der sogenannten wirtschaftlichen Selbstversorgung.

Von diesen Gegnern wollen wir nun einen herausgreifen, der nicht auf extrem-freihändlerischem Boden steht, sondern Anhänger unserer zeitigen Wirtschaftspolitik ist, und dessen Gegnerschaft deshalb frei bleibt von dem Verdacht der Tendenz. In dem lesenswerten Buche „Fleischeinfuhr?" sagt Herr Dr. Müller, die Theorie von der wirtschaftlichen Selbstversorgung, „wie sie sich in dem Bestreben nach gänzlicher wirtschaftlicher Emanzipation vom Auslande ausdrückt, . . . würde in ihrer konsequenten Durchführung nichts anderes bedeuten als den gänzlichen Verzicht Deutschlands auf seine wirtschaftliche Weltmachtstellung". Die führenden Organe unserer Landwirtschaft seien kurzsichtig und geradezu verblendet (Tag vom 19. März 1912), wenn sie darauf abzielten, die 93 Millionen Mark hinwegzudrücken, die an Schlachtvieh und Fleisch jährlich zu uns aus dem Auslande hineinkämen; man übersähe dabei die Milliarde Mark unserer Tributpflicht an das Ausland für Futtermittel (1911). „Ist es wirklich wahr, daß ein Krieg für uns die Unterbindung der Auslandszufuhr zur Folge haben muß, dann kommt es tatsächlich gar nicht darauf an, ob uns die $4^1/_2$ Prozent unseres zeitigen Fleischbedarfes, die wir jetzt noch aus dem Auslande beziehen, entgehen, sondern die Frage wird akut, was denn aus unserer heimischen Produktion werden soll, wenn ihr Betriebs-(Futter-)mittel in der vorher nachgewiesenen enormen Höhe vorenthalten werden."

Diese Ausführungen enthalten nach einem zutreffenden Vordersatz ein recht anfechtbares Schlußergebnis. Durchaus richtig ist, daß wir nicht wieder „bodenständig" werden können. Sombart nennt es eine abenteuerliche Vorstellung, zu glauben, ein Volk wie das deutsche sei noch der Erhaltung aus eigener (Boden-) Kraft fähig. Und in der Tat: allein an Rohbaumwolle, die wir ja selbst gar nicht haben, brauchen wir jährlich fast für $^1/_2$ Milliarde Mark (1910); das Eisenerz unserer eigenen Bergwerke genügt auch nicht annähernd für unsere Eisenproduktion, wir holen uns gewaltige Mengen aus Schweden und Südrußland; für unseren Bedarf an Bau- und Nutzholz würde der deutsche Hochwald auch dann nicht ausreichen, wenn er das doppelte der jetzigen Fläche ausmachte; und schon für das Jahr 1900 hat man berechnet, daß unser Pferdebestand vervierfacht, unser Rindviehbestand verdreifacht, unser Schafbestand verneunfacht werden müßte, um den inländischen Bedarf an Häuten und Wolle zu decken. Die deutsche Volkswirtschaft ruht eben heute schon auf einer etwa dreimal so großen Bodenfläche, als sie das Deutsche Reich mit seinen Grenzen umspannt; nur befindet sich diese Fläche nicht in mathematischer Zusammengehörigkeit, sondern sie liegt zersprengt über alle Erdteile. Trotzdem und trotz eines, absolut genommen, enorm gestiegenen Außenhandels sind wir heute im ganzen nicht abhängiger vom Auslande als früher. Sombart meint sogar, daß

wir immer unabhängiger werden, daß verhältnismäßig der Außenhandel einen immer geringeren Anteil an unserer Volkswirtschaft habe, da diese innerlich immer mehr erstarke. Die Lösung dieser merkwürdigen Erscheinung ist darin zu finden, daß wir früher Fabrikate aus dem Auslande holten, heute fast nur noch Rohprodukte einführen und den Produktionsprozeß von Anfang bis zu Ende nach Deutschland selbst verlegt haben. Wir selbst liefern jetzt die Arbeit und führen die Fabrikate aus; wir bezahlen in wachsendem Umfange fremden Boden mit heimischer Arbeit, und nur so ist es uns möglich, auf einer verhältnismäßig kleinen Fläche unsere gewaltige Volkszahl zu ernähren.

Daß nun aber hierin schon eine Gefährdung unserer kriegerischen Leistungsfähigkeit liege, kann bei näherem Zusehen nicht zugegeben werden. Für die Ausrüstung des Heeres und seine und des Volkes Ernährung, wie sie Feldmarschall Moltke im Auge hat, kann es unmöglich sehr darauf ankommen, daß auch alle hierzu nötigen Rohprodukte im Inlande gewonnen werden. Unsere kriegerische Schlagfertigkeit leidet nicht darunter, daß das Eisenerz, aus dem unsere Kanonen und Gewehre gefertigt werden, in fremden Bergwerken gewonnen wird, und daß das Schuhzeug, die Sättel oder Tornister unserer Soldaten aus Häuten von Tieren gemacht werden, die sich in Amerika, Rußland oder sonstwo getummelt haben. Diese Rohprodukte werden immer, auch wenn einzelne Einfuhrquellen oder Einfuhrwege versperrt sind, auf anderem Wege zu uns eindringen können, zumal sie nicht Kriegskonterbande sind. Ungemein viel wichtiger ist, daß wir die Produktionsstätten und die gelernten Arbeitskräfte im Inlande haben, und nicht, wie seinerzeit die amerikanischen Südstaaten, genötigt sind, Waffen, Munition und Ausrüstungsgegenstände von auswärts einzuführen. Was aber die Erhaltung unseres Volkes während des Krieges betrifft, so ist hinsichtlich der für die Bekleidung notwendigen Rohprodukte (Baumwolle, Wolle, Häute) außerdem zu sagen, daß der Bedarf an ihnen einer bedeutenden Einschränkung und Zusammenziehung fähig ist; denn Kleider und Schuhzeug werden im täglichen Leben nicht unbedingt von heute auf morgen gebraucht, sondern wenn sie knapp und teuer werden, kann ein neuer Einkauf durch Ausbessern und Flicken noch sehr lange hingezogen werden.

Nicht so sehr viel anders verhält es sich mit den Rohprodukten, die unsere Landwirtschaft für ihren Betrieb aus dem Auslande beziehen muß. Es sind dies Futter- und Düngemittel im Werte von jährlich etwa $^1/_2$ Milliarde Mark in normalen Jahren (das dürre Jahr 1911 scheidet wegen unseres Kartoffel- und Futtermittelausfalls von über einer Milliarde Mark Wert für unsere Betrachtungen besser aus). Von Futtermitteln kommen hauptsächlich in Betracht: Futtergetreide (Futtergerste und Mais), Futterrüben, Rauhfutter (Klee und Heu) und Abfälle (Kleie, Schlempe, Zuckerrübenschnitzel, Ölkuchen). Es ist nun höchst unwahrscheinlich, daß es einem oder auch mehreren Feinden Deutschlands je gelingen würde, die Zufuhr dieser Futtermittel wesentlich zu beeinträchtigen. Die zentrale Lage Deutschlands, die ja allerdings einerseits Angriffen von allen

Seiten offen steht, hat andrerseits den großen Vorzug, daß eine Absperrung derartiger Zufuhren überhaupt kaum möglich ist. Wir grenzen an zwei offene Meere und an nicht weniger als sieben ausländische Staaten. Schon jetzt im Frieden gehen große Mengen von Futtergerste (übrigens auch von Weizen) aus Südrußland und den Donauländern über ausländische, nämlich die niederländischen Rheinhäfen ein. Bei einer Blockierung unserer Seeküste würden vielleicht auch noch die Häfen von Genua, Triest und Libau eine Rolle spielen, jedenfalls aber die ausgedehnten Landgrenzen vom Feinde nicht verschlossen werden können. Auch können die genannten Futtermittel unmöglich als Kriegskonterbande angesehen werden, soweit es sich nicht etwa um direktes Pferdefutter handelt (Hafer, Heu). Endlich ist das liebe Vieh viel weniger verwöhnt als der Mensch, und läßt sich eine Variation in der Futterart je nach der Konjunktur der Einfuhrmöglichkeiten ganz gern gefallen. Hier sehen wir also keine bedrohliche Abhängigkeit vom Auslande.

Schwieriger liegt die Sache schon beim Brotgetreide (Weizen, Roggen), weil der Mensch desselben tagtäglich bedarf. Beim Weizen haben wir es mit einem Einfuhrbedarf von etwa 30 Prozent zu tun; an Roggen haben wir seit einigen Jahren nicht unerheblich ausgeführt; auch wurde Roggen früher in erheblichen Mengen bei uns verfüttert und wird es in geringeren Mengen wohl auch jetzt noch, sobald die Futtergerste im Preise steigt, wie seit Herbst 1911. Man kann wohl also annehmen, daß unsere Ernte an Weizen und Roggen zusammen unseren Brotbedarf zu etwa vier Fünfteln deckt, daß wir also jährlich etwa 20 Prozent dieses Bedarfs einführen müssen. Dieses Verhältnis kann immerhin noch als ein unbedenkliches gelten im Gegensatz zu England, dessen Ernte statistisch einige Wochen seinen Bedarf decken mag, wo aber in der Praxis eine fast tägliche Zufuhr notwendig zu sein scheint, da schon gelegentlich jedes größeren Streiks Verpflegungsschwierigkeiten eintreten. Gerade der Umstand, daß infolge unserer geographischen Lage wie unseres Einfuhrscheinsystems Deutschland für einen großen Teil von Europa den Getreidedurchfuhr- und Vermengungsverkehr sowie die Müllerei besorgt, bürgt uns dafür, daß auch im Kriege das Getreide seine im Frieden gewohnten Bahnen nicht ganz verlassen wird. Nicht nur an Roggen, sondern auch an Weizen haben wir ja ebensowohl eine große Einfuhr wie Ausfuhr, und eben erst hat England nicht unerhebliche Mengen deutschen Weizens bezogen, da infolge des Bergarbeiterstreiks und der dadurch hervorgerufenen Kohlen- und Frachtverteuerung der Getreidezufluß aus den fernen Überseeländern nach England stockte. Schließlich kommt beim Getreidebedarf, im Gegensatz zum Fleischbedarf (siehe unten), aber ähnlich wie bei den Futtermitteln, immer noch in Betracht, daß es sich um tote Ware handelt, die dem Verderben nicht so leicht ausgesetzt ist, und die auch im Kriegsfalle von den verschiedensten Seiten und auf den mannigfachsten Wegen zu uns hereinkommen kann.

Wenn ein empfindlicher Punkt an unserer wirtschaftlichen Rüstung vorhanden ist, so ist es unsere Fleischversorgung, von der zu sprechen nun noch erübrigt.

Denn obwohl unser Fleischbedarf nur zu etwa $4^1/_2$ Prozent aus dem Auslande kommt, so fällt bei der Einfuhr schwer ins Gewicht, daß ihre Möglichkeit durch die verschiedensten Rücksichten, insbesondere solche veterinärer und sanitärer Art, beengt ist. Die Mehrzahl der europäischen Länder scheidet als Bezugsquelle für lebendes Vieh aus, weil sie entweder selbst einführen müssen, wie England, oder noch weniger Viehstämme haben als wir, wie Schweden, vor allem aber, weil sie verseucht sind, wie Rußland und die Balkanländer, und die Einfuhr von dort unseren eigenen Viehbestand aufs schwerste gefährden würde. Es bleibt eigentlich nur Dänemark und in geringerem Maße Österreich-Ungarn für unsere Auslandsversorgung mit lebendem Vieh übrig, während ein Versuch mit der Einfuhr französischen Schlachtviehs wieder fallen gelassen werden mußte. Der oben erwähnte Dr. Mueller sagt darüber: „Die Einfuhr lebenden Schlachtviehs erweist sich ebensowohl bezüglich der erforderten Menge, als auch für die Beeinflussung der Preisbildung praktisch als unwirksam. . . . Unter allen Umständen ist sie aber wegen der ständigen Gefahr der Seucheneinschleppung . . . zu beanstanden und am besten . . . überhaupt auszuschließen." Dieser Standpunkt darf nicht als zu rigoros erscheinen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß das freihändlerische England aus gleichen Gründen so ziemlich alle Länder außer Kanada und den Vereinigten Staaten gegen die Einfuhr lebenden Schlachtviehs sperrt.

Es bleibt also für unsere Fleischversorgung die Einfuhr frischen oder gefrorenen Fleisches übrig. Sie ist gegenwärtig nach zwei Richtungen erschwert: erstens durch einen Zoll, der im Verhältnis zur Lebendeinfuhr sehr hoch ist; zweitens durch die Bestimmung des § 12 des Reichs-Fleischbeschaugesetzes vom 3. Juni 1900, wonach behufs sanitärer Nachprüfung nur ganze oder (bei Rindern und Schweinen) halbe Tierkörper eingeführt werden dürfen, und die Mitlieferung von Brust- und Bauchfell, Lunge, Herz und Niere im natürlichen Zusammenhange vorgeschrieben ist. Da das in dieser Gestalt gelieferte Fleisch, auch wenn gefroren, einen längeren Transport nicht aushält, ohne den Geruch der Eingeweide anzuziehen, so hat sich eine bedeutende Einfuhr von Fleisch bei uns nicht entwickelt, und fast nur Dänemark und die Niederlande kommen hierfür in Betracht.

Vom Standpunkt unserer wirtschaftlichen Rüstung muß diese geringe Entwicklung der Vieh- und Fleischeinfuhr unbedingt erwünscht erscheinen. Ja, wenn auch anzunehmen ist, daß in einem Kriege zwischen europäischen Großmächten Dänemark und die Niederlande neutral, und die Zufuhr aus ihnen nicht gefährdet sein würde, so muß man doch die völlige Unabhängigkeit Deutschlands von ausländischer Vieh- und Fleischeinfuhr als erstrebenswertes Ziel bezeichnen. Und zwar selbst dann, wenn dieses Ziel nur unter Verringerung unseres Getreidebaues zu erreichen wäre. Jedenfalls aber ist eine Parallele zwischen unserer Tributpflicht an das Ausland für Futtermittel und derjenigen für Schlachtvieh verfehlt. Denn es ist eben ein großer Unterschied, ob man tote, beliebig transportfähige und der Art nach untereinander meist ersetzbare Futter-

mittel (Rohprodukte) einzuführen genötigt ist, dabei aber auch noch unter vielen sich bietenden Bezugsquellen und Bezugswegen wählen kann: oder ob man das höchststehende Fabrikat der Landwirtschaft (Schlachtvieh) — das, weil lebendig, beim Transport allen möglichen Gefahren ausgesetzt ist, — einführen muß, und zwar von einer ganz bestimmten Bezugsquelle und meist auf einem ganz bestimmten Wege, der verhältnismäßig leicht unterbunden werden kann. Von höchster Bedeutung ist, daß Schlachtvieh im Inlande in großen Mengen dauernd herangezogen wird, daß Produktionsstätten und Produzenten hierfür vorhanden sind, daß es an dem Viehstammkapital nicht fehlt, von dem nötigenfalls eine Weile gezehrt werden kann. Daß dagegen das inländische Schlachtvieh teilweise mit ausländischem Futter herangezogen wird, beeinträchtigt unsere Rüstung fast ebensowenig, als daß unsere Kanonen teilweise aus ausländischem Eisenerz gefertigt sein mögen.

Aus diesen Gründen empfiehlt es sich auch für uns durchaus nicht, dem Beispiele Englands zu folgen und die Einfuhr argentinischen Gefrierfleisches zu erleichtern. Wir wollen durchaus nicht bezweifeln, daß sich der Markt für frisches Fleisch in England ganz ebenso unabhängig von dem Markt für „Frostfleisch" erhalten hat, wie bei uns etwa der Buttermarkt von dem Palminmarkt oder wie der Markt lebender Fische von demjenigen toter Fische; daß also unsere Landwirtschaft unter der Konkurrenz des billigeren, aber auch minderwertigen Gefrierfleisches kaum zu leiden haben würde. Worauf es vom kriegerischen Standpunkt aus ankommt, ist, daß nur derjenige, welcher die Seegewalt besitzt und sie unter allen Umständen zu behaupten gedenkt, soviel auf eine einzige Karte — hier die Schiffslinie zwischen Buenos-Aires und dem allein mit den nötigen Vorrichtungen zum Auftauen usw. versehenen Heimathafen — setzen darf. Es wäre unverantwortlich, wenn wir, ohne Seeherrschaft, dem Risiko dieses Beispiels folgen wollten. Eine Unterbindung der genannten Schiffahrts-Linie, die England fast ein Drittel seines gesamten Fleischbedarfs liefert, würde die Verpflegung unseres Volkes direkt in Frage stellen.

Gegenwärtig zeigt ein Vergleich mit England die verhältnismäßige Solidität und Überlegenheit unserer wirtschaftlichen Rüstung. Wir haben für unseren Brotbedarf zu etwa vier Fünfteln, für unseren Fleischbedarf zu etwa neunzehn Zwanzigsteln Eigendeckung und können hoffen, daß bei der Mannigfaltigkeit unserer Grenzen keine Kombination fremder Mächte imstande sein wird, die Zufuhr des Fehlenden abzuschneiden. Auch läßt sich wohl annehmen, daß schlimmstenfalls der Konsum einer bescheidenen Einschränkung oder Abwechslung mit anderen Lebensmitteln (Kartoffeln, Gemüse) fähig ist. Lasen wir doch vor einiger Zeit von einem allgemeinen Fleischboykott in Amerika. In England dagegen ist die Quote der Eigendeckung so gering geworden, daß sie praktisch kaum mehr in Betracht kommt, und daß bereits von heute auf morgen eine Stockung der Zufuhr bedrohlich wirkt. Dazu ist dort diese Zufuhr einzig und allein auf das Meer und den Schutz der eigenen Flotte angewiesen. Nichts

also als eine nüchterne Wahrheit hätte der Erste Lord der Admiralität ausgesprochen, als er kürzlich sagte, die Kriegsflotte sei für England eine Notwendigkeit, für Deutschland ein Luxus, wollten diese Worte ausschließlich vom Standpunkt der Volksernährung, dem heutigen Angelpunkt englischer Politik, verstanden sein.

England ist in einer Zeit, als es die einzige seebeherrschende Macht war, vom Prohibitivsystem (etwas wesentlich anderes war die seit 1828 geltende „Gleitende Skala" nicht) fast unvermittelt (1846 bis 1849) zum Freihandel übergegangen und hat alle Vorteile dieses Überganges genossen, bis neuerdings andere Mächte unter kraftvollen, nationalen Regungen zu Weltmächten herangewachsen sind. Da nunmehr England einer Kombination mehrerer Mächte nicht mehr unbedingt gewachsen ist, so muß es ein Zusammengehen z. B. Deutschlands und Frankreichs unter allen Umständen zu verhindern suchen. Aus der wirtschaftlichen Abhängigkeit vom Auslande ist damit bereits eine politische geworden. Der hierin für das eigene Land liegenden Gefahr stehen Englands einsichtige Kreise völlig offenen Auges gegenüber, aber mit dem Gefühl, daß man nicht mehr zurück kann (Sir Edward Grey soll im vorigen Sommer direkt auf Luthers „Ich kann nicht anders" hingewiesen haben). Joseph Chamberlain hat um die Wende des Jahrhunderts mit ungeheurem Mut den Kampf gegen die Volksstimmung aufgenommen, die seit den geschichtlich gewordenen Erfolgen des englischen Freihandels im vorigen Jahrhundert auf eine Überschätzung der Segnungen desselben eingeschworen ist. Aber es ist Chamberlain nicht gelungen, seine Mitbürger hinzureißen; der englische Industriearbeiter, bzw. Wähler, will sich nicht gefallen lassen, daß man ihm den Brotkorb nach seiner Ansicht höher hängt; er will gut essen, mögen dafür diejenigen, die ihn regieren, schlecht schlafen. Die Selbstsucht der in England rapide wachsenden Demokratie läßt kaum die Möglichkeit einer Umkehr offen. Und das englische Volk, verwöhnt durch die wirtschaftlichen Vorteile eines sechzigjährigen kaufmännischen Weltbürgertums, scheint nicht mehr die Kraft und den Willen zu haben, die Lasten einer unabhängigen Landespolitik und nationalen Selbstverteidigung auf sich zu nehmen.

An unsere Erinnerung aber klopft leise jenes resignierte und gleichzeitig prophetische Wort des Tacitus (Germania 33): Urgentibus imperii fatis nihil jam praestare Fortuna majus potest, quam hostium discordiam.

Der Wiesenzaun

Eine Dürer-Novelle

Von Franz Karl Ginzkey

4.

Das traurige Schicksal des Jörg Graff begann sich mählich wieder zu erhellen. Er vermochte zwar noch oft in die heftigste Verzweiflung über seine Blindheit zu geraten, aber es gab doch mancherlei Ablenkungen und bescheidene Freuden, zumal wenn es um die Befriedigung seiner nicht geringen Eitelkeit ging. Er war vor allem nicht wenig stolz darauf, daß von seiten des hohen Rates der Nachdruck seiner Lieder auf ein Vierteljahr verboten ward, was sich im Volke genugsam herumsprach und das Ansehen seines Namens verbreitete. Es drängten sich nunmehr die Sachverständigen und Schaulustigen herbei, wenn er irgendwo in einer Schenke sang, und mancher klugberechnende Wirt verstand daraus seinen Vorteil zu ziehen. Besonders die ehrsame Innung der Gürtler war es, die dem einstigen Zunftgenossen noch immer getreulich anhing und sein abenteuerliches Schicksal mit gruseligem Mitleid über sich ergehen ließ.

Doch mehr noch als des blinden Sängers urwüchsig derbe, als sichere Pfeile ins Herz des niederen Volkes abfliegende Lieder vermochte die Schönheit und das seltsame Gehaben seiner Tochter die Neugier des lieben Publikums zu reizen.

Felicitas begleitete den Vater stets in die Schenke und führte ihn auch wieder nach Hause, tat aber im übrigen, als hätte sie keinerlei Anteil an allem, was sonst mit des Vaters „hofierendem" Gewerbe zusammenhing. Sie saß ganz still und gelassen an seiner Seite, als gehörte auch sie den Zuhörern an, und dankte auch keineswegs, wenn ein freigebiger Gast seinen Heller oder gar einen Weißpfennig mit Geklirr auf den zinnernen Teller warf. Zuweilen trank ihr ein Wohlgelaunter oder ein von ihrer Schönheit Betroffener kühnlich zu; dem dankte sie nur, wenn es in allen Ehren geschehen konnte, und wußte sich ansonsten jegliches ungeziemende Gespäße oder Gebeute so glatt vom Leibe zu halten, daß den abgeblitzten Unternehmer gar bald eine reuige Verwirrung überkam.

Dieses unnahbare, selbstsichere, einer vornehmen Patrizierin nicht unwürdige Betragen war nun aber bei der Tochter eines Bänkelsängers, der Jörg Graff ja schließlich all seiner Kunst zum Trotze war, etwas so Unerhörtes und Aufreizendes, daß sich bald ein zierliches Kränzlein verschmitzter Legenden um die spröde Jungfrau zu bilden begann. Die verwegenste darunter mochte wohl jene sein, die da kecklich behauptete, die Felicitas sei gar nicht des Jörgen Kind, sondern in früher Jugend von dem wilden Landsknecht aus einem edlen Hause gestohlen und als eigen Kind erzogen worden.

So kränkend dieses Lügengespinst für den Jörg auch sein mochte, es hatte doch sein Gutes, indem es ihm das Nürnberger Volk in hellen Scharen zutrug, was wieder seinem Beutel sehr zustatten kam.

Nun aber war seit einiger Zeit eine merkliche Veränderung mit der Felicitas vor sich gegangen, die selbst dem blinden Vater nicht verborgen bleiben konnte. Ihr Wesen war noch stiller und zurückhaltender geworden, sie sprach in kargen Worten nur das Allernötigste und konnte zu Hause stundenlang in einer Ecke sitzen und vor sich hinträumen. Und so mächtig war diese Sucht nach innerster Einsamkeit in ihr geworden, daß ihr Mitleid mit dem Vater dagegen nicht mehr aufkam. Sie hatte ihn sonst durch manches kindlich fröhliche Wort und manchen liebkosenden Scherz zu erheitern gewußt; nun aber ließ sie den blinden Mann, als würde sie selbst an aller Daseinsfreude verzweifeln, in all seinem Jammer oft in sich versinken und wußte ihm keinen Trost.

Der Blinde aber, schwankend zwischen Groll und Bestürzung über der Tochter vermeintliche Lieblosigkeit, begann Gefahr zu wittern, als ginge da einer um, der ihm die Seele seines Kindes zu rauben gewillt war. Oft sprang er in kriegerischem Ungestüm empor und verlangte, von phantastischen Träumen erhitzt, nach seinem guten Schwert, das er grimmig zu schwingen gedachte gegen alle, die ihn mit List oder schändlicher Gewalt um sein Liebstes bringen wollten.

Dann hatte Felicitas genugsam zu tun, den wilderregten Mann zu beruhigen, und sie konnte es nur, indem sie ihre zitternden Hände lange in den seinen ließ, die sie mächtig und ungestüm umschlossen hielten, als gelte es, dem Räubersinn der ganzen Welt zu trotzen.

Am meisten ängstigte den Jörg, daß ihn Felicitas von Zeit zu Zeit allein ließ, was vormals nie geschehen war. Sie wußte dann, aufs heftigste von ihm befragt, ihre Abwesenheit stets zu erklären, als hätte sie auf dem Markte oder bei der Nachbarin zu tun gehabt, was ja auch zum Teil der Wirklichkeit entsprach.

Die volle Wahrheit gestand sie dem Vater nie. In Wahrheit hatte sie sich eilig durch allerlei Nebengassen in der Richtung nach dem Tiergärtnertor entfernt und war, vor dem Hause Dürers angekommen, mehrmals um den Platz herumgegangen und hatte dabei in scheuer Verwirrung zu des Meisters Fenster hinaufgespäht.

Das wiederholte sich nun immer häufiger, und es geschah auch noch in diesen Tagen, da Dürer sich längst in Augsburg beim kaiserlichen Hofhalt befand. Felicitas hatte zwar von seiner rühmlichen Sendung erfahren, zumal in Nürnberg viel davon gesprochen wurde, denn man war in der Bürgerschaft und allem Volk nicht wenig stolz darauf, den großen Meister als getreuen Sohn der Stadt vor des Kaisers Angesicht zu wissen.

Doch konnte sich Felicitas in ihrer wunderlich verworrenen Sehnsucht nicht enthalten, dem Vater zu entfliehen und nach dem Erker des vornehmen, stillen Hauses hinaufzuspähen, ob der Zurückgekehrte nicht etwa doch das Fenster öffne und sich ihr zeige.

Einmal aber, an einem Abend im Sommer, da sie schon wochenlang vergeblich gewartet, pochte sie kurz entschlossen an des Meisters Tor, eine etwaige Ausrede über die Ursache ihres Gehabens gar nicht erwägend.

Und im Augenblick wurde ihr auch schon geöffnet und zwar von einem hübschen, zierlichen Jüngling, der ein fröhlich buntes Barett auf den langen blonden Locken trug und offenbar das Haus gerade verlassen wollte.

Kaum sah er der Jungfrau blasses und erregtes Antlitz, als er mit großem Erstaunen rief: „Ihr seid dem Jörgen Graff sein Kind! Das freut mich, schönes Fräulein, daß ich Euch endlich in Wirklichkeit schaue! Mir ist Euer holdselig Antlitz gar wohl vertraut, und manches Stündlein seid Ihr schon mit mir allein im Kämmerlein gesessen!"

Felicitas aber, seine tolle Rede nicht beachtend, erwiderte kurz und streng, sie wünsche zu Herrn Albrecht Dürer geführt zu werden.

Der wohlgelaunte Jüngling versetzte hierauf, der Meister weile noch in Augsburg und dürfte dort geraume Zeit noch bleiben, da ihm mancherlei ehrenvolle Aufträge zuteil geworden.

Er zog sodann mit artigem Anstand das Barettlein und erklärte, er sei der Hans Springinsklee aus Dinkelsbühl, und die Jungfrau möge sich vor ihm nicht fürchten, er wolle ihr vielmehr etwas Wunderliches zeigen, das ihr gar sehr gefallen werde.

Und ohne ihre Antwort abzuwarten, ergriff er sie vertraulich und doch so ehrerbietig an der Hand, daß ihm Felicitas wortlos die Treppe hinauf folgte, in einen luftigen Saal mit hohen Fenstern, wo auf langen Tischen allerlei Handwerkzeug herumlag, indes die Wände entlang und rings in allen Ecken die wunderlichsten Dinge aufgestapelt waren, wie große Hirschgeweihe und Muschelgewächse, exotische Tongefäße und Schnitzereien, Standarten und Rüstungen, Gliederpuppen und Gipsmodelle, die sich alle in phantastischer Unordnung zu befehden schienen.

Indes Felicitas den Raum erstaunt betrachtete, hatte der junge Springinsklee rasch einen Holzstock geschwärzt und auf einer Handpresse einen kleinen Druck hergestellt, den er nun der Jungfrau mit zuversichtlichem Lächeln überreichte Es war des Meisters köstliches Bildnis „Maria, von vielen Engeln verehrt!"

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Felicitas aber hatte kaum einen Blick auf die Zeichnung getan, als ihr Antlitz in heftiger Röte aufflammte und das Blatt ihrer bebenden Hand entglitt.

Der junge Springinsklee bückte sich rasch danach und schaute nun selbst verdutzt darein, denn er war auf solche Wirkung nicht gefaßt gewesen. Er sah, wie die Jungfrau die Zeichnung großen Auges betrachtete, als wollte sie jeden Strich ihrer Seele einprägen; er hörte das erregte Atmen ihrer Brust, und es ward ihm plötzlich bange, als hätte er das Bild nicht zeigen dürfen.

Und so erschrak er nicht wenig, als sich Felicitas jählings mit flehender Gebärde an ihn wandte und ihn beschwor, ihr das Blatt nach Hause mitzugeben, wo sie es wie ein Kindlein behüten und betreuen wolle.

Das war dem verlegenen Malerknaben keineswegs willkommen, denn er wußte nicht, ob es dem Meister recht wäre.

„Ihr könnt es morgen holen, Jungfrau, bis ich die Meisterin gefragt, die jetzo nicht zu Hause ist," versuchte er auszuweichen.

Felicitas aber sagte entschlossen und drohend:

„Ich geb's Euch nimmer! Ihr müßt es mir lassen!"

Und als gelte es, das Bild aufs schnellste in Sicherheit zu bringen, wandte sie sich hastig der Tür zu und lief in Eile die Treppe hinab.

Im ersten Augenblick gedachte der junge Springinsklee ihr nachzusetzen. Dann aber zuckte er die Achseln, als wäre da nichts mehr zu ändern, ergriff sein Barettlein und folgte ihr geruhigen Schrittes nach.

Im dunkelnden Hausflur traf er auf Dürers Magd Susanne, die ein Licht in der Hand hielt und ihn mißtrauisch fragte, wer denn die tolle Weibsperson gewesen, die eben die Treppe herab gerannt sei und sie fast umgeworfen habe. Ob's etwa eine Diebin war?

Der Jüngling beruhigte die Gute und meinte, es sei ein Modell des Meisters gewesen, und diese Art von Frauenzimmern sei immer ein wenig verrückt.

Da gab sie sich lachend zufrieden und sagte, das sei sie hier in diesem Hause schon gewohnt, und es könne ihr auch recht sein, denn es sei ein lustig Leben.

Der Malgeselle aber klopfte ihr schalkhaft auf die rauhe Wange und schritt durch die Tür hinaus, die Felicitas in Eile offen gelassen.

5.

Als die Dürerin erfuhr, was während ihrer Abwesenheit sich zugetragen, gab es am nächsten Morgen eine böse Unterredung mit dem jungen Springinsklee. Er mußte sich nach einer reumütigen Abbitte bequemen, ein Schreiben an den Meister nach Augsburg zu richten, worin er ihm den Vorfall beichtete und seiner Zerknirschung gehörigen Ausdruck gab.

Es kam zwar keine Antwort von Dürer selbst, wohl aber erschien nach einigen Tagen Herr Willibald Pirkheimer, begab sich unter viel Gepuste und Gestöhne in den Gesellensaal und nahm dort den Springinsklee angesichts aller beim Ohrläppchen, was aber eher einer Liebkosung als einer Züchtigung glich.

Frau Agnes, die von seiner Ankunft durch die Magd Susanne erfahren, setzte sich entschlossen die Haube zurecht, band sich eine frische Schürze um und begab sich ebenfalls in den Gesellensaal.

Dort fand sie den alten „Störenfried und Widersacher", wie sie ihn gern und noch etwas schärfer bei sich selbst benannte, mit dem Springinsklee, dem Scheufelin und den anderen Formschneidern und Malknaben vor den Holzschnitten zu des Kaisers Triumphbogen in ein ernstes und angelegentliches Kunstgespräch vertieft, wie es der leutselige Ratsherr gern mit der Jugend zu üben pflegte.

Die Dürerin begrüßte ihn nicht sonderlich freundlich, doch immerhin mit dem gebührenden Respekt und fragte sogleich, ob Albrecht ihm etwa über die Missetat des Springinsklee geschrieben, da sie selbst noch keine Zeile darüber erhalten.

Herr Pirkheimer erwiderte mit lächelnder Höflichkeit, ihre Vermutung sei allerdings richtig. Der Meister habe sich dahin geäußert, daß er diesem Vorfall keinerlei schlimme Bedeutung beilege, ja daß er ihm sogar willkommen sei, denn er hätte der Jungfrau ohnehin früher oder später einen Abdruck des Bildes übersandt.

Frau Agnes war klug genug, ihren Ärger hinunter zu würgen und sich im Gegenteil erfreut zu zeigen über die Nachsicht des Gatten, wobei aber dem jungen Springinsklee aufs neue ein strafender Blick zuteil ward.

Dahingegen wundere es ihn, fuhr der Ratsherr fort und konnte dabei ein leise spöttelndes Lächeln nicht unterdrücken, daß Frau Agnes ihn nicht nach weit Wichtigerem als solchen Kleinigkeiten gefragt. Es werde ihr gewiß willkommen sein, zu hören, daß Dürer den gütigen Kaiser Maximilian und manch andern großen und mächtigen Herrn kunterfeyt und daß ihm hohe Ehren, darunter auch ein ritterlich Wappen, verliehen worden. Auch habe er die freudige Botschaft zu überbringen, der Meister werde in kurzer Zeit, vermutlich schon am Tage „post nativitatis Mariae", heimkehren, und habe ihn beauftragt, dieses auch seiner lieben Hausfrauen mit schönen Grüßen mitzuteilen.

Da gab sich die Dürerin zufrieden und vergaß ein Augenblickchen sogar ihrer üppig blühenden Abneigung gegen den alten Feind, der nun bereits seit fünfundzwanzig Jahren in seiner wuchtigen Unbezwinglichkeit zwischen ihr und dem Gatten stand.

Sie fragte ihn, da die Magd soeben das Frühstückbrot für die Malerknaben brachte, ob ihm ein Gläschen feurigen Ungarweines nicht willkommen sei, der dem Meister unlängst von einem Verehrer seiner Kunst gesandt worden. Herr Pirkheimer sträubte sich keineswegs dagegen, ja es schien dem alten, in allen Sätteln zurechtgewiegten Diplomaten ein besonderes Vergnügen zu sein, mit Frau Agnes freundlich und artig zu tun, als übersonnte beider Seelen ein fröhlicher Sommertag, indes in Wahrheit das unterirdische Grollen immerwährenden Gewitters vorhanden war.

Und als er sich nach einiger Zeit empfahl, geschah es scheinbar im besten Einvernehmen, wobei die uralte Lüge von Mensch zu Mensch, zuweilen auch Höflichkeit genannt, auf gute Rechnung gekommen war.

* * *

Felicitas war an jenem Abend atemlos heimgekehrt und hatte gehofft, der Vater werde sie nicht vermissen. Sie wurde aber nicht nur in ärgerlicher Ungeduld von ihm selbst erwartet; es saß noch ein anderer da, der sie mit vorwurfsvoll besorgten Blicken empfing. Das war Hans Scherlin, ein junger Bäckergeselle aus der Nachbarschaft, der sich seit einiger Zeit in entschiedener Weise um sie bemühte.

Felicitas verstand es, das Marienbild, das sie noch in der Hand trug, geschickt hinter ihrer Schürze zu verbergen, und sagte dem Vater, sie habe sich im Krämerladen, wo sie ein Stück Wollzeug gekauft, im Geplauder mit einer Nachbarin verspätet. Und wirklich trug sie auch das Wollzeug in der Hand, das sie sich auf dem Heimwege verschafft hatte.

Der Blinde aber begann nunmehr zu jammern und zu klagen, wie ihn sein einzig Kind in all seinem Elend lieblos verlasse, und als Felicitas, im Unmut über des Scherlins Anwesenheit, in trotzigem Schweigen verharrte, wurde er von heftigem Zorne ergriffen und fing ein so wüstes Geschimpfe und Gefluche an, daß die Leute auf der Gasse sich sammelten und Meister Unfug besorgt aus der Werkstatt heraufgesprungen kam.

Felicitas aber war in ihre Kammer gegangen und hatte sich weinend aufs Lager geworfen. Nach einiger Zeit, als es draußen wieder ruhig geworden, vernahm sie die schlürfenden Schritte des Vaters und hörte, wie er sich ängstlich nach ihrer Tür tappte.

Da stand sie auf und öffnete ihm und strich ihm mit ihren linden Händen leise übers Antlitz, wobei der Blinde ganz stille hielt, als käme es wie ein Segen über ihn, den er sich lang ersehnt.

Felicitas aber fragte den Vater, ob der Scherlin fort sei, denn sie wolle ihn heute nicht mehr sehen.

Er sagte, der Geselle sei traurig weggegangen, und es sei nicht schön von ihr, den guten Knaben, mit dem er sich besser verstehe als mit irgendeinem, so schnöde zu behandeln.

Felicitas preßte die Lippen zusammen und schwieg. Was sollte dieser fremde Geselle in ihrem armen Leben, das ganz nur dem einen, großen, einsamen Traume gehörte?

Der Scherlin hatte es wunderlicherweise verstanden, sich in des Vaters Gunst zu setzen, was seit dessen Erblinden sonst noch keinem gelungen war. Er wußte dem Vater, dem er sich einst in einer Schenke mit dem vollen Weinkruge genähert, mit kluger Neugier immer wieder nach seinen alten Kriegsfahrten auszufragen, und hatte sich damit seiner schwächsten Seite versichert.

Nun saß er oft an des Vaters Tisch und sprach mit ihm und schaute dabei unverwandt nach ihr hinüber, mit heißen, bittenden und ihr so unerträglichen Blicken.

Unter solchen Gedanken hatte Felicitas den Vater in die Stube zurückgeführt und schlug nun Feuer, um das Öllämpchen anzuzünden und den Tisch mit dem ärmlichen Abendbrot zu decken.

Beim Aufflackern der Lampe gewahrte sie einen rätselhaften Schimmer in der Ecke, den sie sich nicht zu erklären wußte. Sie ging darauf zu und sah, aufrecht an die Wand gelehnt, des Vaters großes zweihändiges Landsknechtschwert, das er bisher in einer Truhe mit Sorgfalt verwahrt gehalten.

Erschrocken fragte sie den Vater, warum er das Schwert herausgenommen und wer ihm dabei behilflich gewesen.

Der Blinde aber erzählte ihr freudig erregt, der Scherlin habe das Schwert auf seinen Wunsch hervorgeholt und er habe hierauf dem staunenden Gesellen gezeigt, wie er einst als frummer Knecht sein treues Schwert geschwungen, wobei aber die Stube allmählich zu eng geworden, so daß der Scherlin, in Angst, einen Hieb zu erwischen, sich plötzlich unter den Tisch verkrochen habe.

Der Blinde lachte, sich dessen erinnernd, gewaltig auf, Felicitas aber meinte besorgt, sie wolle das Schwert aufs neue in die Truhe legen, denn die blanke Klinge dort in der Ecke wolle ihr nicht gefallen.

Dagegen erhob nun der Vater heftigen Einspruch und verlangte, es müsse sein Schwert, das zeitlebens sein bester Freund gewesen, von nun an stets bei ihm in der Stube lehnen, denn anders vermöge er die Schrecken seiner Einsamkeit nicht mehr zu ertragen.

Da gab Felicitas, um den Vater nicht abermals zu erregen, seufzend nach, und der Blinde, seines Willens froh, begann in mächtigen Zügen aus seinem Kruge zu trinken.

„Felicitas," sagte er dann, sich ans Fenster setzend, „es ist eine klare und helle Nacht. Wie dichtgereiht die Sterne draußen am Himmel stehen, es ist als wie ein einzig flammendes Licht!"

So pflegte er oft zu sprechen: als ob er alles noch sähe und seine Finsternis verleugnen wolle.

Felicitas trat an seine Seite und sah in den Sternenhimmel hinauf.

„Sie steh'n in wunderlicher Ordnung," bestätigte sie, „die großen kühn, wie funkelnde Steine auf dunklem Sammet, die kleinen in sanften munteren Scharen, wie Blumen auf der Wiese vor dem Tore." Und nun mußte sie dem Vater, der begierig nach den seltsamen Bildern der Sterne fragte, noch vieles verkünden, ob sie wohl dieses gewahre und jenes, was er einst auf den nächtlichen Lagerungen sich ersonnen und gemerkt.

Dann saßen sie wieder bei der Lampe nieder, und der Vater begehrte nach seiner Laute. Felicitas brachte sie ihm, trug aber auch verstohlen das

Marienbildnis herein, das sie nunmehr vor sich auf den Tisch breitete und immerfort betrachtete.

Der Vater aber sang sich eines seiner kernigen Büßerlieder, wie er sie einst oft, von flüchtiger Reue erfaßt, inmitten seiner wilden Zeit, im Felde erdacht. Es war ein „Klagelied wider Fleisch und Blut, daß Gott helfen und raten möge".

Daß ich nit kann Sünd' lan,
Ist mir ein Last, kränkt fast
Beid', Leib und Seel, darumb ich will
Mei'm Gott die Schwachheit klagen,
Als meinem Herrn, hilft gern,
Gibt Gnad und Gunst umbsunst,
Darauf ich trau und endlich bau.
Wie könnt ich dann verzagen.

(Fortsetzung folgt)

Erzählung und erzählende Dichtung

Von Privatdozent Dr. Richard Meszlény-Genf

Es ist auffallend, wie wenig zahlreich die eigentlichen Gegenwartsmenschen unter uns sind. Die meisten, wenn sie in sich den heißersehnten Zustand seelischer Gesundheit, Ganzheit, Ungebrochenheit herstellen wollen, also das, was wir mit dem schmerzvollen Wort „Glück" benennen, greifen entweder in die Vergangenheit oder in die Zukunft. Erinnerungen oder Wünsche sind der Quell, aus dem wir unser Glücksbedürfnis zumeist befriedigen, denn das Glück in die Gegenwart hineinzuzwingen, die Miriaden kleiner Störungen wegzuschaffen und das, was hienieden doch nicht gedeiht, wenigstens für den Augenblick mit urmächtigem Wollen auf die Erde zu reißen — das ist den Tragikern, gleichviel ob den erlebenden oder den gestaltenden, vorbehalten. Die sind, Gott sei Dank, nicht zu dicht gesät und doch noch viel dichter, als uns bekömmlich. Auf das Dichterische übertragen hieße das drei dichterische Herstellungsarten unterscheiden: die erinnernde, die sehnende und die wollende. Kein Mensch kann alle drei Vorstellungsarten als Grundzüge seines geistigen Mechanismus sein eigen nennen, und der moderne Dichter, der zumeist Epik, Lyrik und Drama pflegt, ist entschieden ein Bankert seines Virtuosentums. Den Glückszustand, den er im Schaffen sucht, kann er unmöglich, mit Schiller gesprochen, im dreifachen Schritt der Zeit gleichmäßig durchtanzen. „Es war", spricht der Epiker, wenn sein Auge in der Ferne den Punkt gefunden auf dem

es ewig ruhen möchte; „ach wär ich nur, ach hätt' oder könnt' ich nur" — so streckt die Lyrik ohnmächtig ihre schwachen Arme in die ungreifbare Zukunft; „potz Donner — ich will", saust die Faust des Tragikers auf die steinerne Tischplatte nieder, wobei nicht diese den Schaden zu nehmen pflegt.

Wir nennen unsere Zeit gern gegenwartsfreudig, tatenlustig. Mag sein. Allein, hat man je mehr Erinnerung verzehrt als heute. Roman und Novelle reichen nicht aus, Briefe, Tagebücher, alles muß herhalten, um dem Vergangenheitsdurst, der Erinnerungssehnsucht unserer Tage zu genügen und die größte und älteste Gattung der Erinnerungskunst, das Epos, das Heldengedicht, das Jahrzehnte hindurch von der offiziellen Ästhetik und Literaturgeschichte in Acht und Bann getan, als tote Gattung gekennzeichnet wurde, gewinnt an Boden und Anziehungskraft.

Psychologisch unterscheiden wir zwei Arten der Erinnerung: die tatsächliche und die imaginäre. Die tatsächliche beruht auf der Wiederbelebung vergangener, selbsterfahrener Erlebnisse, die imaginäre auf jener eigentümlichen Fähigkeit unserer Seele, das Gesamterleben der Menschheit, der Welt in die eigene Vergangenheit hineinzufühlen und als Erinnerung wieder hervorzuholen. Die erzählende Dichtung ist besonders dieser Art Erinnerung stark verpflichtet. Die französischen Psychologen nennen sie das „déjà vécu" und Goethe empfand sie: „Ach, Du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Frau". Die erzählende Dichtung, eine erstgeborene Tochter der Erinnerung, trägt die Züge ihrer Abstammung auf der Stirn. Vor allem: eine wirklich realistische Erzählung gibt es, kann es so wenig geben wie eine solche Erinnerung. Man hat den Versuch gemacht, einen Vorgang von mehreren unbedingt glaubwürdigen Männern beobachten und erzählen zu lassen. Die Berichte widersprachen sich auf der ganzen Linie. Ich meine, dieses Versuchs hat es auch gar nicht bedurft. Die Erzählung kann nicht anders, als sich zu den Begebenheiten in eine gewisse Entfernung, in eine Perspektive stellen. Jede Perspektive aber fälscht notgedrungenerweise die mathematischen, die abstrakten, wirklichen oder wahren Größenverhältnisse des Gegenstandes. Die Perspektive schiebt das Näherstehende auseinander, rückt das Fernerstehende zusammen, kürzt und verlängert und ist nur von einem einzigen Punkt gesehen wahr. Der Erzähler wählt seinen perspektiven Punkt, seine „Erinnerungsferne", ebenso frei wie der Zeichner, er kann sich zu den Ereignissen des ersten Triumvirats in eine geringere Erinnerungsferne stellen, als zum Untergang der Titanic. Nicht von der Prosa oder Versform, nicht von der Länge oder Kürze wird dann die Kunstart seiner Schöpfung innerhalb der erzählenden Gattung abhängen, sondern einzig allein von der geringeren oder größeren Erinnerungsferne, die wir von nun an einfach „Ferne" nennen wollen, wird es bestimmt, ob er einen Bericht, eine Novelle, einen Roman oder ein Epos hervorbringt.

Herodot, der Klassiker des schlichten Berichtes, stellt sich in jene Ferne zu den Begebenheiten, aus welcher die Einzelheiten noch einzeln wirken, ohne sich

in die große Linie eines Zusammenhanges hineinzufügen. Das Wichtige und Unwichtige steht im gleichen Gewichtsverhältnis nebeneinander, jede Einzelheit ist gleich hell oder gleich dunkel gehalten. Im Tonfall und Tonwert äußert sich etwa die Gebärde des Staunens genau so durchschlagend wie ein darauffolgender Entschluß oder selbst die Tat; eine einfache Mitteilung tritt in der Kraft hinter einer energischen Zurede gar nicht zurück:

„Weil er nun von der Schönheit seiner Gemahlin über alle Maßen eingenommen war und dieselbe sehr rühmte, sagte er nicht lange nach seiner Vermählung (denn Kandaules sollte unglücklich werden) zu diesem Gyges: ‚Gyges, du glaubst wohl nicht, was ich dir von der Schönheit meiner Gemahlin sage; denn die Ohren sind ungläubiger als die Augen, mache doch, daß du sie nackend zu sehen bekommst.' Gyges erhob ein großes Geschrei und sagte: ‚Herr, was ist das für eine tolle Rede'" usw.

Friesenhaft, endlos in derselben Halberhabenheit, folgen die Figuren aufeinander. Herodots Ferne ist eben groß genug, um seine Figuren in ihrer ganzen Größe zu ermessen, um das Einzelne scharf zu sehen, jedoch zu klein, um das Gefolge der Gestalten in eine einheitliche Linie einzustellen.

Bei gesteigerter Ferne der Erinnerung entsteht die nächstgrößte epische Gattung, die Novelle, wesentlich dadurch, daß der noch einheitliche, undifferenzierte Erzählungsstoff des Berichtes sich spaltet und das Doppelelement von Begebenheit und Milieu oder Hintergrund erkennen läßt. Die Begebenheit steht im Vordergrunde, verliert aber an Raum und Bedeutung je mehr die Novelle sich dem Romane nähert. Normen eines klassischen Verhältnisses lassen sich darin nicht aufstellen, sie wären auch zu nichts nütze. Immerhin dürfte etwa die fünfte Erzählung des zweiten Tages im Dekameron als Anschauungsbeispiel dienen.

Die Erinnerungsferne Bocaccios ist entschieden bedeutend größer als Herodots, denn sein Rahmen umfaßt die Gestalten seiner Erzählung nicht allein in der zeitlichen Aufeinanderfolge, sondern auch als gleichzeitig anwesende Mehrheit, ja, er hat das obere Drittel seiner Bildfläche für den landschaftlichen Hintergrund bewahrt, wie die Maler der Renaissance. Es geht daher auf denselben Raum ein unvergleichlich größeres Stück realer Welt, als bei Herodot.

Der brave Andreuccio aus Perugia kommt zum Roßmarkt nach Neapel. Eine gemeine Lockerdirne stellt ihm ihre übliche Falle und der Vogel geht auf den Leim.

Weite Sphären sind hier erfaßt: Stadt und Land, das Seßhafte und das Bewegliche sind in eine Schnittfläche gestellt. Die Träger der Handlung, der einfältige und doch abenteuerlustige Dörfler, die Dirne mit ihren abgeschmackten Mären von ihrer vornehmen Abstammung, sind stets auf der Folie, auf dem Hintergrund sichtbar: die zwingende Gegenwart, die verblüffende Sichtbarkeit des schmutzigen, schlechtgebauten Stadtviertels, das häusliche Leben der Zuhälter, die ganze Bevölkerung, die Armut und schlechtes Gewerbe in diesen Niederungen

festhält, der jämmerliche Flitter, den die Dirne darüber hängt, das alles nimmt einen bedeutenden Teil des gesamten Reizes für sich in Anspruch, während Andreuccios Person und seine Begebenheiten mit dem Rest fürlieb nehmen müssen.

Haben wir zwischen Bericht und Novelle einen grundsätzlichen Unterschied aufstellen können, den zwischen primärer und differenzierter Masse, so ist zwischen Novelle und Roman bloß ein quantitativer denkbar. So äußerlich zwar soll er nicht gemeint sein, als könnte die Seitenzahl die Grenzen bestimmen, doch wird sie durch die bloße Steigerung der Erinnerungsferne überschritten. Aus der Ferne des Romanciers verschwindet die Begebenheit von der Oberfläche der Erzählung, die ganze Fläche der Darstellung ist sozusagen vom Hintergrund, vom Milieu, von der Landschaft in Anspruch genommen und die Begebenheit tritt als unsichtbare Tragkraft in das Innere der Erzählung zurück, oder — um den malerischen Vergleich zu Ende zu führen — sie wird Staffage. Vom „Wilhelm Meister" über den „Grünen Heinrich" zu den „Buddenbrooks" und „Niels Lyhne" oder Costers „Tyll Ulenspiegel" können wir diese Erinnerungsferne als typisch für den modernen Roman bezeichnen. Die Zeit, die soziale Schicht, die Nation sollen in ihren verschiedenen Äußerungen festgehalten werden, es geht immer aufs Gesamte, auf das Große, das über dem einzelnen steht, aus dem der einzelne nur zeitweise heraustritt, um wieder in ihm zu verschwinden, wie die Heldengestalten in der lebendigen Brücke des „Grünen Heinrich".

Alle bisherigen Arten der epischen Gattung, Bericht, Novelle, Roman, blieben mit ihrer Erinnerungsferne innerhalb der Grenze unserer realen Anschauungskategorien: Zeit, Raum und Kausalität. Wächst jedoch die Erinnerungsferne über diese Grenzen der uns umgebenden Naturmöglichkeiten hinaus, stellt sich der Dichter allem irdischen Geschehen so ferne, daß ihm die Gewalt von Raum, Zeit und Kausalität nicht mehr ersichtlich ist und er souverän das ganze Erdensein, ja den Kosmos einheitlich und mit künstlerischer Freiheit zu bewegen wagt, — dann sind wir bei der Weltenerinnerung, beim Epos angelangt. Der Einzelne selbst, der etwa auftritt, ist nur ein Symbol für eine ungeheure Vielheit, für die Nation, für die Menschheit, oder für die Idee. Denn wenn Athena, des Zeus blauäugige Tochter, durch alle Himmel stürmt und zum Schutze des Höheren, Besseren gegen das Geringere, Niedrigere ihre unbesiegbare Aigis erhebt, dann ist sie nicht Athena, sondern Griechenland, oder das „Göttliche" oder die Notwendigkeit.

Vier Lebensromane

Von Dr. Heinrich Spiero-Hamburg

Theodor Fontane hat einmal die Berechtigung einer neuen Dichtung wesentlich damit begründet, daß sie originell sei, und er klagte damals über die Dublettenkrankheit, die unserer Literatur anhafte. Wer wollte bezweifeln, daß dieser Zug zur ewigen Wiederholung des Gleichen auch heute bei uns vorhanden ist und nirgends stärker als im Roman. In dem naturalistischen Roman der achtziger und neunziger Jahre so gut wie in dem späteren Heimatroman strotzte es nur so von Wiederholungen, Abwandlungen desselben Themas, gewissermaßen nur in anderer Verkleidung. Neben dem Wertvollen, dessen Zahl und Gewicht sicherlich nicht gering ist, liegt überall die bloße Dublette. Auch in dem Entwicklungsroman ist das der Fall, seitdem er einen neuen Aufschwung genommen und, noch beeinflußt durch das naturalistische Streben nach Intimität, immer neue Gebiete der Lebensdarstellung erobert hat. Es ist deshalb immerhin ein seltener Fall, wenn eine Anzahl gleichzeitig erschienener Werke dasselbe Motiv ganz verschiedenartig, ganz persönlich, ja, jedes in seiner Weise originell behandelt. Verhältnismäßig am wenigsten ist das in Richard Sexaus ersten Roman „Märztrieb" der Fall (Berlin, Axel Juncker). Denn äußerlich verläuft sich das Thema wenig von der üblichen Heerstraße. Ein junger Mensch, stark künstlerisch bewegt, aber kein Künstler, lernt im Hause des Freundes, wo er sich im Dienste des kranken Vaters nützlich macht, die junge Schwester und Tochter lieben und reißt sich schließlich aus freiem Willen los, da er sie aus äußeren Gründen noch nicht heimführen kann und seiner eigenen Stärke dem reinen Mädchen gegenüber nicht traut. Sie aber fühlt sich durch ein Mißverständnis getäuscht und entzieht sich ihm für immer, so daß die beiden Menschen für ewig fern von einander dahergehen, weil das einfache Wort der Wahrheit nach allem Gewesenen nicht mehr von ihm zu ihr durchdringt. Diese Vorgänge aber behandelt Sexau in einer knappen Sprache mit sehr glücklicher, nicht geschwätziger Ausmalung der Umgebung und mit scharfer, eindringender Charakteristik. Das langsame Erwachen der Empfindung in ihr, das jähe Auflodern dann, das ihn erschreckt und ihr unschuldsvoll natürlich ist, sind vorzüglich und ohne Schielen gegeben.

Origineller, auch in dem Inhalt der Erzählung selbst, ist der Roman von Leonore Frei: „Das leuchtende Reich" (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger). Der Held dieses Romans stammt väterlicherseits aus einem adligen

Geschlecht, durch die Mutter aber aus einer Familie, in der seit zwei Generationen alles in griechischer Luft geatmet hat. Mit Homer, Äschylos, Sophokles sind die Kinder erwachsen, und Daniel Achilles fühlt hinter seinem Leben ein zweites, das eines griechischen Helden. Und diesem Unterbewußtsein fügt sich bei fortschreitenden Schicksalen alles ein, was er erlebt: der Tod des Bruders durch die Schuld des Vaters, der Ehebruch des Vaters, dem wie zur Strafe der der Mutter mit einem durchaus unter ihr stehenden Menschen folgt, der Tod des Vaters, den vielleicht die Mutter hätte abwenden können — und das alles bringt dann schließlich das Orestes-Bewußtsein in Daniel Achilles zum Ausbruch. Aber nicht wie der unselige Held der Antike, den die Erynnien hetzen, sondern als Selbstbefreier endet er und geht sanft und heiter auf dem See, der den Bruder und den Vater verschlungen hat, in den Tod.

Die Gefahr der Übertreibung liegt bei solch seltsamem Vorwurf sehr nahe, Leonore Frei ist ihr aber fast überall entgangen. Wir glauben ihr diesen Menschen mit dem zweiten Gesicht durchaus und meinen mit ihm im wirklichen Leben zu stehen, wie wir seinen Träumen, seinen Parallelempfindungen aus dem leuchtenden Reich folgen können. Wir empfinden bald die Lebensunfähigkeit gegenüber den harten Wirklichkeiten eines nun einmal eng begrenzten Daseins und gelangen deshalb mit Leonore Frei auf den gewünschten Endpunkt: den Freitod des Daniel Achilles nicht als eine Katastrophe, sondern als einen Übergang in sein eigentliches Reich anzusehen.

Aus phantastischen Reichen zur herbsten Wirklichkeit führt Johannes Höffner mit seinem Roman „Gideon der Arzt" (F. Fontane u. Co., Berlin). Er behandelt die Geschichte zweier Juden, eines Vaters und eines Sohnes. Der Vater, Kreisarzt in einer kleinen pommerschen Stadt, hält sich äußerlich, jedoch ohne Befolgung der Zeremonien, noch zum Judentum, hofft aber den Sohn allmählich zum Christentum hinüberzuleiten. Die aufflammende antisemitische Bewegung aber führt dessen zuerst schön emporgehendes Schicksal einem jähen Ende zu. Überall stößt er an sein Judentum. Die Verehrung, die der Vater in der Heimat genießt, schützt ihn nicht vor einer schweren Herzenserfahrung, und eine vom Gymnasium her lodernde Todfeindschaft mit einem rohen Mitschüler bringt schließlich für den Studenten früh das blutige Ende auf der Mensur in Berlin. Eine tief ergreifende Erzählung, in der die Tendenz sich niemals unrein vordrängt. Denn wir erleben nicht einen für politische oder religiöse Auseinandersetzungen herbeigezogenen Schulfall, in dem alles nach bestimmtem Schema verläuft, sondern die menschliche Geschichte des Sohnes und, worauf es Höffner wohl am meisten ankam, des Vaters. Wir empfinden auch überall, daß das Menschliche in den engsten Beziehungen des Einzelnen das Letzte und Wertvollste ist. Dabei erfreut der intime Realismus, mit dem das Leben der Kleinstadt um 1880 gegeben ist, ihre Tagewerke und ihre Feste, das Leben der Kleinbürger und mit echter poetischer Gerechtigkeit auch wiederum die Vielfältigkeit des jüdischen Lebens — das Haus des deutschen, heimattreuen Arztes Gideon auf der einen,

das der fremden, nicht eingewurzelten, mißtrauischen Kleinjuden auf der anderen Seite. Die Charakteristik ist überall knapp und fein, das Ganze in einem Zuge heruntererzählt und so erzählt, daß im Grunde der Dichter nie herauszutreten braucht, sondern die Menschen und Dinge ganz für sich sprechen lassen kann.

Die gehaltvollste von diesen vier Gaben hat uns Artur Brausewetter mit seinem Roman „Stirb und werde" (Berlin, Otto Janke) gegeben. Es ist die Geschichte eines Pfarrers, der nach schweren Kämpfen in dem Augenblick wie ein Sieger stirbt, da der Unverstand der Menge ihn brutal fällt. Martin Steppenreiter arbeitet zuerst in der kleinen Vaterstadt und gelangt hier nicht zu rechter Wirkung, weil er ganz den ernstesten Pflichten seines Amtes lebt und den gesellschaftlichen Verhältnissen, insbesondere auch seinem Patron nicht die Einräumungen machen will, die man von ihm verlangt. In die Großstadt berufen, erlebt er eine Umwandlung. Er gelangt durch einen Freund in die Gesellschaft, er, der Musikalische, wird der „Herrgott der Großstadt", der gesuchte Redner nicht nur auf der Kanzel, der mitschwimmt im Strome der Geselligkeit und dem nun hier das rechte Maß verloren geht, bis er erkennt und umbiegt. Von einer Hochzeitsfeier in eine Proletarierhütte berufen, sieht er auf dem nächtlichen Gang den falschen Weg und geht nun einen anderen. Er entsinnt sich der letzten Forderungen des Amtes, er meidet jede Konzession und wird der Geistliche der Elenden und Bedrängten. Aber auch hier erlebt er bitterste Enttäuschung, als sein Vermögen vertan ist, seine materielle Hilfe den Bittenden versagt werden muß. Und nun wagt er das Letzte und geht in die sozialdemokratische Versammlung, um dort über Sozialdemokratie und Christentum zu sprechen. Zuerst wird ihm donnernder Beifall, dann aber, da er ganz anderes sagt, als man von ihm erwartet, tosender Widerspruch, bis er in dem Aufruhr der beleidigten Genossen tot daniedergestreckt wird.

Es ist nicht etwa „der" Pfarrer, den uns Brausewetter hier zeichnet — er stellt ihm einige ganz andere gegenüber, darunter eine sehr feine Gestalt, die in der Gesellschaft lebt wie in seiner zweiten Periode Martin, und die doch innerhalb dieser Gesellschaft ganz anders für das Evangelium zu wirken weiß. Steppenreiter ist nicht ein Typus, sondern vielmehr ein Mensch, der immer nur in sich wirken kann, wenn er ganz einer Überzeugung folgt, eine Natur, die sich stets bis zum Letzten ausgeben muß, und für die es darum wirklich nur heißen kann: Stirb und werde, noch in einem ganz anderen Sinn, als es für jeden so heißt. Der demokratische Trotz des unkirchlichen Vaters und die vermittelnde Demut der frommen Mutter haben seltsame Spuren in ihm hinterlassen; er kann nur eins sein oder gar nichts sein, kann auch der geliebten Braut zuliebe nicht um einen Schritt von der neu erkannten Wahrheit abweichen — eine durchaus tragische Natur, deren Untergang erschüttert und zugleich befreit, weil wir empfinden, daß sie diesem Leben doch nicht gewachsen ist. Nichts von modernen Kirchenstreitigkeiten, nichts von allem, was uns im letzten Jahr beschäftigt hat, lebt hier, sondern es handelt sich um die immer wiederkehrenden Kämpfe

einer besonders angelegten und groß angelegten, reich begabten Natur mit dem Amt und dem Leben. Beide, der gewählte Beruf und die nicht gewählte Umgebung, erscheinen schuldlos und der Held echt schuldlos-schuldig, wie tragische Helden gemeinhin den in sie gelegten Konflikt erfüllen. Es ist erstaunlich, bis zu welcher Höhe Brausewetter sich emporgearbeitet hat, besonders wenn man dies Werk mit einem früheren, wie etwa „Halbseele", vergleicht. Auch im Äußerlichen ist alles reif und rund, die großstädtische Gesellschaft vorzüglich gegeben mit dem echten Ton des Kenners und ohne daß die Schilderung Selbstzweck wird, weil alles nur der Idee der Dichtung dient. So regt das Werk zu tiefem Nachdenken an und bringt mit der Entwicklung dieses Einen eine Fülle allgemeiner Fragen, Gedanken, Hoffnungen in uns zum Wachen. Und wenn wir jemandem zutrauen möchten, nun auch einmal die kirchlichen und religiösen Zeitkämpfe dichterisch darzustellen, die uns von Tag zu Tag tiefer erfassen, so wäre es Artur Brausewetter, der Verfasser von „Stirb und werde!" Das evangelische Pfarrhaus kann stolz darauf sein, daß neben Heinrich Steinhausen, Richard Weitbrecht, Fritz Philippi, Wilhelm Speck, Diedrich Speckmann, Gustav Frenssen (wobei ich allerdings nicht den Theologen von „Hilligenlei", sondern den Dichter der „Drei Getreuen" und des „Jörn Uhl" meine), daß neben sie nun der Pfarrer außer Diensten Johannes Höffner und der Archidiakonus Artur Brausewetter getreten sind, von denen beiden wir noch vieles zu erwarten berechtigt und willens sind, vieles, was der Dublettenkrankheit so fern steht wie ihre letzten Bücher.

Ich sah den Tod im Traum ...

Von Albert Sergel

Ich sah den Tod im Traum. Ein trotziger Junge,
der auf der Wiese Blumenköpfe mähte
mit schwankem Gertenhieb, erschien er mir.
So eifrig war sein tolles Lustbeginnen,
daß ihm der Sommerhut vom Kopfe flog.
Er achtet's nicht, und unter jedem Hieb,
der pfeifend — schrill die Lüfte scharf durchschnitt,
erzitternd flog und sank ein Blumenhaupt.
Doch um ihn her die Wiese stand in Blumen:
so sehr er auch abmattend sich bemühte,
nur immer neue Kelche sproßten auf
und füllten sich und dufteten und blühten.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Juſtiz

Zweierlei Maß. Daß die Juſtiz nichts taugt, ſondern zum Himmel ſchreit, haben wir ſo oft und aus ſo berufenem Munde gehört, in Zeitungen und Zeitſchriften geleſen, von der Tribüne des Reichstages und ſo manches Einzellandtages vernommen, daß uns ſchließlich nichts anderes mehr übrig bleibt, als es auch zu glauben. Wenn aber ſonſt Selbſterkenntnis der erſte Schritt zur Beſſerung iſt, ſo trifft das hier leider nicht zu, denn wenn wir uns an unſere Kritiker wenden, um aus ihrer Kritik zu lernen, wie wir es beſſer machen ſollen, ſo geraten wir in die größte Verlegenheit. Nicht nur, daß der eine dies, der andere jenes tadelt, das Merkwürdige iſt, daß es immer dieſelben Perſönlichkeiten, Politiker, Zeitungen, überhaupt dieſelben Vertreter der öffentlichen Meinung ſind, die die Rechtspflege kritiſieren und dabei nicht merken, daß ſie heut das Gegenteil von dem preiſen, was ſie geſtern vertreten haben:

Weil die ordentlichen Gerichte weltfremd ſind, und ſich in die Verhältniſſe einzelner Berufsſtände nicht hineinfinden können, brauchen wir Standesgerichte, Gewerbegerichte, Kaufmannsgerichte und vielleicht nächſtens noch einige mehr; dieſelben Leute, die die begeiſtertſten Anhänger dieſer Gerichte ſind, ſind die heftigſten Gegner der älteſten und wichtigſten, der in Wirklichkeit einzig berechtigten Standesgerichte, die wir haben, der Militärgerichte.

Auf der einen Seite tadelt man die formaliſtiſche Kompliziertheit unſeres Rechtsweſens, die es dem Nichtjuriſten ſo ſchwer mache, ſein Recht zu finden, auf der anderen Seite ſchafft man immer neue Sondergerichte mit verwickelten Zuſtändigkeiten und verurſacht damit in unzähligen Prozeſſen unfruchtbare, Zeit und Geld koſtende Streitigkeiten, die nur dadurch entſtehen, daß fraglich iſt, ob das ordentliche Gericht, oder das Gewerbegericht oder das Kaufmannsgericht zuſtändig iſt.

Ein wirkliches Übel, an dem unſere ganze Rechtspflege krankt, iſt die ungeheuerliche Streit- und Prozeßſucht des Deutſchen, der nicht eher ruht, als bis er von ſämtlichen Inſtanzen beſcheinigt bekommen hat, daß er im Unrecht iſt. Wenn aber der Vorſchlag gemacht wird, im Zivilprozeſſe die Berufung gegen die Urteile der Amtsgerichte bei geringfügigen Streitgegenſtänden auszuſchließen, oder die Möglichkeit der Anrufung der dritten Inſtanz, des Reichsgerichts, zu beſchneiden, ſo ſteht die öffentliche Meinung dagegen wie ein Mann auf Aber dieſelbe Zeitung, die mit zu den lauteſten Vertretern dieſer öffentlichen Meinung gehört hat, berichtet unter der höhniſchen Überſchrift „Unſere Juriſten“ und unter allerhand ſpitzigen Bemerkungen darüber, wie viel Zeit die Juriſten (!) doch anſcheinend hätten, über einen Fall zu ſtreiten, in dem jemand durch Einlegung von Rechtsmitteln drei Inſtanzen mit der Frage beſchäftigt, ob der Chauſſeegeldtarif, der von Kraftwagen ſpricht, auch auf Kraftfahrräder anzuwenden ſei und er daher nicht nur 10, ſondern 15 Pfg. Chauſſeegeld zu zahlen habe. Daß es ſich hier um die Rechte des ſonſt ſo ängſtlich in Schutz genommenen Angeklagten handele, hat man anſcheinend überſehen, ebenſo, daß doch nur Juriſten das Recht haben, „weltfremde Formaliſten“ zu ſein, nicht aber die Männer der Preſſe, die ſich hier an die armſeligen 5 Pfennige klammern, ohne danach zu fragen, ob es ſich nicht etwa um einen Mann handelt, der das Kraftfahrrad fortgeſetzt, vielleicht zu geſchäftlichen Zwecken, benutzt und für den es ſich daher um eine grundſätzliche Entſcheidung von ziemlichem Vermögenswert handelt.

Man ſchüttelt den Kopf, wenn der Staatsanwalt eine arme Frau anklagen muß, weil ſie in Not halbverfaultes Brennholz im Werte

von einigen Pfennigen gestohlen hat, wenn aber bei der Reform der Strafprozeßordnung vorgeschlagen wird, der Staatsanwaltschaft zu gestatten, in gewissen besonders leichten Fällen von einer Strafverfolgung Abstand zu nehmen, so bekämpft man es, weil es zur Willkür führe.

Eine stark oppositionelle Wochenschrift berichtet unter verschiedenen ironischen Randbemerkungen über einen Zivilprozeß, der dadurch jahrelang verschleppt worden ist, daß eine Partei immer wieder neue Beweisanträge gestellt hat. Die Zeitungen tadeln es nach gewissen Sensationsprozessen, daß unsere Strafprozeßordnung es einem gewandten Advokaten ermögliche, das Gericht zur Schaubühne zu machen und wochenlang über Dinge verhandeln zu lassen, die mit dem eigentlichen Prozeßstoff wenig oder gar nichts zu tun haben. Wenn aber die Regierung bei einer Reform der Gesetzgebung dafür eintritt, dem Gericht ein gewisses freies Ermessen bei der Bestimmung des Umfanges der Beweisaufnahme einzuräumen, so sind es dieselben Politiker, die verkünden, daß damit das sicherste Bollwerk des — natürlich stets unschuldigen — Angeklagten gegen richterliche Willkür niedergerissen werde.

Wenn in Bonn eine Anzahl Korpsstudenten auf einer Kleinbahn Unfug treiben und schließlich angeklagt werden, weil einige der Teilnehmer den Eisenbahntransport gefährdet hätten, aber sämtlich freigesprochen werden mit der ausdrücklichen Begründung, daß sich nicht habe feststellen lassen, welche von den Angeklagten gerade die Täter gewesen seien, so ist das natürlich ein krasses Beispiel von Klassenjustiz, wenn aber in einem großen Strafprozesse wegen Landfriedenbruches gegen sozialdemokratische Arbeiter dasselbe geschieht, dann ist das nicht etwa Gerechtigkeit, sondern eine Blamage für die Staatsanwaltschaft und ein Fall, der wieder einmal ein grelles Schlaglicht auf unseren Strafprozeß wirft, der nach einer Reform geradezu schreit.

Die meisten Richter taugen nichts, weil sie zu wenig vom praktischen Leben verstehen und weltfremd sind. Ein besonderes Pallaium der Volksfreiheit aber bildet das Schwurgericht, in dem recht oft Leute sitzen, die ihr ganzes Leben in einer kleinen Stadt unter engen Verhältnissen zugebracht haben, ferner Oberlehrer, Professoren, verabschiedete Offiziere usw. und über Dinge entscheiden, zu deren Verständnis ein recht erhebliches Maß von Kenntnissen des kaufmännischen und industriellen Lebens und der modernen Verhältnisse nötig ist. Man rühmt sich, daß man den „kleinen Befähigungsnachweis" geschaffen habe und man kämpft für den „großen", demzufolge niemand auch nur einen Stiefel besohlen darf, wenn er es nicht vorher ordnungsmäßig gelernt und seine Kenntnisse vor einer Prüfungskommission dargelegt hat. Nur zu dem Amte eines Geschworenen, der unter Umständen berufen ist, Menschen zum Tode zu verurteilen, bedarf es keines Studiums, keines Examens und keines Befähigungsnachweises. Um von den rein juristischen Kenntnissen ganz zu schweigen: unsere Strafrichter taugen ja deswegen so wenig, weil sie nur Juristen sind und von moderner Psychologie keine Ahnung haben und daher nicht imstande sind, Zeugenaussagen richtig zu würdigen. Die Geschworenen können es auch ohne solche Vorbildung — allerdings nur, wenn sie den Angeklagten freisprechen; wenn sie einen Unschuldigen verurteilen und dieser, nachdem das arme Opfer jahrelang im Zuchthause gesessen hat, im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochen wird, dann sind an diesem Fehlspruche natürlich nicht die Geschworenen schuld, sondern der Vorsitzende, der durch seine voreingenommene Verhandlungsleitung die Geschworenen verführt hat. Welch blutiger Hohn auf das ganze Schwurgericht in dieser Behauptung liegt, merkt anscheinend niemand.

Als besonders wichtig, und zwar mit Recht, erachtet man, daß die Behörden des modernen Staates an feste gesetzliche Regeln gebunden sind und den Staatsbürger nicht nach willkürlichem Ermessen behandeln dürfen. Als jedoch das preußische Oberverwaltungsgericht sich in einer neueren Entscheidung auf eine noch jetzt gültige Verordnung vom Jahre 1577 stützte, fragte eine sehr weit rechts stehende Zeitung, ob denn diese Herren kein Gefühl dafür hätten, wie lächerlich sie sich durch eine solche Begründung machten.

Als ein Grundpfeiler der Staatsordnung wird die Unabhängigkeit des Richterstandes geschätzt, aber, wohlverstanden, nur die Un-

abhängigkeit nach oben, beileibe nicht etwa nach unten. Ein Richter, der allen Vorgesetzten zum Trotz an seiner Meinung festhält und allen (angeblichen) Beeinflussungsversuchen standhält, ist ein Held. Er ist ein gerader und aufrechter Charakter, der Rückgrat hat und aus jenem zähen Holze geschnitzt ist, das man freilich unter dem heutigen Strebertum nur noch selten findet. Wehe ihm aber, wenn er es wagt, eine Auffassung zu vertreten, die der öffentlichen Meinung unbequem ist. Dann wird er mit Schmutz beworfen, weil er sich in bureaukratischem Dünkel dem lebendigen Rechtsbewußtsein des Volkes entgegenstemmt. Ehrlich gesagt, es gehört unter den heutigen Verhältnissen, bei der Zügellosigkeit einer gewissen Presse und der weitverbreiteten Verlogenheit der politischen Agitation, ein weit größerer Mut dazu, ein Urteil zu fällen, von dem man voraussieht, daß es in der Öffentlichkeit Staub aufwirbeln wird, als einen Spruch zu erlassen, der vielleicht einem Vorgesetzten nicht gefällt. Mit wie verschiedenem Maße gerade auf diesem Gebiete gemessen wird, dafür nur ein Beispiel aus jüngster Zeit: Gelegentlich einer Interpellation über die Handhabung des Reichsvereinsgesetzes tadelt ein Redner eine gewisse Auslegung dieses Gesetzes durch die Gerichte. Der Reichskanzler erklärt hierauf, er halte ebenfalls diese Auslegung nicht für richtig, er sei aber nicht berechtigt, den Gerichten hierüber Anweisungen zu erteilen. Und was geschieht in den Reihen der linken Seite des Hauses, aus der Mitte derselben Herren, die sich sonst mit ebensogroßem Eifer wie ungebetener Beflissenheit als Wahrer der Unabhängigkeit des Richterstandes aufspielen? Man rief dem Reichskanzler zu: „Die Gerichte sollen sich danach richten." Das bedeutet also, daß sie solange unabhängig sein sollen, als ihre Anschauungen der Demokratie wohlgefällig sind, länger nicht. Es macht einen eigenartigen Eindruck, daß ein solcher Zwischenruf aus denselben Reihen stammt, aus denen man so oft der rechten Seite des Hauses höhnisch das Wort entgegengehalten hat: „Und der König absolut, wenn er unseren Willen tut."

Übrigens, damit wenigstens in einer Beziehung Gerechtigkeit herrsche und nicht mit zweierlei, sondern nur mit einerlei Maß gemessen werde, so kommen die Gerichte nicht etwa schlechter weg, als ihre höchste Spitze, die Justizverwaltung. In allen Tonarten singt die öffentliche Meinung das Lied, daß das Examen nicht den Mann macht, daß man sich hüten solle, den Wert einer staatlichen Prüfung zu überschätzen, sondern nur danach fragen solle, wer sich im Berufe als tüchtig bewähre. Das hindert aber nicht, daß man dem preußischen Justizminister einen Vorwurf daraus macht, wenn er Assessoren, die sich in der Praxis nicht bewährt haben, mitteilt, daß sie auf Anstellung nicht zu rechnen hätten. Warum das, was sonst richtig ist, hier auf einmal falsch sein soll, warum es gerade hier erlaubt sein soll, sich eine Pfründe zu ersitzen, darauf ist man uns bisher die Antwort schuldig geblieben. Vermutlich glaubt man auch hier wieder einmal die Unabhängigkeit des Richterstandes gefährdet. Die Herren mögen ruhig schlafen. Wenn es wirklich einmal nötig sein sollte, wozu vorläufig keinerlei Aussicht vorhanden ist, die Unabhängigkeit des Richterstandes gegen Beeinträchtigungen von oben her zu schützen, so werden wir selbst uns unsere Stellung zu wahren wissen.

Die Tagespresse als die berufene Vertreterin der öffentlichen Meinung klagt so oft darüber, daß die Gerichte ihr nicht die nötige Achtung vor ihrer Berufstätigkeit entgegenbringen. Wenn das richtig ist, so ist der Grund dafür nach dem Vorstehenden nicht schwer zu finden. —

Nachwort. Nachdem dieser Aufsatz zum Druck gegeben war, hat im Reichstage die Beratung des Justizetats stattgefunden.

Dabei hat sich ein Abgeordneter in heftigen Anklagen gegen ein Gericht ergangen, das sich von einem Angeklagten eine schriftliche Erklärung hatte ausstellen lassen, wonach er auf Innehaltung der Ladungsfrist verzichtete. Es handelt sich darum, daß nach der Strafprozeßordnung zwischen der Ladung des Angeklagten zur Hauptverhandlung und dieser selbst eine Frist von mindestens einer Woche liegen muß, um dem Angeklagten die Vorbereitung auf die Verhandlung zu ermöglichen, und es ist vielfach üblich, in Untersuchungshaft befindliche Angeklagte, um ihnen diese Haft möglichst

abzukürzen, zu befragen, ob sie auf Innehaltung der Ladungsfrist verzichten. Daraus, daß dies hier geschehen ist, wird die Berechtigung hergeleitet, das Gericht einer Vergewaltigung des Angeklagten zu zeihen. Würde ein Gericht erklären, die Ladungsfrist sei im Gesetz bestimmt und es sei daher unzulässig, dem Angeklagten dadurch entgegenzukommen, daß man sie im Einverständnis mit ihm abkürzt, so würde man über Formalismus schreien; würde ein Gericht sagen, die Ladungsfrist könne zwar abgekürzt werden, aber es sei ja nicht Aufgabe des Gerichts, den Angeklagten hierauf aufmerksam zu machen, wenn er nicht selbst einen dahingehenden Antrag stelle, so würden die Kritiker fragen, ob denn das Gericht kein Verständnis dafür habe, daß ein Laie sich in den formalistischen Fallstricken und Schleichwegen der Strafprozeßordnung nicht zurechtfinden könne.

Landrichter Dr. Riedinger-Beuthen

Schulfragen

Dr. Joh. Friedrich von Schulte: Gegen die Konfessionsschule. Mit besonderer Rücksicht auf Preußen. Emil Roth, Gießen 1912. M. 1.—.

Durch den sächsischen Volksschulgesetzentwurf ist die Frage der Konfessionsschule wieder in den Vordergrund getreten und hat einen alten Kämpfer für religiöse Toleranz, den 85jährigen Ritter von Schulte, den Mitbegründer des Altkatholizismus veranlaßt, sich „vom Standpunkt des gläubigen Christen, des Vaterlandsfreundes" mit aller Schärfe gegen die Konfessionsschule auszusprechen. Konservative evangelischer Orthodoxie und Ultramontane, behauptet Schulte, halten an der Konfessionsschule fest, um die Schule, Lehrer und Schüler in der Hand zu haben. Dies geschehe entgegen dem Gesetze auch bei der evangelischen Geistlichkeit durch die Ortsschulaufsicht und die Kreisschulaufsicht, die überwiegend von evangelischen Geistlichen ausgeübt wird. Übrigens sträuben sich viele evangelische Pfarrer gegen diese Aufsicht, von der sie nur Scherereien haben, während die Lehrer mit ihnen meist besser fahren, als mit Fachleuten. Grundsätzlich bleibt aber die Gefahr vorhanden, daß die Geistlichkeit auch über den Religionsunterricht hinaus einen konfessionell färbenden Einfluß auf die Schulen gewinnt. Das darf auf keinen Fall geschehen, denn es ist die Aufgabe des Staates, „alle künftigen Staatsbürger in demselben patriotischen Geiste heranzubilden" und die Religion darf nicht mehr als die Deutschen trennend behandelt werden. Die Erfahrung aller Länder, in denen die öffentlichen Schulen konfessionslos sind, lehrt, daß die beiden großen Konfessionen dort in besserer Eintracht leben, als bei uns. Der Religionsunterricht ist Sache der einzelnen Religionsgemeinschaften, er muß in konfessionell gemischten Gegenden von den Geistlichen erteilt werden. Im übrigen darf die Religionsgemeinschaft keinen Einfluß auf das Schulwesen ausüben, denn das Schulwesen ist Sache des Staates. Den Widersinn der Konfessionsschule zeigen am deutlichsten die kleinen katholischen Volksschulen von 20 bis 30 Schülern an überwiegend evangelischen Orten; sie belasten Staats- bzw. Gemeindekasse unnötig, die Schüler müssen von der einen Lehrkraft im Einklassensystem unterrichtet werden, während sie ohne irgend jemand Kosten zu bereiten, auf der benachbarten öffentlichen Volksschule im Achtklassensystem viel besser unterrichtet werden könnten und ganz sicher mehr im patriotischen Sinne aufwachsen würden, wenn ihnen nicht von Jugend an die konfessionelle Trennung ad oculos demonstiert würde.

Schulte würzt übrigens seine Ausführungen mit sehr lehrreichen Erinnerungen aus seiner Jugend in der unverblümten, frischen Art, die wir aus seinem Memoirenwerk kennen. Fritz Tychow-Einbeck

Philosophie

Person und Persönlichkeit. Von D. F. Niebergall, Professor an der Universität Heidelberg. Leipzig 1911. Verlag Quelle u. Meyer. 170 S. 8°. Preis geb. 4 M.

Man ist heute gewohnt, das Problem der Persönlichkeit, der Individualität, als ein psychologisches Problem behandelt zu sehen, man bemüht sich meistens, es auf dem Wege psychologischer Untersuchung zu lösen.

Diesen Weg verschmäht Niebergall; er zieht es vor, sein Problem auf eine Art zu lösen, die gerade in unserer Zeit etwas in Mißkredit geraten ist, nämlich durch logisch-meta-

physische Spekulation. Er macht sich daran, auf Grund einer feinfühligen Interpretation des Sprachgebrauches die beiden Begriffe „Person" und „Persönlichkeit" voneinander zu scheiden und jeden für sich bis ins einzelne zu bestimmen, um sie dann in die Stufenfolge der Werte einzureihen, die eine theologisch-dualistische Metaphysik zwischen den beiden Prinzipien „Natur" und „Geist" aufbaut. Letztes Ziel der Untersuchung ist also nicht nur eine Begriffsbestimmung, sondern eine Wertung der „Person" und der „Persönlichkeit" auf Grund einer christlich-theologischen Wertphilosophie.

Die Resultate dieser Untersuchungen, die den ersten Teil des Buches füllen, sollen hier kurz angedeutet werden. Schon „dem Menschen als solchem, wie er aus den Händen der Natur hervorgegangen ist", kommt auf dem Boden der human-christlichen Kultur Wert zu: er ist „Person". Auch als bloßes „Erzeugnis der Natur" hat der Mensch „Eigenrecht" — das Recht zu bestehen und zu leben, „angebornes Menschenrecht" — und „Eigenart", d. h. bestimmte und so nur einmal vorhandene Anlage. Die Person, als „Natur", steht aber nur auf einer Wertstufe zweiten Grades.

Einen Wert ersten Grades dagegen verkörpert die „Persönlichkeit" als eigenartiger Besitz der „höchsten geistigen Werte". Die Person, die Natur, liefert das Eigen; die Persönlichkeit, als Ausfluß und Verkörperung des Geistes, „nimmt dies Eigen als gewollt in sich auf und setzt es in Verbindung mit den höchsten Werten und Idealen des geistigen Lebens", sie ist „die Verklärung der Person".

Diese letzten Gedanken finden ihre besondere Ausführung in einer „Metaphysik der Persönlichkeit", die der Verfasser an den Schluß des ersten Teiles gesetzt hat. Die eigentliche Aufgabe dieser „Metaphysik der Persönlichkeit" ist die, von der Metaphysik die Fäden zu knüpfen, die hinüberführen in das Gebiet der Religion. Er sagt: „Persönlichkeit ist gegründet auf ein höheres Ich. Sie kommt zustande, wenn man sich mit dem Absoluten verbindet oder das Absolute sich herabsenkt in die Person." Eine praktische Wendung erhält diese Metaphysik allerdings sofort, wenn dann Niebergall weiter sagt: „Ich (d. h. wohl die Person) muß mein höheres Ich selbst zu gewinnen, ich muß den Anschluß an mein Ich zu erlangen suchen. Ich muß mich gleichsam erkennen, wie ich von Gott erkannt bin, also wie Gott mich haben will." Auf diese Weise kann man es sehr wohl verstehen, daß Niebergall schließlich behauptet: „Zuletzt ruht alle Rede von Persönlichkeit auf dem Glauben an ein Absolutes."

Nach meiner Überzeugung hätte der Verfasser am Schluß seiner spekulativen Überlegungen diesen Ausspruch nicht tun können, wenn er ihn nach seiner anfänglichen logisch-sprachlichen Begriffsinterpretation einer Nachprüfung unterzogen hätte. Wir sprechen von einer Persönlichkeit auch da, wo augenscheinlich kein solcher Glaube an ein Absolutes im geistigen Sinne vorliegt. Auch ein Materialist kann eine Persönlichkeit sein. So zeigt sich am Schlusse von Niebergalls metaphysischen Betrachtungen klar und deutlich jener Fehler, der einer logisch-spekulativen Methode immer anhaftet: der Forscher erliegt gar zu leicht der Versuchung, bei der Bestimmung eines Begriffes in ihn immer gerade das hineinzulegen und in ihm zum Schluß gerade immer das zu finden, was er darin finden will.

Der zweite, umfangreichere Teil des Niebergallschen Buches zeigt gewissermaßen die praktische Anwendung jener metaphysischen Ideen im Leben. Er soll uns zeigen, wie Person und Persönlichkeit sich entfalten und betätigen, wie sie in einer Reihe von Gebieten des äußeren Lebens wirksam werden sollen. Eine Reihe solcher Gebiete — die Alkoholfrage, das sexuelle Gebiet, die Ehe, die Erziehung, die Religion, die soziale Frage, Politik, Kunst und Dichtung — sollen hier genannt sein, mehr um die Mannigfaltigkeit und den Reichtum des Buches anzudeuten, als um es zu erschöpfen.

Dr. W. Warstat-Altona

Reichsſpiegel

(vom 30. April bis 4. Mai)

Preußiſcher Partikularismus

Die großen nationalen Ideen, die unſer Volk in den ſiebziger Jahren beherrſchten und die Debatten unſeres Reichstages und vieler Landtage auf ein erfreulich hohes Niveau erhoben, beginnen immer mehr zu verblaſſen. Es iſt als ob der Einheitsgedanke ſeine ganze Kraft erſchöpft habe in einer einzigen großen Tat, welche ein Jahrzehnt noch in denen nachwirkte, die mit voller Hingabe an ihr gearbeitet hatten, welche aber, je weiter wir uns zeitlich von ihr entfernen, um ſo weniger unſer politiſches Empfinden und Handeln noch zu beſtimmen vermag. Gewiß, wir haben in der Zwiſchenzeit ein einheitliches bürgerliches Recht geſchaffen, aber auch ſeine Wurzeln ruhen in der Zeit um 1870/71; gewiß, es ſind andere, wenn auch vielfach weniger weitreichende nationale Gedanken verwirklicht worden, aber ſie wurden nicht getragen von breiteren Kreiſen des Volkes, und unſere nationalen Parteien haben ſich in den Parlamenten nicht ſo für ſie eingeſetzt, wie man es hätte erwarten dürfen und wie es früher geſchehen iſt. Auf die mannigfachen politiſchen und wirtſchaftlichen Urſachen dieſer unerfreulichen Erſcheinung iſt in den Grenzboten oft hingewieſen worden. Einen neuen Beweis für ſie boten die Verhandlungen des Reichstages und des preußiſchen Abgeordnetenhauſes, als ihnen die Etats der Eiſenbahnen im Reich und in Preußen Gelegenheit gaben, die wichtige Frage der Vereinheitlichung der deutſchen Eiſenbahnen zu erörtern. Auf der rechten Seite in beiden Häuſern ſatte Zufriedenheit mit dem ausgezeichneten Zuſtand unſeres Eiſenbahnweſens, der die Forderungen des Artikels 41 bis 47 der Reichsverfaſſung weit hinter ſich laſſe; bei den Linksliberalen eine „ſympathiſche Stellung“ zu dem Gedanken der Vereinheitlichung. Außer bei einem Vertreter der Nationalliberalen im Reichstag, der als das zu erſtrebende Ziel der Entwicklung die volle Eiſenbahngemeinſchaft auf föderativer Grundlage hinſtellte, nirgends Wärme und freudige Zuſtimmung zu einem Gedanken, der zum mindeſten ernſteſter Überlegung und Prüfung bedürfte. Und die Regierungen? In Preußen iſt man aus leicht erklärlichen Gründen entſchiedener Gegner des Gedankens. Und der Herr Präſident des Reichseiſenbahnamtes hat nicht viel mehr als ſein „Intereſſe“ bekundet und die Möglichkeit, daß eine weitergehende Vereinheitlichung der Bahnen möglich ſei, zugegeben. Aber ſelbſt dieſe äußerſt vorſichtige Haltung brachte ihm im Abgeordnetenhauſe eine Rüge von konſer-

vativer Seite ein, die gegen ihn den preußischen Herrn Finanzminister ausspielte, der ebenso wie sein Herr Kollege im Eisenbahnministerium die Meinung hegt, daß unsere Eisenbahnorganisation ausgezeichnet ist.

Es ist ein Trost, daß schon mehr als einmal unitarische Bestrebungen sich trotz des Widerstandes der Konservativen durchgesetzt haben. Auch die Vereinheitlichung der Eisenbahnen wird sich durchsetzen, wenn auch aus keinem anderen Grunde als dem der wirtschaftlichen Notwendigkeit, die heute namentlich in Süddeutschland lebhaft empfunden wird. Daß nur ein dorniger Weg zu dem gewünschten Ziele führt ist unbedingt zuzugeben, da staatsrechtliche und finanzielle Hindernisse zu beseitigen sind. Das größte Hindernis liegt jedoch einstweilen noch in dem entschiedenen Widerspruche Preußens, das um die Einnahmen aus seinen Eisenbahnen besorgt ist. Sobald man in Preußen anderen Sinnes wird, ist der Weg frei. Preußens Stellung ist verständlich; aber nicht zu billigen ist, daß der preußische Partikularismus nicht den Mut zu einer öffentlichen und rein staatlichen Erörterung der Frage findet. Die Initiative zur Einberufung einer Sachverständigenkonferenz, die völlig unabhängig und objektiv die Möglichkeit einer Eisenbahngemeinschaft auf föderativer Grundlage prüft, ist das wenigste, was von Preußen erwartet werden könnte. Das Ergebnis der Konferenz und die sich aus ihm ergebenden Konsequenzen könnten dann in Ruhe abgewartet werden.

Monzambano

Mr. Roosevelts Wandlungen

Schon vor einem Vierteljahrhundert hat die republikanische Partei der Vereinigten Staaten von Nordamerika erkannt, daß die Trusts die kleineren freien Unternehmer zu verschlingen und in allen Industriezweigen Privatmonopole zu errichten drohten. Sie hat damals das Shermansche Antitrustgesetz erlassen, das noch heute maßgebend ist, das jedoch nichts anderes darstellt als eine Kulisse zur Täuschung über den wahren Sachverhalt. Fünfundzwanzig Jahre hindurch hat sich das Trustwesen ungehindert entfalten können; das Shermansche Gesetz hat ihm bei seiner ungeheuren Entwicklung nicht im Wege stehen können. Dabei hat die republikanische Partei aber niemals offen auf seiten der Trusts gestanden; wenn sie das getan hätte, wären ihr große Wählerscharen untreu geworden. Sie hat mit den Demokraten um die Wette gescholten, aber sie hat sich mit peinlichster Sorgfalt gehütet, dasjenige Mittel gegen sie anzuwenden, das allein Erfolg versprochen hätte: die Zulassung billiger europäischer Waren zu niedrigen Zöllen, womit den Trusts die Aufrechterhaltung ihrer Monopolpreise unmöglich gemacht wäre. Statt dessen hat sie sich auf den Erlaß von Strafgesetzen beschränkt, die nicht angewendet werden, wie das gegen die Gewährung und Annahme geheimer Frachtrabatte der Eisenbahnen, auf Grund dessen der Petroleumtrust zu der ungeheuerlichen, im Wege des Kompetenzkonflikts jedoch ausgewischten Strafe von 29 Millionen Dollars verurteilt wurde.

Roosevelt selbst ist das Bild der Zweideutigkeit gegen die Trusts. Er hat Reden gegen sie gehalten mit beispiellosen Kraftstellen. Sie seien schlimmer als Straßenräuber, als bezahlte Rowdies und Zuhälter. Damit schien er der große Vorkämpfer in einem wirklich weltgeschichtlich zu nennenden Unternehmen werden zu wollen: in der Verteidigung der Gewerbefreiheit und des Kleinunternehmertums gegen das Milliardenkapital. Natürlich wurde er der Gottseibeiuns der Rockefeller, Morgan, Harriman, Carnegie und des ganzen Trosses kleinerer Größen, die sich diesen angeschlossen haben, sowie ihres Einflusses. Roosevelt spielte als Präsident auch mehrmals mit dem Gedanken einer Ermäßigung der Eingangszölle. Als es aber zum Klappen kam, als man sich der Wahl von 1908 näherte, zog er sein ungestümes Rößlein wieder in den Stall. Die Trusts und ihr ganzer hochschutzzöllnerischer Anhang drohten der Partei alle Beiträge zu entziehen, wenn sie Roosevelt als Präsidentschaftskandidaten aufstelle; ja sie werde sich nicht scheuen, einen Gegenkandidaten aufzustellen. Roosevelt hielt es doch nicht für ratsam, diesen Drohungen zu trotzen; er ließ den Zollreformgedanken fallen, erklärte sich mit den schärfsten Worten gegen eine nochmalige Kandidatur, überhaupt gegen die dritte Bekleidung der Präsidentenwürde durch dieselbe Persönlichkeit. Vielmehr wandte er seinen ganzen beträchtlichen Einfluß zugunsten des jetzigen Präsidenten Taft auf, den die Trusts aufgestellt hatten, und der denn auch gewählt wurde.

Diese ziemlich klaren Verhältnisse haben sich in mehr als einer Beziehung gründlich gewandelt. Die Dinge sind einen ziemlich unerwarteten Gang gegangen. Der neue Kongreß hatte die versprochene Reform des Zolltarifs ausgeführt; aber während man nach dem Programm der republikanischen Partei annehmen mußte, daß diese gewisse Übertreibungen der Schutzzölle beschneiden werde, erhöhte man sie noch. Präsident Taft irrte sich so sehr in der Volksstimmung, daß er auf seiner ersten Rundreise durch den Westen Lobgesänge auf den Tarif anstimmte, jedoch in seiner eigenen Partei einen rasch wachsenden Widerstand antraf. Immer deutlicher bildete sich ein neuer Parteiflügel heraus, die „Insurgenten", die den „Korrekten" entgegentraten und dem Riesenkapitalismus Feindschaft schworen. Davon lernte Präsident Taft; klug schrieb er sich hinters Ohr, daß eine neue Zeit anbreche. Gerade schickte der Riesenkapitalismus sich an, einen neuen Fischzug zu tun. Die Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten sind sämtlich private Aktienunternehmen; diese taten sich im Frühjahr 1910 zusammen, um die Frachten und Fahrgelder ansehnlich zu erhöhen, wogegen sich namentlich die westlichen Staaten aufs schärfste wandten, denn für Reisen von Personen und Waren (z. B. Getreide) kommen für sie sehr lange Strecken in Betracht. Da war es nun Präsident Taft, der in wirksamster Weise ein Gesetz durchbringen half, das der bisher ziemlich machtlosen Interstate-Commerce-Commission das Recht gab, das Inkrafttreten solcher Tariferhöhungen zu verbieten, bis sie durch einen weitläufigen und unsicheren Gerichtsspruch bestätigt seien. Damit fielen die verhaßten Erhöhungen; es war ein großer

Erfolg für Taft. Es blieb der einzige, denn der zollpolitische Gegenseitigkeitsvertrag mit Kanada wurde durch die Neuwahl des kanadischen Parlaments unmöglich, und der Schiedsvertrag mit England scheiterte daran, daß der Senat auf vollster Erhaltung seines Mitbestimmungsrechts beharrte.

Roosevelt wollte nach der Rückkehr von seinem Jagdausflug nach Afrika und der Reise durch Europa anfänglich dem politischen Treiben fern bleiben, geriet aber bald hinein. Er schloß sich den erwähnten „Insurgenten" der republikanischen Partei an, und zwar bot sich gerade damals eine aufregende Veranlassung dar. Es kam an den Tag, daß der Minister des Innern, Ballinger, einem New Yorker Kapitaltrust riesigen Grundbesitz in Alaska, Wälder und Bergwerke, um einen Spottpreis in die Hände gespielt hatte. Der Fall Ballinger-Pinchot hielt monatelang die öffentliche Aufmerksamkeit gefangen und endigte mit dem Rücktritt Ballingers. Roosevelt vertrat mit den besten, unantastbarsten Gründen die Ansicht, daß der Staat, also der Staatenbund, an Grundbesitz und Bodenschätzen festhalten solle, was ihm gehöre, und nichts mehr an Privatkäufer verschleudern solle.

Mittlerweile war aber Taft durch den Erfolg mit dem Vorgehen gegen die Eisenbahnen immer mehr in Gegnerschaft gegen die Trusts geraten und immer mehr ein Vertreter derjenigen Grundsätze geworden, an denen Roosevelt 1908 gescheitert war. Die Trusts erwiderten seine Angriffe, er aber rechnete wohl auf den weitverbreiteten Haß gegen sie. Da begab sich das Wunderbare, daß Roosevelt sie in Schutz nahm. Also beiderseits eine vollständige Verschiebung des Standpunkts. Roosevelt erklärte, auch die größten „Organisationen" hätten einen Anspruch auf Geltendmachung ihres Strebens nach freiestem Gewerbebetrieb. Nicht unmöglich machen solle man die Trusts, man solle sie nur unter obrigkeitliche Aufsicht stellen, damit ihre Geschäfte zum Nutzen des Gemeinwesens geführt würden. Das heißt denn doch eine Elle aus Kautschuk zum Messen benutzen! Ist es denkbar, durch Gesetze, so daß Richter darnach urteilen können, festzustellen, worin der Nutzen des Gemeinwesens aus dem Betriebe eines Riesengeschäfts wie des Petroleum- oder des Tabaktrusts besteht? Das heißt doch vollends, entweder dem Staat gänzlich unbrauchbare Waffen in die Hand stecken oder das wirtschaftliche Leben im allgemeinen seiner Willkür unterstellen. Schon der exakten Aufsichtsführung einer europäischen, z. B. einer deutschen Staatsbehörde wäre damit eine unlösbare Aufgabe gestellt, bei einer amerikanischen würde vollends wieder das eintreten, was so oft vom dortigen Gerichtswesen gesagt wird, daß der Reichtum mit vier Pferden durch alle Gesetze hindurchfährt. Und das soll ein reformatorischer Akt sein!

Den Trusts konnte dieser 1908 noch heftig zurückgewiesene Gedanke angesichts der festen Haltung Tafts gar nicht unangenehm sein; sie mußten wissen, daß ihnen davon keine ernstliche Unbequemlichkeit drohte. Sie näherten sich also Roosevelt und es schien, als ob er als ihr Pferd das große Rennen um die Präsidentschaftskandidatur durchmachen solle.

Aber es kam wieder ganz anders. Roosevelt suchte krampfhaft nach einem durchschlagenden Wahlspruch für die Massen. Nachdem er sich der Werbung mit dem Kampf gegen die Trusts begeben, bedurfte er eines solchen mehr als je. Doch ging er nun so weit, wie es kein Mensch für möglich gehalten hätte. Er sprach sich für die Abberufbarkeit der Beamten, einschließlich der Richter, durch das „Volk", d. h. durch einen Beschluß der Wählerschaft aus. Vor dem Urteil unbefangener, aber politisch durchgebildeter Leute mußte das dem Faß den Boden ausschlagen, namentlich mußte das den Urheber dieses Gedankens bei allen konservativen Kreisen unmöglich machen. Es sei hier bemerkt, daß die Vereinigten Staaten nach England das erste Land gewesen sind, das die uns heute selbstverständlich erscheinende Unabhängigkeit des Richters durchgeführt hat.

Die Verteidiger Roosevelts gingen von der Annahme aus, daß er die ihm zugeschriebenen Absichten gar nicht haben könne. Aber die Gegner beriefen sich auf seine klaren Worte in der Rede zu Osawatomie und auf Artikel im Outlook, die noch radikaler gehalten waren. Roosevelt selber sprach kein Wort, um das Gesagte richtig zu stellen; es ist daher nicht daran zu zweifeln, daß er sich mit seinem Vorschlag an den im Westen vielverbreiteten, aber auch im Osten sehr häufig vorkommenden Radikalismus hat wenden wollen. Man sagt, daß die Einwanderer des letzten Jahrzehnts, unter denen Ost- und Südeuropäer vorwiegen, seine Ansichten begünstigen. Und diesen Neulingen — vier Jahre nach der Einwanderung erlangt jeder Unbescholtene das Wahlrecht — will Roosevelt eine derart heikle Entscheidung überweisen!

Präsident Taft hat offenbar damit einen Trumpf in die Hand bekommen, den er auszunutzen sucht. Er tritt für die Verfassung ein und bezeichnet die Abberufbarkeit der Richter als Heraufbeschwörung eines Zeitalters nichtiger Anarchie (bubbling anarchy, d. h. buchstäblich: Wasserblasen aufsprudelnder Anarchie). „Die Reformen mögen möglichst von Grund aus unternommen werden, möge das Volk lernen, ehrenwerte Männer zu Abgeordneten zu erwählen; möge es sich zunächst an der Gemeindepolitik hinreichend beteiligen, um die Lenkung der Angelegenheiten durch bosses (Vereinsgewaltige) unmöglich zu machen. Die Selbstsucht der einzelnen, dies zu ausschließliche Bemühen um das Goldmachen, ist die Wurzel allen Übels gewesen. Möge das Volk solche Vertreter wählen, die die guten Seiten des parlamentarischen Wesens erkennen lassen."

Allem Anschein nach sind Roosevelts Aussichten sehr verdüstert. Er hat zwar in den Vorwahlen für die entscheidende Hauptversammlung der republikanischen Partei einige Weststaaten mit geringer Wahlmacht gewonnen, aber im Nordosten anscheinend allen Boden verloren. Der Staat New York, der mächtigste von allen, hat in allen Bezirken, wo der Gegensatz Taft-Roosevelt entschied, Anhänger Tafts gewählt. Danach sollte man annehmen, daß dieser zum Parteikandidaten erkoren werde.

Ob er aber in der eigentlichen Präsidentenwahl im November den Sieg erringt, das ist eine völlig andere Sache. Der eigentliche Gegner ist dann

immer noch die demokratische Partei, die natürlich alles aufbieten wird, um aus dem Fehler der Republikaner, ihrem Zwiespalt, Vorteil zu ziehen. Stellen diese Roosevelt auf, dann wird sie die Arme ausbreiten, um die „Konservativen" aufzunehmen, wogegen sie auf den Zuzug der Radikalen des Westens hofft, wenn Taft wieder kandidiert. An Kandidaten hat sie eher zu viel als zu wenig; die Gefahr ist, daß keiner so recht über den anderen hervorragt, doch wird man ihrer möglicherweise in vertrauten Ausschüssen Herr. Es ist aber sogar die Rede davon, daß Bryan, der radikalste von allen, zum viertenmal auf den Schild erhoben werden solle. Dann ist freilich alles möglich.

An dem Ausfall ist Europa sehr lebhaft interessiert. Von ihm wird es abhängen, ob der Imperialismus noch straffer angezogen werden soll, ob namentlich die wirtschaftliche Vormundschaft über andere amerikanische Staaten, die der Staatssekretär Knox zurzeit in Mittelamerika aufzurichten sucht, zustande kommen wird oder nicht. Auch handelspolitische Folgen können sich einstellen. Dann aber dürfte sich namentlich entscheiden, wie sich die große Republik zu der Allmacht der New Yorker Plutokratie stellen wird. Hier liegt eine Aufgabe, die in Amerika brennender ist als irgendwo. E. F.

Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Einen besonders aromatischen Bohnenkaffee

tadellos geröstet liefere ich zum Vorzugspreise von **nur 148** Pfennig pro Pfund. Dieser Röst-Bohnenkaffee ist den Liebhabern einer reinen Tasse Kaffee gewidmet und wird (dafür bürgt schon meine grosse Sachkenntnis in Kaffee) sicher überall gefallen. — Verlangen Sie ein Postkolli franko unter Garantie der Zurücknahme.

Gustav Westphal, Altona-Hamburg
Kleine Gärtnerstr. 100-108.

Eine deutſche katholiſche Kirche?

Von B. von Poellnitz-Weimar

e mehr heutzutage die Gegenſätze zwiſchen Glauben und Freireligiöſität oder Unglauben ſich zuſpitzen, und die gläubigen Elemente daher beſtrebt ſind, ſich zu gemeinſamem Kampf zuſammenzuſchließen, je mehr auch im politiſchen Leben die Notwendigkeit erkannt wird, alle bürgerlichen Elemente zur Abwehr der Sozialdemokratie zu einen, deſto öfter begegnet man der Erörterung der Frage, auf welche Weiſe man die katholiſche Bevölkerung der evangeliſchen näher bringen und wie man dem Katholizismus das „Politiſch-Gefährliche“, das ihm nun einmal nach landläufigen Anſichten der meiſten Proteſtanten innewohnt, nehmen könnte. Hierbei hat von jeher der Wunſch, eine ſelbſtändige, von Rom unabhängige katholiſche Kirche zu ſchaffen, eine große Rolle geſpielt. Auch jüngſt iſt dieſer Gedanke wieder in den Grenzboten behandelt worden. Ich möchte dieſe Erörterungen und die ganze Frage, der ſie dienen ſollen, von katholiſcher Seite aus einer kurzen Würdigung unterziehen. Nicht als ob ich für Katholiken ſchreiben wollte — für dieſe ſteht die Frage der von Rom losgelöſten, deutſchen katholiſchen Kirche längſt feſt — ſondern in dem ausgeſprochenen Wunſche, den nichtkatholiſchen Leſern durch Erörterung der tatſächlichen Verhältniſſe und unſerer Stellungnahme zu dieſen unſeren Standpunkt näher zu bringen und bei ihnen Verſtändnis für denſelben zu wecken.

Es muß zunächſt zugegeben werden, daß es vom evangeliſchen Standpunkte aus ſehr verlockend erſcheint, den Gedanken einer deutſchen katholiſchen Kirche, die vom Papſte unabhängig wäre, immer wieder aufs neue in Gang zu bringen. Eine ſolche Kirche würde ja dann des Hauptgegenſatzpunktes entbehren, ſie käme für den gelegentlich immer wieder einmal ertönenden Schlachtruf „Hie Wittenberg, hie Rom“ nicht in Frage, der „Stein des Anſtoßes“ wäre fortgeräumt. Mit einer ſolchen Kirche könnte man ſich ebenſo leicht vertragen, wie es gelungen iſt, mehrfach die ſcharfen Gegenſätze zwiſchen lutheriſch und reformiert

auszugleichen oder zeitlich wie örtlich in den Hintergrund treten zu lassen. Es ist auch begreiflich und sozusagen entschuldbar, wenn man das Scheitern aller bisherigen Versuche, eine solche deutsche katholische Kirche zu gründen, an sich noch nicht als Beweis für die Undurchführbarkeit des Gedankens gelten lassen will. Wenn aber der Herr Verfasser des erwähnten Artikels der Grenzboten meint, es sei die Sache bisher nur noch nicht richtig angefaßt worden, die Bewegung dürfe nicht vom Staate ausgehen, sondern müsse aus der Reihe der Katholiken selbst heraus begonnen werden, so muß man doch darauf aufmerksam machen, daß gerade das, was er hier verlangt, auf die altkatholische Bewegung der siebziger Jahre zutrifft. Sie ist aus den Kreisen der Katholiken heraus entsprungen. Nie standen außerdem die Chancen für die Abtrennung der deutschen Katholiken von Rom, für die Ausführung dieses Gedankens günstiger als damals. Und trotzdem mißglückte die Bewegung. Denn, daß sie mißglückt ist, darüber täuschen die Altkatholiken, die noch vorhanden sind, niemand, im eigensten Innern wohl sich selbst nicht hinweg. Das sollte zu denken geben. Man sollte der Frage näher treten, ob es wirklich bloß Zufall, bloß die Einwirkung äußerer Umstände war, welche die Bewegung mißlingen ließ. Oder liegt nicht vielmehr der Grund des Scheiterns in der Sache selbst? Und in der Tat, wenn man der Frage etwas näher tritt, wird man zu der Überzeugung kommen, daß solche Versuche scheitern müssen, weil sie an innerer Inkonsequenz leiden.

Es kommen hier zwei Grundprinzipien der katholischen Kirche in Frage, die so sehr mit dem Wesen der katholischen Kirche verwachsen sind, daß man sie schlechterdings von ihr nicht trennen kann. Das eine ist das der Universalität, das andere das der Autorität von oben. Die katholische Kirche ist ihrer ganzen Verfassung, ihrer ganzen Geschichte nach eine Weltkirche und eine hierarchisch organisierte Kirche. Sie ist dies ihrer Auffassung nach auf Grund der Organisation, die Christus selbst einst seiner Kirche gegeben hat. Die Richtigkeit dieser Auffassung mag man von nichtkatholischer Seite bestreiten, die Tatsache, daß sie besteht, muß aber allgemein zugegeben werden. Man muß also im vorliegenden Fall mit ihr rechnen, wenn man nicht Luftschlösser bauen will.

Aus dem Weltkirchenstandpunkt folgt, daß man katholischerseits nie unabhängige Landeskirchen wird gründen können, sondern daß, wenn eine Gliederung nach Ländern eintritt, dies immer nur in der Art geschehen kann, daß man die Bistümer eines Landes organisatorisch zusammenfaßt, diese Gesamtorganisation aber wieder dem Papste unterstellt. Die Länder würden also in kirchlicher Hinsicht Provinzen der Weltkirche sein. Es ist ausgeschlossen, daß die katholische Kirche den deutschen Verhältnissen zuliebe von ihrem Weltkirchen-Standpunkt abgehen sollte. Sie würde sich selbst aufgeben. Es bliebe also nur übrig, die Bildung der unabhängigen deutschen Kirche im Gegensatz zu den kirchlichen Autoritäten zu bewerkstelligen, wie es die Altkatholiken versucht haben. Hier tritt aber sofort hemmend der zweite oben erwähnte Grundsatz in Geltung, daß die Unterordnung unter die Hierarchie der Kirche das wesentliche Kennzeichen

des Katholizismus ist. Auf der Autorisation des Papstes beruht nach katholischer Lehre jede Ausübung der geistlichen Funktionen innerhalb der Kirche. Priester und Gläubige, die sich von dieser Autorität emanzipieren, hören damit auf, katholisch zu sein. Man muß sich durch die Ausdrücke „deutsch-katholisch" oder „altkatholisch" nicht täuschen lassen. Das sind Usurpationen, die logisch nicht haltbar sind. Die Trennung von Rom bedeutet die Aufgabe des Prinzips, daß die kirchliche Autorität kraft göttlicher Einrichtung in der Kirche zu befehlen hat, und damit die Aufgabe des katholischen Grundprinzips, das gerade einen der Hauptunterschiede zwischen katholischer und protestantischer Kirchenauffassung ausmacht.

Die Altkatholiken gehören logischerweise zu den Protestanten. Sie sind nur dogmatisch noch nicht so freiheitlich entwickelt wie diese. Diese Entwicklung kann aber eintreten und wird es vermutlich auch tun. Es steht ihr jedenfalls kein Hindernis mehr im Wege, wenn man erst durch Trennung von dem katholischerseits als höchste kirchliche Autorität geltenden Papsttum das Autoritätsprinzip selbst durchbrochen hat.

Wie sehr man auch die Frage hin und her wenden mag, man kommt um die Alternative nicht herum: „entweder unter päpstlicher Autorität und Führung oder nicht mehr katholisch." Auch die griechisch-katholische Kirche kann im vorliegenden Falle als Beispiel für eine andere Möglichkeit nicht herangezogen werden. Denn diese negiert keineswegs das kirchliche Autoritätsprinzip, wie es eine deutsche katholische Kirche tun müßte, die sich in Unabhängigkeit vom Papste gründen wollte.

Man kann also, das geht aus dem Gesagten hervor, nicht zugleich dem Katholizismus in Deutschland die Existenzberechtigung zugestehen und verlangen, daß er sich von Rom loslösen soll. Da man aber die Existenzberechtigung den deutschen Katholiken doch wohl beim besten Willen nicht bestreiten kann, so wird man sich eben mit der kirchlichen Abhängigkeit eines Teiles des deutschen Volkes von Rom abfinden müssen, ganz abgesehen von den Wünschen, die man in dieser Beziehung hat.

Birgt nun diese kirchliche Abhängigkeit der Katholiken von Rom wirklich die politischen Gefahren in sich, die ihr gemeinhin von nichtkatholischer Seite zugeschrieben werden? Man dürfe es nicht dulden, so sagt man, daß Deutsche von einer außerdeutschen Macht Befehle empfingen. Schon Bismarck hat geäußert, daß diese Auffassung der Dinge nicht korrekt sei. In der Sitzung des Preußischen Abgeordnetenhauses vom 21. April 1887 sagte er: „Wenn er (der Abgeordnete Richter) den Papst als Ausländer bezeichnet, so mag er das als Protestant tun, aber, wenn ich Katholik wäre, glaube ich nicht, daß ich die Institution des Papsttums als eine ausländische betrachten würde, und von meinem paritätischen Standpunkt, den ich als Vertreter der Regierung innehalten muß, gebe ich das zu, daß das Papsttum eine nicht bloß ausländische, eine nicht bloß weltallgemeine, sondern weil sie eine weltallgemeine ist, auch eine deutsche Institution für die deutschen Katholiken ist." In der Tat bringt die weltallgemeine Stellung des Papstes, wie Bismarck sie bezeichnete, es mit

sich, daß er sich nie als Vertreter eines bestimmten Staates fühlen kann, wenn auch naturgemäß — das ist menschlich — die Empfindungen des Volkes, aus dem er hervorgegangen ist, ihm am nächsten liegen werden. Aber je mehr er in seine Stellung hineinwächst, desto mehr werden die allgemeinkirchlichen Erwägungen in den Vordergrund treten. Er hat ja gar keine Veranlassung, die Interessen eines Staates besonders zu fördern, wohl aber die dringendste, sich mit den Regierungen aller der Staaten, in denen Gläubige seiner Kirche leben, in gutem Einvernehmen sich zu befinden. Es liegt wirklich gar kein Grund vor, seinen Einfluß als einen die nationale Wirksamkeit der Katholiken schädigenden einzuschätzen. Gewiß, er hat die Interessen seiner Kirche zu vertreten und kann dadurch auch in Gegensatz zur jeweiligen Regierung geraten. Aber würde eine vom Papste unabhängige deutsche katholische Kirche, wenn man sich eine solche denken könnte, in anderer Lage sein? Die Gefährlichkeit, die man den päpstlichen Einflüssen als etwas Selbstverständliches zuzuschreiben sich vielerseits gewöhnt hat, besteht tatsächlich nur in den Vorurteilen derjenigen, die in der irrigen Auffassung leben, Deutschland sei ein protestantisches Land, wir besäßen ein „protestantisches Kaisertum" usw., es müsse also alles Antiprotestantische auch antideutsch sein und daher bekämpft werden. Dem ist aber doch nicht so. Deutschland ist nun einmal konfessionell in zwei Teile geteilt. Jedem der beiden muß sein Recht werden. Je ernster und unparteiischer dieser Grundsatz durchgeführt wird, desto mehr werden die schädlichen politischen und sozialen Wirkungen der nun einmal vorhandenen Glaubensspaltung paralysiert. Je weniger rechtmäßigen Grund zum Klagen man den Katholiken gibt, desto mehr wird man auch die Macht des Zentrums schwächen, eine Macht, welche, das läßt sich nicht leugnen, mehrfach nicht in nationalem Sinne Verwendung gefunden hat. Denn diese Macht besteht abgesehen von dem Einfluß, den die Partei sich durch ihre soziale Tätigkeit besonders beim niederen Volke gesichert hat, im wesentlichen auf der Anschauung, daß alle und jede Freiheit, welche die katholische Kirche in Deutschland besitzt, der Regierung und den Parlamenten durch das Zentrum abgerungen worden sei, und daß, wenn das Zentrum lahmgelegt würde, das katholische Volk und die katholische Kirche schutzlos den Angriffen der Gegenpartei ausgesetzt wären.

Wir Katholiken dürfen anderseits nicht vergessen, daß wir in einem paritätischen und nicht in einem katholischen Staate leben, daß wir also auch auf den nichtkatholischen Bevölkerungsteil Rücksicht zu nehmen haben, um so mehr, als wir nur dann auch für uns Rücksicht verlangen können. Wir können nicht beanspruchen, daß in Deutschland die katholischen Anschauungen die maßgebenden seien, ebensowenig, wie wir dies den evangelischen zugestehen. Ein auf gegenseitige Rücksichtnahme, Achtung der beiderseitigen Überzeugungen und Voraussetzung nationalen Bestwollens auf beiden Seiten begründeter modus vivendi ist für Deutschland das einzig Mögliche.

Englands Achillesferſe

Von Hugo Bartels

Viele Jahrzehnte lang haben die Briten als Muſter politiſchen Verſtändniſſes gegolten. Gewiß haben die führenden Schichten des britiſchen Volkes ein hohes, bei uns unerreichtes und, unſeren verſchiedenen Verhältniſſen entſprechend, unerreichbares Maß politiſcher Schulung. Aber dieſe Schulung, ſo nützlich ſie iſt, kann doch nur die taktiſche Seite politiſcher Betätigung betreffen. Wirkliches politiſches Verſtändnis erfordert einen Staatsmann und wirkliche Staatsmänner, die die Aufgaben ihrer Zeit klar zu erkennen vermögen, ſind überall und zu allen Zeiten dünn geſät. England macht darin keine Ausnahme und die großen Erfolge, die es in der Welt gehabt hat, ergaben ſich auch zum Teil aus der Gunſt ſeiner Lage und der Gunſt der allgemeinen Verhältniſſe.

An großen, die Sinne blendenden Schlagworten fehlt es auf der britiſchen Inſel nicht. Wenn man den Konſervativen oder — wie ſie ſich mit Vorliebe nennen — Unioniſten glauben will, ſo müßte für das geſamte britiſche Weltreich, England eingeſchloſſen, eine herrliche Zeit anbrechen, wollten ſie die Regierung übernehmen. Ein Schutzzollſyſtem ſoll ihnen ermöglichen, alle Kolonien mit dem Mutterlande zu einem Zollverein, zu einem einheitlichen Wirtſchaftsgebiete zuſammenzuſchließen, das für Großbritannien ſelbſt den Vorzug haben würde, der Arbeitloſigkeit abzuhelfen, die Einfuhr fremder Erzeugniſſe zu beſchränken und obendrein Geld in den Staatsſäckel zu bringen, ohne das Leben zu verteuern; der Ausländer würde die Einfuhrzölle bezahlen.

An Verheißungen alſo iſt kein Mangel, und ſelbſt wenn man allen Wahlköder abrechnet, bleibt noch genug übrig, um dem Briten den Mund wäſſrig zu machen. Wenn man aber die Unterlagen des Planes, die Art ſeiner möglichen Ausführung und die vorausſichtliche Wirkung näher betrachtet, erheben ſich ſo große Bedenken, daß man zweifeln muß, ob denn in der Partei, die den Schutzzoll befürwortet, wirklich ſtaatsmänniſche Fähigkeit zu finden iſt. Immer und immer wieder wird das Beiſpiel Deutſchlands herangezogen, das durch den Zollverein und ſeine Schutzzölle aufgeblüht ſei. Doch nirgends wird die Frage aufgeworfen, ob denn die Verhältniſſe überhaupt vergleichbar ſeien, ob ein über

alle Breiten und Himmelsstriche sich erstreckendes Kolonialreich wie das britische nach derselben Weise behandelt werden könne wie die nur durch künstliche Grenzen getrennten, doch denselben Wirtschaftsbedingungen unterworfenen Staaten, die im Deutschen Reiche zusammengefaßt sind. Ebensowenig untersucht man ob die sonstigen Verhältnisse des Erwerbslebens so gleichartig sind, daß ähnliche Mittel auch ähnlich wirken müssen.

Der imperialistische Gedanke des allbritischen Zollvereins soll hier nicht weiter verfolgt werden, unsere Erörterung soll sich vielmehr auf die Wirkung der geforderten Zollreform auf Großbritannien beschränken. Als Joseph Chamberlain zuerst die Fahne des Schutzzolls erhob, war nur die Rede vom Schutze der Industrie gegen die angebliche Überflutung mit fremden Erzeugnissen, die dem britischen Arbeiter das Brot entzöge, während die Fremden britische Waren von ihrem Markte fernhielten. Ob die britische Industrie wirklich so schutzbedürftig ist, könnte füglich bezweifelt werden angesichts der großen Ausfuhr, die gerade seit Chamberlains Angstruf mächtig gestiegen ist, anstatt zurückzugehen. Großbritannien ist immer noch allen anderen Ländern in der Gütererzeugung überlegen und ein Ausschluß britischer Waren ist jedenfalls für das Deutsche Reich nicht nachzuweisen. Je wohlhabender Deutschland wird, um so mehr schwillt sein Verbrauch britischer Erzeugnisse an. Als Entgelt führt es natürlich deutsche Waren nach Großbritannien aus; denn umsonst gibt auch der Brite nichts her und im Grunde ist aller Handel doch nur Güteraustausch, um nicht zu sagen Tauschhandel. Als unmittelbarer Kunde Großbritanniens steht Deutschland an zweiter Stelle, übertroffen nur von Indien; bei Berücksichtigung der über die Niederlande und Belgien kommenden Einfuhr läßt es aber auch Indien hinter sich.

Nun, die Frage, ob die britische Industrie schutzbedürftig ist, haben die Briten allein zu entscheiden. Damals hatte Chamberlain sich ausdrücklich gegen die Absicht verwahrt, Zölle auch auf Lebensmittel zu legen, ohne deren Masseneinfuhr das britische Volk verhungern müßte. Nicht weniger als fünf Sechstel aller Lebensmittel müssen von außen kommen. Aus diesem Grunde erklärt sich auch die Sorge, die den Briten befällt bei dem bloßen Gedanken, eine andere Macht könnte zur See mächtig genug sein, die regelmäßige Zufuhr abzuschneiden, oder auch nur auf kurze Zeit zu stören.

Wenn ein Zweig der britischen Wirtschaft schutzbedürftig ist, so ist es der Landbau, der schon lange seine Aufgabe nicht mehr erfüllt und stetig zurückgeht. Während in den 70er Jahren noch 3190000 Acker ($2^1/_2$ Acker = 1 Hektar) mit Weizen bebaut wurden, waren es 1908 nur noch 1663000, also nur wenig mehr als die Hälfte und ein ähnlicher Rückgang zeigt sich in allen anderen Zweigen; nur bei Hafer beträgt er bloß 1000 Acker. Der Viehstand weist zwar im letzten Menschenalter eine Vermehrung auf, aber die Vermehrung hat nicht Schritt gehalten mit dem Wachstum der Bevölkerung. Statt 9995000 Stück Rindvieh im Jahre 1876 zählte man 1908 11738000, 17,4 v. H. mehr, während

die Menschenzahl in der gleichen Zeit von 33 auf 45 Millionen, 40 v. H. mehr gestiegen ist, so daß also selbst hier von einem Fortschritte keine Rede sein kann. Noch geringer ist die Zunahme bei Pferden und Schweinen und bei Schafen ist überhaupt keine Zunahme, sondern eine Abnahme festzustellen.

Ganz besonders springt die geringe Leistung der britischen Landwirtschaft ins Auge bei einem Vergleich mit der deutschen, wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß die Oberfläche des Vereinigten Königreichs 58 v. H. des Deutschen Reiches beträgt, seine Bevölkerung 70 v. H. Aber die deutsche Brotkornerzeugung ist zehnmal so groß wie die britische, an Pferden hat Deutschland mehr als das Doppelte, an Rindvieh beinahe das Doppelte, an Schweinen das Fünfeinhalbfache. Einzig an Schafen hat Großbritannien 4,7 mal so viel wie Deutschland und das ist ein Vorzug, um den man es nicht zu beneiden braucht. Denn gerade die große Zahl der Schafe wirft ein trübes Licht auf die Verhältnisse. Es ist traurig, zu sehen, wie der beste Weizenboden nur noch als Weideland benutzt und von Distelgestrüpp überwuchert wird. Wo wogendes Korn in Üppigkeit stehen und Tausenden von Händen Arbeit geben sollte, da wandeln nicht bloß Kühe, sondern auch Schafe. Daß da des Bodens Ertragfähigkeit nicht genügend ausgenutzt wird zum Wohle des Ganzen, ergiebt sich von selbst.

Nach dem neuerdings aufgestellten Programm der Schutzzöllner sollen nun Zölle auch auf Lebensmittel gelegt werden, um die Landwirtschaft, vor allem den Anbau von Brotfrucht wieder lohnend zu machen. Es ist das eine Frage, die lediglich Großbritannien angeht, sie wird aber mit der Frage eines engeren Zusammenschlusses der einzelnen Teile des britischen Weltreiches verknüpft und um die großen Kolonien für ein allbritisches Wirtschaftssystem zu gewinnen, wird vorgeschlagen, die koloniale Einfuhr zollfrei zu lassen oder ihr wenigstens Vorzugzölle einzuräumen. Mit dem in Aussicht genommenen geringen Zollsatze für den kolonialen Weizen dürfte jedoch dem britischen Landwirte wenig gedient sein. Das bedeutete nur den Ausschluß des russischen und argentinischen Weizens — die Vereinigten Staaten werden bald aufhören, Weizen und auch Fleisch auszuführen, da sie ihren ganzen Ertrag selbst brauchen — und ein tatsächliches Monopol des kanadischen. Für den britischen Landwirt ist es am Ende gleichgültig, ob die argentinische oder die kanadische Einfuhr ihm die Preise drückt. Wenn der Zoll für ihn einen Wert haben soll, muß er entweder unterschiedslos alle Einfuhr treffen oder wenigstens hoch genug sein, um den Wettbewerb der Kolonien unschädlich zu machen.

Angenommen nun, der eingeführte Schutzzoll erfüllte diese Bedingungen, würde er auch die erhoffte Wirkung haben? Gewiß würde der Weizenpreis und als seine natürliche Folge auch der Brotpreis um den Betrag des Zollsatzes steigen, wie die Freihändler nicht unterlassen zu bemerken. Mit Vorliebe werden daher Gegenüberstellungen der Weizenpreise in London und Berlin ins Gefecht geführt, die tatsächlich mit geringen Schwankungen einen Unterschied von der Höhe des deutschen Zollsatzes aufweisen. Dem britischen Ackerbauer jedoch würde

nur ein geringer Teil des Preisunterschiedes zufallen und der würde wettgemacht durch die Preissteigerung aller Lebensbedürfnisse. Der Hauptnutzen würde nur den Grundherren in die Tasche fließen, die zweifellos die Gelegenheit benutzen würden, die Pachten, die in der Zeit des Freihandels gesunken sind, soweit wie möglich wieder auf die frühere Höhe zu bringen. Der landlose Landarbeiter dagegen würde um nichts gebessert sein und sich wahrscheinlich wieder in der Lage befinden, die er in der Zeit der hohen Schutzzölle in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts genügend ausgekostet hat. Noch heute sind die hungrigen Vierziger sprichwörtlich.

Durch die Steigerung der Grundrente zugunsten der Großgrundbesitzer ließe sich der Schutzzoll nicht rechtfertigen. Doch mehr als das ist kaum zu erwarten, solange nicht das herrschende Landsystem in seinen wesentlichen Zügen geändert ist. Der Bauer ist immer das Stiefkind des britischen Staates gewesen. Schon am Ausgang des Mittelalters wurde das Bauernlegen im großen betrieben, um Weideflächen für die Wolle abwerfende Schafzucht zu gewinnen, so daß Thomas Morus mit Recht sagen konnte, die von Natur sanften Schafe verschlängen die Menschen. An stattlichen Landsitzen mit den berühmten englischen Parks ist kein Mangel, aber der freie Bauer, der auf dem eigenen, ererbten Landgute sitzt, der Yeoman, der uns bei Chaucer und in den Balladen von Robin Hood entgegentritt, der bei Crecy und Agincourt den Kern des englischen Heeres bildete, ist kaum noch vorhanden. Er ist im Laufe der Jahrhunderte zermürbt und sein Land ist vom Großgrundbesitz aufgesogen worden. An seiner Stelle gibt es nur noch Pächter und Tagelöhner, und auch deren Zahl wird stetig geringer. Denn was sollen die Landarbeiter noch länger auf einem Boden, an dem sie keinen Anteil haben, der ihnen gegen kargen Lohn und schwere, nicht einmal gesicherte Arbeit nichts zu bieten vermag?

Nur wenigen erst ist die furchtbare Gefahr zum Bewußtsein gekommen, die dem britischen Volkskörper aus dieser Entfremdung von der Erde droht. Der beste, gesundeste Teil des Volkes geht durch Auswanderung verloren. 1907 belief sich die Zahl der Auswanderer auf 395000, 1908, wo die deutsche Auswanderung auf weniger als 20000 fiel, gingen noch 263000 hinaus. Die Schwächlinge bleiben natürlich zurück und drücken den Stand der Volksgesundheit herab.

Nun ist es gar nicht zu bezweifeln, daß das Rückgrat eines Volkes in seiner Landbevölkerung liegt. Aus der Berührung mit der Erde muß es wie Antaios in der griechischen Sage immer wieder neue Kraft schöpfen, und ein Volk, das den Zusammenhang mit der Erde verliert, ist dem Untergang verfallen. In Großbritannien steht die Landwirtschaft zwar technisch auf hoher Stufe, wo sie eingehend betrieben wird. Ein reicher Ertrag wird aus dem Boden geholt und in der Viehzucht ist in England noch viel zu lernen. Aber der Fehler ist, daß bloß ein kleiner Teil des Bodens wirklich genutzt wird und deshalb nur ein geringer Teil, nur ein Sechstel des Bedarfs, im Lande erzeugt wird. Nun ist jedoch

die Landbevölkerung bereits so zurückgegangen, daß mit den noch vorhandenen Arbeitskräften eine eingehende Bewirtschaftung alles anbaufähigen Bodens trotz aller arbeitsparenden Maschinen nicht möglich ist, und im Handumdrehen, durch ein Gesetz, läßt sich die Landbevölkerung nicht vergrößern. Ihre natürliche Vermehrung wäre ja stark genug, um in einem Menschenalter genügend Arbeitskräfte zu liefern. Wenn aber die Dinge weiter so bleiben wie bisher, geht dieser natürliche Zuwachs durch Auswanderung und Abwanderung in die Städte wieder verloren, noch ehe er dem Lande nutzbar werden kann. Die Einführung der Schutzzölle würde wahrscheinlich die Entblößung des Landes noch beschleunigen. Denn der Ruf nach Schutzzöllen erschallt am lautesten aus den Kreisen der Industrie und an einen Schutz der Landwirtschaft ohne gleichzeitigen Schutz der Industrie ist nicht zu denken — eher wäre das Umgekehrte möglich. Gesetzt nun, die Schutzzölle seien eingeführt, dann wird die blühende Industrie, die bereits den größten Teil der Bevölkerung in ihre Arme gezogen hat, noch mehr Arbeitskräfte beanspruchen und die Landbevölkerung aufsaugen, bis das Land so öde ist, wie gewisse Teile der schottischen Hochlande.

Weise ist es gewiß nicht, die schon so weit vorgeschrittene Industrialisierung Englands auf Kosten der Landwirtschaft noch zu fördern. Der heimische Markt, so aufnahmefähig er auch ist, vermag die anwachsenden Erzeugnisse der Industrie nicht alle aufzunehmen und Schutzzölle in einem für die Ausfuhr arbeitenden Lande können die Einfuhr nicht ausschließen, wie das Beispiel Deutschlands und der Vereinigten Staaten zeigt, weil eben die Ausfuhr durch Einfuhr bezahlt werden muß. Nun ist der Welthandel und mit ihm die davon abhängige Ausfuhrindustrie großen Schwankungen unterworfen. Ein Fehlschlagen der Ernte in anderen Ländern verringert die Kaufkraft und benachteiligt daher auch in entsprechendem Maße die Ausfuhrindustrie. Wenn das Fehlschlagen gar industrielle Rohstoffe wie Baumwolle betrifft, kann ein ganzer Industriezweig lahm gelegt werden, wie es der Fall war während des amerikanischen Sezessionskrieges, als den Baumwollspinnereien von Lancashire der Rohstoff abgeschnitten war. Je einseitiger also ein Volk sich auf die Ausfuhrindustrie verlegt, um so mehr wird es von den Schwankungen des Welthandels abhängig, um so schwerer wird es von der auswärtigen wirtschaftlichen und politischen Lage berührt, über die es keine Gewalt hat, deren Veränderungen es oft nicht einmal vorhersehen kann. Die Landwirtschaft hat zwar auch mit guten und schlechten Jahren zu rechnen; aber der neuere Betrieb auf wissenschaftlicher Grundlage verbürgt doch eine gewisse Stetigkeit im Ertrage und der Absatz ist sicher. Die Landwirtschaft ist das älteste und wichtigste aller Gewerbe und wehe dem Volke, das sie vernachlässigt.

Ist nun eine gesunde Landwirtschaft schon nötig, um die Volkswirtschaft vor gefährlicher Einseitigkeit zu bewahren, in kriegerischen Zeiten könnte ihr Versagen von vernichtender Wirkung sein. Die Nervosität, mit der das englische Volk darauf bedacht ist, sich die Seeherrschaft zu sichern, geht aus dem Bewußtsein hervor, daß nur die Flotte das Land vor schneller Aushungerung bewahren

kann. Wenn es einem Feinde gelänge, die britische Flotte zu vernichten und die Lebensmittelzufuhr zu unterbinden, müßte Großbritannien sich den Frieden diktieren lassen. Der Feind brauchte sich nicht die Mühe einer Truppenlandung zu geben; denn in zwei oder drei Monaten wäre der letzte Sack Mehl verbraucht und die Invasion des Hungers könnte auch die beste Territorialarmee nicht abwehren. Wahrscheinlich würde bei den geringen Beständen an Lebensmitteln schon die bloße Kriegserklärung eine solche Preissteigerung herbeiführen, daß ein allgemeiner Notstand einträte.

Dieser Gefahr sucht man durch immer größere Aufwendungen für die Flottenrüstung zu begegnen. Viel besser jedoch wäre es, anstatt durch den Bau von Überdreadnoughts andere Völker ebenfalls zu größeren Rüstungen zu nötigen, das Augenmerk darauf zu richten, wie die Lebensmittelerzeugung im Lande selbst gehoben werden kann. Den ganzen Bedarf selbst zu decken, daran ist freilich nicht zu denken. Großbritannien hat eine dichtere Bevölkerung als Deutschland und große Teile der britischen Insel eignen sich nicht für Getreidebau. Wohl aber ist es möglich soviel zu erzielen, daß die Gefahr einer schnellen Aushungerung gebannt ist, und durch die so gewonnene Sicherheit würde die Nervosität schwinden, die sich aller Kreise bemächtigt hat und die ruhige Beurteilung der internationalen Verhältnisse hindert.

Die Lage der Landwirtschaft und der Landbevölkerung ist die Achillesferse des britischen Staates. Mit Stolz vergleichen die Briten ihr Reich mit dem römischen Reiche. Die Weiterführung des Vergleiches zeigt, daß Großbritannien auch wirtschaftlich den Wegen Italiens folgt, das den Getreidebau vernachlässigte, seinen gesunden Bauernstand verfallen ließ, die Latifundienwirtschaft durchführte und für sein Brot von den Kolonien abhängig wurde.

Wenn nicht bald Maßregeln getroffen werden, die eine Wiederherstellung des Bauernstandes verbürgen, ist Großbritannien dem Niedergang verfallen. Noch ist Großbritannien der Kern des Reiches, der Hauptteilhaber der Weltfirma John Bull u. Söhne, noch überragt es mit seinen fünfundvierzig Millionen bei weitem die elf Millionen seiner Söhne in den Kolonien. Aber die Kolonien sind schon jetzt in keiner Weise mehr vom Mutterlande abhängig, sondern politisch wie wirtschaftlich selbständig. Sie denken nicht daran, ihrer Industrie zugunsten des Mutterlandes irgendwelche Beschränkungen aufzulegen. Wenn dieses seine Landwirtschaft nicht wieder zur Blüte bringt, sondern sich auf die Korneinfuhr aus den Kolonien verläßt, dann wird das bisherige Verhältnis sich schnell ändern. Zwar hat Kanada jetzt erst sieben Millionen Einwohner; aber seine Entwicklung hat neuerdings große Fortschritte gemacht. Auch die Vereinigten Staaten hatten vor hundert Jahren nur eine Bevölkerung von sieben Millionen.

Großbritannien steht am Scheidewege. Wenn manche Politiker wähnen, den Niedergang abwenden zu können durch gewaltsame Vernichtung des deutschen Handels und Lahmlegung des deutschen Wettbewerbs, so beweisen sie dadurch nur eine verderbliche Kurzsichtigkeit. Selbst wenn es der britischen Politik

gelänge, das Deutsche Reich zu zerschlagen, für Großbritannien würde sich daraus keine neue Kraft, sondern ein Grund zum Beharren beim Alten und als Folge nur eine Beschleunigung des Verfalles ergeben. Die Größe eines Volkes beruht nicht auf der Kleinheit und Schwäche seiner Nachbarn, sondern auf seinem inneren Werte. Nur zu richtig ist, was der Kaiser in Hamburg vom Gebrauch der Peitsche beim Wettrennen sagte.

Die Gefahr, die dem britischen Volke droht, liegt in seinen inneren Verhältnissen, nicht in dem Vorwärtsstreben seiner Nachbarn. Noch ist es Zeit, ihr zu begegnen und dem britischen Volkskörper die schwindende Gesundheit wiederzugeben. Ob aber das System der Parteiregierung die Fähigkeit hat, die Schäden nicht bloß zu erkennen, sondern auch zu heilen, das ist eine Frage, die nur ein Optimist bejahen kann.

Aus dem Reiche der modernen Musik

Von Dr. Hermann Seeliger-Landeshut

In der Breslauer Stadtbibliothek befindet sich eine interessante Sammlung von Musikprogrammen aus den Jahren 1800 bis 1850, die, wenn sie auch nicht ganz vollständig sein mag, gleichwohl ein ziemlich getreues Bild des Konzertlebens nicht bloß Breslaus, sondern der Zeit überhaupt vor uns entrollt. Es liegt nicht in der Absicht der folgenden Darstellung, auf diese alten Programme einzugehen; nur auf eine bemerkenswerte Tatsache mag hingewiesen werden: auf die Seltenheit einer Kunstübung, mit der wir heutzutage geradezu übersättigt werden. Sind wir also musikalischer geworden als jene frühere Generation, der das Konzert eines namhaften Künstlers ein Ereignis von gewisser lokaler Bedeutung war? Ohne Zweifel trägt die moderne Kultur, in deren Werden wir mitten innestehen, einstweilen noch einen vorwiegend künstlerischen Charakter, wie am deutlichsten die stark dichterisch gefärbte Weltanschauungslehre eines Nietzsche beweist. Die zentrale Stellung einer Kunst, die, losgelöst von allem Begrifflichen unmittelbar zu unserem Empfinden spricht, deutlicher als es je durch einen Begriff geschehen könnte, erklärt sich daher ohne weiteres, desgleichen die notwendige Folge, die gesteigerte Aufnahmefähigkeit, die fortschreitende Erziehung zum Hören. Wir kennen den großen Kampf, der um Wagners Musik in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entbrannte; heut wehren sich nur noch vereinzelte Eigenbrödler gegen diese neue Kunst, die längst Gegenwartsmusik geworden ist. Und so haben noch kühnere Neuerer wie Richard Strauß und Max

Reger den Boden für die Aufnahme ihrer Werke ganz anders vorbereitet gefunden als die beiden Bahnbrecher Liszt und Wagner. Aber mit der öffentlichen Musikpflege durch Künstler- und Orchesterkonzerte ist es schließlich allein nicht getan, denn nur durch eigenes Studium, durch Selbstbetätigung, nicht bloß durch Hören wird musikalische Bildung im eigentlichen Sinne erzielt werden, eine Bildung, die, wenn sie wirklich tief ist, nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Wie steht es also mit der noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts so regen und sinnigen Pflege der Hausmusik, ist sie dementsprechend auch intensiver geworden? Ohne zunächst eine glatte Antwort mit ja und nein erwarten zu wollen, wird man zugeben müssen, daß sie nach einer Seite hin, nämlich auf dem Gebiete des Trio- und Quartettspiels, eher zurückgegangen ist: Gestalten, wie sie der sympathische Hugo Salus in seinem Gedicht „Kammermusik" oder Karl Söhle in seinen liebenswürdigen „Musikantengeschichten" (Verlag von L. Staackmann in Leipzig) schildert, wird man nur noch vereinzelt und mehr in kleinen Städten antreffen. Dafür hat das Klavier dank seiner Vervollkommnung und Bequemlichkeit eine weltbeherrschende Stellung gewonnen. Als das Hausorchester bezeichnet es Oscar Bie in seinem Buche „Das Klavier und seine Meister", und umschreibt dessen Aufgabe folgendermaßen in schöner Weise: „Ist es kein gut Ding, das ganze Material der Töne vor seinen zehn Fingern zu haben? Hineinzugreifen, wirklich hineinzugreifen? Und alle Nuancen aller Musik, das Singen, Springen, Flüstern, Schreien, das Weinen und das Lachen unter den Nerven zu fühlen? Alles freilich in den Ton des Klaviers gestimmt, alles in den epischen Ton der modernen Kithara, der die Lyrik der Violine, die Dramatik des Orchesters in seiner Art in sich faßt. In solcher Umfassendheit ist das Klavier drinnen im dämmerigen Zimmer ein seltsamer und lieber Erzähler, ein Rhapsode für den intimen Geist, der sich in ihm ganz improvisatorisch ausgeben kann, und ein Archiv für den Historiker, dem es das ganze Leben der modernen Musik in seiner Allerweltssprache von einem tiefen durchschnittlichen Gesichtspunkt aus wieder aufrollt. So liebe ich das Klavier erst ganz, so ist es treu, ehrlich, echt und allein." So von Natur zu einem Kulturfaktor par excellence berufen, wird es durch Unbildung und Ungeschmack vielfach zum Marterinstrument herabgewürdigt. Denn neben den herrlichen Blüten, unter dem goldenen Lianengerank echter Kunst wuchert das Sumpfgewächs Operette, in dessen Züchtung Berlin und Wien um den Preis der Niedrigkeit ringen. Ist es nicht charakteristisch, wenn namhafte Verleger darüber zu klagen beginnen, daß z. B. die ernste Liederkomposition das unrentabelste Geschäft sei, da sie gegen die Schundmusik der Operetten- und Varietéschlager nicht aufkomme? Es „lernt" eben heute alles Klavier spielen, und das Klavier ist bald so gemein geworden wie die Nähmaschine. Darum wird wohl der Kampf gegen den musikalischen Schund noch aussichtsloser bleiben als gegen den literarischen, da das „Sichhinaufspielen" auf ganz andere Schwierigkeiten stößt als das „Sichhinaufsetzen". Auch dem besten Wollen wird mangelhaft entwickelte Technik unüberwindliche Hindernisse

entgegensetzen. Ein großer Teil auch des gebildeten Dilettantentums kommt über eine gewisse Grenze nicht hinaus, daher die ablehnende Haltung gegen Bach und die älteren Meister, ingleichen gegen die Etüde, die den meisten wohl als eine Art Kinderschrecken gilt. Und gerade in dieser Gattung verbirgt sich so unendlich viel Stimmungsmusik, angefangen von den technisch und musikalisch gleich wertvollen Etüden Cramers, die ein Hans von Bülow der Mühe einer Neuausgabe für wert hielt, bis zu den von wahrhaft poetischem Dufte erfüllten Chopins und den Riesenetüden Liszts. Dazwischen liegt nun unendlich viel: die gehaltvollen, charakteristischen Etüden von Moscheles, die Chopin ähnlichen, teilweise sehr schönen Novakowskis (Kistner) und Jensens, der etwas hausbackene aber außerordentlich instruktive Keßler, die Poeten Hans Seeling und Ad. Henselt, Charles Mayer (Kistner) und viele andere, wer zählt sie alle auf? Eine gute Zusammenstellung wertvollen Etüdenmaterials ist neuerdings bei André erschienen. Da fast jeder Klavierkomponist von Bedeutung gelegentlich auch Studienwerke geschrieben hat, so bietet auch die neueste Klavierliteratur hier noch vieles Wertvolle, zum Teil hervorragende und für den Vortrag überaus dankbare Stücke, es sei hier nur auf Mac Dowells Virtuosenetüden (Breitkopf u. Härtel), Ruthardts edle Pedalstudien (Forberg), Sapellnikows Konzertetüden (André) hingewiesen. Mit dieser, wie man sieht, umfangreichen Literatur mögen aber wohl nur verhältnismäßig wenige vertraut sein, zumal die Anforderungen die sie stellt, durchweg hoch sind, ja zum Teil virtuoses Können voraussetzen. Die hohen Anforderungen — das ist das Leidige in der Musik. Eine in der Jugend vernachlässigte Technik wird sich später nur sehr schwer wieder einbringen lassen, und so bleibt dem größten Teile selbst des gebildeten Dilettantentums das Höchste der Kunst verschlossen. Zu dem letzten Beethoven, zu Brahms und Chopin bringen doch wohl die weitaus meisten niemals vor; man nascht hier und da an den leichteren Sachen derselben, ein bißchen „Träumerei", ein paar Chopinsche Walzer — und ahnt nicht, was man alles sich entgehen lassen mag. Chopin! Die Schönheit seiner Musik ist mit Worten nicht auszusagen. Diese süßen Klänge voll exotischen Reizes, diese schwebenden Stimmungen, diese „Wogen auf phosphornen Schwingen — sehnende Wogen",

Purpurne Inseln in schlummernden Fernen,
Silberne Äste auf mondgrüner Au,
Goldne Lianen auf zu den Sternen,
Von zitternden Welten sinkt Feuertau.

Man muß die Poesie zu Hilfe rufen, um einen schwachen Begriff davon zu geben, und die eben zitierten Verse Max Dauthendeys dürften sich wohl dazu eignen — die Subjektivität solcher Assoziation natürlich zugegeben.

Unwillkürlich ist die Darstellung somit bereits von allgemeiner Betrachtung auf das Gebiet des Ästhetischen und Literarischen hinübergeglitten. Nicht ohne Absicht. Denn nicht für die ewig Blinden, deren Ergötzung die Schundfabrikware bildet, sind diese Blätter geschrieben, sie würden ja doch nichts daran

ändern — sondern für die, so „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt" von der Fülle des Reichtums, der Vielheit der Erscheinungen geblendet und verwirrt, vielleicht nicht immer wissen, wonach greifen, und denen darum der Fingerzeig des Historikers nicht ungelegen sein durfte, dessen Pflicht es ist, auch das Vergessene oder unbeachtete Gute in ein helles Licht zu setzen.

Muß da eigentlich nicht von Rechtswegen zuvörderst der alte Bach genannt werden? Wie viele, die sonst recht gut spielen, mögen ihn nicht kennen. Aber das ist doch kein echter und rechter Musiker, der durch ihn sich nicht kann erbauen lassen. „O welch eine Tiefe des Reichtums!" Seine Choralvorspiele — eine Predigt in Tönen, Sonntagvormittagsmusik. Busoni, Reger, Stradal, Brahms haben sie für das Klavier erobert. Das wohltemperierte Klavier ist ein nicht auszuschöpfender Born. Wie nahe kommt uns da der zeitlich so ferne Mann. Spricht nicht ein geradezu modernes Empfinden aus dem wehmütigen Seelengesange des Cis-moll-Präludiums und aus der geheimnisvoll raunenden Gis-moll-Fuge? Aber auch da, wo er sich zu Riesengröße reckt, wie in der chromatischen Fantasie — man muß sie in Busonis Ausgabe spielen (Simrock) —, reicht er uns immer wieder seine warme Menschenhand. Ist es noch nötig, auf den ungezählten Reichtum in seinen Fugen und Suiten und Toccaten (die C-moll-Toccata!) hinzuweisen? Eine Morgenstunde in solcher Musik birgt eine Art von Weihe für den ganzen Tag in sich. Das ist der Alte, nun die Buben. Was von dem ältesten, dem Friedemann, gedruckt ist (bei Steingräber), zeigt ihn als echten Sohn seines Vaters, leider ging der geniale Mensch im Elend unter. Der zweite Philipp Emanuel suchte andere Pfade und wurde der Schöpfer der Sonate, die bei ihm schon vielfach einen stärkeren Gehalt zeigt, als es dann bei Haydn durchschnittlrch der Fall ist. Es sind Prachtstücke darunter, ein paar hat Bülow modernisiert. Reizend gelangen ihm die Rondos; was ist das in E-dur für ein liebes, sonniges Ding. Auch für Unterrichtszwecke wird die von Riemann besorgte Auswahl aus Philipp Emanuels Werken (Steingräber) überaus dankbar sein. Wer überhaupt Interesse am Archaischen gewonnen hat, dem bietet die Sammlung „Alte Meister" in den bekannten Volksausgaben (von Köhler, Niemann, Pauer herausgegeben) eine ebenso reiche als reizvolle Literatur, und wer sich speziell mit dem strengen Stil befreundet hat, dem seien gewissermaßen als Ergänzung zu Bachs Werk die Kanons und Fugen August Alexander Klengels dringend empfohlen. Übrigens zeigt auch heute noch die Musik zuweilen archaisierende Neigungen, man schreibt unter Benutzung alter Tanzformen „Stücke im alten Stil" (Huber), Passacaglia (Weißmann), Gavotten (R. Niemann). Die Suite, allerdings in wesentlich anderer Form und mit anderem Gehalt, weist eine reiche Nachblüte auf. Der alten Form nähert sich am ehesten Jensens reizende „Deutsche Suite"; auch das ansprechende Werk R. Niemanns (Litolff, dort auch die Gavotte) wird man hier nennen müssen, der erste Satz allerdings ist im Geiste der Romantik geschrieben. Ganz romantisch sind die reich angelegten Suiten Mac Dowells (Breitkopf u. Härtel), Lazares (ebenda),

Streletzkis (Hainauer) und ganz modern die P. Ertels (Forberg). Da „Suite" nicht eigentlich eine bestimmte Form, sondern nur eine Folge von Stücken bedeutet, so bieten sich hier dem Komponisten die verschiedensten Möglichkeiten für die Wahl der Formen und des Inhalts der Stücke, die er in einer Suite zusammenfassen will; man vergleiche dazu Ruthardts „Militärische Suite" (Forberg) und Napoleão „Pêle mêle" (André).

Während also die Suite sich immer noch einer gewissen Beliebtheit erfreut, ist die große Sonate heute allgemach verklungen. Von allen späteren Meistern hat die lapidare Größe der klassischen Kunst eines Beethoven doch wohl nur Brahms erreicht, namentlich mit seiner gewaltigen F-moll-Sonate, die uns anmutet wie der Lebensroman einer trotzig-herben Kraftnatur, die sich aus dem Schmerz über die Zertrümmerung ihres Einzelglücks zur Befreiung ringt im Dienst einer hohen sittlichen Idee. Die Sonate der Romantiker ist im Bau lockerer, mosaikartiger zusammengefügt, aber es sind herrliche Sachen darunter, wie z. B. die viel zu wenig gespielte Phantasie-Sonate Felix Dräsekes und die romantischen Sonaten des feinsinnigen, hochpoetischen Amerikaners Mac Dowell, der in seinem Sinnen und Dichten Schumann nahe steht. Es liegt ein geheimnisvoller Zauber über seiner Musik, die uns tief in das Wunderland der Romantik führt, wo Nixen und Elfen ihr Wesen treiben und seltsame Blumen blühen und die Sehnsucht heimlich lauscht auf den Ton, der „durch alle Töne tönet". (Das Andante der E-dur-Suite!) Ob wir ihm in sein amerikanisches Waldidyll folgen oder ans Meer oder in nordisches Nebelgewölk, immer spüren wir den Herzschlag einer von tiefstem Empfinden beseelten, von eigenem Feuer durchglühten Persönlichkeit. (Werke bei Schott und Breitkopf u. Härtel.) Eine wenig gekannte Sonate von edler, fast klassischer Haltung schrieb auch E. E. Taubert (Simrock). Der erste Satz ist etwas spröde und reflektorisch, dafür entschädigen reichlich die anderen Sätze, besonders der zweite. Auch die schönen Sonaten von R. Fuchs (Kistner) und R. Niemann (Schweers u. Haacke; dort auch die übrigen Kompositionen des leider fast verschollenen Tondichters) brauchen nicht vergessen zu werden, es ist edle Musik. Wer auf diesem Gebiet noch weiter suchen will, wird noch manch gehaltvolles Stück dieser Gattung finden. In der Hauptsache aber folgte die moderne Klaviermusik dem besonders von Schumann angebahnten Zuge zum Genrehaften: das „Charakterstück", das echte Kind der Romantik, fand die weitestgehende Pflege bei den jüngeren Tondichtern, die sich in näherem oder fernerem Abstande um Schumann und Chopin gruppieren; und eine überaus reizvolle und gediegene Literatur entstand durch die Vermählung dichterischer Vorstellungen mit musikalischen im Augenblick der künstlerischen Konzeption, z. B. die Stimmungsdichtungen des gemütvollen Th. Kirchner (Simrock u. a.), A. Jensens wundervolle „Idyllen", das „Erotikon", das man sehr lieben muß, die sinnigen „Sommermärchen" und „Herbstblätter" von R. Fuchs (Simrock, die anderen Kompositionen des Meisters bei Kistner), die reizenden „Genrebilder" von Hermann Goetz (Kistner), A. Krugs hochpoetische

„Idyllen" und „Romanzen", Georg Schumanns „Phantasien", „Traumbilder" (Simrock). Auch ein Teil der schönsten Poesien Liszts, besonders die Années de pélérinage (Schott) gehören hierher, desgleichen Hans Huber, W. Kienzl, der elegante Moczkowski und der ihm wesensverwandte W. Sapellnikow (André) mit ihren gehaltvollen und klangschönen „Morceaux", ferner Konst. Bürgels „Singen und Sagen" (Simrock), G. Lewins Abendbilder (Forberg), Leander Schlegel (Kistner), A. Streletzki (Hainauer), Sjögrens Erotikon (Hainauer) und viele andere, die hier aufzuzählen unmöglich wäre. Es sind das alles Namen größtenteils noch lebender Tondichter, also verharrt auch die Musik der jüngsten Zeit noch in der Romantik, aber es ist auch hier „ein neues Wissen um die blaue Blume". Dem bei unserem gesteigerten Nervenleben erhöhten Verlangen nach stärkeren Reizen und Spannungsgefühlen entspricht die häufige Verwendung dissonierender Elemente, frappanter Modulationen und Kombinationen, schwebender Metren, scheinbare Verwischung des tonalen Charakters usw. Aus der ungeheuren Bereicherung der harmonischen und dynamischen Ausdrucksmittel durch Liszt und Wagner werden die äußersten Folgerungen gezogen, kurz die ganze Musik wird nervenhafter, nervöser wenn man will. Um sich das zu verdeutlichen, braucht man bloß die Phantasiestücke Robert und Georg Schumanns miteinander zu vergleichen oder noch besser etwa die „Colombine" Cyrill Scotts, des „Modernsten" und Originellsten unter den Modernen, mit dem gleichnamigen Stück aus Schumanns Carneval. Scotts Musik mag zunächst befremden, aber sie interessiert sehr bald (Werke bei Schott). Dazu kommt noch bei den Skandinaviern, besonders bei Grieg, und bei den Slawen, wie Suk, Nowak, Juon, Rébikoff, ein starker nationaler Einschlag und ein an die norddeutsche Art erinnernder grüblerischer Zug, ein fast pessimistisch zu nennender Unterton, der dieser Musik einen herben, fremdartigen, aber eben darum reizvollen Charakter verleiht. Die Musik der eben genannten Slawen namentlich ist durchweg schwer, inhaltlich und technisch, aber gedankenreich, koloristisch und von heißem inneren Erleben zeugend (Werke bei Simrock u. Schlesinger).

Aber auch bei Meistern, die in gewissem Sinne noch durch Schumann und Chopin beeinflußt sind, zeigt sich unverkennbar jenes Neue. So bei dem schon erwähnten Mac Dowell und Eduard Schütt, der in seiner Frühzeit Chopin ziemlich nahesteht. Schütt ist eine der sympathischsten und liebenswürdigsten Erscheinungen der neueren Musikgeschichte, schönheitstrunken, heiter, empfindungstief. Man mag bei ihm an Peter Cornelius denken, mit dem er den gemütvollen Humor gemein hat, und an Gustav Falke: es ist dieselbe abgeklärte Schönheit, derselbe sonnige Glanz, wie er über den Falkeschen Gedichten liegt, der gleiche Reichtum der Ausdrucksmittel und die Hinneigung zum Impressionismus. Wie jener verdichtet auch er die durch physiologischen oder psychologischen Eindruck gewonnene Stimmung durch weite Schwebungen von Spannungsgefühlen, ohne kaum jemals in Gesuchtheit zu verfallen. Einem warmen Gemüt entquollen, wirkt seine Musik mit ihrer blühend schönen Melodik wohltuend wie die Sonnen-

wärme selbst, und es wäre begreiflich, wenn Schütt zu den beliebtesten Klavierkomponisten der Gegenwart gehörte. (Werke bei Simrock u. Kistner.)

Starke romantische Stimmungselemente und spezifisch Wagnersche Einflüsse verbinden sich mit nordgermanischem Volkstum in der Musik Christian Sindings zu überaus reizvollen Gebilden. Man kann bei einem Streifzug durch die neuere Klavierliteratur unmöglich an dem kraftvollen Norweger vorübergehen. Wer ihn nur nach seinem weitverbreiteten „Frühlingsrauschen" kennt, wird nicht eben eine übermäßig hohe Meinung von ihm gewinnen, es ist Treibhausfrühling, und Sinding hat unendlich viel Besseres geschaffen. Werke wie die Stücke op. 65 und 72, 81, 110 (Simrock) zeigen seine beste Art, op. 65 Nr. 1 klingt wie ein Vorspiel zu einer antiken Tragödie, über op. 31 Nr. 4 liegt die elegische verschleierte Stimmung, die Jensen so liebt. Bei seinen späteren Sachen ist allerdings zuweilen eine gewisse Manier nicht zu verkennen, in die er sich hineinkomponiert hat, ohne daß man indessen sagen dürfte, er wiederhole sich geradezu. Seine Melodik ist immer edel und die Faktur ausgezeichnet und wirkungsvoll. (Werke bei Peters u. Simrock.)

Auch der Däne P. E. Langemüller muß unter den lebenden Tondichtern mit Ehren genannt, und seine stimmungsvollen, schönen „Tänze und Intermezzi" (Hainauer) können allen Freunden ernster Musik auf das wärmste empfohlen werden.

Die zuweilen vernommene Klage über den Niedergang der Klaviermusik erscheint demnach wohl doch nicht berechtigt. Gewiß fehlt es zurzeit an Erscheinungen überragender Größe, aber innerhalb der kleineren Formen ist es eigentlich andauernd vorwärts gegangen, und unter den jüngsten Tondichtern ist noch manches vielversprechende Talent, wie Erich J. Wolf (Schlesinger) und Alfred Bortz, der u. a. mit einer großzügigen Ballade den Beweis ausgezeichneten Könnens erbracht hat (Simrock). Und namentlich hat, wie wir schon gesehen, die Unterhaltungsmusik und die sogenannte Salonmusik wesentlich an Gehalt gewonnen. Wie fein sind z. B. die pikanten und graziösen Stücke A. Clairlies (Simrock), die kleinen romantischen Geschichtchen Ludwig Schyttes (Hainauer, Simrock), Meyer-Olbershebens (Forberg), E. Kronkes (Kistner, Schweers und Haacke); für Vortrag und zu Studienzwecken dankbar F. Mertkes Impromptus über Schubertsche Themen (Steingräber). Noch viel Ansprechendes und Geschmackvolles würde sich hier nennen lassen. Auf besonders sympathisches Entgegenkommen werden stets Tondichtungen rechnen können, die an Landschafts- und Naturstimmungen angelehnt sind: was einen Hauch unserer Heimaterde in sich trägt, ist fast immer gute Musik, und das sind selbst bei beschränkter Begabung nicht die schlechtesten, die mit Walter sagen können:

„Im Walde auf der Vogelweid'
Da lernt' ich auch das Singen",

zumal wenn ihnen gelingt, die Stimmung ebenso zu fast konkreter Anschauung zu verdichten, wie es z. B. E. Häuser in seinem Intermezzo op. 40 Nr. 1 gelungen

ist. Es sei an dieser Stelle nur auf Kienzls Dichterreise, Ph. Scharwenkas Seestücke (Hainauer), des sympathischen W. Niemanns Reisebilder, Holsteinische Idyllen Pastellbilder, aufmerksam gemacht, alles freundliche, anheimelnde Musik von starkem Stimmungsgehalt und sorgfältiger Arbeit (Vieweg, Schmidt u. a.).

Vieles von dem oben Angeführten wird sich besonders für den Jugendunterricht eignen. Instruktiv und geschmackvoll zugleich soll die Jugendliteratur sein, und beide Forderungen werden heut in ganz anderer Weise erfüllt als etwa vor einem halben Jahrhundert. Es würde zu weit führen, hier auf Einzelheiten einzugehen, darum seien hier nur ein paar Namen genannt von Komponisten, die in ausgiebigster Weise für Kinder geschrieben haben: A. Krug (Steingräber), E. Reuther (Hainauer), P. Zilcher (Kistner, Simrock), R. Wickenhauser (Kistner). Die Stückchen sind keineswegs tief, das sollen sie auch nicht sein, aber ansprechend und lehrreich. Auch Schytte gehört hierher. Ein reizendes „Bilderbuch" hat W. Niemann geschaffen (Leuckardt) und in „Wald und Flur" (Steingräber) einen lieblichen Strauß für Kinderhände gepflückt; seine hübsche Suite „Meißner Porzellan" (Schmidt) wird sich gut im Unterricht verwenden lassen, und als Vorbereitung auf Bach die Sammlung von Blaß „Aus alten Meistern" (Simrock).

Zum Schluß noch ein Wort zu dem beliebten Thema „Die Oper im Salon". Es ist begreiflich, daß man die Erinnerung an eine schöne Bühnenmusik auch daheim gelegentlich wieder aufleben lassen möchte. Die verbreitetste Form, darin das geschieht, ist das Potpourri, zugleich auch die verwerflichste. Für Dilettanten unteren Grades sind aber solche Zusammenstellungen wertvoller Opernmelodien immer noch mehr zu empfehlen als die verzweifelten Schlager der modernen Operette. Die relativ besten Potpourris sind die von H. Cramer (André). Eher läßt sich über „Phantasie" reden. Thalberg hat damit begonnen und seine Zeitgenossen entzückt. Seine Phantasien sind zum Teil noch heut spielenswert und für einen historischen Sinn auch darum interessant, weil sie manch schönes Stück aus ganz verschollenen Opern zu uns herüber gerettet haben. Dann folgten Kullack und die zahllosen Nachtreter. Sind diese Phantasien im Grunde meist nur verkappte Potpourris, in denen die Motive durch allerlei brillantes Flitterwerk aufgeputzt sind, so haben sie doch zur Erzielung einer eleganten und virtuosen Technik einen nicht zu unterschätzenden Wert und sind wie die von Smith, Voß und E. Dorn (André) im Unterricht wohl brauchbar. Und vollends berechtigt erscheinen die klaviermäßigen Übertragungen ganzer Szenen in der kongenialen Art Bülows (drei Stücke aus den „Meistersingern", Schott), ferner Liszts Schlußszene aus „Tristan" (Breitkopf u. Härtel), Jos. Rubinsteins „Bilder" aus dem „Nibelungenring" und „Parsival" (Schott). Hier lebt die ganze Partitur im Klaviersatz wieder auf. Bülows Meistersingervorspiel ist ein unerreichtes Meisterstück der Übertragungskunst, die selbst dem dreifachen Kontrapunkt des komplizierten Stückes gerecht wird. Auch die pompösen Wagnerphantasien E. Mertkes (Steingräber) sind durchaus zu empfehlen, desgleichen Transkriptionen Jaells (Schott) und die Carmenphantasie von Jos. Weiß (Steingräber). — Nicht ungern

wird ein geübter Klavierspieler auch Liederübertragungen und Liederphantasien vornehmen, namentlich wenn ihm die Gabe des Gesanges versagt ist, und hier bieten die von Liszt (Peters, Breitkopf u. Härtel), E. Schütt (Simrock), Mertke und Jos. Weiß (Steingräber) eine ebenso reichhaltige als glänzende Literatur. Freilich muß er neben großer Technik auch Gesang in den Fingern haben, denn die ganze Gattung ist nach jeder Richtung hin sehr anspruchsvoll aber sehr lohnend.

Wenn hier der Versuch gemacht worden ist, einem großen Leserkreise einen Überblick über die Klaviermusik unserer Tage zu geben, so konnte es bei einem möglichst weitgespannten Rahmen nur in flüchtigem Überblick geschehen und unter Heranziehung eines Materials von verschiedenartigstem Gehalt. Manches davon wird von einem rein kritischen Standpunkt als epigonenhaft bezeichnet werden müssen. Aber es galt bei der zugrunde liegenden tendenziösen Absicht eines Kampfes gegen den musikalischen Schund den auseinandergehendsten Geschmacksrichtungen Rechnung zu tragen und unsere jeweiligen Stimmungen zu berücksichtigen. Man liest auch mitunter gern einen leichten Roman, ohne daran zu denken, ihn mit kritischem Maßstabe messen zu wollen. Und schließlich braucht das, was den Zug des Epigonenhaften an sich trägt, darum noch nicht minderwertig oder gar schlecht zu sein. Auf der andern Seite mußte vieles wegbleiben, was gut hätte genannt werden können: die musikalische Literatur ist eben zu groß. Jährlich erscheinen im Durchschnitt etwa fünfzehnhundert Klavierhefte. Wer soll das alles kennen? W. Niemanns „Klavierbuch" und Prosniz „Handbuch der Klavierliteratur" geben bereitwillig weitere Auskunft. Und wenn, wie anzunehmen, der Verfasser mit seiner Ansicht hier und da auf Widerspruch stoßen sollte, so nimmt er das Recht der Subjektivität seines Urteils, das sich aus erlebten Eindrücken gebildet hat, eben so voll für sich in Anspruch, wie Leitzmann, der Liszt und Wagner für die eigentlichen Verderber des Geschmacks erklärt*), oder Max Graf, der in Schumann nur den „Liebling des musikalischen Philistertums"(!) sehen kann**), dem dann anzugehören der Verfasser übrigens ohne jede Scham bekennt. Von keinem Kunstwerk gilt so sehr wie von dem musikalischen das Wort Fausts:

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!

*) Briefe Hans von Bülows; besprochen von A. Leitzmann in der Deutschen Literatur-Zeitung, 1908, Nr. 11.

**) „Die Musik des neunzehnten Jahrhunderts". Berlin 1898. Vgl. dazu die warmherzige Würdigung Schumanns durch Istel, „Die Blütezeit der musikalischen Romantik in Deutschland". („Aus Natur und Geisteswelt" 239, Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Der Wiesenzaun

Eine Dürer-Novelle

Von Franz Karl Ginzkey

6.

Herr Pirkheimer ließ es sich nicht nehmen, bald nach Dürers Heimkehr ein üppiges Gastmahl in seinem Hause zu geben, dem geliebten Meister und seinen großen Erfolgen vor dem Kaiser zu Ehren. Er hatte dazu, in seiner politischen Art das Erfreuliche mit dem Nützlichen verbindend, eine Anzahl ihm befreundeter „Martinianer" geladen, wie sich damals in Nürnberg die Anhänger Luthers bezeichneten. Da war vor allem Herr Professor Christoph Scheurl, vormals Kollege Luthers in Wittenberg, der sich sein Plätzchen gleich zur Linken des Gastherrn gesichert hatte und ihn, des herrlichen Schmauses froh, verklärten Blickes betrachtete. Er würgte gleich zu Anfang an einer Rede, die er auch nicht lange behalten konnte und worin er von Herrn Pirkheimer dithyrambisch behauptete, daß ihm keiner im ganzen Reiche nach mannigfaltiger Gelehrsamkeit, Rednergabe, Staatsklugheit und hinwieder nach Ahnenruhm, Reichtum und ausnehmender Gestalt gleichgekommen sei.

Dies mochte aber Dürern, der zur Rechten des geschmeichelt lächelnden Hausherrn saß, gar wenig behagen. Der Meister besaß keinen Sinn für solcherlei schwülstige Feierlichkeiten, und so tat er nun, um das Gleichgewicht wieder herzustellen, was die Laune des Augenblicks ihm eingab — er schnupperte an Pirkheimers Ärmel herum und sagte dann: „Du hast dich parfümieret, o Willibald! O sag, wie kann ein alter Landsknecht, wie du, sich noch mit Zibet schmieren!"

Da lachten sie alle und Herr Pirkheimer nicht zuletzt, und es war für diesen Abend gar viel an heiterer Menschlichkeit gerettet.

Doch blieb auch dem Ernst sein wohlgemessen Teil. Herr Staupitz, Generalvikar der deutschen Augustiner, war auch zu Gaste, ein kühner, wortgewaltiger Mann, den man auch „die Zunge des Apostel Paulus" nannte. Dieser sowohl als der scharfkantige Stadtschreiber Herr Lazarus Spengler erzählten in flammender Rede vom großen Ringen des Mannes aus Wittenberg, und es brach aus dumpfem Grollen allmählig und immer unwiderstehlicher

in all diesen schlagbereiten Männern die eiserne Absicht hervor, „dem Papste Urlaub zu geben für alle Zeit."

Der Herr des Festes aber, Herr Willibald Pirkheimer, saß stolz und froh an der Spitze dieser wohlerlesenen Gesellschaft gelehrter und berühmter Freunde und fühlte den Atem einer neuen gewaltigen Zeit über all diesen Häuptern wehen. Er ahnte nicht, daß in nicht allzuferner Zeit des Papstes Bannfluch ihn gar hart und unnachsichtlich treffen und in tiefe Bestürzung und Seelennot versetzen werde. Noch weniger aber konnte er ahnen, daß er selbst einst der freudig begrüßten neuen Lehre und all diesen streitbaren Männern entmutigt den Rücken kehren und sich reumütig zur alten Kirche zurückbekennen werde, in Ängsten vor „barbarischer Zerstörung aller tieferen Wissenschaft und Geistesbildung".

Der Meister aber mit den forschenden Blicken und dem wehmütig gütigen Lächeln um den schönen Mund, Herr Albrecht Dürer, lauschte den streitbaren Reden in Andacht und tiefbesinnlicher Freude an allem Lebendigen.

Ihn freute nicht minder als die rauschende Fahrt auf neuen Gotteswegen, das herbstlich gerötete Laub des wilden Weines, das die grünlich schimmernden Glaspokale umrankte, das buntgehäufte lachende Obst auf den zinnernen Schüsseln, das spiegelnde Lichtergehusch auf den silbernen Tellern und Krügen.

Die Fenster standen hoch der blauen Nacht geöffnet, und über die schlafenden Dächer des Marktes sichelte der Mond vorüber, blank und kühl.

Die anderen Gäste waren alle längst geschieden, als Dürer in der tiefen Nacht noch immer an der Seite des Freundes saß. Es war so der beiden Gepflogenheit nach dem Trubel solcher festlicher Gelage: noch ein letztes gutes Wort zum letzten Glase zu sprechen.

Dürer mußte vom Kaiser erzählen, wie er ihn „in seinem kleinen Stüble hoch oben auf der Pfalz" mit Kohle kunterfeyt, in fiebernder Eile und doch mit gutem Glück. Der Kaiser habe sich nur schwer zur Ruhe bequemt, und sein ritterlich lachendes Auge sei wie auf Suche nach Arbeit gewesen inmitten dieses Stündleins Untätigkeit. Und weiters erzählte er, er habe dem Kaiser eine Skizze für den Triumphzug entwerfen müssen, und jener habe selbst die Kohle zur Hand genommen, ihm zu zeigen wie er's meine. Doch sei die Kohle in des Kaisers Fingern immer wieder abgebrochen, worauf ihn der Kaiser verwundert fragte, wieso ihm dies nicht auch geschehe. „Da sagte ich: ‚Gnädigster Kaiser, ich möchte nit, daß Euer Majestät geschickter zu zeichnen verstünden, denn ich!'"

Da hieb Herr Pirkheimer vor Freude auf den Tisch und lachte, daß die Lichter zitterten:

„Ihr Leute von der Kunst dürft allzeit freier reden als ein Reichsmarschall!"

„Das macht," erwiderte Dürer, „weil wir allzeit zuguterletzt nur Gott dem Herrn verpflichtet sind."

„Drum seid ihr auch ein hoffärtig Volk!" drohte Pirkheimer mit dem Finger.

„Wenn echte Kunst hoffärtig macht, so sag' ich Euch, es wäre niemand hoffärtiger denn Gott selbst, der alle Kunst geschaffen hat. Das aber kann nit sein!"

So stritten die beiden hin und wider, und es war doch kein Streit; es war nur ein zwiefach Genießen der schönen Welt und ihrer Wunderlichkeiten von hüben und drüben.

„Fast hätt' ich nun vergessen, Euch ein Ding zu zeigen, das Euch erfreuen wird!" sagte Dürer unvermittelt und zog ein flaches Päckchen aus der Tasche, das er Pirkheimer überreichte.

Dieser entfernte begierig verschiedene Hüllen aus zartem Papier und sah zuletzt ein Täfelchen aus blankem Kupfer vor sich, nicht größer als eine ausgewachsene Männerhand.

„Ei, sieh doch," rief er, „potz Tausend, da haben wir ja wieder die Felicitas!"

„Das ist mir recht, daß Ihr sie schon im Kupfer erkennt," nickte Dürer befriedigt. „Ich hab' das Bildlein in Augsburg gestochen, zu Zeiten, da ich niemand kunterfeyte. Es ward ein Ding, das mancherlei sagen soll."

Herr Pirkheimer hielt das Täfelchen ans Licht und sah es lange forschend an.

Felicitas saß in all ihrer Anmut und Schönheit auf einem großen behauenen Steinblocke, angetan mit der edelschlichten Gewandung der vornehmen Nürnbergerinnen. Auf dem lichtüberzitterten Haupte trug sie diesmal an Stelle des Rosenkränzleins ein prächtiges Kettendiadem mit funkelnden Steinen. Der kleine pausbackige Heiland in ihrem Schoße schien sie ungeduldig am Gewand zu zupfen, sie aber achtete seiner nicht. Sie sah mit den großen fragenden Augen dem Beschauer unverwandt ins Antlitz. In der Rechten hielt sie einen Apfel als selig heiliges Symbol. Ihr zu Häupten trugen, wie auf dem früheren Bilde, zwei flügelschlagende Engel eine fürstlich strahlende Krone. Ansonsten aber zeigte sich nirgends irgendein himmlischer Bote und, im Gegensatz zu dem früheren Bilde, das wie aus unendlichem Himmelsjubel herausgeschnitten schien, war diesmal nur die Lieblichkeit irdischen Daseins zu ihrem Rechte gelangt: aus einem schlichten Vordergrund, wo Gras und Kräuter sich behaglich sonnten, geriet der Blick über welliges Erdland auf eine spiegelnde Meereslandschaft, die ihrerseits wieder über ein fernes umwaldetes Schloß und ein dämmerndes Vorgebirge mit wunderbarer Sehnsucht in den hohen wolkenlosen Himmel wies.

Das Sonderbare aber war — es zog sich mitten durch die sanfte feingetönte Landschaft, knapp hinter dem Rücken der Madonna, mit unabweislicher Deutlichkeit und Schärfe ein hölzerner Zaun dahin, der das Bild von einem Ende zum anderen in halber Höhe durchschnitt. Er schien in seiner grellen Wirklichkeit für sich selbst nicht minder wichtig zu sein als alles andere zusammengenommen. Es war ein plumper, ungekünstelter Wiesenzaun, aus roh behauenen, in die Erde gerammten Pflöcken geschaffen, dessen oberen Lauf ein struppiges Weidengeflecht verband.

„Nun sagt mir," quälte sich Herr Pirkheimer kopfschüttelnd ab, „was wolltet Ihr mit diesem Zaun? Ich seh' allüberall ein selig Maß an Wärme, holder Weiblichkeit und freundlicher Natur, und nun habt Ihr mir mit diesem verteufelten Zaun, dessen morsches Holz man zu riechen glaubt, den ganzen Himmelstraum inmitten entzweigeschnitten."

„So ist es," raunte Dürer, wohl mehr für sich als für den andern, „es ward ein Traum inmitten entzweigeschnitten!"

„Wie meint Ihr?" fragte Pirkheimer und lugte scharf nach dem Freunde aus.

„Ich meine — es hat der Zaun wohl einen Sinn. Zum ersten, nach Maßen der Kunst: der wagrechte Zaun beruhigt alles Aufwärtsstrebende und gibt dem Blick in die Landschaft stärkere Tiefe, indes er ihn ein Weilchen hemmt. Zum anderen, nach Maßen des Menschlichen: er soll eine Mahnung sein für die flatternde Seele, daß alles himmlisch Reine und Große in der Kunst nit anders erworben wird', als daß ein grimmer Zaun die Sehnsucht von der Erfüllung zu trennen weiß, den Geist vom Fleisch, die Lieb' von der Lust!"

Ganz ruhig hatte Dürer diese Worte vor sich hingesprochen, wie einer, der von einem Sieg berichtet, der mehr aus fremder, denn aus eigener Kraft gewonnen ward, woran es nichts zu feiern noch zu preisen gibt.

Herr Pirkheimer hatte indessen das Kupferblättchen schweigend vor sich hingelegt, hob nun sein Kelchglas gegen das Licht und prüfte den schillernden Trank mit liebevoller Sorgfalt. Dann sog er ihn bedächtig hinab und sagte, den Becher niederstellend: „Wie habt Ihr Euer Leben ernst und streng gestaltet, Liebster!"

Dürer erhob sich wortlos und lehnte sich ans Fenster, als sei ihm die kühle Umarmung der Nacht Bedürfnis.

Da trat Herr Pirkheimer sachte an seine Seite und legte ihm die Hand auf die Schulter:

„Ich hab' mich jetzt eines Seltsamen besonnen, und das ist dies: Ihr seid, so will mich dünken, auf den Wegen der Kunst zum gleichen Ziel gelangt, als Christus der Herr dereinst auf den Wegen der Menschlichkeit."

„Er wende alle Dinge zum Besten," erwiderte Dürer ergeben.

Und da wollte es Herrn Pirkheimer scheinen, als wünsche der Freund darüber kein ferneres Wort.

7.

Felicitas aber war in selber Nacht zur gleichen Stunde aus wunderlich seligem Traum erwacht. Nun saß sie mit fiebernden Schläfen auf ihrem Lager und schaute in den Glanz des Mondes, der ihre Tränen wie ein Silbernetz durchspann. Sie hatte wahrhaftig im Traum geweint, so stark war das Erträumte Wirklichkeit gewesen. Ein allzu kühner Wecker und Entschleierer ihres

tiefverborgensten Fühlens war dieser Traum gewesen, und nun brannten ihr die Wangen in pochender Scham, da sie seiner gedachte.

Sie hatte gemeint, sie sei dem Meister in all der Glorie ihrer Himmelslieblichkeit erschienen, wie das Bild, das sie besaß, sie zeigte: Maria, von vielen Engeln verehrt. Der Meister aber stand in lächelnder Güte vor ihr, und aufs neue vernahm sie seine stillen Worte, die sich unvertilgbar in ihr Herz gegraben: „So weibesmild und seliger Sanftmut voll wie du, Felicitas, mag auch die Frau gewesen sein, die einst den Gottessohn gebar!"

Nun aber — mochte es demütige Erkenntnis ihrer himmlischen Unwürdigkeit oder vermessener dunkelwuchernder Erdentrotz sein — sie sagte plötzlich und wußte kaum, was sie eigentlich sprach: „Laß mich bei dir, o Meister, auf Erden sein als dienende Magd und nimm den Himmelsglanz von mir, der mich erdrückt! Laß mich auf Erden sein, wozu mich Gott erschuf! Und nimm dies Wort nicht allzu kühn: es wird nicht wenig sein, was ich zu sein vermag!"

Und siehe, als sollte ihrem vermessenen Wunsch sofort Gewährung werden — der himmlische Jubel, der sie bisher umgab, verstummte plötzlich, der krönende Glanz um ihr Haupt erlosch, das Jesuskindlein war unmerklich ihrem Arm entflohen, und da stand sie nun, all ihrer Göttlichkeit entblößt, als arme Erdenmagd im grauen Tag dem tiefbetroffenen Meister gegenüber und wußte nicht, wie ihr geschah. Dem aber leuchtete mit einemmal ein frohverstehendes Lächeln über das Antlitz, und er ging gelassen auf sie zu und legte ihr beide Hände sanft auf die Schultern.

Und da geschah das Unerhörte — es lösten sich die Spangen ihres Kleides wie von ungefähr, und ihr Gewand glitt still an ihr herab, wesenlos wie ein Blatt vom Baum und so stand sie, von ihrer Schönheit wunderbar verschleiert, hoch und stolz vor ihm, und ihre Seele war so ganz dem Unabänderlichen hingegeben, daß keinerlei Verzagtheit oder mädchenhafte Scham ihr Sein zu zerstören vermochte. Sie wußte und atmete nur das eine: So hat mich Gott geschaffen, daß ich sei, und so den Meister, daß er mich erkenne.

Er aber hatte bereits in Hast den Silberstift ergriffen und begann nun mit glühenden Wangen zu zeichnen, als ein seliger Herr ihrer Schönheit, Linie für Linie voll unerhörter Kraft und doch in wundersanft gebändigter Klarheit.

Da schwellte ihr Herz unsäglicher Stolz, und plötzlich überkam es sie im Rauschen ihres Blutes, als brause ein seliges Schöpfungslied aus uralten Werdetagen in ihr, das singe von Weibesschönheit und ihrer Unvergänglichkeit, die stets den Schöpfer gepriesen im süßbewußten Atmen marmornen Leibes von Lenz zu Lenz, von Anbeginn zu Anbeginn. Und ihre Seele sagte schlicht und kühn: Wozu mich krönen, Meister, mit Marias Lieblichkeit und himmlischer Zier? Wozu erborgten Glanz, da ich doch selbst Vollendung bin?

Sofort aber stach die flammende Scham ins Herz ob solcher Vermessenheit, und der süße Himmelsglaube an Maria schlug wie ein brennender Rosenbusch mit Glut und Duft und scharfen Reuedornen wieder über ihr zusammen.

Und da begann sie bitterlich zu weinen und — erwachte.

Nun saß sie heißerschreckt auf ihrem Lager, und die Helle ihres zarten Busens, die der kühle Mond liebkoste, ging stürmisch auf und nieder wie in Fiebergluten.

Wo fand sie nun Erlösung für die Süße und die Sünde ihres Traums?

Und da begann die Sehnsucht gellend aus dem Dunkel ihrer Einsamkeit emporzuschreien, nach ihm, dem Einen, Großen, Gütigen, der ihr allein Befreiung und Erfüllung bringen konnte.

Und, ihrer wahnerhitzten Sinne nicht mehr mächtig, erhob sich nun Felicitas in aller Stille vom Lager und begann in fiebernder Eile sich dürftig anzukleiden.

Dann huschte sie auf den Zehenspitzen hinaus, an des Vaters Stube vorbei und die Treppe hinab, die diesmal kaum ein leises Knarren vernehmen ließ, als wäre sie mit ihr verschwiegen im Bunde. Felicitas schob gelinde den hölzernen Riegel vom Tor, und da stand sie auch schon zitternd auf der einsamen Gasse, die der schiefe Mond nur dürftig erhellte.

Und nun begann sie, das Dunkel der Häuser entlang, in Scham und Scheu und doch wie unwiderstehlich gerufen, den alten Weg ihres törichten Wahns zu eilen, durch nichts behütet als durch ihre Sehnsucht. Sie glitt wie ein flüchtiger Schatten dahin, noch völlig umsponnen von den zärtlichen Fiebern ihres Traums. Eine Wolke hatte den Mond verdeckt und jagte mit fahlem Gedunkel von Gasse zu Gasse. Schon war Felicitas dem Hause des Meisters nicht mehr fern, da sah sie durch die Leere eines Seitengäßchens ein flimmerndes Licht auf sich zukommen. Verängstigt blieb sie stehen und spähte dem Schein entgegen. Sie wußte nicht vor noch zurück. Sie war, da nun Gefahr zu drohen schien, mit einem Schlage wieder zur grausamen Wirklichkeit erwacht, und ihr nächtlicher Weg erschien ihr verwegen und töricht zugleich. Sie sah eine dunkle Gestalt, die ein Laternchen trug. Es war ein Mann von hohem stattlichen Wuchs. Und sogleich vermochte sie zu erkennen, der nächtliche Wanderer sei keineswegs wie ein Strolch oder Gassenschleicher gekleidet. In der nächsten Sekunde ward ihr das pochende Herz wie von eiserner Faust zusammengepreßt, denn jener stand vor ihr, den sie im Traum zu suchen ausgezogen war.

Da sank Felicitas mit wehem Seufzer an der Mauer nieder; schon aber hatte sie Dürers Arm umfaßt, und so lag sie nun, das Haupt in scheuer Verwirrung gesenkt, reglos an seiner Brust.

„Felicitas", raunte ihr Dürer tieferschrocken zu, „was tut Ihr zu dieser späten Stunde?"

Da sagte sie, das Haupt noch tiefer bergend: „Ich wollt' zu Euch!"

„Du törichtes Kind," flüsterte Dürer erregt und vorwurfsvoll, „Du weißt nit, was du tust!"

Felicitas erwiderte nichts. Ihr Atem aber ging so bang und ungestüm, daß dem Meister plötzlich nebst aller Verwirrung die qualvolle Sorge beschlich, das wunderliche Wesen sei an Leib und Seele gleicherweise erkrankt. Und ein

heftiges Mitleid, das nun in seinem Herzen aufbrach, überflutete und erstickte alles, was etwa noch darin an dunklen Stimmen sich regen wollte. Er löste sich den Mantel von den Schultern und hüllte die Fröstelnde darein.

„Felicitas," sagte er zärtlich und legte schützend den Arm um sie, „nun mußt du heim. Ich will dich führen!"

Da ging sie schweigend neben ihm, wie ein zagendes Kind, das seinem Führer willenlos vertraut. Er aber hielt ihre zarte Schulter gelinde umfaßt, und so schritten die beiden nun im Schein des Lämpchens den Weg zurück, den Felicitas eine Weile früher im Fieber ihres Traumes gewandelt war. Es war nun wieder ein Traum für sie, der schönste, der wunderbarste von allen, die sie je geträumt — an der Seite des Meisters, von seinem Arm umschlungen, geschlossenen Auges dahinzuschreiten, ihre Schritte den seinen getreulich vermählend, als wäre es für alle Zeit.

Zwei trunkene Knechte, die wohl aus einer verspäteten Schenke kommen mochten, torkelten mit wüster Hohnrede an ihnen vorüber.

Sie merkten es kaum.

In des Meisters Seele aber, indes er so mit dem schönen Kinde die Nacht durchschritt, war in einsamster Tiefe ein sturmgewaltiges Ringen erwacht, das war geringer nicht an leidgeprüfter Größe und letzter Berufung an alles selig Menschliche als die donnernden Posaunen aus den flammenden Wundern der Apokalypse.

Es war eine Stimme, die dröhnte in ihm: Du hast nach Schönheit gedürstet von Anbeginn, und all dein Sehnen hat zu jeder Zeit nach tiefstem Erkennen des heiligsten menschlichen Maßes geschrien. Begehrst du nicht die Schönheit der Felicitas?"

Da gellte eine andere Stimme wild und hart empor:

„Begehre nicht des Leibes Schöne, da ihre Seele dir so wenig ist!"

Und eine andere höhnte, grimm und streng: „Sag, liebst du die Felicitas?"

Da sagte der Meister, hoch und frei: „Sie steht meinem Herzen nicht näher als alles, was schön ist auf Erden."

Im selben Augenblick aber fühlte er seinen Nacken wild umschlungen von den Armen der Felicitas, er sah ihr Antlitz heiß zu sich erhoben, als suchten ihre Lippen bang nach den seinen. Da brach es jählings glühend über ihm zusammen, verlöscht war all sein Stolz und all sein Trotz und alle Besinnung — er neigte sich dem süßen Antlitz zu und küßte die warmen, werbenden Lippen und küßte sie wieder und immer wieder.

Felicitas aber zuckte mit einemmal erschreckt aus seinen Armen empor und horchte besorgt die Gasse hinab.

„Das ist des Vaters Stimme! Des Vaters Stimme!" schrie sie in hellausbrechendem Entsetzen.

Sie riß sich aus des Meisters Armen und stürzte ihrem Hause zu.

Und nun vernahm auch Dürer aus der Ferne verworrenes Toben und Geschrei. Es konnte wohl aus dem Hause des Unfug kommen.

Und in brennender Angst um Felicitas beschleunigte er seinen Schritt. Was mochte dort im Hause geschehen sein?

Noch war er nicht zum Tor gelangt, als ein Weib im Nachtgewand mit fliegendem Haar herausstürzte, das sich völlig verzweifelt gebärdete und jammernd nach dem Häscher und den Wachen schrie: „Er hat ihn erschlagen! Er hat den Mann mir erschlagen!"

Dann lief sie wie von Angst besessen kläglich schreiend die Gasse hinab und scheuchte den Schlaf aus allen Häusern, so daß in Bälde die aufgestörten Nachbarn und allerlei Volk aus dem Pegnitzviertel gelaufen kam und erschrocken durcheinander stob.

Und bald erfuhr es jeder, der es hören wollte: der blinde Jörg sei in nächtlicher Angst aus dem Schlaf gefahren und habe grimmig nach der Tochter geschrien, doch diese sei nicht in ihrer Kammer gewesen, und so habe der Blinde in wildausbrechender Wut über des Kindes Verschwinden sein altes Landsknechtsschwert ergriffen und wütend damit herumgehauen, durch die Finsternis der Stube und des Stiegenhauses, wobei er dem Meister Unfug, der eben die Stiege heraufgelaufen kam, den Schädel fast entzwei gespalten. Nun liege der Unfug im Sterben, und so sei der tolle Jörg an seinem Hauswirt zum Mörder geworden.

Es war nun bezeichnend für des Jörgen Beliebtheit beim niederen Volke, daß sich allsogleich Stimmen vernehmen ließen, er möge sich durch schleunige Flucht vor den Häschern in Sicherheit bringen.

Dürer aber stand in weher Beklommenheit inmitten des eisernden Haufens, von niemanden beachtet oder erkannt, und hoffte in der Stille, so töricht es auch war, es werde dem Jörg gelingen, in Eile zu fliehen und sich irgend wohin zu verbergen. Und sogleich bedachte er sich, es sei die einzige Zuflucht, die der Blinde noch erlangen könnte, in einem der Nürnberger Klöster zu finden, von deren altererbtem Asylrecht nur wenige noch wußten.

Und wirklich wankte mit einemmal, wie das Volk es verlangte, der blinde Jörg aus dem Tor, geführt von seinem Kinde, dem das blonde Haupt in Scham und Verzweiflung zur Erde hing, als fiele all das Schreckliche nur ihr allein zur Last.

Da drängte sich der Meister ungestüm durch die Menge und flüsterte dem Mädchen zu: „Begebt Euch rasch ins Kloster zu den Augustinern! Vergeßt nit, daß Ihr Freunde habt!"

Hatte Felicitas ihn vernommen? Er wußte es nicht, denn sie sah nicht auf und gab auch sonst kein Zeichen des Einverständnisses.

Einen Augenblick sah ihr Dürer schmerzlich bekümmert nach, wie das schöne Geschöpf gebrochen am Arm des Vaters hing, den sie selber doch führen und stützen sollte. Dann wandte er sich seufzend ab und schlug den Heimweg ein,

indes das Volk sich schwatzend verlief. Und da er nun durch die Dunkelheit schritt, im Herzen noch das Brausen von Glück und Qual der vergangenen Augenblicke, erlosch das Laternchen in seiner Hand, das ihm Pirkheimer, der fürsorgliche Freund, beim Abschied mitgegeben. So ging er nun seinen Weg durch die Finsternis, und ihr drohendes Flügelschlagen war seiner Seele nicht unwillkommen. Er liebte es, die Trübsal des Lebens der Finsternis ans Herz zu legen, wohin sie gehörte, und wo sie dem endlosen Strom des Leidens sich wiedervermählte, der alle Welt in Ewigkeit umschlingt. (Schluß folgt)

Stilfragen der Schule

Von Fritz Tychow-Einbeck

Schulelend und Schulnot bestehen trotz der vielen Schulstraußvögel, die es bestreiten. Universitätsprofessoren klagen über die mangelhafte Vorbildung der Studenten, Lehrer über das schlechte Schülermaterial, Mütter über die Ungerechtigkeit der Lehrer, Väter über ihre Weltfremdheit, Goethebündler über den ganzen Betrieb in Bausch und Bogen, Künstler über Formelkram und Mangel an Anschauung. Einer sieht den Grund in dem unzureichenden Lehrermaterial, das sich zum größten Teil aus dem Kleinbürgerstand rekrutiere, der andere in der Auswahl des Stoffes, der dritte in seiner Darbietung aus den Händen verknöcherter Pedanten.

Über alle diese Fragen gehen die Anschauungen der Beteiligten und der Zuschauer hoffnungslos weit auseinander, manchmal schnurgerade entgegengesetzt, manchmal berühren sie sich scheinbar durch den Gebrauch derselben Wörter, die ihnen aber ganz verschiedene Begriffe tragen. Bei Gelegenheit des Extemporaleerlasses des preußischen Kultusministers hörte man Stimmen des Jubels, daß das nervenzerrüttende völlig unpädagogische Extemporale geschwunden, und Stimmen knirschender Wut, daß dem weichlichen Schulorganismus das letzte Rückgrat gebrochen sei. Und die Ansichten über Latein und Griechisch! Hier Ostwald und viele andere mit beißendem Spott über vergeudete Kraft, dort alte heimatsliebevolle Verteidigung der Ideale altakademischer Jugend! Hier: Reform! Dort: Endlich Ruhe!

Und dazwischen führen wir Oberlehrer einen Eiertanz auf zwischen Lehrplänen, Erlassen, Direktoren, Verordnungen, Schulräten und eigener Meinung, fortreißenden und hemmenden Kollegen, Lehrbüchern und Wissenschaft unter einem

Hagel von Spott und Hohn der gesamten Presse, die nicht aus unseren Röhren gespeist ist. Allerdings, nicht alle tanzen, viele schreiten unbekümmert und bedächtig weiter. Recht oder Unrecht! Sie sind die Glücklichen.

Besonders auffallend ist die Beobachtung — aus Grafs Sammlung „Schülerjahre namhafter Zeitgenossen" geschöpft —, wie gerade die gestaltenden Zeitgenossen, Dichter und bildende Künstler, über ihre Schulzeit klagen. Sie werden, bewußt oder unbewußt, das vermißt haben, was ihrer Begabung das größte Bedürfnis war: Harmonische Fügung aller Erscheinungen in ein beherrschendes Stilprinzip. Und dieser Mangel wird in den modernen Schulen ganz gewiß vorhanden sein. Mehr als in den rein humanistischen Anstalten von ehedem.

Marx Moeller hat unlängst in einem hübschen Gedicht die gemütvolle Stimmung des Hauses am „Garten des alten Altphilologen" geschildert, und auch der bis in alle Tiefen seines Wesens moderne Naumann preist in Grafs „Schülerjahren" den alten humanistischen Schulbetrieb seiner Knabenzeit. Diese Stimmen sind ja bekanntlich nicht vereinzelt; denn das alte rein humanistische Gymnasium hatte vor allen modernen Schulen voraus, daß ein großes Ideal gepflegt wurde, daß durch die ganze Schule ein einheitlicher, durch Tradition geheiligter Arbeitsstil ging. Das ist anders geworden. Wir sind in einer Zeit des Tastens, des Überganges; wir haben keinen Stil mehr, der sich die Kleinarbeit unterordnet und das scheinbar Minderwertige im großen Zusammenhang als gesetzmäßig erscheinen läßt. Daß die älteren Kollegen, die alle Reformen seit den siebziger Jahren teils als Schüler, teils als Lehrer mitgemacht haben, endlich zu reformieren aufhören wollen, ist ganz erklärlich, aber ich halte es doch für Verblendung, daß man mit dem Bestehenden zufrieden ist oder Besserung vom Stillstand hofft. Wir müssen wieder ein großes Ideal bekommen, das die Kleinarbeit zu durchleuchten vermag, aus der zerstückelten Beschäftigung müssen wir zurückkehren zu einem gepflegten Stil der Arbeit an der Verstandes-, Gemüts- und Willensbildung unserer Schüler. Natürlich wollen wir nicht ins Griechentum zurückkehren; es kann kein Zweifel sein, daß die Schule sich um die deutsche Kultur der Vergangenheit und Gegenwart drehen muß. Das ist schon zu oft ausgesprochen worden, als daß man Gründe dafür beizubringen hätte. Es soll hier einmal die Notwendigkeit der Schulreform vom Standpunkt des Schulstils nachgewiesen werden.

* * *

Es handelt sich nicht mehr so sehr um den äußeren Stil der Schulräume und der Lehrer. Darin ist jetzt vieles gebessert, wenn auch der letzte Sproß der Buddenbrooks noch an den schäbigen „Kammgarnröcken" zugrunde gegangen ist. Wer heute in einer modern eingerichteten Klasse mit guter Lüftung und gleichmäßiger Heizung vor wohlgekleideten manierlichen Schülern unterrichtet, dem scheint es wie ein böser Traum, daß er noch vor zwanzig und weniger Jahren

selbst unter einer Horde unsauberer Buben saß, die Tische, Bänke, Wände und Lehrer mit Tinte bespritzten, Butterbrotreste auf die Diele warfen und im Verein mit den Lehrern den Fußboden als Spucknapf benutzten. Die allgemeine Verfeinerung der Sitten hat sich, nach meinen Erfahrungen, in der Schule überraschend schnell geltend gemacht. Kunstwarts- und Dürerbundsideen haben in schnellem Siegesfluge in die Schulen aller Gattungen ihren Einzug gehalten. Die Kultur des Sinnes wird angelegentlichst gepflegt. Anschauungsbilder sind auf eine viel höhere Stufe zur künstlerischen Vollendung gehoben; es ist dabei nur die Gefahr, daß angeflogene und angelesene Urteile über Kunst und Künstler ausgesprochen werden, weil die Popularisierung ästhetischer Urteile einen bequemen Wort- und Phrasenschatz in den Mund gibt. Mir will es oft scheinen, als ob all diese äußerlichen Blüten ahnungsvolle Zeichen inneren Niedergangs wären, den wir durch kräftigen Eingriff — neuen Inhalt in neue Schläuche — hindern müssen. Wird die Kunst noch ernst und heilig genommen, wenn ihre Bewertung gelehrt wird! Kunsterziehung wo kein Hunger ist stillt kein Bedürfnis. Und nach meiner Ansicht ist das Bedürfnis noch nicht genügend geweckt. Ich glaube, daß man ruhiger abwarten müßte, was von den gesäeten Körnern aufgeht. Ein einziger tiefer Eindruck ist mehr wert, als die Steigerung der gesamten sinnlichen Kultur. Aber, wenn jene Bestrebungen vielleicht etwas ungeduldig an der Verfeinerung des äußeren Sinnes arbeiten, so haben sie doch mit großem Erfolg viel Geschmackloses der Lächerlichkeit preisgegeben und auch im Schulleben unmöglich gemacht.

Schulstil ist vor allem Arbeitsstil, für Schüler und Lehrer. Und ein fruchtbarer Arbeitsstil wird durch die heutige Schule für beide Teile fast unmöglich. Wir wissen es alle aus unserer eigenen Jugendzeit, wie ein Tag, ein Abend stiller Versenkung jählings weite Türen öffnet in eine Welt, deren Dasein man bisher nicht ahnte. Ein Gefühl, wie Goethe es beschreibt, als er Shakespeare kennen lernte, durchzitterte uns, wir waren wie Blindgeborene, denen plötzlich das Augenlicht geschenkt wird. Wie durch Zauberschlag werden große Zusammenhänge offenbar, und auf die gesamte Erkenntnis ergießt sich ein Lichtstrahl, strömt eine befruchtende Flut — „die Existenz wird um ein Bedeutendes erweitert".

Derartige seelische Erlebnisse muß der Jüngling haben; er muß tagelang, wochenlang zehren dürfen von dem gewaltigen Eindruck, der ihn erschüttert hat, er muß Zeit und Ruhe haben das Erlebnis zu verarbeiten. Eine Vertiefung in die neue Welt — deren Eroberung ich mir ebensogut auf physikalischem, wie philosophischem und literarischem Gebiete denken kann — wird den Jüngling seinen Arbeitsstil, d. h. die Auseinandersetzung seiner Eigenart mit dem Lern- und Erkenntnisstoff finden lassen; er sucht selbständig seine Erlebnisse zu verbinden und geht von der einen großen Bereicherung Schritt vor Schritt an die Bearbeitung des ganzen Stoffes, der an ihn herangetragen wird. Von einem festen Interessenkreis erobert man sich nach und nach die ganze Anschauungswelt.

Eine derartige Verarbeitung treibender Eindrücke war früher, auf rein humanistischen Schulen, besser möglich als jetzt. Griechische und römische Geschichte, Sprache und Literatur hingen für den Schüler so eng zusammen, daß er von einem befruchtenden Erlebnis aus seine Fühlfäden auf das gesamte Gebiet, auf alle Hauptfächer erstrecken konnte, die bei seiner Beurteilung in Frage kamen. Mit einem einzigen persönlich erfaßten Begriff konnte man fast das ganze Schulleben meistern.

Heute scheint mir jene Vertiefung nahezu unmöglich gemacht. Der Schüler hat sich durchschnittlich auf vier Fächer (oft auf fünf, ja sechs) vorzubereiten. Ist es ihm, etwa bei der Vorbereitung auf eine Goethe- oder Shakespearestunde, vergönnt gewesen, ein Stückchen offenen Himmel zu sehen, so wird ihm sehr bald einfallen, daß er noch einige Paragraphen französische Grammatik zu pauken, eine mathematische Hausarbeit einzuschreiben und einen Abschnitt römische Geschichte zu lernen hat. Gleichviel! Die Jugend ist leichtbeschwingt und soll auf keinen Fall nur mit Kuchen großgezogen werden. Vielleicht findet der Schüler nach Erledigung der Arbeiten, wenn sie ihn nicht den ganzen Abend gekostet haben, die Stimmung wieder. Am Ende ist er auch energisch genug, künftig seine Pflichtarbeiten zuerst zu erledigen und dann in die neuentdeckte Welt hineinzutreiben. Aber, selbst wenn der beglückte Jüngling es fertig bringt, unter den schwierigeren Verhältnissen von heute seine Liebhaberei nicht auf Kosten seiner übrigen Schularbeiten zu betreiben, so nützt ihm bei der gleichmäßigen Bewertung so vieler heterogener Fächer die Vertiefung in das eine Fach für sein Schulleben so gut wie gar nichts. Es ist nicht mehr möglich, die Hauptmasse des Schulstoffs von einer großen Anschauung aus zu erfassen. Jedes Fach, durch einen anderen Lehrer vorgetragen, erfordert andere, eigene Auffassung, und die selbständige Arbeit wird entweder einschlafen oder neben der Schule hergehen; sie kommt weder dem Schulbetriebe noch vorläufig dem Schüler zugute. Nicht durch Überbürdung — denn bei aufmerksamer Verteilung von seiten der Schule ist die tägliche Arbeit für Durchschnittsschüler zu leisten — sondern durch Zersplitterung des Interesses werden die Kräfte lahmgelegt, bleiben tatsächlich fruchtbare Begabungen zu lange brach liegen. An der Zerstücklung leidet der Arbeitsstil unserer Schuljugend. Wir sehen so erstaunlich wenig selbständige Arbeiten, die Abiturientenprüfungen sind wahre Martern für den prüfenden Lehrer; trotz einer erstickenden Fülle von Einzelkenntnissen, die da herausgefragt werden, hat man selten die Freude, ein paar zusammenhängende Sätze zu hören, die auf eigene Verarbeitung schließen lassen. Unser Ziel ist doch, den Grund zu allgemeiner Bildung zu legen, den Weg zu weisen, auf dem man zu einem eigenen Arbeitsfeld und eigener Arbeitsweise kommt. Wir verlangen aber zu vieles durcheinander, und die innere Verarbeitung und Einschmelzung kommt darüber zu kurz. Es muß also Abhilfe geschaffen werden und die ist nur durch eine ganz gründliche Schulreform möglich.

* * *

Notwendig ist die Schulreform um so mehr, weil auch unser, der Lehrer, Arbeitsstil unter derselben Zerstücklung leidet, wie der der Schüler. Bei der zunehmenden Spezialisierung der einzelnen Fächer wird es immer schwerer, die drei Gebiete, die man mindestens beherrschen muß, zu verarbeiten. Aber an drei Fächern haben wir in Zeiten der Überfüllung noch nicht genug. Sobald die Nachfrage geringer ist als das Angebot, beginnt unter den Bewerbern die verhaßte Fakultätenjagd. Altphilologen wird zur Bedingung ihrer Anstellung eine Fakultas in Erdkunde, Mathematikern in Französisch oder Englisch gemacht und ähnliches. Ich schlage eine beliebige Seite im Kunze-Kalender auf, treffe die Professoren mit der Anciennität von 1883 und 1884. Fast alle besitzen mehr als drei Lehrbefähigungen, viele fünf, einige sechs, einer sieben; als Kuriosum erwähne ich die Zusammenstellung: Chemie, Mineralogie, Botanik, Zoologie, Französisch, Religion! „Unser Wissen ist Stückwerk" übersetzt Luther, aber das hatte er denn doch kaum vorausgeahnt!

Niemand wird heute mehr glauben, daß eine solche Fülle von Fakultäten eine umfassende Bildung gewährleistet. Wir sind im Gegenteil sehr mißtrauisch gegen die Fakultätenjagd geworden und bekennen fast durchweg, daß man an drei Fakultäten überreichlich genug hat. In zwei nahe zusammengehörigen Fächern kann man seine Persönlichkeit ausprägen. Man kann sich von dem Fach, das man zu seinem Eigentum macht, den Stempel aufdrücken lassen. Man muß mit seinem Fache zusammenwachsen, um darin guten Unterricht geben zu können. Man muß aus der Fülle schöpfen können und nicht auf Schritt und Tritt von Leitfäden und täglicher Vorbereitung abhängig sein. Zum Einpauken genügt es, daß man den Schülern immer um eine Lektion voraus präpariert ist. Davon reden wir aber nicht. Die Schüler sollen von den besten Lehrern in jedem Fache unterrichtet werden. Der heutige Zustand, daß Oberlehrer und selbst Kandidaten in Fächern unterrichten, zu denen sie weder Beruf noch Neigung haben, erstickt die Lehrbegeisterung im Keime oder knickt sie in der Blüte und ist ein Hohn auf unsere Studien. Wozu haben wir studiert, wenn wir in anderen Fächern beschäftigt werden oder wenn andere den Unterricht ohne Studium leisten können! Es ist zu fordern: Überragende Ausbildung in zwei nahe zusammengehörigen Fächern und Unterricht nur auf diesem Gebiet. Denn Wissen allein macht es bei uns nicht. Die lebendige Erfassung der Hauptlinien, die überlegene Vereinfachung ist für uns ausschlaggebend.

Was unsern Arbeitsstil ebenso wie die Zerstücklung des stofflichen Interesses gefährdet, ist die Notwendigkeit innerhalb eines Jahres in zu vielen verschiedenen Klassen zu unterrichten. Das stellt harte Anforderungen an ein Umdenkungsvermögen, das nicht jeder besitzt, das in raschen Jahren wohl angeht, wo die Begeisterung noch über alle Schwierigkeiten mit vollen Schwingen hinweghilft. Müssen wir in einem Jahre in fünf verschiedenen Klassen, darunter Sexta und Prima oder Quinta und Obersekunda vier verschiedene Fächer unterrichten, so

macht man uns zu Verkleidungskünstlern oder Panmusikern, die mit Füßen, Armen, Händen, Kopf und Mund zu gleicher Zeit eine fürchterliche Musik machen. Soll der begeisterte Historiker zugleich Religion, Französisch und Latein, der Chemiker Deutsch, Rechnen und Englisch, der Germanist Griechisch, Botanik und Erdkunde unterrichten, so wird seine Persönlichkeit in Stücke zerhackt. Unter diesen Verhältnissen wird sich allzuleicht ein Arbeitsstil herausbilden, der so die Mitte zwischen dem Denkvermögen der Primaner und Sextaner hält.

Es lassen sich hier zur Verminderung der Verkleidungskünstelei zwei Wege einschlagen. Der eine Weg wird mit gutem Erfolg in Holland beschritten: ein Lehrer gibt in den fünf Klassen, aus denen dort die Oberrealschulen bestehen (etwa Untertertia bis Unterprima) allein den ganzen Unterricht in einem bestimmten Fache. So ist die Konzentration des Interesses durch das Fach geboten, und fünf aufeinanderfolgende Klassen erfordern nicht zu viel Umdenkungsarbeit. Der andere Weg, der übrigens bei uns von aufmerksamen Schulleitungen nach Möglichkeit verfolgt wird, ist der, den Lehrer in vielen Fächern und möglichst wenig Klassen unterrichten zu lassen. Dieser Weg ist deshalb zu empfehlen, weil es für den Unterricht besser ist, wenn zusammengehörige Fächer, wie Deutsch und Geschichte, Französisch und Englisch, Mathematik und Physik in einer Hand liegen, und weil es für eine persönliche Gestaltung des Verhältnisses der Lehrer zu den Schülern leichter ist, wenn der Lehrer die Schüler genau kennen lernt. Das holländische System ist für den Lehrer bedeutend bequemer, aber wie ich aus siebenjähriger Erfahrung weiß, auf die Dauer sehr langweilig. Das deutsche System oder vielmehr die schwankende Praxis unserer Schulen stellt auch bei weitester Rücksichtsnahme noch zu hohe Anforderungen.

* * *

Ist es also wahr, daß der Arbeitsstil der Lehrer und Schüler zu keiner rechten Entfaltung kommen kann, so ist es natürlich, daß beide Teile, die, jeder über seine Kraft, gegeneinander anarbeiten, keinen Gefallen aneinander finden. Ein Beruf mit steten Hemmnissen freier Betätigung ist für die, die an der Freiheit der Forschung geleckt haben, ein beständiger Verzicht auf einen Teil der persönlichen Ausbildung. Daher die große Anzahl resignierender Kollegen, die geringe Anzahl derer, die mit heller Freude bei der Arbeit sind. Daher der Verdrossenheitsstil im Verkehr mit den Schülern, der empörte Stil, den viele Kollegen bei der Beurteilung der Schulvergehen an sich haben, die „gelbe Bitterkeitsweis“ und der „unliebliche Ich-dolde-keine-Wäderräde-Ton“, der immer noch nicht ausgestorben ist. Man brauchte den täglichen „Hawjungsarger“ nicht so ernst zu nehmen und sollte immer daran denken, daß es, solange Verkehrsformen bestehen, konventionelle Lügen gibt. Schülermogeleien sind ein trauriges Zeichen für den Arbeitsstil der bei uns herrscht, aber keineswegs kennzeichnend für die moralische Beschaffenheit des einzelnen. Wenn jemand seine Hausarbeit abschreibt, so hat er hauptsächlich „unselbständig

gearbeitet", erst in zweiter Linie kommt die Täuschung. „Bohrt" jemand beim Extemporale ab, so hat er nicht betrügen wollen, sondern zur Unzeit und an der falschen Stelle Hilfe gesucht. Die Beurteilung dieser konventionellen Schullügen ist eine reine Stilfrage. Wir sind uns fast alle einig, daß das Mogeln Schulunsitte ist, bekämpfen es natürlich, wie andere Unsitten, aber verdammen den Schüler nicht bis in Grund und Boden. Der Schulstil will es aber, daß der Eintrag ins Klassenbuch oder die Bemerkung auf dem Zeugnis lautet: „Wegen Täuschungsversuchs mit Arrest bestraft." Hätten wir ein gangbares Wort oder gebrauchten wir die Pennälerworte: „abbohren" und ähnliche, so würde hier der Stil einen viel richtigeren Begriff unserer Auffassung geben. „Betrug" und „Täuschung" sind Ausdrücke, die etwas Ehrenrühriges haben, die darf man Kindern gegenüber nicht anwenden, wenn man sie nicht zu dem doppelten Ehrbegriff treiben will, der eben zum nicht geringen Teil durch unsere Schuld unter den Schülern herrscht. Man muß die Schüler von ihren Ehrbegriffen aus zu packen versuchen und deswegen möglichst auch in ihrem Stil bleiben. Übertriebene Ausdrücke stumpfen das Ehrgefühl ab; allzu weit getriebene Untersuchungen führen nur zu größerem Raffinement und dann zu wirklichem überlegten Betrug. Ein echter heimtückischer Betrug kann freilich nicht scharf genug geahndet werden.

Welche unheimliche Welt von Lüge bringt die Beaufsichtigung der Schüler außerhalb des Schullebens mit sich, hauptsächlich das unselige Kneipverbot! Wenn die Schule das Kneipen verbietet, so muß sie den abgefaßten Schüler notwendigerweise schwenken, wenigstens nach einer Warnung; das können wir aber nicht durchführen und daraus entsteht eine heillose Unsicherheit in der Anwendung der Strafmittel. Durch Arreststrafen läßt sich kein Junge vom Kneipen abhalten. Die ganze Spionage und das Verhören der Jungens, die sich gegenseitig nicht verraten wollen, ist etwas so Entwürdigendes für unsern Verkehrsstil, daß man schon deswegen alle Kneipverbote aufheben sollte. Hier greift die Schullüge über in das Elternhaus. Hat sich der Schüler in der Schule festgelogen, und das geschieht meistens um der mitkneipenden Kameraden willen, so muß er zu Hause weiter lügen, wenn die Schule dort Unterstützung sucht. Man glaubt gar nicht, wie wir uns durch die Fürsorge für die Schüler in ihrem Privatleben entwürdigen müssen. Wir werden von Pensionsvätern und Müttern aufs schamloseste übers Ohr gehauen und hinterm Rücken ausgelacht. Dr. Quidde hat in seiner Flugschrift „Schuldisziplin und Elternhaus" sehr treffende Bemerkungen gemacht, die darauf hinauslaufen, daß die Schule das Privatleben der Einheimischen nicht zu kontrollieren hat, keinesfalls in die Rechte der Eltern eingreifen darf. Daher muß sie es auch dem Elternhaus überlassen, die Pflicht der Überwachung allein auszuüben. So lange es in Deutschland nicht für unanständig gilt, angetrunken oder verkatert in Gesellschaft oder ins Geschäft zu kommen, wird am Kneipleben der Schüler wenig zu bessern sein. Durch Schulstrafen und scharfe Überwachung erringen wir nur Schein-

erfolge, und daher sollten wir die entwürdigende Tätigkeit ganz einstellen; sie trägt nur dazu bei, den unaufrichtigen Verkehrsstil zwischen Lehrer- und Schülerwelt zu fördern. Das Mittel der Überredung wird besser wirken, wenn das Kneipen nicht durch die Schulordnung verboten ist. Die Hauptsache ist die Aufklärung über die Gefahr des Alkohols, Anleitung zu Wanderfahrten und Sport, für deren Teilnehmer der Alkoholgenuß durch eigene Verabredung eingeschränkt oder verpönt ist.

Allen erwähnten und noch nicht angedeuteten Übelständen abzuhelfen, wird nicht mit einer Schulreform möglich sein. Die Schulreform muß beständig am Werke bleiben. Es müssen geradezu Versuchsstationen eingerichtet werden. Die freien Schulgemeinden, die sich unter großen Opfern mutig neue Wege suchen, müssen in Lehrerkreisen größere Beachtung finden; Beurlaubungen an eine solche Versuchsstation, Berufung bewährter freier Reformer an Staats- und Gemeindeschulen, staatliche Versuchsstationen müssen uns helfen neue Wege zu finden.

Es ist hier nicht der Ort, einen ausführlichen neuen Lehrplan zu entwerfen. Es sind schon sehr gute Vorschläge gemacht worden. Zunächst handelt es sich darum, neue Mittelpunkte des Interesses zu finden. Wie sich das humanistische Gymnasium in seiner alten rassigen Einheitlichkeit um Homer, Sophokles, Horaz, Cicero, Tacitus konzentrierte, so muß die moderne Schule sich um das Nibelungenlied, Luther, Friedrich den Großen, Goethe und Bismarck drehen. Als neuer Faktor kommen die Naturwissenschaften hinzu. Die logische Sprachschulung, die man früher am Lateinischen gewann, muß durch die Muttersprache gebracht werden. Fremde Sprachen müssen konsequent nach direkter Methode unterrichtet werden, und den ausgesprochenen Zweck: sie ohne Wörterbuch zu verstehen, darf man nie aus dem Auge verlieren. Auf mündliche Beherrschung darf gar kein Wert gelegt werden, wohl auf gute Aussprache und Verständnis des Gesprochenen. Jeder weiß, daß man im Auslande eine fremde Sprache in vier Wochen erlernt, und wer im Inland mit Ausländern verkehrt, hat Deutsch zu sprechen. Es kommt mehr darauf an, Shakespeare lesen zu können, als einer englischen Dame über die Ungezogenheit, in Deutschland englisch zu sprechen, hinwegzuhelfen.

Hätten wir für unsere Schule wieder größere Gesichtspunkte gefunden, so müßten wir von den Ausgleichsbestimmungen noch viel mehr Gebrauch machen. Wer in den sprachlich-historischen Fächern keine genügenden Leistungen erzielen kann, muß sich durch gute Leistungen in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern herausreißen können, und umgekehrt. Ein Mindestmaß des Fleißes muß überall verlangt werden; das versteht sich von selbst.

Die Einheitsschule, die von den einen als Ausbund pädagogischer Utopien, von den andern als selbstverständliche Forderung eines sozialempfindenden Volkes — und zwar mit vollstem Recht — hingestellt wird, muß vom Standpunkt des Schulstils wenigstens soweit durchgeführt werden, daß die höhere Schule erst mit Untertertia beginnt. Dann haben wir uns nicht zugleich in

das Begriffsvermögen der Sextaner und das der Primaner hineinzudenken. Es wird nicht möglich sein, diese Änderung auf den Sturz durchzuführen. Als Übergang wird der Weg beschritten werden müssen, der bei den meisten Kollegen allerdings den schärfsten Widerspruch gefunden hat: bis Quarta unterrichten nur Mittelschullehrer. Diese sind zur Einübung des Stoffes der Unterstufe (fremde Sprachen beginnen erst in Untertertia oder noch später, Englisch in Quarta mit zwei Stunden) meist besser geeignet als wir Oberlehrer.

Der Direktor beaufsichtigt den Unterbau und entscheidet im Verein mit den Lehrern dieser Stufe über die Aufnahme in die höhere Schule, verlangt nötigenfalls eine Prüfung und kann, auch wenn die Berechtigungen noch bestehen bleiben, ungeeignete Schüler von der höheren Schule fernhalten.

In Untersekunda muß dann die „Bewegungsfreiheit" bereits beginnen, d. h. die Schüler dürfen sich nun entscheiden, ob sie vorzugsweise die mathematisch-naturwissenschaftlichen oder die sprachlich-historischen Fächer studieren wollen. Da dann für jede Abteilung höhere Ansprüche gestellt werden können, haben wir lohnendere Arbeit und können den Schülern, die nicht mehr an der Zersplitterung ihres Interesses leiden, mehr zumuten. Zweifellos wird so der Arbeitsstil für Lehrer und Schüler gehoben; wo freudige Arbeit ist, wird auch der Verkehrsstil zwischen „Arbeitgeber und Arbeitnehmer" auf eine andere Stufe als die des Mißtrauens oder der Gleichgültigkeit gebracht, von der man jetzt — übrigens gegen meine persönlichen Erfahrungen — so viel hört.

Keinesfalls darf man erwarten, daß mit Schulreformen jeder Grund zu klagen fortfällt. Es wird immer noch faule Schlingels, untüchtige Lehrer, eitle und urteilslose Eltern geben.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Volkswirtſchaft

Die Gaſthausreform in Deutſchland. Die Klagen über die Schädigungen unſeres Volkes durch das Wirtshausleben wollen nicht verſtummen. Die einen verweiſen auf die drei Milliarden, die jährlich für Alkohol ausgegeben werden und ſtellen darum erbauliche Betrachtungen darüber an, wieviel nützlicher dies Geld verwendet werden könnte; die andern richten ihre Blicke auf die Armenlaſten, die den Kommunen durch Alkoholmißbrauch entſtehen; die dritten weiſen auf den Zuſammenhang zwiſchen Alkohol und Verbrechen, Alkohol und Geiſteskrankheiten oder Tuberkuloſe hin, und die vierten beklagen vor allem die Wunden, die in moraliſcher Hinſicht dem Volke geſchlagen werden. Im ganzen kann man wohl ſagen, daß alle Freunde des Volkes darin einig ſind, daß etwas geſchehen müſſe. Es fragt ſich nur, was?

Von unſeren Landsleuten, die gegen das Kneipenweſen ankämpfen, verlangen die allermeiſten eine ſtarke Verminderung der Konzeſſionen durch ſcharfe Handhabung der „Bedürfnisfrage“ oder durch geſetzliche Beſtimmung, daß eine Konzeſſion nur auf eine beſtimmte Einwohnerzahl kommen dürfe.

Eine ſcharfe Handhabung der Bedürfnisfrage iſt für den Laien ein ganz guter Gedanke; nur liegt die Sache ſo, daß die Verwaltungsbehörde den § 33 der Gewerbeordnung nicht ſcharf, ſondern gerecht handhaben ſoll. Nun iſt anderſeits auch wieder der Begriff „Bedürfnis“ ein ſo unheilbarer Krüppel, daß ihm keine Macht der Erde auf die Beine helfen kann. Ich habe noch keinen Verwaltungsbeamten kennen gelernt, der an dem Worte „Bedürfnis“ eine reine Freude gehabt hätte. Ob eine zukünftige Wirtſchaft einem Bedürfnis entſpricht, kann auch der Weiſeſte nicht vorausſehen. Die Antwort, ob ein Bedürfnis vorlag oder nicht, gibt nachher meiſt die Rentabilität des Betriebes. Außerdem iſt für etwas Beſſeres immer ein Bedürfnis da, leider kann aber kein Beamter und kein Kollegium vorausſehen, ob ein neues Gaſthaus beſſer oder ſchlechter ſein wird als die bereits vorhandenen.

Eine verſchärfte Handhabung der Bedürfnisfrage wird die Willkür, die ſowieſo ſchon herrſcht, weil der Begriff „Bedürfnis“ jeder klaren Definition ſpottet, nur noch verſtärken, und neben der Einbuße an Vertrauen der Bevölkerung in die Rechtſprechung unſerer Behörden, würde ſie den weiteren Vorzug haben, daß ſie nichts nützt. Je weniger Konzeſſionen erteilt werden, um ſo mehr erhalten die bereits erteilten den Charakter des Monopols. Je ſchwerer eine Konzeſſion zu erlangen iſt, deſto höheren Preis erzielen die ſicheren alten. Wer aber dieſen hohen Preis bezahlt hat, will die Zinſen wieder herauswirtſchaften und hofft, das Haus zu noch höherem Preiſe über kurz und lang wieder zu verkaufen. Das gibt eine Schraube ohne Ende, und jeder Käufer muß einem Vorgänger gegenüber neue Reizmittel ſuchen, die Bevölkerung zum Alkoholmißbrauch zu verführen, weil er eben mehr Kapital in das Geſchäft geſteckt hat. Beſſerung auf dieſem Wege iſt unmöglich.

Auf eine beſtimmte Bevölkerungsziffer eine Konzeſſion zu erteilen, würde nur dann bedeutſam ſein, wenn die Bürger wie ein Regiment Soldaten wohnten und lebten.

Verkehr verschiebt diese ganze Grundlage. Eine Wegekreuzung, an der zehn Menschen wohnen, und an der ein lebhafter Fuhrwerksverkehr stattfindet, kann einer Konzession mehr bedürfen als ein Gutsdorf mit 300 Seelen. Außerdem geht man dabei von der fehlerhaften Voraussetzung aus, daß eine erteilte Konzession wirklich ein Bedürfnis befriedigt. Ich habe schon Gasthöfe auf dem Lande kennen gelernt, die dem Menschen alle Bedürfnisse abgewöhnten, weil sie von Schmutz starrten und der Gast noch unhöflich behandelt wurde, wenn er irgend etwas außer Fusel forderte. Auf meine bescheidene Bitte um ein Brot mit Wurst ist mir einmal die Antwort geworden: „Wegen einem wird eine Wurst nicht angeschnitten!"

Schematisch auf so und so viel Seelen eine Konzession erteilen zu wollen, würde daher keine Verbesserung bedeuten.

Noch weniger gangbar für die Behörden sind die Vorschläge der Abstinenten.

Die Prohibition einführen zu wollen, d. h. die Alkoholproduktion und jeden Verkauf alkoholhaltiger Getränke zu verbieten, wäre allerdings eine Radikalkur à la Dr. Eisenbart, aber unter den gegebenen Verhältnissen gelinder Wahnsinn. Der Grenadier Heines kann wohl rücksichtslos sagen: „Laß sie betteln gehen, wenn sie hungrig sind", ein Staatsmann handelte gewissenlos, wenn er Hunderttausende, die heute aus dem Alkoholgewerbe ihr Brot haben, ihres Brotes berauben wollte, nur um die Marotte der Abstinenz restlos ins wirkliche Leben umzusetzen.

Ebensowenig ist das Gemeindebestimmungsrecht diskutabel, dessen Wesen darin besteht, daß über die Bedürfnisfrage an der Stelle der staatlichen Behörden das Volk selbst entscheiden soll. Man muß schon ein großer Optimist sein, wenn man von der Masse soviel bessere Einsicht erwartet, daß man kurzerhand anstelle der behördlichen Entscheidung den Zufall einer Majorität durch Abstimmung setzen will. Man fährt Kanonen auf, um schließlich, wenn das Glück gut ist, einen Spatzen zu schießen.

Einen Ausweg aus diesen Wirrnissen zeigt da nun das Streben des Deutschen Vereins für Gasthausreform (Sitz Stettin, Elisabethstr. 71). Ich sage ausdrücklich „zeigt", denn ich schreibe nicht über Projekte, die andere erst ausführen sollen, sondern über Tatsachen, die nachgeprüft werden können. Es bestehen nämlich in Deutschland bereits zirka fünfzig Gasthäuser neuen Systems, die, wenn sie auch nicht alle halten, was man sich von ihnen versprach, doch den Beweis liefern, daß man auf dem eingeschlagenen Wege zu besseren Verhältnissen gelangen kann. Und dies um so mehr, da der Durchführung dieser Bestrebungen keiner fanatisch gegenübertritt, außer vielleicht den radikalsten Abstinenten. „Schutz und Trutz", das Zentralorgan wider die Übergriffe in der Abstinenzbewegung, schreibt von ihr: „Es steckt in der Bewegung ein sehr gesunder Kern, und wenn sich die Bewegung vor Ausschweifungen hütet, braucht sie als solche Reform allein von den anständigen Wirten weder gescheut noch bekämpft zu werden. Daß die Bewegung alle Keime zu einer großen Entwickelung in sich trägt, wird jedem klar, der sich näher mit ihr beschäftigt." Worauf will man nun bei der Gasthausreform hinaus? Das Endziel ist folgendes:

An den einmal vorhandenen Konzessionen wird im Interesse ihrer Inhaber nicht gerüttelt, dagegen werden für die Städte mit über 25000 Einwohnern und die Landbezirke mit Städten unter 25000 Einwohnern gemeinnützige Gesellschaften gebildet, die das alleinige Recht der Erwerbung neuer Konzessionen erhalten. Diese gemeinnützigen Gesellschaften sollen bestehen aus Privaten, Kommunen und Staat. In welchem Prozentsatz Private, Kommunen und Staat sich in die Anteile teilen sollen, mag hier unerörtert bleiben. Bei Errichtung dieser gemeinnützigen Bezirksgesellschaften wird der Wert der bereits vorhandenen Konzessionen in den einzelnen Bezirken festgesetzt. Die Einzelheiten der Zusammensetzung dieser Kommissionen können hier ebenfalls unerörtert bleiben. Es steht den bei Entstehung der Gesellschaft vorhandenen Konzessionsinhabern frei, zum Taxpreise der Kommissionen unter bestimmten Kautelen für die Bezirksgesellschaft ihre Wirtschaften zu veräußern. Wenn es nicht geschieht, sollen die betreffenden Konzessionsinhaber unangefochten bleiben, bis die Kon-

zession von selbst erlischt. Will die Bezirksgesellschaft über die Anzahl der im Bezirk bereits vorhandenen Konzessionen hinaus neue Schankstätten einrichten, so gibt es dagegen ein Einspruchsrecht der Bewohner des engeren Bezirks, in dem der neue Ausschank eröffnet werden soll.

In die Gasthäuser der Bezirksgesellschaft werden Verwalter eingesetzt, die ein ausreichendes Gehalt ohne irgend welche Gewinnbeteiligung an den Einnahmen aus Alkohol zu erhalten haben. Für Pensions- und Reliktenversorgung dieser Angestellten ist Sorge zu tragen. Schnapsverkauf über die Straße ist verboten. Ebenso darf die Bezirksgesellschaft ihre Konzessionen nicht an Private abtreten. Im übrigen sollen die Gasthäuser bei der zentralen Stellung der Gastwirtschaften im Volksleben zu einer Stätte ausgebaut werden, wo alle auf das Wohl der Bevölkerung gerichteten Bestrebungen ein Unterkommen finden können (Versammlungsraum, Vereinswesen, Wohlfahrtspflege, Bibliothekswesen, Spielzimmer usw.). Die Erträgnisse dieser gemeinnützigen Gesellschaften sollen unter Aufsicht der Regierung an Kommunen wie auch an gemeinnützige Bestrebungen verteilt werden. Das ist in großen Umrissen das Ziel, das die Gasthausreformer in Deutschland anstreben.

Zu beachten wäre hierbei, daß dieser Weg sich beschreiten läßt, ohne dem bestehenden Wirtestande gegenüber ungerecht zu werden, daß keinerlei so weitgehende Änderungen wie etwa bei der Prohibition oder dem Gemeindebestimmungsrecht nötig werden, daß der Übergang von den alten Verhältnissen zu den neuen ein allmählicher wird, daß keinerlei Schädigung bestehender Gewerbe eintritt, und wo etwa das in bestimmten Zweigen der Alkoholproduktion angelegte Kapital eine Verminderung seiner Verzinsung erleidet, man bei der allmählichen Umwandlung sehr wohl in der Lage ist, ohne große Verluste an Nationalvermögen sich den veränderten Verhältnissen anzupassen, ferner daß auf diesem Wege Mittel gewonnen werden, sowohl für die Kommunen wie für gemeinnützige Bestrebungen, um manche Nöte im Volksleben zu beseitigen, daß alle bisherigen Maßnahmen gegen den Alkoholmißbrauch bei diesem System sich viel leichter durchführen lassen, daß man auf diese Weise in den Gasthäusern der Gesellschaft wirkliche Volksheime schaffen kann, und daß zuletzt mit dieser Organisation eine Grundlage geschaffen wird, auf der in Ruhe unsere Nachkommen weiter bauen können, entsprechend den dann veränderten Zeitverhältnissen.

Zurzeit bestehen in Deutschland solche Gesellschaften in den Provinzen Pommern, Ostpreußen, Schlesien, Rheinland, Westfalen und in Straßburg i. E. Am größten sind die Gesellschaften in Pommern und Westfalen. Die Pommersche Gesellschaft umfaßt zurzeit etwa 20 Betriebe, die Rheinisch-westfälische 15, die Kreisgesellschaft Recklinghausen ebenfalls 15 Betriebe. Im Osten auf dem Lande sind diese Reformgasthäuser mit Kolonialwarenläden verbunden, weil das schon vorher gang und gäbe war; im Westen schließen sich an die Betriebe große Speiseanstalten an.

Zum Überblick führe ich die Reinerträgnisse einiger Gasthöfe nach Abzug aller Unkosten an:

Löntrop	10 287,44 M.,	Anlagekapital	110 000 M.	diese drei im Kreise Recklinghausen gelegen
Langenbuchum	3 945,01 „	„	129 000 „	
Suderwich	9 199,32 „	„	140 000 „	
Broitz (Pommern) . . .	3 246,75 „	„	40 000 „	
Crampe (Kreis Lauenburg i. Pommern) . . .	1 500,— „	„	35 000 „	
Malitz (Kr. Schubin, Pos.)	742,— „	(Pachtung von der Ansiedlungskommission)		

In Westfalen stehen diese oben angeführten Summen den Kommunen für gemeinnützige Zwecke rein zur Verfügung.

Die bestehenden Gesellschaften für Gasthausreform sind Kreisgesellschaften oder gemeinnützige Gesellschaften für größere Bezirke, denen zurzeit natürlich selbstverständlich das alleinige Recht der Erwerbung neuer Konzessionen mangelt, da ein entsprechendes Gesetz noch nicht besteht. Der Erfolg der Reform-

gasthäuser ist in den meisten Fällen im Osten der, daß der Schnapskonsum um ein bedeutendes fällt, das nächtliche Spielen und der Lärm nach 10 Uhr verschwindet, die Arbeiter während der Arbeit nüchtern sind und die Dörfer in den Reformgasthäusern einen Mittelpunkt für alle Wohlfahrtsbestrebungen erhalten. Im Westen wirken sie besonders wohltuend als Speisewirtschaften für die arbeitenden Klassen, und da auch dort überall die Wirte kein Interesse am Alkoholkonsum haben, fällt jedes Animieren fort. Auch im Westen stehen die Reformgasthäuser natürlich allen Wohlfahrtsbestrebungen offen und die bedeutenden Überschüsse geben den Kommunen Mittel weitere Wohlfahrtspflege zu treiben.

P. Reetz-Stettin

Jüdische Berufspolitik. Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat das Verdienst, nachdrücklich auf die Einwirkung hingewiesen zu haben, die das russisch-polnische Judentum auf die deutsche Sozialdemokratie ausübt. Diese würde sich zweifellos erfreulicher entwickeln, wenn ihr nicht vielfach durch jene Einwirkung eine Richtung aufgenötigt würde, die in den deutschen Verhältnissen einen Grund nicht hat. An solche Beobachtungen wird man erinnert, wenn man die kürzlich erschienene Schrift von Jakob Segall „Die beruflichen und sozialen Verhältnisse der Juden in Deutschland" (Berlin, Verlag von M. Schildberger) zur Hand nimmt. Man ersieht aus ihr von neuem, wie mißlich es ist, wenn die Entwicklung eines Volks durch Tendenzen gestört wird, die außerhalb seines Interessenkreises liegen. Segall macht statistische Mitteilungen über die Vertretung der Juden in den verschiedenen Berufen und erwirbt sich durch diese Feststellungen, die zweifellos lehrreich sind, unseren Dank. Er geht aber darüber hinaus und sucht Ratschläge dafür zu erteilen, wo und wie die Juden weiter in den und den Berufen sich ausbreiten sollten. Nachdem er z. B. konstatiert hat, daß die jüdischen Ärzte sich in den größeren Städten unverhältnismäßig zusammendrängen, empfiehlt er ihnen, sich auch auf dem Lande niederzulassen, und zwar, weil sie dort „eine Stütze der jüdischen Bevölkerung werden" (S. 57) könnten. Die Juden sollen ferner in die Staats- und Kommunalämter in den kleineren Orten einzudringen suchen, um „hier das jüdische Element zu verstärken" (S. 49). So wird überall ausgekundschaftet, wo die Juden noch Fuß fassen könnten, um die Geltung des Judentums zu verstärken und auszubreiten. Als Maßstab gilt bei dieser jüdischen Berufspolitik nicht das Interesse des deutschen Volks, sondern eben nur das des Judentums. Eine derartige Politik ist dem Verfahren des Jesuitenordens zu vergleichen, der gleichfalls sein Bestreben darauf richtete, seine Angehörigen auf große und kleine Stellen im Staate zu bringen, um so überall einen Platz des Einflusses zu gewinnen. Wir verschließen uns natürlich nicht der Erkenntnis, daß vom jüdischen Standpunkt aus jene Versuche verständlich sind: man hängt mit Liebe an der jüdischen Eigenart, möchte sie schützen, bewahren, weiter ausbreiten. Wir erkennen selbstverständlich in solcher Liebe zum eigenen Volkstum etwas an sich schönes. Wir können uns denken, daß gerade sehr edle Juden sich in den Dienst jener Bestrebungen stellen. Aber die Schwierigkeit liegt darin, daß es das Leben des deutschen Volks stört, wenn noch ein anderes Volkstum bei uns seine besonderen völkischen Ziele verfolgt. Auf deutschem Boden dürfen alle Berufspolitik und alle Bevölkerungspolitik ihre Ziele und ihren Maßstab nur in dem Wohl des ganzen deutschen Volks haben. Es entsteht oft ein tragisches Verhältnis, wenn ein besonderes Volkstum mit einem großen Volkstum in einem Staat zusammenstößt, und in diesem Sinne hat auch die Judenfrage einen tragischen Charakter. Allein wenn wir den Juden Mitleid und Verständnis entgegenbringen, so darf uns dies doch nicht abhalten, das zu verlangen, was das deutsche Interesse fordert, nämlich die Beseitigung aller jüdischen Sonderbestrebungen. Lehrreiche Urteile über die zweckmäßige Erreichung dieses Ziels findet man in dem im letzten Winter oft genannten Buch „Judentaufen" (München, G. Müller). Es verdient Beachtung und Anerkennung, daß hier auch Autoren jüdischer Herkunft sich durchaus im deutschen Sinne äußern und als ein förderliches Mittel die Beschränkung der jüdischen Einwanderung empfehlen. Th.

Luftschiffahrt

Luftfahrwesen im Belgischen Kongo-Gebiet. Am 25. Februar 1911 wurde durch Kgl. Belgisches Dekret eine Studienkommission eingesetzt, welche die Bedingungen für die Verwertung der Luftfahrzeuge im Kongo erörtern und Vorschläge für die zu diesem Ziel erforderliche wissenschaftliche Forschung machen sollte. Die Kommission wurde aus sieben Mitgliedern zusammengesetzt, nämlich drei hohen Staatsbeamten, drei Mitgliedern des Kgl. Belgischen Aeroklubs und einem militärischen Mitglied, Kommandant Mercier. Letzterer hat nach achtjährigem Kolonialdienst wertvolle Luftschiffererfahrungen sammeln können und ist also der gegebene „Mann der Praxis".

Sieht man von den Kolonialkriegen der Engländer und Franzosen ab, in denen namentlich der Fesselballon (Tonkin und Burenkrieg) zur Verwendung kam, und ebenso von Fesselballon-, Luftschiff- und Flugzeugverwendung in Tripolis und Marokko, so hatte bisher nur Frankreich ein Kolonialluftfahrwesen in Madagaskar. Die noch 1911 aufgestellte Behauptung, daß in Madagaskar mehr staatliche Flugzeuge vorhanden seien als in Deutschland, ist wohl übertrieben gewesen und jedenfalls nicht mehr stichhaltig, obgleich sie zu Schlußfolgerungen führt, die für uns wenig schmeichelhaft sind.

Wenn man nun das Ergebnis der Jahrestätigkeit der Belgischen Luftfahrkommission überblickt, so erhält man erst den richtigen Standpunkt für die Beurteilung des vor Kurzem abgeschlossenen französischen Wettbewerbes für Wasserflugzeuge in Monaco. Denn wenn man auch in Madagaskar mit dem Luftfahrwesen vorwärts gekommen sein mag, so gilt nicht das gleiche für das französische Äquatorial-Afrika. Dies Rätsel löst der Belgische Kommissionsbericht.

Die Kommission hält den Augenblick für einen geregelten Aeroplandienst noch nicht für gekommen und führt zum Beweis den wieder aufgegebenen Kurier-Aeroplandienst zwischen Richmond und London an. Der Vergleich hinkt insofern, als England fast während des ganzen Jahres von starken Winden und Nebeln heimgesucht wird, was im äquatorialen Afrika nicht in gleicher Weise der Fall sein dürfte. Er ist aber richtig in bezug darauf, daß auch in europäischen Ländern die Orientierungsmöglichkeiten für Luftfahrer noch zu wünschen übrig lassen — zumal bei Nebel.

Die Franzosen haben es sich angelegen sein lassen, mit Hilfe der schnell und billig arbeitenden photogrammetrischen Kartenherstellung gute und ausreichend genaue Kolonialkarten anzufertigen. In dieser Hinsicht scheint man im Belgischen Kongogebiet noch nicht weit genug vorgeschritten zu sein; denn die Belgische Kommission hebt besonders die Schwierigkeit der Orientierung über einem mit Kunstbauten nicht engmaschig durchsetzten Gebiet hervor. Dies ist sicher richtig. Jeder Luftfahrer weiß, welche Hilfe ihm die Kunstbauten leisten, deren Umrisse oder langgestreckte Linien auffällige Schnittpunkte besonders da entstehen lassen, wo sie die aus der Vogelperspektive wenig hervortretenden orographischen Linien durchkreuzen. Daher geben z. B. Eisenbahnen und Eisenbahnknotenpunkte einen vorzüglichen Orientierungsanhalt. Aber gerade an Eisenbahnen fehlt es in den Kolonien. Der Bahnkörper eignet sich bei seiner Schmalheit noch weniger zur Landung als bei uns. Die Geländestreifen seitwärts der Bahn bieten in wald- und sumpfreichen Gebieten wenig Landungsplätze. Aber selbst wenn dies der Fall wäre, würde der mit einer defekten Maschine landende Luftfahrer den Angriffen wilder Tiere ausgesetzt sein. Man denke namentlich an solche unfreiwilligen Landungen, welche Verletzungen der Luftfahrer bis zur Hilfslosigkeit im Gefolge haben können.

Die Studienkommission schlägt daher vor, an Stelle der jetzigen Flugzeuge hauptsächlich Wasserflugzeuge zu begünstigen. Das Wassersystem des Kongo ist kartographisch gut festgelegt. Die Wasserläufe bilden Orientierungslinien, denen der Luftfahrer leicht folgen kann. Er mag dann ruhig einige Umwege machen, wenn er sich nur mit Hilfe dieses Ariadnefadens in dem Labyrinth der Wälder, Ebenen und Sümpfe zurecht findet. Da das schiffbare Kongosystem eine Länge von 15000 km hat, in dessen Bereich sich in erster Linie menschliche Siedlungen befinden,

so geben die an Flüssen gelegenen Orte die natürlichen Luftfahrzentren ab. Hier müssen Reparaturwerkstätten und Relais angelegt werden.

Während die Ausbildung geeigneter Wasserflugzeuge einem im September auszutragenden Wettbewerb für Wasserflugzeuge auf der Schelde vorbehalten bleiben soll (wofür bereits 100000 Franks an Preisen gesichert sind), sollen einige zwanzig wissenschaftliche Beobachtungsposten über das Kongogebiet verteilt werden, um genaue Studien über die Wasser- und Strömungsverhältnisse zu machen, da man die Gunst oder Ungunst der einzelnen „Häfen" im Kartenmaterial festlegen muß. Gleichzeitig werden die Beobachtungsstationen mit dem erforderlichen Material ausgerüstet, um Temperatur- und Feuchtigkeitsmessungen der Atmosphäre, Messungen von Windgeschwindigkeit usw. vorzunehmen, und statistisches Material über Häufigkeit der Winde und der einzelnen Windrichtungen zu sammeln.

Derartige Unternehmungen werden gewöhnlich mit nur geringem Mehraufwand an Kosten dadurch vervollkommnet, daß man Fesseldrachen oder kleine Fesselballons mit selbstregistrierenden Instrumenten in die Höhe führt, so daß man in kurzer Zeit den atmosphärischen Zustand bis zu 2 km Höhe oder mehr ergründen kann. Eine Zentralstelle hat alsdann die Beobachtungsergebnisse und das statistische Material auszuwerten und in einer für den Luftfahrer verständlichen und gemeinnützigen Form zu verbreiten.

Die praktische Arbeit im belgischen Kongo wird also eigentlich erst jetzt beginnen. Daß sie aber beginnen kann, stellt der Rührigkeit der Kommission und dem Kgl. Belgischen Aeroklub ein ehrenvolles Zeugnis aus. Jedenfalls ist es eine großzügige Art so vorzugehen, daß man in ein Kolonialgebiet nur dasjenige einführt, was den örtlichen Verhältnissen entspricht, und nicht mit einen „coup de tête" dem Kongo die europäischen Flugzeuge aufzwingen will.

Das Marokkoabkommen und die Annäherung der deutschen Grenzen an das Flußsystem des Kongo sollten die Anregung geben, daß unsere Kolonialbehörden in gleichem Sinne großzügig vorgehen. In den einzelnen Kolonien werden die Bedürfnisse verschieden sein. Auch das bleibt zu berücksichtigen, daß es sich meist nicht um die Konstruktion von Wasserflugzeugen schlechthin handelt, sondern um Konstruktionen für Kolonialzwecke. Selbstverständlich behalten auch die Bestrebungen, geeignete Wasserflugzeuge für europäische Verhältnisse zu schaffen, ihren Wert, und deshalb ist es freudig zu begrüßen, daß der deutsche Fliegerbund zu Anfang September einen besonderen Wettbewerb für Wasserflugzeuge mit einer Preisdotation von 80000 Mark plant. Möge sich das Reichskolonialamt an derartigen Wettbewerben dadurch beteiligen, daß weitere Preise für solche Apparate bewilligt werden, welche man als Kolonialwasserflugzeuge bezeichnen könnte.

Der rührige und stets das Gesamtwohl des internationalen Kulturfaktors „Luftfahrt" fördernde Kgl. Belgische Aeroklub wird mit der entsprechenden deutschen Luftfahrervereinigung eine für beide Teile nutzbringende und für die internationale Luftfahrt bedeutungsvolle Verbindung aufnehmen können.

Hauptmann a. D.
Hans Waldemar v. Herwarth

Reichsſpiegel

(vom 5. bis 12. Mai)

Aus dem Staate Preußen

Gewalt und Geiſt — Verhalten der Sozialdemokraten — Beſitzbefeſtigung — Das Enteignungsgeſetz eine politiſche Gefahr

Wenn eine brutale Gewalt menſchlichen Einrichtungen und Geſetzen gegenüber die Oberhand gewinnen kann, ſo iſt das ein Zeichen dafür, daß die Kraft des Geiſtes nicht mehr ausreicht, um jene im Zaume zu halten; bei politiſchen oder ſozialen Auseinanderſetzungen iſt es auch ein Beweis, daß ſich die Maße in dem Verhältnis der Menſchen und ſozialen Gruppen zueinander ſtark verſchoben haben: ſie vermögen nach den früher geformten Geſetzen nicht mehr harmoniſch zuſammenzuwirken. Die Menſchen ſind gewohnt, dieſe Wahrheit auf allen Gebieten der Technik anzuerkennen, und mit emſigem Fleiß arbeiten die Geſchlechter ſeit Jahrhunderten mit wachſendem Erfolg daran, das elementare Wirken der Natur in ſeinen Urſachen zu erkennen. Ob es ſich um die Eindämmung von Strömen oder um die Ausbalanzierung eines Motors handelt —, wir ergründen die lebendige Kraft und ihren natürlichen Willen, und ſobald wir glauben ſie erkannt zu haben, beginnen wir den Kompromiß mit der rohen Kraft vorzubereiten, um ſie zu bändigen und in den Dienſt des menſchlichen Geiſtes zu ſtellen.

Ganz anders iſt unſer Verhalten den Gewalten gegenüber, die aus der Tiefe der breiten Volksmaſſen emporſteigen. Wir glauben die Neigungen unſeres Volkes durch ewige Geſetze feſtlegen und dann die Nationen zwingen zu können, ſich dieſen Geſetzen entſprechend etwa wie die Obſt tragende Pflanze am Spalier zu entwickeln.

Die Verfaſſung unſeres Staates erſcheint uns dabei als etwas Ewiges, Heiliges, und die Kräfte, die gegen ſie wie Wellen an ſteinerne Bollwerke anprallen, ſind wir ſchnell bereit, als Wirkungen einer böſen, ſtets verneinenden Gewalt zu erkennen. Damit aber verzichten wir von vornherein darauf, ſie auf ihre inneren Urſachen hin zu unterſuchen und begnügen uns, das „Böſe“ mit Gewalt zu bekämpfen. Noch keine Regierung und keine Partei eines Zeitalters hat ſich praktiſch von ſolchem Vorgehen freimachen können, gleichgültig, ob ſie ſich konſer-

vativ, liberal, klerikal oder sozialistisch nannte. Alle sind in dem Wahne, den Aufgaben der praktischen Tagespolitik gerecht werden zu müssen, unterlegen und haben, um dieser genügen zu können, reine „Machtpolitik" treiben müssen. Darum aber erleben wir es, daß gerade auf politischem Gebiete so häufig und immer wieder Katastrophen eintreten, in denen sich der Geist, der die Staaten schuf, unfähig erweist, die mit elementarer Kraft emporkommende Gewalt abzufangen, zu bändigen und in den Dienst des Ganzen zu stellen.

Einer solchen Katastrophe stehen wir auch heute wieder gegenüber. Die gewalttätige Haltung des Sozialdemokraten Borchardt im preußischen Abgeordnetenhause, die widerlichen Scenen, die sich — aus den letzten Nebenumständen erklärlich — daran anschlossen, bedeuten nicht mehr und nicht weniger als ein Versagen des Geistes gegenüber der Gewalt.

Es soll mit Vorstehendem selbstverständlich nicht beabsichtigt sein, das Verhalten der Sozialdemokratie in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen. Ihr Vorgehen in der zweiten Kammer des preußischen Abgeordnetenhauses ist verwerflich. Auch in Preußen gibt es noch genug andere Mittel, die es ermöglichen, politischen Ideales die Wege zu ebnen. Die Presse ist bei uns so wenig in ihrer Meinungsäußerung beschränkt, daß sie nichts hindert, die öffentliche Meinung allmählich für die Ideale der Sozialdemokraten zu gewinnen, wenn diese sich als aufnahmefähig dafür erwiese; dasselbe gilt von der Bewegungs- und Redefreiheit in Vereinen und Versammlungen. Des revolutionären Weges, den die preußische Sozialdemokratie im preußischen Landtage betreten hat, bedurfte es nicht. Darum billigen wir auch das Verhalten des Präsidenten von Erffa; er hat sich in einer äußerst schwierigen Lage als ein umsichtiger, taktvoller und mutiger Mann erwiesen, der die Würde des Parlaments mit den einmal gegebenen unzulänglichen Mitteln so gut als irgend möglich wahrte. Im übrigen ist der Vorgang in der Geschichte des Parlamentarismus nicht neu. Selbst in England, das von unseren Liberalen so gern als Musterstaat hingestellt wird, hat sich der Präsident gelegentlich nicht gescheut, gegen Ruhestörer und zur Wahrung des parlamentarischen Ansehens die Polizei zu Hilfe zu rufen; an einem Tage geschah es sogar, daß siebenunddreißig Iren durch die Polizei abgeführt wurden. Das Eindringen der Polizei in den Sitzungssaal der Kammer darf somit nicht als spezifisch preußische Erscheinung aufgefaßt werden.

Wenn wir uns indessen in dem vorliegenden Falle selbst durchaus auf die Seite des Freiherrn von Erffa stellen, so möchten wir doch nicht, daß die führenden Kreise des Bürgertums über ihrer berechtigten Entrüstung gegen die Genossen den Kernpunkt der Katastrophe übersähen. Es handelt sich hier nicht allein um Form- oder Anstandsfragen, auch nicht um die Angelegenheit irgendeiner Partei, oder um eine solche lediglich des Bundesstaates Preußen; es handelt sich um eine nationale Frage, die losgelöst vom Parteiinteresse alle deutschen Staatsbürger tief berührt: um die Autorität des führenden Bundesstaates.

Es ist kein Zufall, daß die Katastrophe hereinbrach gerade gelegentlich der Behandlung der Besitzbefestigungsnovelle. Die preußische Regierung hat sich seit den vierziger Jahren noch niemals so kompromittiert, wie seit 1908 wiederholt in der Siedlungsfrage. Sie hat es verstanden, das große Friedens- und Kulturwerk der inneren Kolonisation zeitweilig dem Chauvinismus zu überlassen,

ohne in der Folge die Kraft zu besitzen, den Kampf auch dementsprechend zu führen. Die Verantwortung für das Enteignungsgesetz trifft zwar die gegenwärtig leitenden Männer in Preußen nicht, aber sie scheinen sich unter dem Druck der Verhältnisse doch nicht von den Fehlern ihrer Vorgänger freimachen zu können, und ihre Politik hat daher etwas Unwahrscheinliches, auf allen Seiten Mißtrauen Erzeugendes. Sie befinden sich in dieser Beziehung in der Gesellschaft jener Konservativen, die sich seinerzeit aus durchaus stichhaltigen Gründen nur unwillig zur Annahme des Enteignungsgesetzes bequemten und sich jetzt seiner Anwendung widersetzen. Es wäre verständlich gewesen, wenn die konservativen Großgrundbesitzer mutvoll den Standpunkt des Grafen Haeseler beibehalten und das Gesetz von 1908 zu Falle gebracht hätten. Doch scheint es, daß Rücksicht auf die national erregte Stimmung seinerzeit die Oberhand gewann. Nachdem sie aber das Gesetz einmal schaffen halfen, sollten sie, gerade vom Autoritätsstandpunkt aus, auch für seine Durchführung Sorge tragen. Sind aber ihre Bedenken gegen das Gesetz doch so stark geworden, daß sie die früheren Argumente, die sie zur Annahme bewogen, nicht mehr aufrecht erhalten, so sollten sie ihren früheren Fehler nachträglich einsehen und wieder gut machen, was gut zu machen ist. Wir würden einen solchen Entschluß für höchst wertvoll halten: er müßte zu der Frage führen, ob nicht die Annullierung des Enteignungsgesetzes heute eine größere nationale Tat wäre, als das formale Festhalten an ihm, bei gleichzeitiger Schaffung solcher Gesetze, die den Bedürfnissen der Nation besser Rechnung tragen. Die preußische Regierung würde viel Unruhe und viel Unbehagen beseitigen, wenn sie dies Ausnahmegesetz aus der Welt schaffte, das sie nicht anzuwenden wagt; sie würde in weiten Kreisen ihre Autorität zurück gewinnen, wenn sie den Kampf um den Boden wieder zurückbrächte auf das Gebiet, wo er hingehört, auf das wirtschaftspolitische. Beim gegenwärtigen Stande der einschlägigen Gesetzgebung ist der Kampf um den Boden vom wirtschaftlichen in das höhere, rein nationale Gebiet gehoben, was zur Folge hat, daß das wirtschaftliche Moment zu sehr in den Nebel geschoben wird. Man lege das Schwergewicht auf das Wort innere Kolonisation und sei stets eingedenk, daß die Landfrage außerhalb der Städte ebenso ein Kampfobjekt ist zwischen Großkapital und Nation, wie in den Städten. Dann wird man auch den richtigen Weg zum Erfolge finden und am Erfolge wird auch das Vertrauen auf die Regierung in den bürgerlichen Kreisen erstarken. G. Cl.

Parteitagungen

Reichspartei, Freikonservative, Nationalliberale — Die Gegensätze — Mangel einender Parolen — Der Parteitag der Nationalliberalen — Die neue Stellung der Jungliberalen

Am Sonnabend und Sonntag fanden in Berlin Tagungen zweier Parteien statt, die beide für sich in Anspruch nehmen, das allgemeinstaatliche, das nationale Wohl ganz besonders über alle Parteiinteressen zu stellen: die vereinigte Reichs- und freikonservative und die nationalliberale Partei. Die eine hielt nach den Wahlen zum ersten Male eine Sitzung ihres Gesamtvorstandes ab, die andere, die nationalliberale einen Parteitag nach voraufgegangener Sitzung des Zentralvorstandes. Die Sitzungen beider hatten das eine gemein: sie zeigten deutlich, daß beide Parteien noch nicht herausgekommen sind aus der Wahlkampf-

stimmung und daß beide noch immer glauben die besten Parteigeschäfte mit ausgiebiger Betonung des Imperialismus zu machen. Das sind aber auch, nach den gehaltenen Reden zu urteilen, die beiden einzigen einigenden Momente dieser nationalen Mittelparteien; was diese Reden sonst enthielten, führt sie diametral auseinander. Das ist drei Jahre nach dem Sammelruf des Herrn von Bethmann kein erfreuliches Ergebnis. Man wird aber auch kaum hoffen dürfen, die Gegensätze zwischen der konservativen Parteigruppe und der liberalen Partei bald verschwinden zu sehen. Zwischen beiden steht als unübersteigbare Zinne der Turm des Ultramontanismus. Die Konservativen, die übrigens sonst von der Schädlichkeit des Zentrums ebenso überzeugt sind wie die Liberalen, nehmen den oportunistischen Standpunkt ein, der sie mit dem Zentrum zu paktieren heißt; die Nationalliberalen stehen mit verschwindend geringen Ausnahmen auf dem Standpunkte Bassermanns, der da heißt: „Hände weg vom Zentrum!"

In einer solchen Situation könnte nur eine große, die beiden Parteien einende Parole von dritter Seite, nämlich von der Regierung her, zusammenführen. Gibt es eine solche Parole? Ich fürchte, eine solche gibt es nicht, weil nach dem Bekenntnis des Freiherrn von Zedlitz und Bassermanns Herr von Bethmann in seiner Eigenschaft als Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident es nicht vermocht hat, sich das Vertrauen beider Parteien zu erwerben: keine der Parteien würde es mit Rücksicht auf ihre Existenz wagen, der Fahne des Kanzlers zu folgen, weil niemand voraussehen könnte, wohin sie im Endergebnis kommen würde. Das darf man aus allen Reden, die hier und dort gehalten wurden, entnehmen. So ist denn aus den beiden Tagungen — betrachtet man sie vom unparteiischen nationalen Standpunkte — nichts positives herausgekommen! Kein Redner der beiden Parteien, so sehr auch alle die Regierung der Entschlußlosigkeit und Zaghaft ziehen, hat irgendeinen Vorschlag gebracht, der zur Annahme seitens der Regierung geeignet wäre. Es waren viele schöne und scheinbar große Worte, aber man konnte von keinem sagen: es war eine Tat.

Etwas anderes ist es, ob die Tagungen für die Parteien selbst einen Gewinn brachten. Die Freikonservativen haben sich ausschließlich mit Organisationsfragen beschäftigt, über die nichts Näheres verlautet, und die eine breitere Öffentlichkeit wenig interessieren. Bei den Nationalliberalen ging es um den Bestand der Partei.

Die Vorgeschichte des Parteitages ist bekannt: Der Gesamtpartei wird seit langem vorgeworfen, sie entwickle sich zu stark nach links, und die Landtagsfraktion hat gemeinsam mit den Landesverbänden in Westfalen und in Schleswig die Vorgänge bei der Präsidentenwahl im Reichstage dazu benutzt, um eine Machtprobe zwischen Alt- und Jungliberalen herbeizuführen, die vielleicht eine Neuorientierung der Politik bewirken würde. Der Versuch ist nicht so geglückt, wie es seine Anreger glauben mochten. An der bisherigen Politik der nationalliberalen Partei wird nichts geändert und Bassermann ist nach wie vor Vertrauensmann der Mehrheit. Das äußere Ergebnis der Verhandlungen ist nun, daß die jungliberalen Landesorganisationen in Rechten und Pflichten mit den alten nationalliberalen Vereinen vollständig gleichgestellt sind, wobei ihnen aber das Sonderrecht gewahrt bleibt, sich außerhalb der Partei zu einem Reichsverbande zusammen zu schließen, der künftig keinen Teil der nationalliberalen Parteiorganisationen mehr bilden soll, und für dessen Auftreten und Äußerungen die

Leitung der Partei jede Verantwortung ablehnt. Mit Recht wurde diese Vereinbarung lediglich als ein Versuch bezeichnet. Wohin es die Partei führt, muß die Zeit lehren.

Einstweilen kann mitgeteilt werden, daß die jungliberalen Vereine sich bereits am Sonnabend Abend unter Vorsitz des Dr. Kauffmann-Stuttgart zu einem Reichsverbande zusammengeschlossen haben, und daß sich auch alle Vorbedingungen für die finanzielle Grundlage des Verbandes günstig anlassen. Es wird nun sehr von der Leitung des Verbandes abhängen, ob seine neue Organisation lebensfähig sein kann oder nicht. G. Cl.

Koloniales

Die Mischehen — Dr. Solfs Kolonialhaushalt — Diamantenfrage — Diamantenzoll — Lösung der Inderfrage

Die Mischehen in den Kolonien haben durch eine im Reichstag mit starker Mehrheit beschlossene Resolution eine Sanktion erhalten, über die man sich im Auslande sicherlich diebisch amüsieren und sogar jeder einsichtige Missionar die Hände über dem Kopf zusammenschlagen wird. Zu unserem Glück ist aber dafür gesorgt, daß auf diesem Gebiet die Bäume des Machtbewußtseins und Doktrinarismus jener Mehrheit nicht in den Himmel wachsen, sintemalen die Resolution keine praktische Bedeutung hat und wohl auch nicht bekommen wird. Die Reichsgesetze schließen zurzeit eine von Staatswegen gültige Ehe zwischen Weißen und Eingeborenen in den Kolonien aus und die Gerichte haben diesen Standpunkt in einer Reihe von Fällen bestätigt. Bei einer Änderung des geltenden Rechts hat aber der Bundesrat ein gewichtiges Wörtlein mitzureden, und das wird sicher „Nein" lauten. Im wesentlichen war das Zentrum und die Sozialdemokratie an dem Zustandekommen der Resolution beteiligt, und von beiden, deren Parteigrundlagen sich aus Gesichtspunkten internationaler Natur zusammensetzen, kann man natürlich nicht sonderlich viel Sinn für Rassegefühl erwarten. Jene Mehrheit bringt mit ihrer Resolution keineswegs den Willen der von ihr vertretenen Volksteile zum Ausdruck. Die Mehrheit unseres Volkes hat, trotz aller Reichstagsmehrheiten, noch ein gesundes Rasseempfinden, und der Gedanke, daß seine Kolonien in der Zukunft von einer Mischrasse bevölkert sein und, was die notwendige Folge wäre, das Blut seiner Nachkommen auch in der Heimat verderben könnte, wäre ihm sicherlich unerträglich.

Wenn feudale Zentrumskoryphäen, wie einst, wieder einmal einen Nipundo Akwa als „Kronprinz von Kamerun, königliche Hoheit," in ihre Gesellschaft einführen wollen und etwa eine hochgräfliche oder fürstliche Dame aus dem internationalen Zentrumsadel sich einem solchen schwarzen Gentleman ebenbürtig fühlt, weil er katholisch getauft ist, wenn Herr Noske und Herr Ledebour keinen Unterschied zwischen sich und einem Hottentotten gelten lassen wollen, so ist das Sache dieser Herrschaften; aber unsere Ansiedler in den Kolonien müssen es sich verbitten, daß eine zufällige Reichstagsmehrheit sich berechtigt fühlt, ihnen ihren Rassenstandpunkt aufzuzwingen.

Die Frage der Mischehen ist eine ureigenste Angelegenheit unserer kolonialen Landsleute und ihrer Körperschaften, in Südwestafrika des Landesrats, in den anderen Kolonien der Gouvernementsräte bezw. der Ansiedlervereinigungen. In Südwest ist der Rassenstandpunkt der weißen Bevölkerung sogar schon öffentlich-

rechtlich festgelegt, indem diejenigen Ansiedler, die mit farbigen Frauen zusammenleben, von der Beteiligung an der Selbstverwaltung ausgeschlossen sind, ebenso von der Aufnahme in deutsche Vereine. Die Möglichkeit von Ausnahmen in geeigneten Fällen ist vorgesehen. Überdies befanden wir uns bisher in einem Übergangsstadium. In dem Maße, wie sich die weiße Bevölkerung durch Einwanderung von weißen Frauen ergänzt, wird auch die Entstehung von Mischlingen nachlassen.

Als jüngst der neue Staatssekretär Dr. Solf verfügte, daß in Samoa die Schließung von Ehen zwischen Weißen und Farbigen künftig nicht mehr zuzulassen sei, und zu erkennen gab, daß er sich die generelle Regelung der Rechtsverhältnisse der Mischlinge in den Kolonien angelegen sein lassen wolle, hatte er den vollen Beifall der öffentlichen Meinung. Er hat sich wohl nicht träumen lassen, daß diese Äußerung einer gesunden Kolonialpolitik im Reichstag einen derart verkehrten Widerhall finden würde. Hoffentlich wird Herr Dr. Solf auf seinem Standpunkt beharren; er wird sich dadurch ein dauerndes Verdienst erwerben. Ein Gesichtspunkt verdient noch besonders hervorgehoben zu werden. Bisher handelte es sich nur um Verbindungen zwischen weißen Männern und schwarzen Frauen, weiße Frauen dagegen waren für den Neger unerreichbar. Läßt man aber Mischehen von Rechts wegen zu, so kann der Neger auch seine Augen zu der weißen Frau erheben. Ein doppelt widerwärtiger Gedanke! Und wenn es auch auf beiden Seiten nur minderwertige Vertreter beider Rassen wären, die sich dann gelegentlich vereinigten, so würde das Ansehen der weißen Rasse doch ungeheuer darunter leiden. Die Frage hat darum eine tiefe politische Bedeutung!

Im übrigen hatte der neue Staatssekretär bei Vertretung seines ersten Kolonialhaushalts einen guten Reichstag. Herr Dr. Solf hat es meisterhaft verstanden, denjenigen den Wind aus den Segeln zu nehmen, die ihn mit einem gewissen Mißtrauen kommen sahen. Er will beileibe kein neues System einführen, sondern nach dem bewährten System seiner Vorgänger weiterarbeiten. Außerdem will er parteipolitische Strömungen aus der Kolonialpolitik ausschalten, weil, wie er richtig sagt, die heimische Parteigruppierung sich auf koloniale Verhältnisse gar nicht anwenden läßt. Wenn es nun auch aussah, als wollten ihm in dieser Richtung Zentrum und Sozialdemokratie durch ihre Mischehen-Resolution das Konzept verderben, so scheinen sich die Dinge im übrigen doch in seinem Sinne zu entwickeln. Alle Parteiredner betonten bei den letzten Etatsverhandlungen ihre Kolonialfreundlichkeit und die Sozialdemokraten verwahrten sich sogar ausdrücklich gegen den Verdacht, Kolonialgegner zu sein. Wer hätte das vor fünf Jahren gedacht?

Bei der Diamantenfrage sind wir insofern einen Schritt weiter gekommen, als diesmal eine Reform der Verwertung der Diamanten ernsthaft erörtert wurde, auf Grund positiver Angebote deutscher Interessenten. Zwar trugen die ausländischen Händler noch einmal den Sieg davon, weil die Diamantenregie sich bockbeinig zeigte und die Kolonialverwaltung in der Kürze der Zeit eine Klärung nicht herbeizuführen vermochte. Aber man darf wohl annehmen, daß bis zum nächsten Vertragsschluß die deutsche Konkurrenz des Antwerpener Diamantensyndikats in die Lage versetzt wird, wirklich am Wettbewerb teilnehmen zu können. Die Verteidigung der Diamantenregie gegen allzu scharfe Angriffe ist dem Staatssekretär

von manchen Seiten sehr verargt worden. Meines Erachtens gibt diese Angelegenheit aber keine Handhabe dafür, daß Herr Dr. Solf die unter Dernburg in mancher Hinsicht eingerissene großkapitalistische Monopolwirtschaft ebenfalls begünstigen will.

Die Frage des Diamantenzolls, die jüngst an dieser Stelle eingehend erörtert wurde, geht ihrer Lösung entgegen, nachdem die Kolonialverwaltung, wie aus einer dem Reichstag vorgelegten Denkschrift hervorgeht, der Kolonialgesellschaft für Südwestafrika bestimmte, wohl allen Teilen gerecht werdende Vorschläge unterbreitet hat.

An die Lösung der Inderfrage scheint sich sonderbarerweise kein Staatssekretär wagen zu wollen. Auch Herr Solf nicht, der sich wieder auf die Kongoakte berief, die es uns unmöglich mache, die Inder, die englische Untertanen sind, aus der Kolonie zu vertreiben. Davon spricht ja auch niemand. Was gefordert werden muß, ist lediglich eine schärfere Kontrolle der Inder. In erster Linie müßten diese, wie jeder Deutsche bei seiner Ankunft in Ostafrika, den Besitz einer bestimmten Geldsumme nachweisen können. Damit würde das massenhaft einwandernde indische Proletariat ferngehalten. Ferner widerspricht es der Kongoakte keineswegs, wenn die Inder, die es mit der Ehrlichkeit erwiesenermaßen gar nicht genau nehmen und Meister sind in der Pleiteindustrie, genau wie die deutschen Kaufleute zu einer geordneten Buchführung verpflichtet werden. Warum sollen wir denn englischer sein als die Engländer, welche die Inder, ihre eigenen Untertanen, aus guten Gründen nicht mehr nach Südafrika hereinlassen?

Rudolf Wagner

Bank und Geld

Der Geldmarkt — Diskontermäßigung und Börsenspekulation — Die Verlängerung des Stahlwerksverbandes — Die Aussichten der Montanindustrie — Kali

In der Gestaltung der Geldverhältnisse hat sich endlich ein erfreulicher und durchgreifender Wandel vollzogen. Der Monat April hat nachgeholt was seine Vorgänger versäumt hatten: es zeigte sich das ungewohnte Bild einer allgemeinen und stark ausgeprägten Geldflüssigkeit. Der Status der Reichsbank hat infolgedessen eine völlige Verschiebung erfahren. Am Monatsende stand das Institut kräftiger da, als man noch vor kurzem hätte ahnen können. Der Unterschied gegen das Vorjahr war verschwunden und hatte sich in ein Plus verwandelt. Unter diesen Umständen konnten auch die Ansprüche des Ultimo der Bank nicht viel anhaben: Die steuerfreie Notenreserve sank zwar wieder von 287 auf 58 Millionen, aber nur um im neuen Monat wieder kräftig in die Höhe zu schnellen. Die Geldsätze am offenen Markt haben sich dementsprechend stark ermäßigt; der Privatdiskont zeigt jetzt eine Spannung von $1^1/_4$ Prozent gegen den Banksatz. Es kann somit nicht Wunder nehmen, daß der Reichsbank jetzt von allen Seiten dringend der Wunsch nach einer Diskontermäßigung nahe gelegt wird. In der Tat scheinen nunmehr die Verhältnisse des Geldmarkts einer solchen Maßregel nicht mehr im Wege zu stehen. Hat doch auch die Bank von England, die bisher eine ebenso zögernde Diskontpolitik verfolgte, wie die Reichsbank, sich zu einer Ermäßigung ihres Satzes entschlossen und die große Differenz zwischen den Zinssätzen Deutschlands und Englands läßt es angängig erscheinen, die drückende Last des hohen Bankdiskonts etwas zu erleichtern. Die Wahrscheinlichkeit spricht daher

dafür, daß die Reichsbank den Zinsfuß im Laufe der kommenden Woche um ein halbes Prozent herabsetzen wird. Leicht wird indessen der Bankleitung der Entschluß nicht werden. Denn die Maßregel droht, die energischen Bestrebungen auf Beschränkung der Kredite und Eindämmung der Börsenspekulation, die sich der Reichsbankpräsident bisher hat angelegen sein lassen, zu durchkreuzen. Die Börsenspekulation hat im Laufe des letzten Monats wieder einen außergewöhnlichen Umfang erreicht. Die günstigen Konjunkturberichte haben nach dem Erlöschen des Bergarbeiterstreiks in England und Deutschland den Optimismus üppig ins Kraut schießen lassen. Die Kurse sind infolgedessen auf eine Höhe getrieben worden, die mit den tatsächlichen Verhältnissen nur schlecht in Einklang steht. Daher machen sich denn auch deutliche Zeichen einer Überspannung geltend; die Aufwärtsbewegung ist ins Stocken geraten, die Lebhaftigkeit der Umsätze ist geschwunden und es bedarf eines neuen kräftigen Anreizes, um die drohende Lethargie zu überwinden. Einen solchen erhofft die Börse von der Ermäßigung des Bankdiskonts. Es wäre indessen recht unerwünscht, wenn das wohlfeile Geld nur den Erfolg hätte, das Spekulationsfieber von neuem anzufachen. Die gesamte wirtschaftliche Lage ist nicht danach angetan, einer Börsenhausse als Folie zu dienen. Schon die Entwicklung, welche sich in der Montanindustrie anbahnt, ist geeignet lebhafte Bedenken über die fernere Dauer der Konjunktur wachzurufen. Kritiklos, wie immer, hat die Börse die Verlängerung des Stahlwerkverbandes mit Begeisterung begrüßt. Und doch ist diese Verlängerung, welche sich darauf beschränkt, die Syndizierung der sogenannten A-Produkte in der bisherigen Form festzulegen, dagegen die Kontingentierung der B-Produkte freizugeben, in Wahrheit fast ein Aufgeben des Syndikatgedankens. Denn alle Schwierigkeiten, welche durch die Konkurrenz der verschiedenen Werke entstanden waren und fortdauernd neu entstehen, liegen auf dem Gebiet der weiter verarbeitenden Industrien, also auf dem dieser sogenannten B-Produkte. Hier zeigte sich der Gegensatz der Interessen zwischen den großen gemischten Betrieben und den sogenannten reinen Walzwerken auf das Deutlichste. Es ist nicht gelungen ihn zu überbrücken. Die Freigabe der Erzeugung und des Verkaufs von B-Produkten besiegelt die Überlegenheit der großen montanindustriellen Gebilde. Wenn ein jedes Kartell den Zweck verfolgte, die Schwächeren zu schützen und durch Organisation von Produktion und Verkauf lebensfähig zu erhalten, so ist offenbar, daß dieser Gedanke in der Stahlwerksindustrie nicht mehr aufrecht zu erhalten war. Die Riesenunternehmungen, wie Phönix, Gelsenkirchen, Luxemburg, Thyssen haben kein Interesse mehr, durch eine Fesselung ihrer eigenen Kräfte schwächeren Konkurrenten beizustehen. Bei der Gründung und der ersten Verlängerung des Stahlwerksverbandes betrachtete man es in den Kreisen der Industrie als eine Hauptaufgabe des Verbandes, eine völlige Syndizierung, also eine Regelung nicht nur der Erzeugung, sondern auch des Verkaufs der Produkte anzustreben. Wie haben sich die Verhältnisse in der Zwischenzeit verschoben! Die gemischten Werke sind mittlerweile durch Fusionen und Neuanlagen größten Stiles zu einer solchen Entwicklung gelangt, daß ein jeder glaubt, den Konkurrenzkampf mit Aussicht auf Erfolg aufnehmen zu können. Man kann auch nicht leugnen, daß in der Ausgestaltung dieser gemischten Betriebe, welche alle Stadien der Produktion, von der Kohlenförderung bis zur letzten Weiter-

verarbeitung in sich begreifen, ein wirtschaftlich richtiger Gedanke zum Durchbruch gekommen ist. Der gemischte Betrieb, das trustähnliche Gebilde, hat den Sieg erfochten, zwar unter dem Schutz des Verbandes, dessen Ideengang war, den Schwächeren und nicht den Großen zu stützen. Mit der Marktfreiheit aber, welche nunmehr die Großen proklamiert haben, werden vollständig veränderte und zurzeit nicht übersehbare Verhältnisse auf dem Markt der Fertigerzeugnisse geschaffen. Man muß sich vergegenwärtigen, daß die Produktion an letzteren innerhalb der acht Jahre Verbandsherrschaft gewaltig gestiegen ist, ja, sich geradezu verdoppelt hat. Noch in jüngster Zeit sind fieberhafte Anstrengungen gemacht worden, die größten Neuanlagen zu schaffen, nach den neuesten Errungenschaften der Technik eingerichtet, und auf eine ungeheuere Steigerung der Produktionsfähigkeit berechnet. So die kolossalen Anlagen von Gelsenkirchen in Esch, von Thyssen in Hagendingen und der Burbacher Hütte in Dübelingen. Enorme Kapitalien sind in diesen Erweiterungsbauten investiert, erhebliche Kredite darin festgelegt worden. Welches Schicksal wird dieser künstlichen Expansionspolitik beschieden sein? Das Gespenst der Überproduktion taucht deutlich sichtbar am Horizont auf. Schwere Zeiten mögen der Eisenindustrie vielleicht bevorstehen.

Diese Unsicherheit über die nächste Zukunft der Wirtschaftskonjunktur wirft einen schweren Schatten auf das augenblicklich noch so glänzende Bild. Und leider fehlt es auch sonst nicht an dunkelen Flecken. Die Lage der Kaliindustrie gibt, je länger je mehr zu schweren Befürchtungen Anlaß. Diese haben jüngst in dem Geschäftsbericht der Kaliwerke Aschersleben, einer der größten Gesellschaften, einen sehr bezeichnenden Ausdruck gefunden. Es unterliegt heute keinem Zweifel mehr, daß das Kaligesetz in der ihm vom Reichstag gegebenen Form einen Mißgriff darstellt. Die Bestimmungen des Gesetzes über die Neuzuteilungen von Quoten, welche bei Felderteilungen und Schachtneubauten beansprucht werden können, und daher auch jungen, fündig gewordenen Kaliwerken eine vorläufige Beteiligungsziffer gewährleisten, haben eine Prämie auf die Neugründung von Kaliwerken und die Niederbringung von Schächten geschaffen. Infolgedessen wurden auch die großen Werke zur Teilnahme an dieser Quotenjagd gezwungen und waren genötigt, neue Schächte ohne wirtschaftliches oder betriebstechnisches Bedürfnis zu bauen, nur um ihre Beteiligungsziffer nicht herabdrücken zu lassen. So ergibt sich, daß die Kosten eines Schachtbaues sich auf drei bis vier Millionen Mark belaufen, eine enorme und ganz unwirtschaftliche Investition von Kapital. Die große Vermehrung der Produktionsstätten hat ferner eine empfindliche Verminderung der auf das einzelne Werk entfallenden Quote zur Folge. Daher sind für Schachtbauten bereits mehr als eine Milliarde Mark verwendet worden. Während bei Erlaß des Gesetzes 76 Schächte gezählt wurden, werden nach Ablauf der ersten Karenzzeit deren über 200 vorhanden sein. Die auf das einzelne Werk entfallende Quote muß also gewaltig an Beteiligungswert verlieren, wenn es nicht gelingt, den Absatz derart zu steigern, daß in dessen Zunahme ein Ausgleich gefunden wird. Eine solche Absatzvermehrung erscheint aber den Beteiligten als ein Ding der Unmöglichkeit. Bisher wenigstens ist trotz aller Aufwendungen für die Propaganda nur ein Mehrabsatz von 600000 Doppelzentner für das letzte Jahr erzielt worden, während das vielfache nötig wäre, um einen Ausgleich gegen die Produktionssteigerung zu schaffen. Die Folgen dieser ungünstigen Ver-

hältnisse sind am Markt der Kaliwerke deutlich zu spüren. Die Kuxe der Kaliwerke sind gewaltig im Preis gesunken. Vielfach müssen die Besitzer das ganze eingezahlte Kapital verloren geben, ja es sind Fälle zu verzeichnen, in denen die Besitzer, um einer drohenden Zubußeverpflichtung zu entgehen, die Kuxe unter einer Zuzahlung abgestoßen haben. Höchst bedenklich ist ferner die Überschwemmung des Publikums mit Obligationen neugegründeter Kaliwerke. Diese sind nach einem mehr und mehr eingerissenen Mißbrauch vielfach behufs Finanzierung der Schachtanlagen ausgegeben worden, während das Kapital durch Zubußeleistung der Banken hätte aufgebracht werden müssen. Trotz der formellen hypothekarischen Sicherheit stellen diese Kaliobligationen eine sehr fragwürdige Anlage dar. Sie sind denn auch schlechterdings nicht mehr anzubringen und große Posten dieser unrealisierbaren Werte dürften die Portefeuilles der Konzernbanken belasten. Das Schlimme ist, daß die Fehler einer solchen übereilten wirtschaftlichen Gesetzgebung sich nicht wieder ausgleichen lassen. Das natürliche Monopol Deutschlands, welches ihm eine glückliche geologische Formation beschert hat, droht sich daher infolge unwirtschaftlichen Gebahrens in einen Unsegen zu verwandeln. Spectator

Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Dresdner Bank

Aktien-Kapital . . Mk. 200 000 000
Reservefonds . . Mk. 61 000 000

DRESDEN — BERLIN — LONDON

— BREMEN BRESLAU CASSEL FRANKFURT a. M. HAMBURG — HANNOVER LEIPZIG MANNHEIM MÜNCHEN NÜRNBERG STUTTGART

Altona, Augsburg, Bautzen, Beuthen O.-Schl., Bückeburg, Bunzlau, Cannstatt, Chemnitz, Corbach, Detmold, Emden, Eschwege, Frankfurt a. O., Freiburg i. Br., Fulda, Fürth, Gleiwitz, Göttingen, Greiz, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Kattowitz, Königshütte O.-Schl., Leer, Liegnitz, Lübeck, Meißen, Plauen i. V., ——— Spandau, Stettin, Tarnowitz, Ulm, Wiesbaden, Zittau, Zwickau. ———

Annahme von Depositengeldern zur Verzinsung; An- und Verkauf von Wertpapieren, ausländischen Geldsorten, Devisen usw.
Einlösung von Coupons und Dividendenscheinen; Ausstellung von Schecks und Kreditbriefen;
Diskontieren und Einziehen von Wechseln und Schecks; Beleihung börsengängiger Wertpapiere und deren Versicherung gegen Kursverlust im Falle der Auslosung; Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren; Beschaffung und Unterbringung von Hypothekengeldern, Vermögensverwaltungen, Testamentsvollstreckungen, sowie alle sonstigen bankgeschäftlichen Transaktionen.

Vermietung von Stahlkammern

Emden

Der große Aufſchwung, den die holländiſchen und belgiſchen Seehandelsſtädte, namentlich Amſterdam, Rotterdam und Antwerpen genommen haben, iſt zum größten Teil auf Koſten Deutſchlands erfolgt. Deutſchland bildet das große und weite Hinterland, das über holländiſche und belgiſche Häfen einen großen Teil ſeiner Rohſtoffe bezieht und auf demſelben Wege ſeine Fertigfabrikate in die Welt hinausſendet. Wenn auch deutſcher Handel, deutſche Ein- und Ausfuhr nicht den ausſchließlichen Warenverkehr jener Länder ausmachen, ſo bildet er doch einen weſentlichen Beſtandteil davon. Fremde Bahnen, fremde Schiffahrtsſtraßen ziehen unter den beſtehenden Verhältniſſen die Frachten an ſich, fremde große Schiffahrtslinien vermitteln den überſeeiſchen Verkehr. Deutſches Geld wird auf dieſe Weiſe ins Ausland entführt und trägt dazu bei, den ausländiſchen Handel und Verkehr zu beleben. Dem dabei verdienten Zwiſchengewinn verdanken Holland und Belgien teilweiſe ihr Aufblühen, ihre Entwicklung und ihren Wohlſtand. Die deutſche Volkswirtſchaft kann an dem Fortbeſtand dieſer Verhältniſſe kein Intereſſe haben, da ſie ihr je länger um ſo mehr Schaden zufügen. Wohl aber liegt es in ihrem Intereſſe, den jetzt über Belgien und Holland gehenden Verkehr wieder vom Auslande abzulenken und ihn deutſchen Bahnen, deutſchen Waſſerſtraßen, deutſchen Schiffahrtslinien zuzuführen.

Bisher kamen in Deutſchland als große Häfen und Handelsſtädte für den Weltverkehr faſt ausſchließlich Hamburg und Bremen in Betracht. Dort vereinigt ſich, wie die ſtatiſtiſchen Nachweiſe überzeugend dartun, der größte Teil des deutſchen Überſeeverkehrs. Die Bedeutung der übrigen Seeſtädte iſt demgegenüber ſtets geringer geweſen und ſeit einiger Zeit im Verhältnis zu jenen Handelsorten ſtets zurückgegangen. Die Lage von Hamburg und Bremen

gestattet den beiden Städten aber nicht, mit holländischen und belgischen Häfen in erfolgreiche Konkurrenz zu treten. Trotz des großartigen Ausbaues von Eisenbahnen und Wasserstraßen, wie er in den letzten Jahrzehnten in Deutschland festzustellen ist, wird der Verkehr aus Süddeutschland, Westfalen und Rheinland, zum Teil auch der ausländische aus der Schweiz und Italien den näheren Weg über Holland suchen, statt einen mit größeren Kosten verbundenen Umweg über die Hansestädte. Diese Städte haben für diesen Teil des Verkehrs eine zu östliche Lage, als daß er mit Nutzen dorthin gelenkt werden könnte. Dazu bedürfte es eines Hafens, der weiter westlich liegt und günstigere Verbindungen bietet.

Ein solcher Hafen ist Emden. So lange dieser Ort in preußischem Besitz war, sind auch die preußischen Herrscher und ihre Regierungen bestrebt gewesen, dort einen Mittelpunkt für den Überseehandel zu schaffen. Diese Bestrebungen und Versuche, die je nach der politischen und wirtschaftlichen Lage von wechselndem Erfolge begleitet waren, gehen bis auf den Großen Kurfürsten und Friedrich den Großen zurück. Als nach der Einverleibung Hannovers Emden wieder an Preußen zurückfiel, wurden diese Versuche auch wieder aufgenommen. In jüngster Zeit ist der Emdener Hafen mit großem Aufwand neu ausgebaut, die Fahrtrinne zur Benutzung für die größten Schiffe vertieft und der Hafen mit den modernsten Ladevorrichtungen ausgerüstet worden. Durch den Dortmund-Ems-Kanal sowie günstige Eisenbahnanlagen sind gute Verbindungen mit dem Hinterlande geschaffen.

Somit scheinen alle Vorbedingungen für eine gute Entwicklung dieses Hafens gegeben, und dennoch will der Verkehr sich nicht in der Weise heben, wie man es gehofft und vorausgesetzt hatte. Für diese Tatsache ist die Konkurrenz der belgischen und holländischen Häfen in erster Linie verantwortlich zu machen. Zum Teil liegt dies daran, daß der Handel altgewohnte Wege, auf denen sich im Laufe der Jahrzehnte feste Beziehungen entwickelt haben, nicht plötzlich aufgibt. Zum Teil trägt auch der Mangel an leistungsfähigen Schiffahrtslinien daran die Schuld. Es genügt nicht, daß Passagiere und Güter von allen Seiten her nach Emden herangezogen werden, es muß auch Gelegenheit für ihre sichere, schnelle und regelmäßige Weiterbeförderung vorhanden sein. An diesen hat es aber bisher noch gefehlt. Erst wenn in Emden leistungsfähige Schiffahrtsgesellschaften entstanden sind, die den Überseeverkehr pflegen, wird sich Emden wirklich in großzügiger Weise entwickeln können. Erst dann werden sich die großen Kapitalien (über achtzig Millionen Mark), die das Land dort aufgewendet hat, lohnend angelegt und ertragreich erweisen. Ehe nicht selbständige Linien von Emden aus regelmäßige transatlantische Fahrten ausführen, wird sich auch der erhoffte Aufschwung nicht einstellen. Bis dahin werden trotz aller sonstigen Vorteile die Waren immer den Weg über Rotterdam, Antwerpen und Amsterdam nehmen, wo ihre Weiterbeförderung sichergestellt ist.

Das Kapital wird sich aber nur dann zur Gründung von Schiffahrtsgesellschaften und zur Errichtung von festen Dampferlinien bereit finden, wenn ein Ertrag in Aussicht steht, der eine angemessene Verzinsung gewährleistet. Es hat sich gezeigt, daß der reine Passagier- und Frachtverkehr bei regelmäßigen Fahrten keine genügende Verzinsung abwirft, wenn er nicht gleichzeitig mit dem Auswandererverkehr verbunden werden kann. Erst die Massenbeförderung von Menschen bringt eine sichere Einnahme. Dies hat sich auch in Hamburg und Bremen gezeigt. Der große Aufschwung der dortigen großen Linien steht in engster Verbindung mit dem Auswandererverkehre. Daß die übrigen Häfen, namentlich der Ostsee, in ihrer Entwicklung nicht haben mit den Hansestädten gleichen Schritt halten können, ist zum größten Teile auf den Mangel an Auswanderern zurückzuführen.

Eine Schiffahrtsgesellschaft kann jeder gründen, Schiffahrtslinien jeder einrichten, wenn ihm die dazu notwendigen Kapitalien zur Verfügung stehen. Aber zur Beförderung von Auswanderern ist nach den gesetzlichen Bestimmungen eine besondere Erlaubnis erforderlich, deren Erteilung davon abhängt, wie der Bundesrat die Bedürfnisfrage beantwortet. Unlängst hat sich nun eine Gesellschaft gebildet, die von Emden aus die transatlantische Fahrt betreiben will, um damit dem deutschen Handel die längst gewünschten neuen Verkehrswege zu eröffnen. Sie hat, um eine gesicherte Grundlage zu erhalten, den Antrag gestellt, ihr die Konzession zur Beförderung der Auswanderer zu erteilen.

Gegen diesen Antrag hat sich, namentlich von Hamburg und Bremen aus, eine lebhafte Agitation erhoben, weil diese beiden Städte sich in der Macht- und Sonderstellung, die sie bisher im deutschen Wirtschaftsleben einnehmen, bedroht fühlen. Die Hapag und der Lloyd befürchten, daß ihnen ein Teil des Auswandererstromes, den sie bewältigt haben, abgelenkt und damit ihre Einnahmen vermindert werden könnten. In weiterer Folge, so meinen sie, würde dies ihre Stellung im Welthandelsverkehre erschüttern und ihnen die Möglichkeit rauben, den Wettbewerb mit den außerdeutschen Schiffahrtslinien, namentlich mit den englischen, erfolgreich durchzuführen. Sie fürchten eine Konkurrenz im Inlande, die ihnen beträchtliche Opfer auferlegen würde.

Diese Befürchtungen sind aber falsch und übertrieben. Aus den statistischen Nachweisungen ergibt sich, daß die Zahl der Auswanderer, die über die holländischen Häfen und England gehen, in den letzten Jahren bedeutend zugenommen hat, während die Zahl derer, die ihren Weg über Hamburg und Bremen nehmen, nicht gewachsen, sondern zurückgegangen ist. Im Jahre 1901 gingen über Hamburg und Bremen 45,2 Prozent des gesamten über die nordeuropäischen Häfen auswandernden Menschenstromes, 1910 waren es aber nur noch 36,3 Prozent. Besonders Bremen hat ständig an Boden verloren. Es handelt sich nicht um deutsche Auswanderer, die überhaupt nur einen sehr geringen Teil der Auswanderung ausmachen, sondern hauptsächlich um solche aus den östlichen Ländern, von denen schon jetzt die größte Zahl nicht der Hapag und dem Lloyd zufließen.

Von der Gesamtzahl der Auswanderer entfallen etwa 55 Prozent auf Russen, Österreicher und Ungarn, über 25 Prozent auf Italiener, und nur der Rest von 20 Prozent auf alle anderen Nationen. Die italienischen Auswanderer sind meistens sogenannte „Sachsengänger", die im Frühjahre nach Amerika hinüberfahren und nach der Ernte von da zurückkehren. Für die Auswanderung über Deutschland kommen hauptsächlich die Auswanderer aus den östlichen Nachbarstaaten in Betracht. Trotzdem diese aber ganz Deutschland durchqueren müssen, bedienen sich nicht alle von ihnen deutscher Linien. Ein großer Prozentsatz wandert über englische Häfen ab, eine weitere große Zahl über Rotterdam, Antwerpen und Havre.

Wenn es gelingt, davon einen Teil nach Emden zu ziehen, so bleiben die Transportkosten und der dabei erzielte Gewinn den deutschen Interessenten erhalten. Die neue Gesellschaft beabsichtigt auch keineswegs eine Unterbietung der bisherigen Preise herbeizuführen, weil dadurch das eigene Geschäft geschädigt würde. Es ist vielmehr als sicher anzunehmen, daß die Beförderung der Auswanderer auf derselben Grundlage erfolgen würde, die bisher bei den anderen Gesellschaften maßgebend gewesen ist. Eine Verständigung über die Fahrpreise würde sich auch mit einer neuen Gesellschaft erzielen lassen, in derselben Weise, wie sie zwischen der Hapag und dem Lloyd schon stattgefunden hat.

Wird die beantragte Konzession abgelehnt, so wird für die großen Schiffahrtslinien in den Hansestädten tatsächlich eine Monopolstellung geschaffen und jede andere Konkurrenz auf lange Zeit hinaus ausgeschaltet. Die Gefahren und Nachteile, die mit einem Monopol und Trust verbunden sind, sind zu bekannt, als daß sie hier nochmals ausführlich geschildert und dargelegt werden müßten. Überall wird dagegen angekämpft. Entstehen diese Trusts von selbst durch Zusammenschluß der Interessenten, so wird sich nichts dagegen machen lassen. Für den Staat liegt aber keine Notwendigkeit vor, diese Bildungen zu unterstützen und durch gesetzliche Maßnahmen einzelnen Gesellschaften ein Monopol zu verschaffen. Mit der Angabe, daß die Gesellschaft keinen Wettbewerb im Inlande und keine Verkleinerung ihres Interessentengebietes vertrüge, um erfolgreich in der Weltkonkurrenz bestehen zu können, kann schließlich auch jede andere große Gesellschaft irgend einer anderen Branche auftreten. Im Gegenteil, das öffentliche Interesse verlangt die Beseitigung aller Vorrechte; nur im freien Wettbewerb können sich alle vorhandenen Kräfte entfalten und entwickeln.

Es dürfen auch die Gefahren nicht verkannt werden, die in der Vereinigung so großer Machtmittel in einer Hand liegen. Es wird dadurch eine Gewalt geschaffen, die selbst für den Staat unbequem werden kann. Schon jetzt machen sich deren Einflüsse auf vielen Gebieten des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens bemerkbar. Wenn eine kluge und gewandte Geschäftsführung es bisher erfolgreich verstanden hat, dies wenig in die Erscheinung treten zu lassen und einen Zusammenstoß mit staatlichen und allgemeinen Interessen klugerweise vermieden hat, so ist doch keine Gewähr vorhanden, daß dies für alle Zukunft der Fall

sein wird. Der Staat wird es jedenfalls leichter haben, mit mehreren Gesellschaften zu arbeiten, als wenn er sich nur eine große geschlossene Macht gegenüber hat, die dann unwillkürlich die Forderung aufstellt, als gleichberechtigte Macht behandelt und anerkannt zu werden. Es ist auch fraglich, ob sich immer Leute finden werden, die so genial veranlagt sind, daß sie ein so großes Unternehmen auch unter schwierigen Verhältnissen richtig leiten können. Man muß dabei in vorausschauender Weise nicht nur mit den augenblicklichen Verhältnissen rechnen. Je größer ein Unternehmen wird, desto schwieriger seine Leitung. Schon jetzt blicken viele besorgt in die Zukunft, was aus den Riesenunternehmen werden soll, wenn die leitende Kraft einmal fehlt. Es ist sehr selten, daß die Leiter solcher Unternehmungen für einen Nachwuchs und Nachfolger sorgen. Ihre Tätigkeit, ihre Energie läßt selten andere Personen gleichberechtigt neben sich gelten. Dies macht sich gewöhnlich erst bemerkbar, wenn die Frage der Nachfolgerschaft akut geworden ist. Hat sich aber ein Verkehrszweig, eine Industrie in einem einzigen Unternehmen zusammengedrängt, so leidet sofort das ganze Wirtschaftsleben, wenn dieses nicht auf der Höhe bleibt. Sind dagegen mehrere Unternehmungen vorhanden, so kann die Notlage eines solchen niemals von demselben großen Einfluß auf das gesamte Gebiet sein. Es ist nicht vorteilhaft, wenn ein Wirtschaftsbetrieb schließlich nur auf zwei Augen beruht. Vorsorgend muß der Staat hier eingreifen. Er darf jedenfalls die Gefahren einer derartigen Lage, denen er sich keinesfalls verschließen kann, nicht noch vermehren.

Daß Hapag und Lloyd, im weiteren Sinne auch die Städte Bremen und Hamburg bemüht sind, ihre Sonderstellung zu behaupten und mit allen Mitteln gegen die Bestrebungen und Versuche ankämpfen, die ihnen in dieser Hinsicht unbequem und gefährlich sein könnten, ist ja von ihrem Standpunkte aus begreiflich. Es frägt sich aber, ob dies nicht ein sehr enger Standpunkt ist, der nicht im Interesse der Allgemeinheit liegt.

Für Preußen liegt jedenfalls keine Notwendigkeit vor, seine eigenen Interessen zugunsten der Hansestädte zurückzustellen und zu vernachlässigen. Daß Emden nach seiner Vergrößerung und Erweiterung eine gewisse Konkurrenz für die anderen Häfen bedeuten würde, wie dies jede neue Hafenanlage sein würde, ist selbstverständlich. Darüber mußte man sich aber vor Beginn der Hafenbauten klar werden, ehe die großen Mittel zu ihrer Ausführung bewilligt und bereit gestellt wurden. Jetzt, nachdem die Bauten zum größten Teil vollendet sind, muß man sich aber nicht scheuen, die notwendigen Folgerungen daraus zu ziehen. Tut man dies nicht, so bleibt der Hafen trotz seiner technischen Vorzüglichkeit leer und unbelebt, die ganzen Anlagen unbenutzt, die 80 Millionen ohne Ergebnis. Einen solchen Erfolg können aber weder die Stadt Emden, noch Landtag und Regierung beabsichtigt haben. Ihre Aufgabe ist es vielmehr, alle Kräfte in Bewegung zu setzen, um die Entwicklung des Emdener Hafens zu ermöglichen und zu erweitern. Sie müssen deshalb auch alle Mittel benutzen, um beim Bundesrat die Erteilung der Auswandererkonzession zu erzielen.

Auch militärische Gründe sprechen dafür. Je mehr die deutsche Kriegsflotte anwächst, desto größer wird die Notwendigkeit, für sie vermehrte Stützpunkte zu schaffen. Dies tritt um so mehr in die Erscheinung, als bei der jetzigen politischen Lage die Ostsee als Kriegsschauplatz beinahe ganz ausfällt. Es ist aber richtig und wichtig, seine Streitkräfte bereits im Frieden dort zu vereinigen und zu stationieren, wo sie im Ernstfall gebraucht werden sollen. Zwar bietet der Kaiser-Wilhelm-Kanal die Möglichkeit, die in Kiel befindlichen Flottenteile nach der Elbmündung heranzuziehen, ohne daß der Feind dies zu verhindern vermag. Aber der Betrieb auf dem Kanal ist mancherlei Zufälligkeiten ausgesetzt und das Durchfahren erfordert immer eine gewisse Zeit. Störungen im Betriebe sind schon im Laufe der letzten Jahre gelegentlich vorgekommen, sie können sich im Kriege noch öfter ereignen, wo man mit feindlichen Unternehmungen rechnen muß. Diese brauchen nicht immer in dem Vorgehen stärkerer, gelandeter feindlicher Truppenabteilungen zu bestehen, denen man rechtzeitig entgegentreten könnte, sondern in dem Vorgehen einzelner Personen, die sich unter allerlei Formen zu Wasser und zu Lande dem Kanal nähern können. Mag der Kanal auch noch so gut bewacht und geschützt werden, so muß doch immer mit der Möglichkeit einer längeren Betriebsstörung gerechnet werden. Tritt diese aber ein, so sind die in der Ostsee befindlichen Flottenteile so gut wie abgeschnitten, und zur Untätigkeit verdammt. Es wird keine Aussicht bestehen, daß sie angesichts der überlegenen feindlichen Flotte um Jütland herum die Vereinigung mit den in der Nordsee befindlichen Teilen ausführen können. Wilhelmshaven allein genügt aber nicht als Flottenstützpunkt. Es ist nicht vorteilhaft, alle seine Kräfte auf einem einzigen Punkt zu vereinigen. Eine gewisse Verteilung der Kräfte ist vorzuziehen. Auch im Interesse der ganzen Küstenverteidigung und der Verhinderung einer feindlichen Blockade ist es geboten, neben dem großen Kriegshafen noch weitere, kleinere Stützpunkte zu besitzen, von denen aus namentlich der kleine Krieg geführt werden kann. Hierfür eignet sich nun Emden in vorzüglicher Weise. Der rechte Flügel der deutschen Nordseestellung, die Elbmündung, ist durch die Befestigungsanlagen bei Cuxhaven und Brunsbüttel gesichert. In der Mitte liegt Wilhelmshaven. Der linke Flügel entbehrt noch eines solchen Schutzes, den ein Flottenstützpunkt bei Emden in Zukunft gewähren würde. Er erhält eine besondere Bedeutung durch die vorgelagerte Insel Borkum, auf der bereits Befestigungen errichtet sind und die eine ständige Friedensgarnison erhalten hat. Dadurch ist auch Emden selbst bereits gesichert, da es einer feindlichen Flotte unmöglich geworden ist, ohne weiteres in die Emsmündung einzulaufen. Im Anschluß an das befestigte Borkum wird sich eine energische und wirkungsvolle Durchführung des kleinen Krieges ermöglichen lassen. Gerade die schwierigen Schiffahrtsverhältnisse der Nordsee mit ihrem engen, häufig wechselnden Fahrwasser bieten hierzu die beste Gelegenheit. Sie erschweren dem Gegner die Durchführung der Blockade, können sie sogar unmöglich machen.

Soll Emden einmal als Flottenstützpunkt in Betracht kommen, so ist es auch erwünscht, daß sich dort alle die Einrichtungen und Anstalten vorfinden, die für die Unterhaltung, Ausrüstung und Wiederherstellung von Kriegsschiffen erforderlich sind, ohne daß es dazu erst besonderer großer staatlicher Anlagen bedarf. Je mehr der Hafen von Emden vergrößert, der Verkehr lebhafter wird, und auch die Industrie sich dort festsetzt, in desto steigenderem Maße eignet sich der Ort für einen Flottenstützpunkt. Er bietet dann von selbst alles, was die Flotte zur Ergänzung und zur Wiederherstellung bedarf; und wenn auch zunächst die großen Linienschiffe und Panzerkreuzer nicht in Betracht kommen, so doch jedenfalls die kleinen Kreuzer, die Torpedo- und Unterseeboote.

Es ist neuerdings die Rede davon gewesen, daß die Hamburger und Bremer Gesellschaften, um den Anforderungen von Emden zu entsprechen, deren Berechtigung sich nicht widerlegen und abstreiten läßt, ihre großen Linien abwechselnd in gewissen Zwischenräumen in Emden anlegen lassen, und auch für den Transport der Auswanderer dort die notwendigen Anstalten treffen wollen. Dies bedeutet gewiß schon einen Fortschritt gegenüber dem jetzigen Zustande, genügt aber noch nicht. Diese Gesellschaften werden ihre Emdener Filialen immer nur als etwas Nebensächliches betrachten, die sie notgedrungen errichten mußten, um fremde Unternehmungen auszuschließen. Ihre Haupttätigkeit werden sie aber nach wie vor der Entwicklung des Hamburger und Bremer Verkehrs widmen. Sie haben auch schließlich gar kein so großes Interesse daran, den Verkehr von Holland abzulenken und die Auswanderer usw. den holländischen Schiffahrtslinien zu entziehen, da ein großer Teil des Kapitals der dortigen Gesellschaften sich in den Händen der Hamburger Gesellschaften befindet. Machen die holländischen Linien gute Geschäfte, so kommt dies dann teilweise wieder den Gesellschaften in den Hansestädten zugute. Eine selbständige Linie, die in Emden ihren Sitz hat und lediglich den Verkehr über Emden betreibt, ist aber durch keinerlei andere Rücksichten gebunden, und kann sich mit aller Kraft und mit allen Mitteln ihrer eigentlichen Aufgabe widmen. Es ist daher begreiflich, daß die Stadt Emden nur auf eine selbständige Gesellschaft Wert legt.

Schiffe, die Emden nur anlaufen, aber in anderen Häfen heimatsberechtigt sind, werden naturgemäß alle Reparaturen und Ausrüstungsarbeiten in den ursprünglichen Liegehäfen vornehmen. Dort befinden sich infolgedessen auch die umfangreichen Reparaturwerkstätten, Kohlenniederlagen, Magazine, deren jede Schiffslinie bedarf. Dort wird auch der Proviant an Bord genommen, die Ausrüstung im weitesten Sinne besorgt. Dort wohnen die Direktoren, die vielen Angestellten usw. Auch bei Vergebung von Neubauten werden die örtlichen Werften und Bauanstalten bevorzugt. Die Gründung einer Schiffahrtsgesellschaft, die Errichtung neuer Linien zieht die weitesten wirtschaftlichen Folgen nach sich. Sie belebt nicht nur den eigentlichen Schiffsverkehr und erstreckt sich nicht nur auf den engen Bezirk des Hafens, sondern befruchtet den gesamten Handel und Verkehr, zieht die Industrie an, hebt die Steuererträgnisse der Stadt und des

Staates und ermöglicht auch dem nächsten Hinterlande den Absatz aller seiner Erzeugnisse. Wenn man sich diese großen Wirkungen vergegenwärtigt und die großen wirtschaftlichen Werte berücksichtigt, die dabei auf dem Spiele stehen, wird es begreiflich, daß die Stadt Emden, die ja in erster Linie dabei in Frage kommt, mit allen Mitteln und nach jeder Richtung hin die Versuche unterstützt, eine eigene Schiffahrtsgesellschaft zu erhalten. Anderseits werden aber auch die Bestrebungen der Nachbarhäfen begreiflich, dies zu verhindern. Sache des Staates ist es, in diesem Interessenkampfe den schwächeren zu unterstützen und ihm wenigstens die Möglichkeit zu geben, eine erfolgreiche Tätigkeit zu entwickeln, sein Können zu zeigen.

Auch der preußische Staat muß sich dieser Ansicht anschließen und den gleichen Standpunkt einnehmen, schon aus Rücksichten auf die Besteuerung. Darin liegt kein engherziger Partikularismus, sondern ein wohlberechtigtes Staatsinteresse. Die Hafenanlagen in Emden sind mit preußischem Gelde erbaut, nicht mit dem der Hansestädte, auch nicht mit dem des Reiches. Dasselbe gilt von den Eisenbahnen und den Wasserstraßen. Es ist daher nicht mehr als recht und billig, daß die Benutzer aller dieser Einrichtungen in Preußen steuerpflichtig sein sollen. Das Emporblühen der Hansestädte wird gewiß von jedem mit Freuden begrüßt, daneben dürfen aber nicht alle anderen Rücksichten vernachlässigt und beiseite geschoben werden. Durch die Verlegung des Vulkans von Stettin nach Hamburg ist schon ein bedenklicher Schritt geschehen. Ob es möglich gewesen wäre, den Vulkan seinerzeit zu veranlassen, statt nach Hamburg nach Emden zu gehen, muß dahingestellt bleiben. Vielfach wird dies behauptet. Dies hätte jedenfalls im preußischen Interesse gelegen und hätte das Aufblühen von Emden sehr günstig beeinflußt. Ist diese Gelegenheit auch unwiderruflich dahin, so hüte man sich doch, hier einen ähnlichen Fehler zu begehen, und der wird begangen, wenn durch ein Versagen der Auswandererkonzession das Entstehen einer eigenen Emdener Schiffahrtslinie unmöglich gemacht und der Emdener Hafen mit seinem wichtigsten und aussichtsreichen Verkehre den Hamburger und Bremer Gesellschaften ausgeliefert wird. „Caveant consules!“

* * *

Beruht die heutige Landflucht auf biologiſchen Urſachen?

Von Dr. med. W. Hanauer-Frankfurt a. M.

Durch die Fortſchritte der Neurologie, der Serologie und der Raſſenbiologie hat man ſich heute daran gewöhnt, gewiſſe Probleme des geſellſchaftlichen und öffentlichen Lebens, die man früher als rein ſoziale Erſcheinungen angeſehen hat, von biologiſchen Geſichtspunkten zu betrachten. Es ſei hier daran erinnert, daß heute, nachdem viele Jahre verſtrichen ſind, ſeitdem Lombroſo ſein Buch „Das Weib als Verbrecherin und Proſtituierte“ hat erſcheinen laſſen, der Streit noch immer hin und her wogt, ob die Proſtitution ein ſoziales oder anthropologiſches Phänomen iſt.

Neuerdings ſucht nun der bekannte Raſſenhygieniker Albert Reibmayr die ſo überaus wichtige und ſo viel erörterte Frage der Landflucht, die bisher unſtreitig als ſoziale Maſſenerſcheinung gegolten hat, auf biologiſche Prinzipien zurückzuführen. Seine Ausführungen im Archiv für Raſſen- und Geſellſchaftsbiologie (1911 S. 349) gipfeln in dem Satze, daß die Durchſeuchung unſerer heutigen Landbevölkerung mit Tuberkuloſe, Syphilis und Alkohol und den dadurch verurſachten körperlichen und geiſtigen Folgen die weſentlichſte Urſache wäre, welche den Bevölkerungsſtrom vom Lande zur Stadt ſo außerordentlich anſchwellen läßt und das Mißverhältnis zwiſchen Stadt und Land zeitigt. Während in früheren Zeiten gut dafür geſorgt war, daß die heutigen gefährlichſten Kulturkrankheiten Tuberkuloſe und Syphilis die Landbevölkerung nicht durchſeuchten und dieſe daher in ihrer Majorität konſtitutionell geſund blieb, und auch der Alkoholismus früher keine ſehr ſchädigende Rolle ſpielte, hat ſich dieſes alles ſeit der Zeit, als durch die Eiſenbahnen der allgemeine Verkehr zwiſchen Stadt und Land außerordentlich zunahm, beſonders aber durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, total verändert. Der nun einſetzende ſtärkere Verkehr zwiſchen Stadt- und Landbevölkerung hat aber auch ſtets einen ſtärkeren Blutsverkehr, wenn auch meiſt auf illegitimem Wege, zur Folge. Der Bauer hat nun beſte Gelegenheit, ſich mit dem tuberkuloſen und ſyphilitiſchen Gift zu infizieren. Dazu kommt noch, daß die Fortſchritte der Medizin und die ſtrengen hygieniſchen

Maßregeln die scharfe Auslese der schwächlichen Kinder hemmen und heute viele Schwächliche ins heiratsfähige Alter kommen lassen, die früher der natürlichen Ausmerzung verfielen.

Die wichtigste biologische Folge der Durchseuchung ist aber die, daß die Nachkommen solcher belasteten Familien einen viel schwereren Kampf mit der Natur und dadurch ums Dasein zu kämpfen haben, als dies bei Nachkommen ganz gesunder Familien der Fall ist. Die Individuen aus solchen belasteten Familien werden ihrer ererbten schwächeren Konstitution wegen zu der harten, schweren Arbeit, wie sie die Landwirtschaft zeitweise wenigstens verlangt, viel untauglicher und dadurch leichter körperlich geschädigt. Kein Beruf verträgt aber das Kranksein, und besonders das chronische, schlechter als der landwirtschaftliche. So kommt es, daß, wenn zu solchen ungünstigen biologischen Verhältnissen auch noch wirtschaftliche Schwierigkeiten hinzutreten, die körperlich und wirtschaftlich Schwächeren der Versuchung verfallen dahin zu ziehen, wo die Arbeit eine leichtere ist. Je mehr die Durchseuchung der Landbevölkerung zunimmt, desto stärker wächst der Bevölkerungsstrom in die Städte und nimmt selbst unter günstigen wirtschaftlichen Verhältnissen eine Form an, die wir heute Landflucht nennen. Den Nachweis für die stärkere Durchseuchung der Landbevölkerung entnimmt Reibmayr den Berichten der staatlichen Gesundheitsämter und den Forschungen einzelner Ärzte, ferner sei er, nach Reibmayr, gegeben durch die Feststellung der wachsenden Untauglichkeit der Landbevölkerung bei der Aushebung, die hauptsächlich mit der Verbreitung des phthisischen Habitus zusammenhängt.

Diese neue Theorie Reibmayrs hat gewiß sehr viel Bestechendes für sich, aber sie ruht, wie wir jetzt nachweisen wollen, sowohl in ihren Voraussetzungen wie in ihren Schlußfolgerungen auf recht schwachen Füßen.

Reibmayr geht davon aus, daß erst mit dem Allgemeinerwerden der Eisenbahnen und der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht die Konstitutionsverschlechterung der Landbevölkerung begonnen habe; damals habe die Durchseuchung mit Tuberkulose und Syphilis Platz gegriffen und auch der Alkoholismus habe erst seit den letzten Dezennien eine viel gefährlichere Form angenommen. Derartige Behauptungen können aber nur bestehen, wenn sie durch zahlenmäßige Unterlagen bekräftigt werden. Es müßte einwandsfrei durch die Statistik festgestellt werden, daß die Sterblichkeit der Landbevölkerung an Tuberkulose und Syphilis vor etwa fünfzig bis sechzig Jahren sehr gering gewesen ist und demgegenüber in der Gegenwart sehr zugenommen hat. Auf derartige Zahlen konnte sich Reibmayr nicht stützen und meines Wissens existieren auch keine solche, abgesehen vielleicht für einzelne kleine Orte.

Was speziell die Tuberkulose anlangt, so spricht auch kein innerer Grund dafür, daß dieselbe heute auf dem Lande verbreiteter ist wie in früheren Zeiten, am allerwenigsten dürfte die Annahme gerechtfertigt sein, als ob die Tuberkulose als primär städtische Krankheit erst von der Stadt auf das Land verpflanzt

wurde und hier die Bevölkerung infizierte. Man denke doch daran, wie das Landvolk gerade durch die Viehzucht stets Gelegenheit hatte, die Tuberkulose durch kranke Tiere und ihre Produkte zu akquirieren! Es läßt sich allerdings nachweisen, daß in manchen ländlichen Distrikten die Tuberkulose neuerdings gegenüber früheren Zeiten mit großer Vehemenz auftrat, da wurde sie aber nicht durch die Stadtbevölkerung, vielmehr durch die sich ansässig machende Industrie verpflanzt, wofür gewisse badische Distrikte mit starker Tabakindustrie ein Beispiel bieten.

Von einer zunehmenden Verseuchung des Landes mit Tuberkulose kann man aber schon deswegen nicht sprechen, weil diese Krankheit doch erwiesenermaßen, wie in der Stadt so auch auf dem Lande, in ständigem Rückgange begriffen ist. So betrug die Sterblichkeit an Schwindsucht in zehn deutschen Städten 1892 259,2, 1904 dagegen nur 204. Diese Abnahme läßt sich z. B. in Preußen auch in den vorwiegend Landwirtschaft treibenden Regierungsbezirken von Jahr zu Jahr verfolgen.

Die zunehmende Durchseuchung des Landes mit Syphilis läßt sich mit steigendem Verkehre, wenn nicht zahlenmäßig erweisen, so doch plausibel machen, weil die Syphilis eine in erster Linie städtische Krankheit ist. Hier mag man Reibmayr recht geben, wenn er der allgemeinen Wehrpflicht verhängnisvolle Folgen beimißt, wie denn überhaupt der zunehmende fluktuierende Verkehr zwischen Stadt und Land der Verbreitung der Geschlechtskrankheiten auf die Landbevölkerung zweifellos sehr günstig ist.

Anderer Ansicht sind wir aber wieder bezüglich des Alkoholismus. Der Annahme Reibmayrs, als ob der Alkohol auf dem Lande erst in neuerer Zeit seine deletären Wirkungen geltend mache, steht hier die Tatsache entgegen, daß die Trunksucht bereits in früheren Jahrhunderten in einem Maße verbreitet war, daß sie der Gegenwart nichts nachzugeben hat. Dieses Faktum könnten wohl die Gegner der Mäßigkeitsbewegung als Argument für sich benutzen, indem sie darauf hinweisen, daß, wenn der Alkohol wirklich die mörderische Wirkung auf die Volkskonstitution ausübte, wie sie ihm zugeschrieben wird, die Menschheit schon längst ausgestorben sein müßte. Allerdings wurden frührer mehr die leichteren alkoholischen Getränke, Wein, Bier und Obstwein, weniger Schnaps konsumiert.

Als Argument für die zunehmende Verschlechterung der Gesundheit der Landbevölkerung führt Reibmayr auch die Abnahme der Militärtauglichkeit auf dem Lande ins Feld. Der Begriff Militärtauglichkeit ist aber auch von äußerlichen, nicht in den Rekruten liegenden Momenten abhängig, so etwa von den im Laufe der Zeit eingetretenen Änderungen in den Aushebungsvorschriften, von dem subjektiven Ermessen der untersuchenden Ärzte, von der Zahl der zur Auswahl stehenden Leute und schließlich von dem aufzubringenden Bedarf an Rekruten. Daß alle diese Momente bei der Abfertigung der Rekruten ein erhebliches Wort mitsprechen müssen, ergibt sich auch daraus, daß in gleicher

Weise wie auf dem Lande auch die „Tauglichkeit" der Stadtbewohner abgenommen hat.

Aber lassen wir einmal die historische Genesis beiseite, prüfen wir einmal die Frage, ob denn die Konstitution der Landbevölkerung in der Gegenwart tatsächlich eine so schlechte ist, daß sie nicht mehr imstande ist, die schweren landwirtschaftlichen Arbeiten zu verrichten, so daß die leichtere, ihren Körperkräften angemessene städtische Arbeit sie in ihren Bann locken muß. Da es ein absolutes Maß für die Konstitution nicht gibt, so wollen wir einmal die Konstitution des Landbewohners mit der des Städters vergleichen unter Namhaftmachung der Faktoren, an welchen die Konstitution gemessen werden kann.

Das Land zeichnet sich gegenüber der Stadt durch größere Fruchtbarkeit aus, sowie durch eine größere Militärtauglichkeit, ferner durch eine bedeutend geringere Sterblichkeit an Tuberkulose, wenigstens beim männlichen Geschlecht. Wie wenig verbreitet die Geschlechtskrankheiten auf dem Lande im Vergleich zur Stadt sind, ergibt die preußische Statistik, denn im Regierungsbezirk Köln wurden an übertragbaren Geschlechtskrankheiten in den Krankenhäusern behandelt auf 1000 Einwohner 63, in Köln 33, in Wickede 28, dagegen in Allenstein 0,94, in Höxter 0,84, in Sigmaringen 0,58.

Von einer Verseuchung des Landvolkes und von einer derart schlechten Konstitution, daß sie nicht mehr den üblichen landwirtschaftlichen Arbeiten gewachsen wäre, kann man daher wahrlich nicht sprechen. Analog müßten Tuberkulose, Syphilis und Alkohol, die ja auch auf die Stadtbevölkerung einwirken, und zwar in noch viel stärkerem Maße, auch deren Arbeitskraft soweit gelähmt haben, daß auch sie die nicht immer leichte industrielle Arbeit nicht mehr bewältigen könnte. Davon ist aber bis jetzt keine Rede gewesen. Gewiß ist ja die landwirtschaftliche Arbeit im allgemeinen schwerer, dagegen ist sie keine solch kontinuierliche wie die städtische Fabrikarbeit, sie hat dabei noch gegen letztere in gesundheitlicher Hinsicht den Vorzug, daß sie im Freien ausgeübt wird.

Man sollte glauben, die wirklichen Gründe für die Landflucht lägen so klar zutage, daß man nach geheim wirkenden gar nicht erst zu suchen braucht. Es sind die bekannten sozialen Gründe: die Gebundenheit der Landarbeiter, die Einschränkungen seiner persönlichen Freiheit, vielfach schlechte Ernährungs- und Wohnungsverhältnisse, ungenügende Entlohnung. Natürlich trägt die schwere Arbeit auch ihr Teil dazu bei, um dem Arbeiter das Landleben zu verleiden, aber nicht an und für sich, sondern im Hinblick auf das ungenügende Äquivalent, das ihm dafür geboten wird. Wenn demgegenüber die Vorzüge des städtischen Lebens mit seiner Ungebundenheit und Freiheit ihn locken, so ist es mehr wie begreiflich, daß er diesen Lockungen, auch wenn sie als trügerisch sich erweisen, nicht widerstehen kann. Wenn nur der Umstand, daß seine Kräfte der landwirtschaftlichen Arbeit nicht mehr gewachsen sind, den Landarbeiter verlockte, dem Lande den Rücken zu kehren, dann müßte man fragen, warum nun gerade der unselbständige Arbeiter von der Landflucht ergriffen wird, warum

nicht auch der ansässige Bauer, der doch unter der schweren Arbeit gar nicht weniger zu leiden hat wie der Arbeiter.

Will man daher die Landflucht wirksam bekämpfen, so müssen in erster Linie soziale Maßnahmen getroffen werden: Verbesserungen der Lebensbedingungen des Landarbeiters, Gewährung des Koalitionsrechts, Aufbesserung der Ernährung, der Entlohnung, der ländlichen Wohnungen, Vermehrung der Volksbildung auf dem Lande. Daneben soll die Landbevölkerung allerdings auch in sanitärer Hinsicht gefördert werden, und sehr viel gibt es auch hier zu tun; so müßte u. a. der Kampf gegen die Volkskrankheiten auf dem Lande, gegen Tuberkulose und die Kindersterblichkeit viel energischer geführt werden; manche Unterlassungssünde ist hier gut zu machen.

Die Not der Ärzte

Von Dr. F. Ritter-Oldenburg

In der satirischen Literatur alter und neuer Zeit spielen die Ärzte eine wenig beneidete Rolle. Noch kürzlich hat Shaw die ätzende Lauge seines Spottes über sie ausgegossen, und vor längeren Jahren machte es die „Jugend" ebenso. Hiervon abgesehen merkte man wenig von ihnen, sie führten ein stilles Dasein und begnügten sich mit dem gleichen Trost wie die Frauen, von denen bekanntlich die die besten sind, von denen man nicht spricht. Leider hat sich das in den letzten Jahren zu ihrem Nachteil geändert; sie werden in der Presse, richtiger in einer gewissen Presse, häufiger erwähnt, als ihnen lieb ist, und zwar werden sie meist mit Worten bedacht, die niemand als Schmeicheleien auffaßt. Das ist doch auffallend; denn das große Publikum pflegt sich um die Lage einzelner Stände wenig zu bekümmern.

Was ist nun der Grund dieser wenig erbaulichen Erscheinung? Als Antwort hierauf sollen im folgenden die Veränderungen geschildert werden, die die ärztliche Tätigkeit dem Publikum gegenüber in den letzten fünfzig Jahren erlitten hat, und die von den Ärzten als Verschlechterungen empfunden werden. Sie liegen zu einem großen Teil nicht im Gange der regelmäßigen Entwicklung, sondern sind ihnen von außen aufgedrängt worden.

Wie immer bei solchen Umwälzungen wirkte dabei eine ganze Reihe verschiedener Umstände mit. Den Beginn bildete das Verschwinden des alten Hausarztes mit einem nicht gerade hohen, aber meist festen Honorar. Ver-

drängt wurde er vorzugsweise durch das Überhandnehmen der Spezialfächer und die damit parallel laufende Industrialisierung des Betriebes; beides entspricht freilich eben sowohl der Richtung der Zeit wie dem wachsenden Umfange des ärztlichen Könnens, welches durch die bedeutende Vermehrung des technischen Teils den Zerfall in zahlreiche Spezialitäten notwendig gemacht hat. Aber die Schattenseiten dieser Entwicklung, vor allem das starke Anwachsen ärztlicher Tätigkeit und die damit gesteigerten Kosten, werden jetzt schon vom Publikum empfunden, wenn letztere auch bei der allgemeinen Erhöhung der Lebenshaltung noch nicht drücken. Jedenfalls wurde die große Rührigkeit der Spezialisten dankbar empfunden, und niemand fragte zuerst, ob sie auch überall am Platze sei. In derselben Richtung wirkte die stark anwachsende Inanspruchnahme von Heilanstalten aller Art, die in manchen Kreisen einen solchen Umfang angenommen hat, daß deren Hausarzt nur noch Lexikon für Anstalten und Spezialisten ist. Dafür danken kräftige Naturen, sie suchen sich ein Feld intensiverer Tätigkeit und werden der allgemeinen Praxis entzogen. — Verstärkt wurde diese Veränderung durch die relative Zunahme der Zahl der Ärzte, welche das Wachstum des Volkes überschritt. Sie mag dem erhöhten Bedürfnis nach ärztlicher Versorgung entsprochen haben. Da dieses Bedürfnis jedoch außer auf den erwähnten Umständen auf der seit 1884 von der sozialen Gesetzgebung veranlaßten, überaus starken Vermehrung der Krankenkassen beruhte, so wuchs zwar die Arbeit der Ärzte entsprechend und sogar darüber hinaus, nicht aber in gleicher Weise das verdiente Einkommen. Dieses Moment wurde verstärkt durch die verschlechterte Stellung des Arztes als des Beauftragten der Kassen zu dem Rat suchenden Versicherten.

Während die zuerst erwähnten Veränderungen, die ihren Grund in der Veränderung der Medizin selbst hatten, das Publikum wenig bekümmerten, sind es diese letzteren, den Ärzten durch die Gesetzgebung aufgedrängten Neuerungen gewesen, welche seit etwa fünfzehn bis zwanzig Jahren die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit erregten. Denn die beteiligten Versicherungsorgane, die sich schon früh eines Teils der Presse bemächtigt und sogar vielfach eigene Zeitungen gegründet hatten, wandten sich bei den nun eintretenden Konflikten mit dem eindrucksvollen Gebaren der beleidigten Unschuld an die Öffentlichkeit*), und das Sensationsbedürfnis ließ sich einen so dankbaren Stoff auf sozialem Gebiet nicht

*) Mit welchen Märchen sogar der Reichstag gefüttert wird, möge ein Beispiel beweisen In der Kommission für die R. V. O. gab ein Sozialist an, es seien ihm mehrere Beispiele bekannt, wo Ärzte bei einer Entlohnung von 40 Pf. für jede Einzelleistung Einkommen von 30 000 Mark hätten. Eine kurze Rechnung ergibt das Unsinnige dieser Angabe. 30 000 Mark durch 0,40 dividiert gibt 75 000 Einzelleistungen. Das Jahr hat 730 halbe Tage (Ferien, Sonn- und Festtage gibt es nicht), macht für den halben Tag etwa 100, für den ganzen Tag 200 Leistungen. Auf den Tag 10 Arbeitsstunden gerechnet, macht pro Stunde 20; auf jede Leistung kommen also drei ganze Minuten! Darin soll der Arzt untersuchen, verordnen, Besuche, Operationen, Verbände machen, entbinden usw. Daß das unmöglich ist, liegt auf der Hand. Hat der Arzt aber Assistenten, so muß die angegebene Summe durch 3 oder 4 geteilt werden; wo bleibt dann die Behauptung?

entgehen. Die Ärzte, ohne Verbindung mit der Presse und persönlichen Weiterungen abhold, schwiegen fast ausnahmslos, was als ein Eingeständnis des Unrechts ausgelegt wurde. Die Regierungen traten, der sozialen Tendenz entsprechend, fast immer auf Seite der Versicherungsorgane; nur ausnahmsweise, z. B. in Sachsen, Württemberg, Thüringen, haben sie sich neutral gehalten und unter Umständen, nach allerdings oft lange dauernden Ermittlungen, zugunsten der Ärzte entschieden. Andernorts, also vor allem in Preußen, haben sich die Beamten auf die stärkere Seite gestellt.

Vom Beginn der Sozialgesetzgebung an, also seit mehr als fünfundzwanzig Jahren, hatte der Deutsche Ärztevereinsbund, der etwa 95 Prozent aller Ärzte umfaßt und sich jährlich in wenigstens einer Versammlung zusammenfindet, den Behörden eine Eingabe nach der anderen übersandt und um Gehör gebeten in einer Materie, in der er sachverständig zu sein glaubte. Aber er hat niemals etwas anderes erreicht als das bekannte höfliche, aber folgenlose Wohlwollen. Schon sehr bald zeigten sich die großen Lücken und Ungleichheiten der einschlägigen Gesetzgebung, bei der die Ärzte nicht gehört worden waren. Die nächste Folge war eine unter Umständen unerhörte Herabsetzung der Honorare, die hier und da Dienstmannslöhnen nahe kamen; das Minimum der Staatstaxen (in Preußen seit 1815 gültig) wurde fast nie erreicht. Als nun hierzu noch die schlechte Behandlung durch die Kassengewaltigen kam, gegen die keine Abhilfe zu Gebote stand, sahen die Ärzte langsam ein, daß für sie nur auf dem Wege der Selbsthilfe etwas zu erreichen war. Diesen Weg haben sie vor zehn Jahren mit der Gründung des Leipziger wirtschaftlichen Verbandes (L. W. V.) betreten. — Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich deutlicher als wohl jemals früher, wie groß die Unkenntnis nicht allein des großen Publikums, sondern auch der anderen gelehrten Stände und besonders der Juristen betreffs ärztlicher Dinge, ärztlichen Handelns war.

Die Medizin beruht auf einer ungeheuren Menge von zufälligen oder absichtlich herbeigeführten Erfahrungen. Sie sucht sie zu Reihen zu ordnen und leitet aus ihnen Regeln ab, die nur so weit und so lange Geltung haben, als ihnen keine Erfahrungen widersprechen. Neue Methoden mit neuen Befunden werfen daher nicht selten ältere Anschauungen über den Haufen, so daß im ganzen systematische Ordnungen keinen großen Wert haben. Alle medizinische Tätigkeit ist vielmehr auf Beobachtung der Tatsachen gerichtet und das ärztliche Handeln trägt fast ausnahmslos den Charakter eines Versuchs, der sich freilich auf ältere Tatsachen stützen muß. In ihm kommen mithin grundsätzliche Regeln wenig zu Raum, die Anpassung älterer Erfahrungen an die jeweiligen Zustände bildet vielmehr die Hauptsache. Demgemäß tritt die Persönlichkeit des Arztes, der bis in die äußersten Kleinigkeiten hinein für alles haftet, in den Vordergrund; darin ist seine Vertrauensstellung zu sehen, weit mehr als in der viel besprochenen Geheimhaltung persönlicher Schäden. Das Verfahren des Arztes ist im wesentlichen induktiv.

Ganz anders, im wesentlichen deduktiv, verfährt der Jurist. In allen seinen Geschäften bildet die logische Entwicklung und Einordnung, bei der alle zugehörigen Vorgänge berücksichtigt sein wollen, die Hauptsache. Die strenge Logik kennt keine Verschiedenheit der Personen, der Charaktere, der Temperamente. Der Richter wie der Gesetzgeber können mithin auf einzelne Personen keine Rücksicht nehmen, ihre Entscheidung soll unparteiisch sein. Alle diese Erfordernisse bedingen ein vorsichtiges, daher langsames Handeln, bei dem jeder Fehler, jede Lücke wegen der vielleicht für eine lange Zukunft zu fürchtenden Folgen vermieden werden müssen; um das zu erreichen ist Zeit, mitunter langes Studium der Rechtsquellen, Herbeiziehung aller bekannten Hilfsmittel und Hilfspersonen unerläßlich. Dabei verschwindet die Person des Richters hinter dem Gesetz, persönliche Anschauungen darf er nicht bemerken lassen; völliges Nichtansehen der Person, Gleichheit vor dem Gesetz ist eine der ersten Voraussetzungen moderner Justiz.

Die Unterschiede dieser beiden Gedankengänge liegen auf der Hand. Die Person des Rechtsverständigen soll ganz zurücktreten, während die des Arztes in dem Verhältnis zum Kranken eine wesentliche Rolle spielt. Aber der Unterschied hat noch eine weitere Folge; die Versuche, in das ärztliche Gebiet durch Gesetze einzugreifen, treffen auf besonders große Schwierigkeiten. Auf medizinischem Gebiete ist alles in fortwährendem Flusse, fortwährend bringen sich neue Beobachtungen, neue Anschauungen zur Geltung, welche sich dem Gesetze von gestern nicht einfügen wollen. Daher haben die Gesetzgeber eine gewisse Scheu vor dieser Materie gezeigt, daher hat auch die alles angreifende Statistik auf ärztlichem Gebiete keine Lorbeeren gepflückt. Wird dieses, dem sozialen Drang folgend, in die Gesetzgebung einbezogen, so melden sich sofort die Klippen. Es zeigt sich dies z. B. in der Rechtsprechung des Reichsversicherungsamts, in der vielfach Erwägungen von Wahrscheinlichkeiten, Möglichkeiten oft entferntester Art, unsichere Vorhersagen verwendet werden müssen, denen die zivile wie kriminelle Rechtsprechung in weitem Bogen aus dem Wege geht.*) Auch in der neuen R. V. O. ist diese Schwierigkeit zu bemerken. In ihr finden sich zahlreiche äußerst dehnbare Begriffe (z. B. der Ausdruck „wichtiger Grund"), und statt scharfer Begrenzung der Instanzen ist auffallend oft durch das Wort „kann" dem Ermessen der Behörde eine Ausdehnung gegeben, wie sie sonst möglichst vermieden wird. Ebenso deutlich hat sich diese Schwierigkeit bei der Beratung des Kurpfuschereigesetzes gezeigt.

In der Verschiedenheit des ärztlichen und juristischen Denkens und Handelns ist einer der Hauptgründe zu sehen, denen so oft Mißverständnisse und Streit entstammen. Hieraus folgt die Abneigung beider Berufsarten, miteinander in Verbindung zu treten; die eine Seite fürchtet die formalen Einwände der Paragraphen, die andere die Tatsachen, die sich den Paragraphen nicht fügen wollen. Darin wird auch der letzte Grund zu sehen sein, warum beim Erlaß der sozialen Gesetze das Ersuchen der Ärzte um Gehör so ganz erfolglos blieb; man glaubte

*) S. Friedensburg, Praxis der s. Gesetzgebung.

mit der Gesetzgebungsmaschine alles ordnen zu können. Die Erfahrung hat erwiesen, daß das ein Irrtum war; auch abgesehen von dem mangelnden Zusammenhange der drei Versicherungszweige sind zahlreiche Mißstände entstanden, welche durch die Rechtsprechung des Reichsversicherungsamts noch keineswegs beseitigt sind. Es möge nur auf ein paar der wichtigsten Punkte hingewiesen werden. — Eine häufige, sehr ärgerliche Erkrankung ist die Nervenschwäche, die Neurasthenie. Die Medizin verlangt, daß die von ihr befallenen Leute, mögen sie nun wirklich krank sein oder betrügen, allmählich wieder an Arbeit gewöhnt werden, die Arbeit ist hier ein Heilmittel; wenn sie sich nicht gutwillig dazu verstehen, so muß auf sie ein Druck ausgeübt werden, selbst durch rücksichtslose Beschränkung der Geldbezüge. Das ist bei dem heutigen Gesetz unmöglich, solange der Empfänger nicht für gesund oder arbeitsfähig erklärt ist. Diese Erklärung kann der Arzt noch nicht abgeben, der Jurist zuckt die Achseln, bezahlt weiter, und der Rentenempfänger geht weiter spazieren. Für diese Leute hat das Gesetz die Formel nicht gefunden. — Nicht minder wichtig ist die Schätzung der Arbeitsfähigkeit, welche das Gesetz den Versicherungsträgern ganz überläßt. Diese schoben sie den Ärzten zu, die dafür nicht vorgebildet waren. Sie konnten wohl Erkrankung und verringerte Gebrauchsfähigkeit eines Gliedes, eines Organs bestimmen, zu dem Urteil jedoch, wie weit eine bestimmte Berufsarbeit dadurch beeinträchtigt wäre, fehlte ihnen die Kenntnis der Technik. Es kam daher anfangs zu den größten Differenzen in der Schätzung des Verlustes, und auch jetzt, trotz der Erfahrung von fünfundzwanzig Jahren, ist dieses Kapitel noch keineswegs in Ordnung.

Während diese Schwierigkeiten meist nur den einzelnen Fall treffen und daher das große Publikum nicht interessieren konnten, erregte die wachsende Zahl der Streitigkeiten mit den Krankenkassen auch die Menge, bald auch die Presse. — In den ersten Jahren, als das Verhältnis zu den Arbeitern noch relativ gut war, standen vorzugsweise Arbeitgeber an der Spitze der Kassen und man vertrug sich. Ansprüche wie Leistungen waren noch mäßig, längere Erfahrungen fehlten, die Verwaltungen gingen nur vorsichtig und tastend vor. Später änderte sich das. In dem einen Hauptteil der Kassen, den Ortskrankenkassen, merkten die Arbeiter bald, daß sie die Gewalt an sich reißen konnten, und brachten sie auch bald ganz in ihre Hände; bei dem anderen Hauptteil, den Betriebskassen (die kleinen Innungs- und Gemeindekassen kommen wenig in Betracht) hatte der Werksinhaber die Macht. Beide fingen sehr bald an, mit Steigerung der Leistungen in die Höhe zu gehen. Um hierbei die Versicherten möglichst wenig zu beunruhigen, mußten die Kosten, wo es anging, beschnitten werden; so wurde namentlich auch auf die Ärzte gedrückt, die etwa 20 bis 25 Prozent der Einnahmen für ihren Dienst beanspruchten. Ihnen gegenüber fühlten sich die Vorstände als Arbeitgeber und ließen sie ihre Macht fühlen.

Der letzte Grund dieser unerwünschten Entwicklung ist in der bedauernswerten Tatsache zu sehen, daß durch die sozialen Gesetze das natürliche Ver-

trauensverhältnis zwischen Arzt und Kranken bedenklich gestört ist. Dies ist durch die Einschiebung einer dritten Partei, eben der Krankenkasse oder sonstigen Versicherungsanstalt, geschehen, der die Aufbringung der Mittel sowohl für die Bezahlung der Ärzte, als für die anderen Kassenleistungen und das Krankengeld übertragen ist. Für sie ist nicht jenes Vertrauensverhältnis sondern die finanzielle Seite der maßgebende Gesichtspunkt. — Daß das Verhältnis zwischen Arzt und Kranken auf Vertrauen beruht, bedarf keiner Ausführung; hinzuzusetzen ist nur, daß auch der Arzt zum Kranken Vertrauen haben muß, d. h. die Zuversicht, daß der Kranke nicht lügt und dadurch die Sicherheit der Diagnose beeinträchtigt; auch darf der Kranke mit der Konsultation keine Nebenzwecke, z. B. finanzielle, verbinden.

Für den Versicherten ist die Krankheit aber oft eine Erwerbsgelegenheit geworden; er wünscht sie möglichst auszunutzen, fängt daher an zu übertreiben und zu lügen. Hieraus entstehen die alle Versicherungszweige immer mehr mit Arbeit und Kosten belastenden Betrügereien, denen der Beamtenorganismus mit seinen Formeln wehrlos gegenübersteht, gegen die auch die Ärzte nicht genügend gerüstet sind, und zwar nicht zum wenigsten deshalb, weil ihr Vertrauensverhältnis zum Kranken gerade von dem Staat, der ihr Gutachten verlangt, gestört ist. Der Kranke sieht im Arzte nur den Kontrolleur. Durch dies alles ist ohne Zweifel die Stellung der Ärzte zu einer fortwährend wachsenden Anzahl ihrer Kranken bedenklich verschlechtert, darüber können die guten Erfolge auf medizinischem Gebiete nicht hinwegtäuschen. Diese Verschlechterung ist hervorgerufen ohne ihr Zutun, ohne ihre Verschuldung, durch den Staat, der, ohne sie zu hören, über sie verfügt hat. Eine letzte unerfreuliche Folge ist noch die Beanspruchung ärztlicher Hilfe, die den Versicherten ja nichts kostet, bei geringfügigen Erkrankungen, nach denen sonst kein Hahn krähen würde.

Auch den Ärzten sind diese Folgen der neuen Gesetze erst nach längerer Erfahrung und namentlich unter dem Druck der zunehmenden Ausdehnung der Versicherungen zum Bewußtsein gekommen. Früher wurden von jungen Ärzten die Stellen der Kassenärzte als Beginn der Praxis trotz des geringen Honorars gesucht, um später mit zunehmender Klientel wieder aufgegeben zu werden. Das hat sich jetzt gründlich geändert. Jetzt muß die Mehrzahl der Ärzte die Kassenpraxis bis ins späte Alter beibehalten und mancher ist in der Hauptsache auf sie angewiesen; davon sind auch Spezialisten nicht immer ausgenommen. — Selbstverständlich haben sie sich gegen diese Verschlechterung nach Kräften zu wehren versucht. So erhob sich, und zwar schon vor der Gründung des L. W. V., der Ruf nach der sog. freien Arztwahl. Diese Forderung hat allgemach den Rang eines Schlagwortes angenommen und verlangt eine Erklärung, weil von der gegnerischen Seite ein bedenklicher Mißbrauch damit getrieben wird. Unter freier Arztwahl verstehen die Ärzte, daß der Kranke die Wahl frei hat unter den Ärzten, die sich den von der Kasse bekannt gemachten Bedingungen unterwerfen. Davon haben sowohl die Kranken wie die Ärzte Vorteil. Die Kranken

können unter einer größeren Zahl von Ärzten eine Wahl treffen als bei dem System fixierter Kassenärzte; daß sie völlig frei auch internationale Autoritäten und Spezialisten wählen könnten, wie von seiten der Kassen behauptet wird, trifft nicht zu, denn solche Leute unterwerfen sich den Bedingungen nicht. Der Kranke hat mithin die Möglichkeit, unter den gewöhnlichen Ärzten seinen Vertrauensmann zu wählen; damit ist wenigstens ein Teil des richtigen Verhältnisses wieder hergestellt. Der Arzt anderseits ist nicht mehr auf die Anstellung durch den Kassenvorstand angewiesen; sind die Bedingungen einmal festgestellt, so genügt für den Arzt die Erklärung der Annahme. Diese Regelung kommt natürlich nur da zu Raum, wo eine größere Zahl von Ärzten wohnt; auf dem platten Lande, wo nur vereinzelte Ärzte leben, ist kein Platz für sie. In der Schweiz ist die freie Arztwahl im Februar 1912 durch Volksabstimmung eingeführt. In Österreich und in England bereiten sich die Ärzte vor, die durch die sozialen Gesetze bedingten Schädigungen mittelst Zusammenschlusses abzuwehren. Es zeigen sich bei sozialer Überspannung überall dieselben Folgen.

Es leuchtet ein, daß unter dem System der fixierten Kassenärzte die Freizügigkeit stark beschränkt ist. Denn der angehende Arzt findet wegen der großen Ausdehnung der Kassen, die noch gesteigert werden wird, bei jenem System nirgends freies Feld, alle Kassenpraxis vielmehr in festen Händen. Also muß der Anfänger entweder Mittel haben, um warten zu können, oder er ist auf Protektion, Nepotismus usw. angewiesen, d. h. er ist in der Hand der Vorstände. Bei freier Arztwahl hingegen kann er sich den Platz zur Niederlassung wählen. Damit ist der eigentliche Grund der Feindschaft der Kassenvorstände gegen die freie Arztwahl aufgedeckt: sie nimmt ihnen die Herrschaft aus der Hand über die Ärzte, die nicht mehr von ihnen angestellt werden. Fixierte Kassenärzte sind in der Hand der Vorstände, sind ihre Beamten. Fast alle Kassen sträubten sich daher aufs äußerste gegen die neue Forderung. Es wurden zwei Behauptungen dagegen aufgestellt: die Kosten sollten zu stark wachsen und die Selbstverwaltung sollte an die Ärzte übergehen. Letzteres würde nur dann richtig sein, wenn die Verwaltung sich auf den ärztlichen Dienst beschränkte; außer diesem umfaßt sie aber noch viele andere wichtige Dinge, auf welche die Ärzte keinen Einfluß haben. Gegen eine bedenkliche Steigerung der Kosten wurden von den Ärzten selbst Vorsichtsmaßregeln vorgeschlagen und auch mit Erfolg durchgeführt, vor allem Kontrollkommissionen, unter Beteiligung der Kassen. Diese haben eine erhebliche Steigerung der Kosten verhütet. Es gibt daher schon jetzt große Bezirke, wo die freie Arztwahl zur Zufriedenheit aller Parteien arbeitet. Die Vorteile, auch für die Versicherten, liegen auf der Hand, aber die Versicherten sind heute mundtot und die Kassenrendanten wirtschaften allein. Unter den nicht sozialdemokratischen Arbeitern fängt es jedoch an zu tagen. So sagt der Gewerkverein, Zentralorgan des Verbandes deutscher Gewerkvereine (Februar und März 1911): „Daß die organisierte freie Arztwahl die Selbstverwaltung der Krankenkassen beeinträchtige, ist eine agitatorische Phrase.

Lediglich wenn man Selbstverwaltung und Willkür des Kassenvorstandes auf einen Nenner bringt, erhält die Phrase einen Schein von Recht." Und weiter: „Dagegen liegen viele Zeugnisse vor von Kassen, die die freie Arztwahl haben und nur gut damit fahren." Auch die große Leipziger Ortskrankenkasse, Vorsteher Pollender, ist damit zufrieden.

Die Schwierigkeiten der auf diesem Boden erwachsenen Kämpfe, in denen die vereinzelten Ärzte sehr oft den kürzeren zogen, führten dann, wie schon gesagt, nach langem Tasten dazu, dasselbe Mittel anzuwenden, das den Gegnern zum Siege verhalf, nämlich die Organisation. Es kam der von allen anderen Seiten verdächtigte L. W. V. zustande.

Durch den Einfluß des L. W. V. begannen nun bald die Streitigkeiten mit den Kassen ein anderes Aussehen anzunehmen. Das leichte Spiel einzelnen Ärzten gegenüber war aus, die Ärzte hielten ebenso zusammen wie die organisierten Kassen, und nun kam es bald zu großen Kraftproben, bei denen die Kassen noch immer günstiger standen, weil es sich bei ihnen nicht um Berufsfragen, oder gar um die bürgerliche Existenz handelte wie bei den Ärzten. Diese Kämpfe, von denen die größeren auch in die Presse gelangten, sind beiden Teilen ohne Zweifel schädlich gewesen; aber aus dem Vorstehenden wird ersichtlich sein, daß die Ärzte durch die Lage der Dinge den gesamten ärztlichen Stand mit Recht gefährdet sahen. Daß sie sich dem nicht schweigend unterwerfen wollten, wird ihnen kein billig Denkender verargen.

Darüber kann kein Zweifel sein: der L. W. V. war den sonstigen Beteiligten, die sich in den Versicherungen nach Wunsch eingerichtet hatten, herzlich unbequem. An Stelle eines durch Uneinigkeit und Konkurrenz zerrissenen Standes war eine neue, kräftige, einheitlich geleitete Organisation getreten und verlangte auch ihren Platz an der Sonne. Allgemeines Erstaunen, höchste moralische Entrüstung, stilles, oft auch recht lautes Zetern über den frechen Spatz! Alle Beordnungen, alle Berechnungen schienen zuschanden zu werden; eine neue, ärgerliche Arbeit stand bevor. Und doch war die Absicht des L. W. V. nur auf friedliche Arbeit gerichtet; wer seine Berechtigung anerkannte, fand ihn zu sachlicher Erledigung bereit. Er machte keineswegs die freie Arztwahl zur conditio sine qua non, sondern ließ alle alten Verhältnisse, soweit die Beteiligten zufrieden waren, unberührt und störte keinen Besitz. Wurde freilich der Frieden gebrochen, so stand er den Ärzten kräftig zur Seite und suchte dabei seine Organisation zur Geltung zu bringen, unter Umständen die freie Arztwahl durchzusetzen.

Das Verhältnis zu den Berufsgenossenschaften war im ganzen von Anfang an gut und blieb es. Mit den Invaliden- und Altersversicherungen sind einige kleinere Zwistigkeiten vorgekommen; von der bureaukratischen Leitung dieser sehr mächtigen Anstalten, welche den dringenden Wunsch haben, ihre Herrschaft auch über die anderen Versicherungszweige auszudehnen, geht schon eine starke Strömung gegen die Ärzte aus. Der Hauptwiderstand wird von den Krankenkassen geleistet. Sie sind in einigen großen Verbänden vereinigt, von denen der Verband

rheinisch-westfälischer Betriebskrankenkassen, Sitz Essen a. d. Ruhr, Leiter Dr. Hallbach, und der Verband deutscher Ortskrankenkassen genannt sein mögen, in dem Herr Fräßdorf in Dresden eine Hauptrolle spielt. Diese starken Körper drängten nun mit Macht zur Gegenwehr. Sie versuchten, eine Vereinigung unter den fixierten Kassenärzten in entgegengesetzter Richtung zu veranlassen, hatten damit aber nur minimalen Erfolg.

In den Entwurf der R. V. O., der 1910 vorgelegt wurde, wurden in dem Abschnitt, der von dem Verhältnis der Ärzte zu den Versicherungsträgern handelt, nicht weniger als fünfundzwanzig Paragraphen eingefügt, welche bezweckten, die jetzt einigen Ärzte in zwei Lager zu trennen und durch diese Zersplitterung der geplanten Behördenorganisation zu unterwerfen. Zu dem Zweck sollte u. a. die Anrufung der ärztlichen Ehrengerichte in Versicherungssachen verboten werden. Diese Instanzen haben auch ehrenwörtliche Verpflichtungen zu kontrollieren. Durch diese gerade suchte der L. W. V. bei nachgesuchter Hilfe in Streitfällen zu wirken. Dieses Mittel sollte nun den Ärzten durch eine Bestimmung des Entwurfs genommen werden. Aber es hat sich auch bei dieser Gelegenheit gezeigt, wie schwer es ist, in die ärztliche Praxis mit Gesetzen eingreifen zu wollen. Bei Beratung dieser langen und komplizierten Paragraphen wurde weitgehende Unkenntnis der bestehenden Verhältnissen entdeckt. Der Entwurf ignorierte viele die Beteiligten befriedigende Kontrakte, welche durch die geplante Neuerung gefährdet, ja zerstört worden wären. Am Ende der langen Beratungen mußte Staatssekretär Delbrück die Unbrauchbarkeit des Abschnittes zugestehen. Nach manchen weiteren Versuchen hat dann die Kommission eine Fassung genehmigt, die von allen Vorschriften nichts übrig läßt, als die eines in jedem Einzelfall zu vereinbarenden schriftlichen Kontrakts zwischen den Ärzten und den Versicherungsträgern; nur für den Fall gänzlichen Versagens der Ärzte ist eine Bestimmung über den Ersatz eingefügt, die den Charakter der Notverordnung an der Stirn trägt und nach Ansicht von Kennern schwere Gefahren für Kassen wie Kranke befürchten läßt. Dabei muß gesagt werden, daß die Ärzte nie gedroht haben, Kranken ihre Hilfe zu verweigern; sie machen nur einen Unterschied zwischen Kranken und Krankenkassen, und halten beides für grundverschiedene Dinge. — Gar sehr muß ferner auffallen, mit welch' verschiedenem Maße die R. V. O. mißt. Auch die Verhältnisse der Apotheker zu den Kassen sind darin geordnet. Das geschieht in einem einzigen, kurzen und klaren Paragraphen (375), der den Apothekern alles das gibt, was den Ärzten entzogen werden soll, nämlich die freie Wahl durch den Kranken. Die Kassen sind damit nicht zufrieden.

Ende 1911 ist nun die neue R. V. O. verabschiedet und wird binnen kurzem ins Leben treten. Die zahlreichen Reibungsflächen zwischen den sozialen Instituten und den Ärzten bleiben bestehen. Die Ärzte werden dementsprechend ihre Organisation noch befestigen, sie werden sich nicht widerstandslos den Kassengewaltigen unterwerfen, deren Machtbewußtsein durch den Beistand der Beamtenschaft

sicher nicht vermindert ist. Wie sehr die Benachteiligung der Ärzte durch die Ausführung der sozialen Gesetze empfunden wird, beweist auch die Anteilnahme der gelehrten Mediziner. Fast alle nicht preußischen Fakultäten und einige siebzig preußische Professoren haben im Sommer 1910 eine gemeinsame Denkschrift an den Bundesrat gerichtet, in der sie auf die geschilderten bedenklichen Schäden aufmerksam machen. Falls der Entwurf zur Annahme käme, würde — heißt es dort — „der deutsche Ärztestand in der Ausübung seiner Tätigkeit, in seinem Ansehen und in seiner materiellen Existenz auf das Schwerste geschädigt werden." Außerdem haben sechs deutsche Ärzte von internationalem Ruf unter Führung des greisen Erb eine Audienz beim Reichskanzler nachgesucht und sind auch „wohlwollend" aufgenommen worden. Bemerkbare Erfolge hat beides nicht gehabt.

Durch die vom Reichstag noch kurz vor Torschluß angenommene Erhöhung der Versicherungsgrenze auf 2500 Mark sind sämtliche Kontrakte der Kassen mit Ärzten auf einen Termin, nämlich den der Einführung der R. V. O. hinfällig geworden, weil sie die Grenze von 2000 Mark zur Voraussetzung haben. Damit werden alle jetzt friedlichen Verhältnisse gestört und Streitigkeiten auf der ganzen Linie heraufbeschworen. Früher ist von den Gegnern oft, wenn auch grundlos, behauptet worden, die Ärzte drohten mit Generalstreik; jetzt hat der Reichstag durch einen schlecht überlegten Beschluß eine solche Möglichkeit geschaffen.

Zu fürchten ist nunmehr, daß der Kampf sich ausbreitet, daß die Invalidenanstalten und auch die Berufsgenossenschaften, mit denen jetzt Frieden besteht, hineingezogen werden. Denn der Einfluß der sich neubildenden Beamtenorganisation wird Unterwerfung verlangen. Diese dauernde Unsicherheit wird auch den Ärzten Schaden tun, anderseits scheint jedoch auch die ruhige Entwicklung der sozialen Versicherung gefährdet; die Einfügung der bereits erwähnten Bestimmungen über den Fall des Versagens der Ärzte läßt Böses erwarten. Es werden in der Presse auch bereits Rufe nach Gegenmaßregeln laut: die Freizügigkeit, die in Preußen seit 1815 besteht, soll wieder aufgehoben, die Verweigerung der Hilfe soll bestraft werden, so wie es früher war, ohne daß jemals ein Erfolg zu verzeichnen gewesen wäre, und dergleichen mehr. — Der augenblickliche Stand ist nun nicht etwa der, daß im ganzen Vaterlande Streit zwischen beiden Teilen wäre; im Gegenteil, die Parteien leben meist nebeneinander fort wie früher und der Streit beschränkt sich auf eine Reihe von Einzelfällen; in sehr großen Bezirken, z. B. bei den Knappschaften und in den meisten Staatsbetrieben, besteht das System der fixierten Ärzte unangefochten weiter. Aber das Gefühl der Unsicherheit, der Unzufriedenheit mit den vom Gesetz veranlaßten Zuständen ist allgemein verbreitet; nun fürchtet man eine abermalige Verschärfung durch die neue R. V. O., welche zufolge der bedeutenden Vergrößerung des Kreises der Versicherten in die notdürftig geflickten Zustände neue Unruhe, neuen Streit zu bringen und daher eine ruhige Lösung der strittigen Fragen zu gefährden droht. Schon jetzt kommt es vor, daß Ärzte wegen Ver-

weigerung weiterer, zur Rentenerhebung nötiger Bescheinigungen tätlich angegriffen werden, daß aus demselben Grunde Boykott geübt und der Arzt auf das Pflaster gesetzt wird; oft bitten Ärzte, ihr Gutachten den Versicherten nicht mitzuteilen, um sie nicht deren Rache auszusetzen. Das sind auch Folgen der sozialen Gesetze.

Ein kurzer Blick möge noch auf die Zukunft geworfen werden. Wie lange nach dem Einführungstermin der R. V. O. die zu fürchtende Periode der Kraftproben dauern wird, weiß niemand. Unterliegen die Ärzte nach Zerstörung ihrer Organisation, so bieten sich vornehmlich zwei Aussichten, die auch schon in der Fachpresse genannt werden. Die eine besteht in der Anstellung der Ärzte als Beamte; Ansätze dazu sind schon mehrfach vorhanden, die Regierung wird sie wahrscheinlich begünstigen, die Kassenverbände suchen schon jetzt Anwärter in Form von Kontrollärzten für die Zukunft zu werben. So war es vor 1866 in Nassau und Rheinhessen, in weiten Teilen Rußlands ist es noch heute so; es kann also angehen, daß der Arzt wieder einmal bei uns mit dem „Lerchenspieß" an der Hüfte über Land wandert und vier Treppen hoch klettert. Ob damit die Kranken zufrieden sind, ist eine andere Frage, geht dann aber den Arzt wenig mehr an. — Der zweite Weg führt zur Sozialdemokratie. Wenn die jetzige bedenkliche Lage von vielen Ärzten auch als Proletarisierung empfunden wird, so sind doch bis heute unter ihnen nur ausnahmsweise Sozialdemokraten; Utopien finden bei realistisch denkenden Leuten — und das sind die meisten Ärzte — keinen rechten Boden. Aber es ist leicht möglich, daß viele Ärzte meinen werden, sie würden bei den Sozialdemokraten mehr Verständnis für ihre Bedürfnisse und mehr Entgegenkommen finden als bei der Bureaukratie.

August Strindberg

Von Beda Prilipp-Schöneberg

Der Mann, über dessen Gruft sich nun die Frühlingsnebel des schwedischen Fjords niedersenken wie herbduftende Leichentücher, steht wie ein Symbol inmitten der wirren Geistesziele unserer Zeit — ein Suchender und Vorläufer auf unerschlossenen Pfaden, die sein beflügelter Fuß rascher als seine Zeitgenossen durchmessen hat bis ans Ende — die unübersteigbare Schranke, hinter der der Diesseitsmensch das Nichts vermutet. Dem anderen, der die leise Stimme in der tiefsten Brust noch vernimmt und versteht, erscheint die Schranke des Geheimnisses wohl anderer Gestalt: sie zeigt Umriß und Dimensionen einer gewaltigen Pforte, uns verschlossen, solange der Leib uns an die Erde und ihre engen Gesetze bindet.

Öfter wohl als andere Sterbliche ist der Tote, dem sich jenseits nun die Unendlichkeit geöffnet hat, der unüberschreitbaren Schwelle genaht. Er hat sich tief geneigt, um durch die Spalten zu spähen, hat sich hoch aufgerichtet, um an dem ehernen Gefüge zu rütteln und ist dann mutlos umgekehrt. Eine kurze Spanne in Nacht und Verzweiflung, dann erhob sich die nimmermüde Seele und suchte — einen neuen Weg. Weil aber Strindberg einer von den ganz Großen war, hatte er immer eine Gefolgschaft, er hatte sie als Künstler wie als Sozialist, als Gottesleugner wie als Wahrheitssucher, als Verneiner der Wissenschaft wie als Mystiker, der aus den verachteten Traditionen des Mittelalters eine neue Philosophie, eine neue Naturwissenschaft aufzubauen strebt. Aber der Fittich des Geistes, der ihn so rasch über gewundene Pfade dahintrug, war den Nachfolgenden versagt. So ging es zu, daß er ihnen oft schon zu Beginn des Weges, mit seiner entmutigenden Botschaft zurückkehrend, entgegentrat. Sie aber schalten ihn als einen irreführenden Wegsucher und haßten ihn dafür, denn sie wußten nicht, daß er in späteren Stadien seiner Entwicklung eine Richtung einschlagen konnte, die manch augenblicklich Enttäuschter wegsam finden würde für seinen Fuß.

Eine Vielheit der Temperamente, die schwer übersehbare Zerklüftung der modernen Lebensanschauungen findet sich bei Strindberg eingeschlossen in eines einzelnen Hirn und Herz. Hieraus erklärt sich der Widerspruch der verschiedenen Meinungen über ihn. Hieraus erklärt sich auch die Unschlüssigkeit des vorurteilsfreien Beobachters, der unwiderstehlich in den Bann dieses Feuerkopfes gezwungen, seine Kometenbahnen berechnen will und sich immer wieder zweifelnd fragt, ob er ihm Freund oder Feind ist. Ein Geist des Lichtes, der die Tiefen der Verzweiflung und Sünde durchwandernd, uns den Weg der Läuterung weisen soll oder ein Dämon der Tiefe, der sich höher und höher schwingt, den blitzebergenden Wolken entgegen?

Hätten wir nur Strindbergs Dichtungen und seine philosophischen Schriften, so wäre die Antwort noch sehr viel schwieriger, als sie es infolge der Vielgestalt seines Wesens im Wechsel der einzelnen Perioden seiner Entwicklung ist. Zu unvermittelt scheint er seine Stellung zu den geistigen Gesichtspunkten, zu den bewegenden Mächten der modernen Zeitgeschichte zu ändern. Aber die fünf Bände autobiographischer Schriften gehen die Übergänge. Sie lösen so manches Rätsel, um doch das größte, unlösbare in schärfere Beleuchtung zu rücken, nämlich die merkwürdige, in diesem Grade wohl einzigartige Spaltung der Persönlichkeit in ein schöpferisches und ein analytisches Ich. Nur jenes scheint sich im brausenden Strom des Lebens zu bewegen, glücksuchend in der Liebe, im dichterischen Schaffen, harmonieerstrebend im grübelnden Kampf mit der Wissenschaft, mit den Religionen; von all dem unberührt steht das andere Ich daneben, ein unerbittlicher Beobachter, deß Auge sich nie im Schlummer schließt. Nicht das stolze Ahnen des werdenden Dichters von künftigem Ruhm, nicht die ehrfurchtsvollen Regungen der ersten jungen Liebe, noch die Ekstase der

Leidenschaft sind vor der zersetzenden Analyse dieser Selbstbeobachtung sicher. Sie zerrt unbarmherzig an den Einschlagsfäden dieses wunderlichen Lebensgewebes, um zu zeigen, wie sich die Kämpfe um eine Weltanschauung vorbereiteten im unbewußten Fühlen frühester Jugendjahre und achtet nicht der bitteren Schmerzen über Erinnerungen, die nicht sterben wollen. Das analytische Ich sieht hohnlächelnd der Wandlung des Gottsuchers in den Atheisten zu, und sein Kommentar begleitet die Gebetsinbrunst des Vaters, der heilende Hände auf seines Kindes siechen Leib legt. Als endlich für eine Zeit die Kraft dieses Geistes gebrochen ist und er mit Augen, die der Wahnsinn verdunkelt oder hellsichtig gemacht hat, die Dämonen des Abgrunds um sich versammelt sieht, ist der unzertrennliche Begleiter dennoch dort und zeichnet mit glühendem Griffel die quälenden Erlebnisse des „Inferno" auf.

Hier liegt der tiefste Punkt auf dem langen Leidenswege eines Geistes, der nicht vergessen kann. Wie getreulich bewahrt dies erbarmungslose Gedächtnis jede geringfügige Kränkung oder Zurücksetzung während des Knabenalters, wie intensiv läßt uns die glänzende Darstellungskunst des auf der Höhe der Reife stehenden Schriftstellers jenes sich in Zuckungen vollziehende Wachstum mit erleben. Der bittere Titel des ersten Teils der Autobiographie „Der Sohn einer Magd" klingt wie ein Motto: die Enge des Elternhauses, dessen Wohlstand gesunken war, um sich erst mählich wieder zu heben, die Verständnislosigkeit der dem dienenden Stande entsprossenen Mutter, die zur Erziehung eines so gearteten Knaben ganz außerstande war und ihm doch mit ihrem vorzeitigen Tode noch größeres Leid zufügte, denn die Wiederverheiratung des Vaters raubt Strindberg die Zuflucht ins Elternhaus, das in ihm, der so oft vergebliche Anläufe zu einer seiner Individualität entsprechenden Lebensstellung macht, mehr und mehr den verlorenen Sohn sieht. Er ist ganz führerlos, ganz auf die eigene Kraft gestellt, aber, nachdem er einmal seinen eigentlichen Beruf gefunden, seiner selbst so sicher, daß keine ablehnende Kritik ihm den Glauben an den Wert seines ersten bedeutenden Werks erschüttern kann. Im zweiten Teil der Autobiographie „Die Entwicklung einer Seele" hat Strindberg die Entstehungsgeschichte dieses Prosadramas erzählt, eine Tragödie des Glaubens und des Zweifels, in deren Mittelpunkt einer der Träger der schwedischen Reformation, „Meister Olaf" steht. Den erstrebten Ruhm brachte ihm das Stück nicht, wie er auch daran feilte und arbeitete; vielleicht aber wohl eine kleine Zeit des Ausruhens, die gleichwohl bald von einer neuen Krisis abgelöst wurde.

In das Leben des Mannes, der sich seinen äußeren Verhältnissen gemäß, den unteren Volksklassen zurechnet, tritt zum erstenmal das aristokratische Weib. Sie achtet ihn vertrauten Umgangs würdig und ihre vornehmen Formen füllen seine Seele mit reinster Schönheitsfreude, denn da sie als junge Mutter Trägerin der höchsten weiblichen Würde ist, scheint sie seinem Begehren entrückt — so lange, bis sie selbst den Bann bricht und sich mit Liebeslockungen zu ihm neigt. „Die Beichte eines Toren" verzeichnet die unsauberen Einzelheiten

der Scheidung und die Geschichte dieser beispiellos unglücklichen Ehe. Ihre Vorgeschichte aber steht im ersten Teil der Biographie: Nur ein Jüngling, der nie den Einfluß einer feinfühligen Frau kennen gelernt hatte, konnte sich über das wahre Wesen der Erwählten täuschen. Er nahm die sinnliche Schönheit als Manifestation der inneren und erwartete, als sich schon zu Beginn des Verhältnisses vieles offenbarte, was ganz und gar von der Erde war, die höchste Veredelung dieser Frauenpsyche von der Mütterlichkeit. Aber sie — wie ihre Nachfolgerinnen — war nicht geschaffen, das Ideal eines von weiblicher Vollkommenheit träumenden Dichters zu materialisieren — seinem fanatischen „Alles oder Nichts!" auch nur entfernt Genüge zu tun. So hat denn eins das andere tiefer und tiefer hinabgezogen in eine Hölle von Seelenqual. „Ich mußte meinen Leichnam waschen, bevor er für immer in den Sarg gelegt wurde," schreibt Strindberg im Nachwort. Bekanntlich lag das in französischer Sprache geschriebene Manuskript fünf Jahre versiegelt bei einem Verwandten, ehe sich der Verfasser zur Herausgabe entschloß, „um unerhörten Angriffen entgegenzutreten", wie er sagt. Wie gewaltsam aber die Krise war, die dem endlichen Entschluß zur Trennung folgte, lehren die Bekenntnisse des „Inferno", eine Höllenwanderung grausiger wie jene des Florentiners, weil hier ein gebrochener Geist wachen Auges in den Abgrund menschlichen Fühlens steigt und mit den Schemen des Wahnsinns Zwiesprache hält.

In das erste Jahr von Strindbergs Ehe fällt das Erscheinen des Werks, das ihn mit einem Schlage zum berühmten Manne machte, des Zeitromans „Das rote Zimmer". Es ist eine unbarmherzige Satire auf die Korruption in Beamtenschaft und Presse, aus der damals, wie Strindberg selbst berichtet, noch mehr Porträts herausgefunden wurden, als wirklich darinnen waren. Die scharf umrissene Charakterzeichnung ist viel bewundert worden, doch haftet der Roman, gleich den späteren ähnlichen Genres, zu sehr am Lokalen, um für den diesen Verhältnissen Fernstehenden von bleibendem Interesse zu sein.

Inzwischen aber wächst, aus dem Gift der leidvollen Strindbergschen Ehe und dem Zynismus unlauterer Verhältnisse in jüngeren Jahren geboren, der Frauentypus heran, dessen dämonisches Wirken den Knoten schürzt in manchem Drama der naturalistischen Periode und später noch, bis ans Ende: Das Weib als Verderberin, das flüchtige Züge der Weichheit und Güte nur als lockenden Schmuck trägt, nicht aus innerem Bedürfnis, Liebe und Leben zu spenden. Vielmehr löst sich all ihr Trachten in eine Gier nach Macht, zu deren Befriedigung ihr jedes, auch das niedrigste Mittel, recht ist. Verwandte Züge scheinen von diesen so gearteten Geschöpfen zu „Hedda Gabler" hinüber zu leiten, nur daß Ibsen das Abnorme des Zerstörungstriebes immer noch menschlich erklären will. Frauen hingegen wie die Laura im „Vater" oder die Mutter im „Scheiterhaufen" erscheinen wie Verkörperungen des absolut Bösen. Etwas Gespensterhaftes umschwebt sie. Sie scheinen nicht von dieser Welt, vielmehr als Botinnen des Abgrunds vom Fürsten der Finsternis entsandt, zu martern und zu zer-

stören. Oft umkleidet sie diese geheimnisvolle Mission mit düsterer Hoheit („Nach Damaskus"); dann nähern sie sich dem Erinnyentypus der Antike. Aber es fehlt fast überall eine befriedigende logische Begründung ihrer Wesensart und ihres Handelns. Laura im „Vater" treibt den Gatten in Wahnsinn und Tod, nur um über ihrer Tochter Erziehung verfügen zu können. Die Genußgier der Mutter im „Scheiterhaufen" wird zwar mehrfach von den Mitspielern besprochen, aber nicht lebendig vor unseren Augen charakterisiert. Der Haß des Fanatikers ist in diese künstlerischen Formen gegossen, der durch die um jene Zeit in Schweden lebhaft einsetzende Frauenbewegung noch unmäßig gereizt war. Was dort als Programm aufgestellt wurde, widersprach so schneidend seinen eigenen Erlebnissen; aus ihnen hat der sonst so gerechte Mann niemals loslösen können, was eigenes Verschulden und Torheit hineingewoben hatte. Die Wunde war zu tief, als daß sie je hätte heilen können.

Sonst aber vollzieht sich mit dem Näherrücken der Jahrhundertwende bei Strindberg ein langsames Genesen, das sich schon in den biographischen Schriften vorbereitet. Da hemmt der Wanderer zuweilen den Schritt, um den zurückgelegten Weg zu überblicken und sich von seinem jeweiligen Standort zu orientieren: „Hatte er nun sein Ich gefunden während dieser langen, trüben Wanderung im Schattenreich der Erinnerungen? Nein! zu antworten hätte ihm früher Verlegenheit bereitet, denn ein persönlicher Gott verlangt eine verantwortliche Persönlichkeit; jetzt aber kümmert ihn das weniger, da er weiß, daß das Ich die sehr gebrechliche Form einer kleinen in Bewegung befindlichen Quantität Kraft ist, oder Materie, die sich unter den und den gegebenen Verhältnissen so und so entwickelt. Aber was hatte er damit gewonnen, da das ihn ebensowenig anging wie die Fragen, ob es einen Gott gibt, ob die Sterne leuchtende Punkte sind? Fand er nicht direkt, was er suchte, so entdeckte er auf dem Wege andere unerwartete Dinge, die er vielleicht nicht gewünscht, auf die ihn aber seine blinde Leidenschaft, den wahren Sachverhalt zu suchen, geführt hatte. Aber das Ergebnis? fragt man. Wo liegt die Wahrheit, die er suchte? Die liegt hier und dort in den tausend gedruckten Seiten; such sie auf, sammle sie und sieh nach, ob sie zusammengefaßt werden kann; sieh nach, ob sie länger gültig ist als ein Jahr, fünf Jahre.... Und vergiß nicht, daß die Wahrheit deshalb nicht zu finden ist, weil sie sich, wie alles, in einer beständigen Entwicklung befindet."

„In einer beständigen Entwicklung!" Sollte diese im kleinen Menschenleben wie im All wirklich nur das Spiel blinder Kräfte sein? Das war ein Standpunkt, auf dem der unerschrockene Wahrheitsucher nicht lange beharren konnte. Am Anfang der naturwissenschaftlichen Essays „Sylva Sylvarum", deren Vorwort noch den Stempel der schweren Nervenkrankheit trägt, erzählt Strindberg, wie ihm die vorübergehende Erkenntnis, die Wissenschaft habe alle Rätsel des Universums gelöst, die tiefste Verzweiflung gebracht habe. Es gab für ihn nichts mehr in der Welt zu tun, und er beschloß, sich mit Blausäuredämpfen zu vergiften. Aber als er sich über die Retorte beugte, stieg mit dem

süßherben Duft eine Kindheitserinnerung auf: ein blühender Mandelbaum und die Stimme einer alten Frau, die da sagte: „Aber glaub doch nicht daran, Kind!“ — Das war ihm wie die Osterbotschaft Fausts.

Im Jardin des Plantes zu Paris hat er dann manche Stunde geträumt oder geforscht, denn in seinem Forschen verleugnete sich der Dichter nie; er beobachtete scharf und verglich, da sein außergewöhnliches Gedächtnis früher Gesehenes bis in die kleinsten Einzelheiten festhielt. Ob er nun der Farbenskala in Stengel, Blatt und Blüte der Cyclamen folgte oder in der Gestaltung der Eisblumen die formgebenden Triebe des Wassers suchte, immer reichte sein letztes Ziel weit über wissenschaftliches Sichbescheiden hinaus! Er wollte die Urenergie im Leben der Elemente finden, und wo mathematisches Rechnen und analytisches Beobachten versagten, ließ er sich von der Intuition tragen, in der Botanik wie in der Chemie, wo er schließlich zu den Geheimschriften der Alchymisten griff, um die verschütteten Pfade wieder aufzugraben, die am Ende vielleicht doch ins Freie führen mochten.

Bekanntlich ist ja die wissenschaftliche Lösung manches alchymistischen Problems inzwischen gelungen. Es sei nur an die Herstellung der künstlichen Edelsteine erinnert. Strindberg aber eignete sich aus der Geheimwissenschaft des Mittelalters viel mehr an: er übernahm die Deutungsversuche der Weltgeschicke im Sinne der Astrologen und so schafft er denn als Fünfziger neben ergreifenden, an die alten Mysterienspiele erinnernden Dramen („Advent“, „Ostern“) jene wundervollen Geschichtsdichtungen, die er „schwedische und deutsche Historien“ genannt hat. Die „Folkungersaga“ und „Gustav Wasa“, der Nationalheld der Dalekarlen, beginnen den Reigen. Ihnen folgen der wahnsinnige „Erik XIV.“ und „Christine“, die für ein Weib Strindbergscher Schöpfung merkwürdig sympathisch ist, wiewohl ihr der Dichter eine historisch verbürgte Rehabilitierung versagt hat: daß nämlich der nachmalige König, ihr Vetter, sie bis zuletzt, als sie ihr Land verließ, zur Gemahlin begehrte, trotz aller ihrer Sünden. Mit „Gustav Adolf“, der in diesem Sommer nach Reinhardtschem Vorbild zu Stockholm im Zirkus aufgeführt werden soll, schlüpft Schwedens Geschichte auf deutschen Boden hinüber. Diese Aufführung wird lehren, wie sich eine szenische Darstellung mit den panoramengleich vorüberziehenden Bildern jener stürmischen Zeit abfinden wird. Eines ist Strindberg jedenfalls geglückt: die Gestalt des Königs als Mittelpunkt festzuhalten — jenes Wasa, der in bizarren Launen und phantastischen Schwächen das Erbe des kranken Bluts in sich trägt; unendlich liebenswürdig, doch kaum ein Held des Glaubens. Heroenkult ist Strindbergs Sache nicht. Vielmehr will er schildern, welch schwache Schultern Jahrhunderte hindurch das Schicksal eines edlen Volkes trugen. Die Reihe der schwedischen Königsdramen endet mit „Gustav III.“, doch gehört in diesen Kreis auch das Lutherdrama „Die Nachtigall von Wittenberg“, in dem außer Luther auch Sickingen, Hutten, Staupitz, Karlstadt und Hans Sachs auftreten. Als Schicksalskünder, an Dimensionen alle anderen überragend, wird Doktor Faust eingeführt, und man

fühlt sehr wohl, wie dem Dichter beim Schaffen dieser Phantasiegestalt leichter ums Herz war, als bei den anderen handelnden Personen. Ihr Wesen übermittelt dem Deutschen eine gewaltige Fülle von Quellenmaterial, dem der Ausländer auch bei seinem außerordentlichen Fleiß kaum gewachsen war; im Faust des Lutherdramas hingegen schuf Strindberg den Genius des Volkes, das er liebte und liebend zu verstehen suchte.

Die Deutung der Weltgeschichte in diesen „Historien" ergänzt ein Überblick der Richtlinien in den religiösen Geschicken der Erde: er ordnet das Christentum ein als eine Offenbarungsreligion unter den übrigen, die sich in ihren Dogmen vom höchsten Wesen und der Unsterblichkeit als gleichfalls göttlichen Ursprungs erweisen. Vieles in den „Historischen Miniaturen" ist von größter dramatischer Gewalt, anderes nur leicht angedeutet — gleich den Skizzen der alternden Großen in der bildenden Kunst, die in flüchtigen Zügen ihren Gedanken wiedergaben und die Ausführung, zu denen der sieche Leib die Kraft nicht mehr hergab, dem nachschaffenden Geiste des verständnisvollen Beschauers überließen.

Zuzeiten aber wird es wieder dunkler um den Dichter. Die vor den „Historischen Miniaturen" erschienenen „Schwarzen Fahnen" bringen wiederum eine unerquickliche Abrechnung mit einstigen Freunden und Anhängern. Strindberg sagt darüber: „Was ich nicht begreife, ist dies: ob man das Elend verbergen und den Menschen schmeicheln soll. Ich *will* heiter und schön schreiben, darf aber nicht, kann nicht. Fasse es als eine schreckliche Pflicht auf, wahr zu sein, und das Leben ist unbeschreiblich häßlich." Theosophische Betrachtungen lösen gegen das Ende dieses Romans die persönlichen Bitterkeiten, die in Stockholm wiederum das peinlichste Aufsehen erregten. Aber allerlei Spukgestalten bedrängen ihn auch in seinem dramatischen Schaffen und verkörpern sich in einigen Gestalten der „Kammerspiele", die schon deutliche Spuren des Alterns tragen. Seine letzten Ansichten über Welt und Leben hat Strindberg in den „Blaubüchern" gegeben. Sie sind Swedenborg gewidmet, „ein Kranz aufs Grab bei der Heimkehr nach hundertjähriger Ruhe in fremder Erde," und der Verfasser nennt sie die „Synthese seines Lebens". Diese letzte Lese aber zeigt, wie sich auch in Strindbergs Leben das unbewußte Fühlen der frühen Jugend mit der Erkenntnis des Alters begegnen. Es ist der inbrünstige Erlösungsglaube des Knaben, der dem Alternden die Kraft gibt, sich wunschlos an fremdem Glücke zu freuen. Auch die Erleichterung, manches Schwere als Sühne für vergessene Schuld hinzunehmen, fließt aus dieser Quelle — ein mystischer Strom, so stark und warm und tief, daß im Vergleich mit ihm eitel erscheint, was dem ringenden Verstande in vergangenen Lebensjahren als köstlich Gut von Menschenwitz und -fleiß entgegentrat. Die letzte Seite des zweiten Blaubuches zieht das Fazit: Ein Prophet müßte geboren werden, der dem Menschen den einfachen Sinn des Lebens in wenig Worten sagt, der doch schon so gut gesagt ist: „Fürchte Gott und halte seine Gebote," oder: „Bete und arbeite!"

Der Wieſenzaun

Eine Dürer-Novelle

Von Franz Karl Ginzkey

8.

Was weiter mit dem blinden Jörg und ſeinem Kind geſchah, das ſteht noch heute in den Nürnberger Ratserläſſen zu leſen, die aus jenen bewegten Tagen auf uns gekommen ſind. Es war dem Jörg geglückt, ins Auguſtinerkloſter zu entkommen, noch ehe die Häſcher, die es vielleicht nicht allzu eilig hatten, ſich ſeiner bemächtigen konnten. Und nun geſchah das Unerwartete, daß der hohe Nürnberger Rat, dem es anſonſt an geheiligter Strenge nicht fehlte, in dieſem Fall des Jörg eine wunderliche Lauheit und Beſinnlichkeit zur Schau trug.

Im alten Ratsbuch ſteht zu leſen vom Tage Quinta post Innocentium:

„Zu erkundigen, wie die ſach zwiſchen dem plindten Jörg und ſeinem Haußwirt Hermann Unfug, ſtainmetzen, den er tödtlich verwundt hat, ergangen ſey.

Und darneben vleiß thun laſſen, ob man Jörgen mög zu Handen pringen, den knechten darumb ein trinkgeld verſprechen.“

Das gab zu denken. Es ſollte den Häſchern ein Trinkgeld verſprochen werden, und dieſe ſollten ſehen, ob ſie des Jörgen habhaft würden. Dieſe Milde erregte Verwunderung. Wir aber ahnen, weſſen Einfluß hier am Werke war. Hatten doch Herr Albrecht Dürer und Herr Willibald Pirkheimer am Tage nach der traurigen Nacht im Rathaus vorgeſprochen und ein vertrauliches Wort mit dem Bürgermeiſter und den Schöffen gewechſelt.

So verſchwieg man den Jörg eine Weile im Kloſter und ließ die Gerechtigkeit ſich beſinnen. Aber ſelbſt den friedlichen Auguſtinern ſchien die Heftigkeit ihres Schützlings nicht ungefährlich, und es ſcheint, daß ſie ſelbſt die Häſcher holen ließen, damit der Jörg zum mindeſten entwaffnet werde, denn wir leſen vom Tage sexta vigilia Circumcissionis domini: „dem plindten Jörgen Graff im auguſtinercloſter ſein wehr nehmen laſſen.“

Doch wenn auch alle Welt zur Milde geſtimmt war und eher an einen unglücklichen Zufall als an die abſichtliche Tötung des Meiſters Unfug glaubte, womit ja auch der Wahrheit zu Recht geſchah, ſo war es nun die Witwe des Erſchlagenen, die ruhelos nach Rache ſchrie und den Jörg dem peinlichen Verhör im Nürnberger Lochgefängnis ausgeliefert wiſſen wollte.

Indessen aber floh der Blinde, als das Asylrecht der Brüder Augustiner abgelaufen war, in einer stürmisch dunklen Nacht zu den Karthäusermönchen, die ihm nicht minder gastlichen Schutz gewährten. Dort sang der Jörg den Vätern zum Dank gar manches geistliche Reuelied und wohl auch hin und wider ein Sprüchlein voll lieblich prickelnder Wirklichkeit, so daß sich die würdige Brüderschaft beim hohen Rat für ihn verwandte, der ihn wahrhaftig für ein volles Jahr von aller Verfolgung lossprach.

So ward ihm reichlich Lohn für seine Kunst und genügend Verzeihung für seine wilde Menschlichkeit. — —

Es war am Tage als ihm die Botschaft seiner Sicherung überbracht wurde, da ließ sich Jörg in aller Eile aus dem Kloster führen und hastete den Sehnsuchtsweg zu seinem Kind Felicitas.

Er wußte wohl, was mit Felicitas seit jener Unglücksnacht sich zugetragen, denn sie hatte ihm Boten ins Kloster gesandt, die ihm alles berichteten.

Felicitas war in jener Nacht, nachdem sie den Vater ins Kloster gerettet hatte, in Eile nach Hause zurückgekehrt, in bitterer Angst vor dem Weib des Unfug und seinen Leuten.

Doch eh' sie noch zum Tor gekommen, vertrat ihr einer im Dunkel den Weg und sagte, demütig bittend: „Ihr dürft nun nit nach Haus, Felicitas. Man ist Euch dort nit gut gesinnt."

Da erkannte die Erschrockene den jungen Scherlin, der ihr hastig erzählte, er habe sie hier erwartet und wolle sie nun zu seiner Mutter führen, die sie schützen und pflegen werde wie ihr eigen Kind.

Felicitas schwieg eine Weile betroffen still. Wie gut und hilfreich sprach dieser Mensch zu ihr, an den sie nie ein freundliches Wort verschwendet hatte. Inmitten ihrer Not und Schmerzensmüdigkeit erfüllte sie die Hilfsbereitschaft des guten Jungen mit wunderlicher Rührung.

„So will ich mit Euch geh'n, denn Ihr meint es gut," sagte sie dann und ließ sich von ihm führen. Sie war unsäglich müde und wäre jedermann gefolgt, der ihr ein Stündchen Ruhe verheißen hätte.

So kam Felicitas in das Haus der Witwe Scherlin, die wohl wußte, wie es ums Herz ihres Jungen stand. Sie nahm daher die schöne, seltsamfeine Jungfrau mit zärtlich scheuer Sorgfalt bei sich auf, als wäre sie ein flüchtiges Prinzeßlein und nicht eines argverfemten Bänkelsängers Kind.

Felicitas aber lag bereits am nächsten Morgen in argen Fieberträumen darnieder, und es ward von Tag zu Tag immer schlimmer mit ihr.

Der Scherlin saß an ihrem Lager und streichelte ihr die heißen Hände und wollte mit dem Schicksal ringen um sein Glück.

Im Fieber sprach Felicitas von wunderlichen Dingen. Sie meinte, sie sei die Jungfrau Maria auf himmlischem Thron und gebot den Engeln zur Rechten und jenen zur Linken und hieß sie Körbe mit köstlichen Früchten und paradiesisch

leuchtenden Blumen bringen, wobei sie, einer guten Hausmutter gleich, die Säumigen mit launigem Schelten antrieb, die Fleißigen aber liebreich belobte.

Die Witwe Scherlin erschrak nicht wenig über diese Verworrenheit und meinte, das wäre der böse Fiebergeist, der die Jungfrau so hoffärtig reden lasse, die ja ansonst ein „fromm lieb Ding" sei. Und sogleich ging sie daran, nun ihrerseits mit frommem Gebete das sündige Gerede der Kranken ins Unschädliche abzulenken.

Es war an einem Wintertage gleich jenem, da Dürer die Felicitas zum erstenmal erblickt hatte, als der junge Scherlin am Bette der Kranken saß und ihren Schlaf bewachte, wie er es nunmehr seit Wochen zu tun pflegte. Es war der sanftberuhigte Schlummer einer Genesenden, und er hatte den blassen, fieberverzehrten Wangen sogar einen zarten, rötlichen Schimmer verliehen.

Der junge Scherlin saß mit trotziger Miene da, wie einer, der nun weiß, was es gilt. Er türmte in seinem Herzen all die verbitterten Tage seiner Wartezeit auf und fand, es sei genug, die Zeche seines Glückes damit zu bezahlen. In seinem Hause war Felicitas vom sicheren Untergange zu neuem Dasein errettet worden. Wem anders durfte sie nun gehören als ihm allein?

Es war ein mildes, weißes Winterlicht in der Stube vom Widerscheine des Schnees, der auf den hohen Dächern lag. Das leise Atmen der Felicitas schien Frieden zu bringen und Frieden sich zu holen, als wäre nun hüben und drüben das gleiche stille Land für sie.

Da lauschte der Scherlin empor — ein fremder Schritt ward auf der Treppe laut. Und gleich darauf bewegte sich die Türe, die nur zugelehnt gewesen, und es zeigte sich auf der Schwelle ein großer, vornehm gekleideter Mann mit langen, sorgsam gewellten Schulterlocken, der betroffen innehielt, als er die Schlummernde auf dem Lager gewahrte. Seine großen, ernstbesorgten Blicke gingen fragend hin und nieder.

Nach einer Weile flüsterte er: „Sie schläft?"

Der Scherlin war aufgesprungen, starrte den Unbekannten mißtrauisch an und gab ihm keine Antwort.

Dieser aber nickte ihm gelassen zu wie einem, dem man nicht böse ist, und zog, nach einem letzten langen Blick auf die Schlafende, die Türe wieder leise hinter sich zu.

Der Scherlin besann sich und hörte die Schritte des Fremden auf der Treppe sich entfernen. Da sprang er hinaus und lauschte ihm nach.

Nun kam auch seine Mutter herauf; die tat geheimnisvoll und sagte, der fremde Herr sei wohl ein Gönner des blinden Jörg, und er habe sich auch nach der Felicitas erkundigt und einen schwergewichtigen Beutel guten Silbers dagelassen.

Der Scherlin schüttelte den Kopf, doch war das Silber ihm recht.

Felicitas aber erwachte bald darauf, und nun erzählte ihr der Scherlin, was unterdes sich zugetragen.

Da wich ihr, als der argwöhnische Gesell den Fremden eingehend schilderte, das bißchen keimende Röte aus den weißen Wangen und wollte darauf nicht wiederkehren.

Der Scherlin bemerkte es wohl, doch wagte er nichts darüber zu sagen, obgleich es ihm das Herz gewaltig zusammenzog. Er ahnte mit dem Instinkt des Liebenden, es liege seit Anbeginn etwas Scheues, vielleicht Unüberbrückliches zwischen ihm und der Felicitas. Doch wollte er sich hüten, daran zu rühren. Wenigstens vorderhand. Sein Schicksal hatte ihn mürbe gemacht, er wollte mit allem zufrieden sein, auch mit dem Ungewissen.

Doch war Felicitas ihm einmal angetraut, dann wollte er alles beseitigen, im Guten oder im Bösen, was fremd, geheimnisvoll und unbegreiflich an ihr war. Dann durfte sie nichts mehr trennen von ihm. Sie sollte werden und sein wie er, nicht höher und nicht geringer.

9.

Es mochten anderthalb Jahre seither vergangen sein, da zog in einer mondhellen Sommernacht ein wunderlicher Zug bachantisch erregter Leutchen durch die Straßen der allgewaltigen Hansastadt Antwerpen in den Niederlanden. Eine tollverwegene Gesellschaft phantastisch bekränzter Männlein und Weiblein war es, die bei Gesang und Lautenklang, flackernde Windlichter schwingend, im Tanz- und Hüpfeschritt dahintrieb und sich gar nicht genug tun konnte an drolligster Daseins- und Mondnachtfreude.

Antwerpener Malersleute, die es eben unternahmen, dem vielgeliebten und vergötterten Meister, Herrn Albrecht Dürer, der jetzt allhier zu Gaste weilte, nach einem köstlichen Festmahl, das sie ihm zu Ehren bereitet hatten, ein fröhlich Geleit in seine Herberg zum „Jobst Plankfeld" zu geben.

Der Meister schritt voran, getragen vom Jubel der trunk- und tanzerhitzten Jugend, einen Kranz aus wildem Weinlaub auf den schönen leichtergrauten Locken. Und hinter ihm geleiteten zwei tolle Malersknaben sein würdig Eheweib, Frau Agnes Dürerin.

Man hatte sich kecklich zur Rechten und Linken in die sittsam verbutzte Dame eingehängt und führte nun die Stattliche so leicht und schwebend dahin, wie sie nie noch in ihrem Leben geschritten war.

Und selbst die treue Magd Susanne, die sich der Meister auf die Reise mitgenommen, war keineswegs ohne Anwert geblieben. Man hatte auch ihr ein laubig Ungetüm zur Zier auf die Haube gedrückt und sagte dem guten, in Ehren ergrauten Geschöpf manch neckisch vertrauliches Wörtlein ins Ohr, worüber es fast ein wenig aus seinem hürnenen Gleichgewicht kam.

Der Rat zu Antwerpen hatte dem Meister im Laufe des Mahles vier riesenhafte Krüge edelsten Weines gesandt, desgleichen der städtische Zimmermann, Herr Meister Peter, zwei weitere Krüge aus besonderer Verehrung. Die schleppte nun das lustige Malvolk im Zuge mit sich und füllte verstohlen manch Becherlein daraus, wobei dem Meister, wie sie dachten, noch genug erübrigte.

So war man unversehens und allzufrüh zur Herberg gelangt, allwo nun Dürer mit den Seinen von den frohgemuten Brüdern in Apelles Abschied nahm.

Sie riefen ihm noch lange vor dem Hause zu, und er mußte sich am Fenster seines Stübchens zeigen. Dann zogen sie endlich mit Sang und Klang vorüber.

Schon früher hatte der Wirt dem Meister mitgeteilt, es läge ein Brief für ihn auf dem Tisch, der sei mit der Handelsfuhr aus dem Süden gekommen.

Er war an der schöngeschnörkelten Handschrift leicht zu erkennen: so schrieb nur Willibald, der Vielgetreue. Was mochte es Neues in Nürnberg geben? Die Zeiten dort unten waren schlimm genug.

Dürer erbrach den Brief mit Ungeduld. Gewiß — es mußte Unerfreuliches sein, was Pirkheimer ihm mitzuteilen hatte, denn die sonst so schalkhafte Anrede fehlte. Er nannte ihn heute bloß: „Mein Lieber."

Der Meister hatte nur allzu richtig vermutet! Nun hatte die Pest, die unten in Nürnberg wütete, aufs neue zwei der lieben Getreuen hinweggerafft! Nun war auch Steffen Paumgartner dahin, und der Peter Weisbecher, der allzeit Unbekümmerte, hatte auch daran glauben müssen. Der Weisbecher hatte ihn vor seiner Abfahrt nach den Niederlanden nicht wenig verhöhnt und ihn einen Hasenschwanz genannt ob seiner Furcht vor der Pest. Der Gute konnte ja nicht wissen, daß andere Dinge ihn aus Nürnberg fortgetrieben als die Angst vor dem Tode.

Was schrieb der Pirkheimer weiteres?

„Item dem Jörgen Graff hat all sein groß Geschrey nit viel genützt. Ist mir zwar gelungen, das peinlich Fragen von ihm abzuwenden, doch hat der hohe Rath ihn auf ein Jahr im weißen Turm, so hinter dem Wildbad liegt, zur Haft gesetzt. Indes, es war mein Bitten nit umbsunst, dieweil man ihn vorzeit hat laufen lassen. Er hat nun Urfehd schwören müssen und ward mit einer Zehrung gen Regensburg gefertigt, mit dem Verbot, für alle Zeit nit wieder heimzukehren. Doch glaub' ich nit, daß dies ihn bessern wird. Es geht betrüblich abwärts mit dem Jörg.

Item, es hat der Himmel ihn gar grausamlich vorausbestraft, dieweil sein Kind Felicitas, müßt Ihr wissen, am Samstag nach Jakobi still und sanft in Christo verschieden ist. Der allmächtig Gott sey ihr gnädig! Ihr wißt, sie hat im Vorjahr schon den Bäcker Scherlin zum Mann genommen. Ist aber kein vergnüglich Ehelied gewesen. Wie ziemt sich's auch, daß solch ein Maulwurf ein Röslein schmauset oder solch ein Brummelbär den Schmetterling betazt? Ja, ja, wie mag Euch jetzt zumute sein? Ich möcht Euch gern erheitern, wenn ich's könnt, doch würgt's mir selbst ein weniges im Hals. Und immer frag' ich schlimmer Sünder mich, und frag mich immer wieder: Habt Ihr auch recht getan mit Eurem Wiesenzaun? Habt Ihr vielleicht die Lieb nicht von der Lust ein wenig allzu streng getrennt? O Meister, lieber Meister, verzeiht, daß meinem alten Hirn solch gotteslästerlich Zeug' entschlüpft. Wir sind ja all nur arme

Sünder und wissen nit aus noch ein. Wir glauben oft den besseren Weg zu gehn mit starkem und gerechtem Schritt und tun vielleicht des Leidens mehr an fremdem Blut, als uns dereinst fürs eigene Heil zugut gerechnet wird. — Daß Gott uns helfen und raten möge!"

Soweit hatte Dürer gelesen, da entfiel der Brief seiner zitternden Hand.

Zugleich besann er sich, er trage den Kranz aus wildem Wein noch auf dem Haupte. Er hob ihn leise ab und legte ihn sachte vor sich auf den Tisch.

Da lag er nun, der grünverworrene Bote aus den tollen Stunden weltvergessener Fröhlichkeit.

Da lag er stumm für sich allein und schien nicht anders als ein Totenkränzlein.

Durchs offene Fenster wehte ein Windhauch fernen Gesang herbei. Der Meister lauschte reglos, ob er nochmals wiederkehre.

Er tönte noch einmal leise zitternd zurück.

Und nun zum anderen Mal, wohl kaum noch hörbar.

Hierauf erlosch er wie ein mildes wunderliches Seufzen in weiter Ferne für alle Zeit.

Ende.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Geschichte

Zum Gedächtnis Niebuhrs. 1811 ist der erste Band von Niebuhrs Römischer Geschichte erschienen, 1812 — vor hundert Jahren — der zweite. Das Andenken großer Männer sollte man weniger an den Daten ihres äußeren Lebens wie Geburt und Tod feiern, als an denen, die Marksteine ihres Wirkens bezeichnen. Jene beiden Bände waren epochemachend in der deutschen historischen Literatur und zugleich in der internationalen Erkenntnis der römischen Geschichte. Trotzdem wird man heute dem Nichtfachmann ihre Lektüre nicht mehr empfehlen dürfen, denn inhaltlich sind sie von Mommsen längst überholt. Aber ins Gedächtnis rufen soll man sich worin damals die Bedeutung dieser Bände bestand. Nicht, wie viele Gebildete heute meinen, darin, daß sie die Ungewißheit der älteren römischen Geschichte, wie sie sich bei Livius findet, erwiesen, das war vor Niebuhr längst geschehen, sondern darin, daß durch sie — wie er selbst sagt — zuerst gezeigt wurde, „weshalb und wie jedes Einzelne erfunden ist". Dabei irrte er freilich oft, aber er wies doch der späteren Forschung den richtigen Weg. Auch darin war er neu, daß er die Vergangenheit aus der Gegenwart zu erklären bemüht war. Was er in der Jugend von den Zuständen der Bauern in seinem heimischen Ditmarschen kennen gelernt hatte, diente ihm zum Verständnis und zur Erklärung der Zustände des alten Rom, das er als eine rechte Bauernrepublik zuerst erkannt und beschrieben hat. Aber das Wichtigste ist etwas anderes: die beiden ersten Bände seiner römischen Geschichte leiteten „jene gewaltige historische Strömung" ein, die das neunzehnte Jahr-

hundert im Gegensatz zu der rationalistischen des achtzehnten kennzeichnet. Wie gleichzeitig Jakob Grimm und Bopp in der Sprache, Savigny im Recht, verfolgte Niebuhr in der Geschichte eines Volkes das Werden: „das Leben des Volkes war bei ihm in die Mitte der Betrachtung gerückt, dieses Leben faßte er zuerst als eine Einheit, die sich im Laufe der Jahrhunderte organisch nach bestimmten Gesetzen entwickelt." In dieser Auffassung der Geschichte waren in ihm die Erfahrungen der französischen Revolution fruchtbar geworden, Phantasie und Divination beleuchteten ihm den dunklen Pfad über die Trümmerhalden der Überlieferung. „Ich hatte das Ziel erreicht", sagte er auf das Werk zurückblickend im Jahre 1826, „wie ein Nachtwandler, der auf der Zinne schreitet".

Aber nicht darum allein soll der Name Niebuhr nicht ganz vergessen werden, sondern auch, und vielleicht mehr noch, um seiner Persönlichkeit willen, als Mensch, Patriot, Politiker. Gelehrtentum, Wissenschaft nahm doch nur einen kleinen Bruchteil seines tätigen Lebens ein. Das hat er selbst zwar immer als einen schmerzlichen Verlust, als Abirrung, ja als tragisches Mißgeschick empfunden, aber es ist die Frage, ob seine gelehrten Schriften an Gehalt nicht gerade dadurch gewonnen haben, daß er sich ihnen nicht ausschließlich widmen durfte. Abgesehen aber davon bewährte er sich im praktischen Leben überall so, daß er verdient, immer als ein Vorbild für handelnde Männer aufgestellt zu werden. Vor allem deshalb, weil er seinen Amts- und Tagespflichten immer einen höheren, auf das Wohl der Gesamtheit gerichteten Bezug zu geben mußte. So wenn er im preußischen Finanzdienst in erster Linie dem Beruf, den er in sich fühlt, „die Not des armen Volkes zu mildern", nachleben will, „wenn auch das größte Übel keine Heilung zuläßt". „Mein Wunsch und mein Plan geht dahin", schreibt er von Königsberg im Dezember 1809 an seinen Vater, „die armen Staatsgläubiger, welche in der größten Not sind und seit Jahren keinen Zins erhalten haben, zu retten, ohne daß dem Volk müßten neue Lasten auferlegt werden, die heiligsten Ansprüche von tausend Unglücklichen zu befriedigen, die Provinzialschulden mit einer großen Erleichterung des armen Volkes zu regulieren, die Grundeigentümer zu retten" usw. Er ging nicht bloß darum als preußischer Gesandter nach Rom, weil ihm diese Stadt wegen seiner Studien zu kennen wichtig, ja notwendig war, sondern auch weil er in den bevorstehenden Unterhandlungen mit dem römischen Stuhl für den kirchlichen Frieden in den neugewonnenen katholischen Landesteilen wirken zu können hoffte. Und nicht zuletzt kann er uns allen zum Vorbild darin dienen, wie willig er sich noch als älterer Mann von den Zuständen und Tatsachen belehren ließ, auch wenn sie in sein politisches Glaubensbekenntnis nicht paßten. Er war, was wir heute konservativ nennen, aber dies hinderte ihn nicht zuzugeben, daß die Napoleonische Gewaltherrschaft für den verrotteten Kirchenstaat ein Segen war, daß die neuen süddeutschen Verfassungen nicht gut an die früher bestehenden historischen Institutionen hätten anknüpfen können, weil die öffentliche Meinung allzusehr dagegen war, daß es für die Bewohner der ehemaligen geistlichen Fürstentümer am Rhein ein Segen war, einem großen Staat einverleibt worden zu sein. Der neuen Blüte ihrer Städte konnte sich sein scharfes Auge nicht verschließen, obwohl vorher seine Sympathie bei den zerstörten alten Kleinstaaten war. Die französische Revolution war ihm von Jugend auf als die Quelle alles Unheils, an dem die Zeit litt, erschienen, aber als er ein Jahr vor seinem Tod Mirabeaus Schriften wieder las, schlug sein Herz „so laut für den Dämonischen, den Gewaltigsten unter allen", deren Lebenszeit die seinige berührt hatte, daß er sich um einen Abguß von Houdons Büste des Revolutionshelden bemühte, um sie in seinem Studierzimmer immer vor sich zu haben.

Von allen diesen Seiten lernt man ihn in seinen zahlreichen Briefen kennen. Diese sind schon vor mehr als siebzig Jahren in drei Bänden erschienen. Eine Auswahl neu herauszugeben wäre ein sehr verdienstliches Unternehmen. Sollte heute, wo durch Neudrucke so viele alte Bücher, die besser verschollen blieben, zu einem zweiten Leben heraufgerufen werden, sich nicht ein Verleger finden, der es damit wagen wollte?

Dr. Eugen Guglia-Wien

Philosophie

In seinem feinsinnigen Aufsatze über **Rudolf Eucken** (im August-Heft des Jahres 1908 dieser Zeitschrift) konnte Prof. P. Meinhold schon davon sprechen, daß sich an den Namen R. Eucken eine ganze, große Literatur anschließt. Diese hat sich inzwischen nicht unbedeutend vermehrt. Kurt Kesseler, dem wir bereits eine kleine Schrift über „Die Lösung der Widersprüche des Daseins durch Kant und Eucken in ihrer religiösen Bedeutung" (1909) verdanken, hat seine Eucken-Studien zu einem wertvollen Buche zusammengefaßt, das er **„Rudolf Euckens Werk"** betitelt (Kreuschmer, Bunzlau, 1911, 131 S., 2,50 M.) und in dem mit Recht besonders Euckens geschichtliche und geschichtsphilosophische Einsichten und seine kritischen Leistungen in den Vordergrund gerückt sind, da sich ja erst auf dem Grunde dieser Einsichten Euckens eigene tiefgehende systematische Überzeugung erheben kann. Kann Kesselers Buch als erste Einführung in das Denken und Schaffen des Jenenser Philosophen gute Dienste leisten, so wird man doch vor allem das Bedürfnis empfinden, wenigstens eine der Euckenschen Schriften selbst im ganzen zu lesen. Dazu dürfte sich vor allem eignen das jetzt bereits in dritter Auflage vorliegende **Werk: „Der Sinn und Wert des Lebens"** mit einem Porträt. Quelle u. Meyer. Leipzig. 1911. 190 S. 3,60 M., dem das für eine philosophische Arbeit sehr seltene Schicksal beschieden ist, das erste Zehntausend des Absatzes in wenigen Jahren erreicht zu haben. Es spricht diese Tatsache dafür, daß heute doch in der Philosophie wieder der erfrischende Hauch eines echten Idealismus weht, daß wir über den bloßen Naturalismus und Materialismus hinaus sind. Es ist nicht Euckens Art, seine Darlegungen mit dem Entwurfe eines Bildes der Welt um uns zu beginnen, um von da aus Aufklärung über das Leben zu suchen, sondern er sucht das Leben bei sich selbst zu fassen und aus sich selbst zu verstehen, er verfolgt es in seiner eigenen Bewegung und gelangt so schließlich zu einem Gesamtbilde, das zugleich eine Aufklärung über den Sinn und Wert des Ganzen bringt. Den Inhalt des Lebens gestaltet zunächst die Tatsache eigentümlich, daß es nicht eine naturgegebene Bahn nur einfach weiterverfolgt, sondern daß es seine Hauptrichtung erst zu suchen, eine Grundlage sich erst zu sichern hat: es ist ein Kämpfen um sich selbst. Das Verhältnis zur Natur, das den Menschen zunächst ganz einnimmt, genügt ihm nicht für die Dauer, das Neue aber, zu dem es ihn drängt, ist nicht ein bloßes Mehr, sondern etwas wesentlich Anderes, das sich nur durch ein Abbrechen und Umkehren erreichen läßt. Verläuft zunächst unser Leben in lauter einzelnen Berührungen mit der Umgebung, so erfolgt nunmehr eine Wendung zu einem Erfassen der Welt von innen her und damit zugleich ein Erleben im ganzen; das eben ist es, was wir Geistesleben nennen. Dieses Geistesleben kann aber unmöglich eine Eigenschaft des bloßen Menschen sein, d. h. insofern er in den Naturzusammenhang einbezogen ist, es muß diesem gegenüber eine Selbständigkeit besitzen. So wirkt denn das Geistesleben als selbständige und überlegene Macht in uns, und indem es doch auch zugleich zu unserem eigenen Leben, zu unserem eigentlichen Wesen werden kann, ist es dasjenige, was, vornehmlich über den Charakter unseres Lebens entscheidet. Geistesleben ist eben Wirklichkeitbilden und damit allererst wahrhaftiges Leben. Denn nur indem das Leben sich in sich selbst vertieft und von einem tragenden Grunde her alle Mannigfaltigkeit der Betätigung umspannt, kann es auf sich selber stehen, im eigenen Bereich ein Sein entwickeln und sich so seine Welt erzeugen. In diese Bewegung aber mündet alle Verzweigung der Tätigkeit im Guten, Wahren und Schönen ein, überall gilt es, über die Leere bloß-subjektiver Erregung und auch über die Äußerlichkeit aller sich ablösenden Leistung hinauszukommen und einen Punkt zu erreichen, wo das Leben zur Selbstentfaltung wird und damit einen Inhalt erzeugt. Einer solchen Selbstbetätigung wird eine Freudigkeit innewohnen, die alles gewöhnliche Glück weit übersteigt. So fehlt es an einem allumfassenden Ziel unserem Leben wahrlich nicht. — Dies einige Grundgedanken aus dem erwähnten glänzend geschriebenen Buche, dem Eucken vor einigen Monaten eine Schrift hat folgen lassen: **„Können wir noch Christen sein?"** Veit u. Co., Leipzig 1911.

236 S., die gerade in der Gegenwart mit ihren religiösen Kämpfen besonders willkommen geheißen werden wird, da hier ein Philosoph sein freimütiges Glaubensbekenntnis ausspricht, der rein für die Sache, nicht aber für irgendeine Partei ficht. Eucken will die Religion weder konfessionell binden, noch stimmt er der heute so beliebten Verflüchtigung zu subjektivem Pathos zu, vielmehr zeigt er einen dritten Weg. Die Gegenwart mit ihrer moralischen Schlaffheit bedarf dringend der Aufrüttelung und Regeneration durch die moralische Energie des Christentums; denn in ihm schlummern unermeßliche Kräfte und es haben sich diese noch keineswegs ausgelebt, sondern sind noch immer imstande, wieder hervorzubrechen und mit elementarer Gewalt das menschliche Leben in neue Bahnen zu treiben. Die Berührung von Göttlichem und Menschlichem erzeugt dämonische Mächte, die umwälzend und erneuernd, aber auch zerstörend und verheerend wirken können; sie zu mäßigen und in fruchtbare Arbeit überzuleiten, ist eine Hauptaufgabe der religiösen Gemeinschaft. Aber freilich kann, ja muß im Laufe der Zeit die besondere Fassung zur Verengung und Erstarrung werden; dann gilt es, von ihr an die Urkraft zu appellieren und sie zu neuem Schaffen aufzurufen, so gewiß eine große Weltreligion nicht ein abgeschlossenes Faktum, sondern eine weltdurchdringende Bewegung bildet. Das aber ist die Lage in der Gegenwart. Demnach ist die Frage des Titels dahin zu beantworten, daß wir Christen nicht nur sein können, sondern sein müssen. Aber wir können es nur, wenn das Christentum als eine noch mitten im Fluß befindliche weltgeschichtliche Bewegung anerkannt und wenn es, aufgerüttelt aus der kirchlichen Erstarrung, auf eine breitere Grundlage gestellt wird. Hier liegt demnach die Aufgabe der Zeit und die Hoffnung der Zukunft.

Dr. Buchenau-Charlottenburg

Erziehungsfragen

Die Erziehung zum Rhythmus. „Erziehung zum Rhythmus" ist das allgemeine Ziel der Bildungsanstalt Jaques-Dalcroze, die im Jahre 1910 von Genf nach Dresden verlegt worden ist und dort in der Gartenstadt Hellerau dank der tatkräftigen Unterstützung der Brüder Wolf und Harald Dohrn sich hat ein Heim erbauen können, das in seiner Zweck- und Ausdrucksgestaltung einzigartig genannt zu werden verdient. Über das erste Unterrichtsjahr auf deutschem Boden berichtet ein Jahrbuch, das bei Diederichs in Jena erschienen ist.*) Dieses Jahrbuch wächst aber weit über den Rahmen eines Schulberichtes hinaus und gibt in Aufsätzen von Dr. W. Dohrn, Adolphe Appia und Jaques-Dalcroze selber nicht nur Aufschluß über den Ursprung und die Entwicklung der rhythmischen Gymnastik, sondern auch über die Grundgedanken, auf denen die Erziehung zum Rhythmus sich aufbaut, und über die Erwartungen, die ihr Schöpfer an sie knüpft.

Dalcroze ist Musiker und kam von der Musik her zur rhythmischen Gymnastik. Um bei seinen Schülern die Fähigkeit, den musikalischen Rhythmus zu empfinden, auszubilden, ließ er sie den Rhythmus mit körperlichen Bewegungen, zunächst der Arme und Beine, begleiten, er lehrte sie, den musikalischen Rhythmus „körperlich" zu empfinden.

Das zusammen, die Syntheſe von Musik oder besser von Rhythmus und Körperbewegung, macht Dalcroze nun zur Grundlage eines ganzen Erziehungssystems und erwartet von ihm nicht nur für die Musik und die Gymnastik, sondern auch für die Willenserziehung und die Erziehung zur Persönlichkeit sehr viel, ich möchte fast vermuten, zuviel.

In der Tat liefert die rhythmische Gymnastik für die Musik nicht zu unterschätzende Werte. Sie arbeitet nicht nur der „Arrhythmie" unseres Zeitalters im allgemeinen entgegen, von der Dalcroze häufig spricht; sondern dadurch, daß sie den Rhythmus auf Körperbewegung stützt, ihn körperlich durch das Individuum selbst darstellen und empfinden läßt, hat sie für die Erziehung des rhythmischen Sinnes im Individuum ein Hilfsmittel entdeckt und planmäßig verwertet, dessen Wichtigkeit durch die erzielten Resultate illustriert wird: Kinder, deren rhythmischer Sinn sich

*) „Der Rhythmus." Ein Jahrbuch. Herausgegeben von der Bildungsanstalt Jaques-Dalcroze, Dresden-Hellerau. I. Bd. Jena, Diederichs, 1911. Preis 1,50 M.

erst verhältnismäßig spät entwickelt, gelangen zur Wiedergabe, ja sogar zur unsymmetrischen Wiedergabe schwieriger Rhythmen. Man hat mir gesagt, daß auch das absolute Gehör durch die rhythmische Schulung eine bemerkenswerte Ausbildung erfahre.

Dennoch muß darauf hingewiesen werden, daß es vor allem die formalen Elemente der Musik sind, die hier ihre Schulung, man möchte beinahe sagen, einen gewissen Drill erhalten. Es erscheint uns schwierig, die Dalcrozesche Methode an den Gehalt der Musik heranzuführen.

Ferner hat Dalcroze recht, wenn er betont, daß durch die Übung in der Darstellung von Rhythmen durch Körperbewegungen das Individuum zur bewußten, willensmäßigen Herrschaft über seine Körperbewegungen gelange, daß instinktive, unbewußte Muskelinnervationen dadurch in den Dienst des bewußten persönlichen Willens gestellt werden. Das wäre dann der Vorteil, den die Gymnastik als solche von der rhythmischen Gymnastik ziehen könnte. Aber diese bewußte, willenskräftige Herrschaft über den Körper erzielt die Gymnastik überhaupt, ihre rhythmische Schwester bringt ihr also nichts wesentlich Neues. Dagegen findet die rhythmische Gymnastik auf Grund ihres rein formalen Charakters nur schwer wieder den Anschluß an den anatomischen und hygienischen Gehalt der eigentlichen Gymnastik und gerät in Gefahr, ein rhythmisches Exerzieren zu werden.

Allerdings sucht Dalcroze der rhythmischen Gymnastik einen Gehalt zu geben, indem er die rhythmisch ausgeführte Körperbewegung zur Ausdrucksbewegung auszugestalten sucht, und zwar nicht nur in der Weise, daß aus ihr allein der Rhythmus spricht, daß sie rein plastische Darstellung des Rhythmus wäre, sondern er legt auch weiterreichende Gefühlskomplexe rein menschlichen Gehalts, wie Enttäuschung, Schmerz, Beschämung, Neugierde usw. der Körperbewegung zugrunde.*) Er will gewissermaßen rhythmische Ausdruckstypen schaffen. Eine Station auf dem Wege, den Dalcroze hier einschlägt, ist der rhythmisch ausdrucksvolle Tanz, das Endziel die Begründung eines neuartigen Theaters, auf dem die Bewegungen des Schauspielers bis ins kleinste rhythmische Ausdrucksbewegungen sind, die in dem rhythmisch erzogenen Zuschauer einen Widerhall wecken, der uns arhythmischen Menschen noch unerhört erscheint. Auch dieser Gedankengang läßt sich schlecht widerlegen, um so mehr, als es erst Sache der Zukunft sein wird, seine Richtigkeit zu beweisen. Hinweisen darf man aber auch hier darauf, daß die mitreißende Gewalt der Ausdrucksbewegung nicht in ihrer rhythmischen Form liegt, sondern vor allem in ihrem menschlichen und persönlichen Gehalt und in der Art, wie er in der Bewegung zum Ausdruck kommt. Auch hier liefert die rhythmische Erziehung nur die Form.

Und auf diese durchaus formale Natur der rhythmischen Erziehung muß man auch wieder hinweisen, wenn es sich darum handelt, ihre Ansprüche zu beurteilen, als eine Erziehung zur Persönlichkeit, als Willenserziehung, gewertet zu werden. Es ist unbestreitbar, daß durch die Übung darin, Rhythmen durch Körperbewegungen spontan zu realisieren, eine Willensübung, eine Übung in der Exaktheit, der Planmäßigkeit und Spontaneität der Willensinnervationen erzielt wird. Aber auch diese Übung ist eine reine formale, sie gibt keine Gewähr für die Betätigung des Willens, vor allem für die Richtung des Willens, die dieser bei der Betätigung an praktischen Gegenständen, bei der Beschäftigung mit praktischen Werten einschlagen wird. Die Willensleistung erfährt durch Rhythmisierung nur eine quantitative, keine qualitative Förderung. Deshalb ist es verkehrt, daß Dr. Wolf Dohrn in dem einleitenden Aufsatze des Jahrbuches von Büchners „Arbeit und Rhythmus" sich Beweise für die bildende Kraft der rhythmischen Erziehung zu holen sucht.

Die Erziehung zur Persönlichkeit muß auch eine einheitliche und ständige Richtung des Willens auf gewisse inhaltliche Werte des menschlichen Lebens zu erwirken streben; denn das Wesen der Persönlichkeit besteht in einem solchen einheitlichen Willenstonus. Die rhythmische Erziehung dagegen beeinflußt auf Grund ihres rein formalen Charakters einzig die Form der Willensäußerung, sie übt

*) Vgl. Methode Jaques-Dalcroze, I. Teil, „Rhythmische Gymnastik." Paris, Neuchatel, Leipzig. S. 264 f., S. 268 ff.

keinen Einfluß auf ihren Inhalt, ihre Richtung aus.

Daher ist die Verknüpfung der rhythmischen Erziehung mit inhaltlichen, echten Persönlichkeitswerten das Problem, das die Vertreter der rhythmischen Erziehung jetzt in erster Reihe zu lösen haben werden.

Dr. W. Warstat-Altona

Flugwesen

Flugmotorindustrie und Heeresverwaltung. Zu den interessantesten Erscheinungen auf dem Gebiete des Flugwesens gehört der Vergleich der Leistungsfähigkeit zwischen deutscher und ranzösischer Motorenindustrie.

Den französischen Motorfabriken für Automobile kann man den Nachteil nicht absprechen, daß sie für Länder mit weniger entwickelter Straßenkultur, als sie Frankreich aufweist, zu empfindlich sind. Der deutsche Automobilmotor fiel von vornherein etwas schwerer und widerstandsfähiger aus. Die Prinz-Heinrich-Automobilfahrten wirkten ständig auf Erhöhung der Sicherheit im Betriebe hin. So kam es, daß sich die deutsche Automobilmotorindustrie schnell einen beträchtlichen Teil des Weltmarktes eroberte.

Aber gerade in diese Zeit fiel die erste Entwicklung der Flugapparate, und hierfür war der feiner und leichter gearbeitete französische Automobilmotor geeigneter als der deutsche. Während sich nun die französischen Fabriken in den Jahren 1907 bis 1911 mit Eifer der Vervollkommnung des Flugzeugmotors widmeten, wollte die mit Bestellungen für Automobilmotoren noch reichlich versorgte deutsche Motorenindustrie von einem Spezialmotor für Luftfahrzeuge noch nicht allzuviel wissen.

Es wäre nun Aufgabe der berufenen Behörden gewesen, die Industrie sachgemäß zu ermuntern. Das geschah aber nicht, und konnte nicht geschehen, da sich einige maßgebende militärische Luftfahrerkreise auf den Standpunkt stellten, daß man die Entwicklung der Flugzeuge getrost dem Auslande überlassen könne, weil sie doch nicht viel mehr Wert hätten, als etwa Akrobatenkunststücke. Die Entwicklung des Flugwesens hat diese Stellen gezwungen, ihre Ansichten in puncto Flugzeuge zu revidieren. Wenn also jetzt der Motorenindustrie der Vorwurf gemacht werden soll, daß sie ihre Schuldigkeit nicht mit dem genügenden Weitblick getan habe, so muß man die Industrie mit der derzeitigen Lage des Weltmarktes entschuldigen und lieber selbst eingestehen, daß man die Industrie nicht rechtzeitig und weitblickend genug ermuntert hat.

Die Feststellung dieses Tatbestandes ist eine Forderung der Gerechtigkeit besonders deshalb, weil sich die Motorenindustrie aus Rücksicht auf die Heereslieferungen nicht recht gegen eine andere Auslegung wehren kann. Aus gleicher Rücksicht kann sie auch nicht zur Sprache bringen, daß sie unter einem Druck seufzt, welchen die Verständnislosigkeit der berufenen Behörden für das kaufmännische Wesen hervorgebracht hat.

Zum Beweise sei folgendes angeführt: Im Herbst 1910 schrieb die französische Heeresverwaltung einen Wettbewerb für Flugzeuge nebst Motoren zum Herbst 1911 aus und machte gleichzeitig die Bedingungen bekannt. Ein Jahr später, im Herbst 1911, schrieb die deutsche Heeresverwaltung einen Wettbewerb für Flugzeuge und Motoren zum Herbst 1912 aus, machte aber die Bedingungen nicht bekannt. Jetzt, im Monat Mai, steht endlich zu hoffen, daß die Bedingungen veröffentlicht werden. Während also die entwickeltere französische Industrie ein volles Jahr für die Vorbereitungen zum Wettbewerb Zeit hatte, kommen für die auf diesem Gebiete weniger fortgeschrittene deutsche Industrie höchstens vier Monate in Betracht.

Solche Dinge sind zu ernst, um übergangen zu werden; denn bisher kann man noch keinen deutschen nationalen Wettbewerb für Flugzeuge ausschreiben, ohne daß französische Motoren zugelassen werden müssen. Damit ist aber weder dem militärischen Flugwesen noch der späteren Konkurrenz auf dem Weltmarkte gedient. Die Preisausschreibung Seiner Majestät des Kaisers für den besten Flugmotor ist ein Beleg dafür, daß die berufenen Stellen bisher nicht weitschauend genug vorgegangen sind. Die Industrie braucht zu gesunder Entwicklung Stetigkeit. Sie muß auch einen ungefähren Überblick darüber haben, wie groß der Mindestbedarf im Laufe eines Jahres sein wird. Die Franzosen haben diesem Umstande dadurch Rechnung getragen, daß sie

unter Vermeidung jeglicher Geheimniskrämerei bei der Reorganisation ihres Luftfahrtwesens den Mindestbestand an militärischen Flugzeugen zahlenmäßig festgelegt haben. Gleichfalls wurde bekanntgegeben, daß kein Apparat mehr als ein Jahr auf die Feldbestände angerechnet werden darf. Damit ist die französische Industrie in die Lage versetzt, das Absatzgebiet zu beurteilen. Sie kann sich einen guten Stamm von Arbeitern erhalten und braucht nicht durch fortgesetzte Neueinstellungen von Personal und zeitweise Entlassungen die soziale Lage der Arbeiter zu beeinflussen.

Eine solche Berücksichtigung der über den Rahmen des Augenblicksbedarfs hinausgehenden Interessen fehlt bei uns noch gänzlich.

Hauptmann a. D. Hans Waldemar von Herwarth-Berlin

Sprachliches

Über den Aufsatz **„Von unserer lieben Muttersprache"** in Nr. 16 dieser Zeitschrift sind mir aus verschiedenen Orten Äußerungen zugegangen, die von der in unseren gebildeten Kreisen herrschenden Teilnahme an deutschsprachlichen Dingen zeugen. Drei der Herren, die so freundlich waren, an mich zu schreiben, darunter ein Germanist von Fach, erklären sich mit der befürworteten maßvollen Zulassung von „Derselbe" durchaus einverstanden; einer von ihnen, ein philologisch hochgebildeter Mann, weist darauf hin, daß sich in den gesamten Denkmälern der altgriechischen Sprache kein Fall der unmittelbaren Wiederholung des nämlichen Wortes finde. Die Schreibweise „ieren" wird von einem Herrn hauptsächlich aus sprachgeschichtlichen Gründen verteidigt. Meine anerkennenden Worte über Engels „deutsche Stilkunst" haben einen Herrn veranlaßt, mir auf vierzehn Seiten eine Liste der Fehler mitzuteilen, die er in Engels Buch gefunden habe. Ein großer Teil seiner Bemerkungen, wenn auch nicht alle, scheint mir begründet zu sein. Sie sind meist formeller Art, zum Teil beziehen sie sich auf Schreib- und Druckversehen, die allerdings berichtigt werden sollten, zumal das Buch, wie der Kritiker hervorhebt, auch für den Gebrauch in Schulen bestimmt ist. Eine nähere Besprechung dieser Zuschrift ist wegen ihres sehr ins Einzelne gehenden Inhalts und der Namenlosigkeit des Verfassers in diesen Blättern ausgeschlossen. Da auch ein anderer Herr sich mit einer Bemerkung gegen Engel gewendet hat, glaube ich meine Stellung zum Engelschen Buch in Kürze näher darlegen zu sollen. Es ist mir nicht entgangen, daß es an verschiedenen Ungenauigkeiten leidet, die indessen größtenteils nicht erheblich und bei dem Umfang des Stoffs und der außerordentlich großen Zahl der Zitate entschuldbar sind. Z. B. werden Rückerts bekannte Verse „Wenn die Rose selbst sich schmückt usw." Goethe zugeschrieben. Dieses Versehen wird auch von dem Herrn Kritiker gerügt, die folgenden nicht. Von Goethe wird angeführt „Entsagen sollst du, sollst entsagen", wohl statt: Entbehren sollst du, sollst entbehren. S. 287 muß es statt „die schwer ausrottbare Furcht von uns deutschen Schreibern" offenbar heißen: „Die Sucht". Manche Sätze scheinen eine gewisse Flüchtigkeit zu verraten oder im Druck entstellt zu sein, so S. 238: „Für wie hohle Wortmacherei klingt uns der hohlgedunsene Satz in der Erklärung von 1889." S. 11: „Die Prosa unserer guten Schriftstellerinnen übertrifft den größten Teil der wissenschaftlichen Literatur." Erich Schmidt und Maximilian Harden — eine vom Verfasser beliebte Verschwisterung, gegen die viele Leser Bedenken haben dürften — scheinen mir die geübte Kritik nicht immer zu verdienen. Ich kann es nicht tadeln, wenn Harden für politische Wahlen das alte Wort „Küren" gebraucht; es wäre ja erfreulich, wenn es gelänge, dieses Wort wieder zu beleben. (Auch die Franzosen unterscheiden ja élire und choisir, die Engländer elect und choose). Ungeachtet dieser Bemängelungen halte ich Engels Buch für ein verdienstliches Werk. Durch seinen reichen Inhalt und seine wohltuende Frische und Lebendigkeit regt es zum Lesen und Nachdenken an und veranlaßt manchen, sich mit sprachlichen Fragen zu beschäftigen, der sonst weder Zeit noch Sinn dafür hat. Haape-Baden—Baden

Reichsspiegel

(vom 13. bis 20. Mai)

Kaiser und Reich

Rückkehr aus Korfu — Die Besprechung in Stuttgart — Der Kaiser in Straßburg — Ausbeutung der Kaiserworte durch Demokraten — Unzulässigkeit des Vergleichs mit 1908 — Konsequenzen — Bethmann im Glück — Zentrum und Nationalliberale über Besitzsteuern

Nach sechswöchentlicher Abwesenheit hat der Kaiser am Sonnabend, den 11. d. Mts., wieder deutschen Boden betreten, erwartet von der Ungeduld derer, die sich von seiner Rückkehr die Entscheidung über verschiedene schwebende Fragen der auswärtigen Politik versprachen. So hat denn auch sein erstes Zusammentreffen mit den verantwortlichen Leitern der deutschen auswärtigen Politik, mit dem Reichskanzler und dem Staatssekretär des Auswärtigen Amts, denen sich Freiherr Marschall von Bieberstein, nunmehriger Botschafter in London, angeschlossen hatte, eine ganz besondere Aufmerksamkeit gefunden. Was in Stuttgart im einzelnen zwischen dem Monarchen und seinen obersten Vertrauensmännern besprochen wurde, entzieht sich naturgemäß unserer Kenntnis.

Von Stuttgart hat sich der Kaiser zunächst nach Straßburg begeben, wo er durch eine unvorhergesehene Kundgebung die Aufmerksamkeit des gesamten In- und Auslandes auf eine Frage gelenkt hat, die schon lange einen wunden Punkt an Deutschlands innerer Politik bedeutet: auf die elsaß-lothringische. Vom Kanzler, aber auch von den zuständigen kommandierenden Generalen davon unterrichtet, daß die jüngste Entwicklung der Stimmung in den Reichslanden die Warnungen aller derer rechtfertigt, die seinerzeit gegen die Einführung einer neuen Verfassung Einspruch erhoben, unterrichtet von den Taktlosigkeiten gegen die Person des Monarchen selbst, dessen Initiative die Elsaß-Lothringer doch in erster Linie die neue Verfassung zu danken haben, hat der Kaiser seinem Unwillen in einem Gespräch privaten Charakters mit dem Oberbürgermeister von Straßburg kräftigen, seinem Temperament entsprechenden Ausdruck verliehen. Die laut gesprochenen Worte des Kaisers sind auch von solchen Personen gehört worden, für die sie vielleicht nicht bestimmt waren, und diese haben sie mit starken Übertreibungen an die französische Presse weitergegeben.

Den Feinden eines auf Vertrauen beruhenden Verhältnisses zwischen Kaiser und Nation kommen die Äußerungen des Monarchen naturgemäß sehr gelegen,

und Zentrum und Sozialdemokratie sind schon emsig an der Arbeit, sich als Hüter der Verfassung gegenüber einem „staatsstreichlüsternen" Monarchen hinzustellen. Wieder andere, denen daran gelegen ist, die verfassungsmäßigen Rechte der Krone gegenüber dem Parlament einzuschränken, benutzen die Gelegenheit, um die Ausführungen des Kaisers als Entgleisungen hinzustellen, wie sie seinerzeit zu den Novemberdebatten des Jahres 1908 geführt haben. Wir möchten nicht verfehlen, die Kaiserworte als überflüssig zu bezeichnen, es sei denn, es folgte ihnen eine entsprechende Aktion auf dem Fuße. Wir wünschen nicht, daß Kaiserworte als unerheblich beiseite geschoben werden könnten, wir würden es im Interesse des Reiches und der Monarchie tief beklagen, wenn ein bedeutender Volksteil aufhörte, Kaiserworte ernst zu nehmen. Das Kaisertum ist uns Deutschen das Symbol der Einigkeit; dies Symbol wollen wir uns nicht herabsetzen lassen. In der Sache selbst können wir unbedenklich an die Seite des Monarchen treten. Wenn der Monarch im Hinblick auf die geradezu unglaublichen Zustände bei der Gravenstadener Lokomotivfabrik, im Hinblick auf die taktlose Haltung der Kammer und im Hinblick auf das feindselige Benehmen der französisch denkenden Bevölkerung während der letzten Manöver gegen die einquartierten deutschen Soldaten, worüber haarsträubende Berichte vorliegen, Zweifel über die Richtigkeit seiner versöhnlichen Politik ausspricht und auf die Möglichkeit einer Revision dieser Politik hinweist, dann gibt er nur dem Ausdruck, was Millionen Deutsche seit langem empfinden. Was der Kaiser seinerzeit in England gesprochen, stand aber mit den Empfindungen des gesamten deutschen Volkes in Widerspruch. Wenn jetzt in der demokratischen, ultramontanen und einem Teil der liberalen Presse andere Auffassungen verbreitet werden, so widersprechen sie den Tatsachen. Es ist diesmal nicht nur der enge Kreis von Chauvinisten, denen der Kaiser aus dem Herzen gesprochen hat. Die gesamte konservative und ein wichtiger Teil der liberalen Presse in Nord und Süd würde die Reichsregierung freudig unterstützen, wenn diese heute den Plan ernsthaft ins Auge fassen wollte, die Reichslande in eine preußische Provinz umzuwandeln. Die Frage wäre nur, ob ein solches Vorgehen nicht zu spät käme und ob nicht der Preis, den Preußen für das ihm eventuell entgegengebrachte Vertrauen zu zahlen hätte, den konservativen Parteien zu hoch schiene.

Die Folgen der Kaiserworte haben Wirkungen erzeugt, die wohl niemand erwartet hat. Am Freitag hatte sich der Reichstag zur zweiten Lesung des Etats zusammengefunden und sich darauf vorbereitet, beim Titel „Gehalt des Reichskanzlers" einen konzentrisch geführten Sturm gegen die Stellung des Herrn von Bethmann zu laufen. Die Kaiserworte haben den Parteien gründlich das Konzept verdorben. Der Sozialdemokrat Scheidemann hat sich erdreistet, eine Rede zu halten, die alle Angehörigen der bürgerlichen Parteien bis in die Reihen des Freisinns aufs tiefste beleidigte. Aller gegen den Kanzler angesammelte Zorn wandte sich gegen die Sozialdemokratie und als Herr von Bethmann seine warmen Worte zugunsten der Kaiserlichen Ausführungen gesprochen hatte, erhielt er den Beifall aller bürgerlichen Parteien, deren linker Flügel doch ein Grauen ob der roten Genossen bekam.

Es ist vielleicht kein Zufall, wenn gerade nach dem Auftreten Scheidemanns zwischen Zentrum und Nationalliberalen eine Verständigung über die

Deckungsfrage erzielt wurde, die vorher nicht recht von der Stelle kommen wollte. Ob sie zu einer weiteren Verständigung aller bürgerlichen Parteien führen kann, wie manche Optimisten hoffen, wird wohl in erster Linie von der Stellung abhängen, die die Konservativen zu der neuen Formulierung einer Besitzsteuervorlage einnehmen werden. G. Cl.

Diplomaten und ihre Aufgaben

Aussprachen im Reichstage — Klagen über Unzulänglichkeit der Diplomatie — Verbesserung des Erlasses — Vorschlag Heckscher-Richthofen — Ausbildung und Auswahl der älteren Diplomaten — Freiherr Marschall von Bieberstein in London — keine Botschafterpolitik — Marschalls Vorgänger Graf Wolff Metternich — Eine besondere Mission Marschalls? — Beziehungen zwischen Nationen und Staaten

Die abgelaufene Woche gehörte in erster Linie der Besprechung der internationalen Politik, da in ihr der Etat des Auswärtigen Amtes in der Budgetkommission und das Gehalt des Reichskanzlers im Plenum des Reichstages zur Verhandlung stand. Wie bekannt, pflegen im Anschluß hieran alljährlich die Aussprachen über Deutschlands internationale Lage stattzufinden und die verschiedenen Parteien und Interessentengruppen pflegen teils in der Kommission, teils im Plenum durch mehr oder minder gut unterrichtete Abgeordnete ihre besonderen Wünsche vortragen zu lassen und ihren Gefühlen des Unwillens, seltener der Freude Ausdruck zu geben.

Wenn man von allem Beiwerk absieht, so darf man als den Mittelpunkt der Verhandlungen die Erörterungen über die Unzulänglichkeit der Diplomatie bezeichnen. Die Klagen, die darüber vorgebracht worden sind, dürfen indessen nur zum Teil als berechtigt anerkannt werden. Nicht zu folgen vermag ich den Ausführungen der Abgeordneten, die auf eine intensivere Durchbildung der Diplomaten in Richtung auf bestimmte kaufmännische und volkswirtschaftliche Spezialkenntnisse hinzielen. Solche Spezialkenntnisse machen leicht einseitig und schwerfällig im großen bei tatsächlicher Rührigkeit und scheinbaren Erfolgen in Einzelfragen. Der deutsche Diplomat muß als Grundlage seines Könnens, neben einer ausgezeichneten allgemeinen Bildung, eine unerschütterliche Staatsgesinnung haben, die es ihm ermöglicht, stets den richtigen Abstand zu finden zwischen den Sonderinteressen Einzelner und dem Allgemeinwohl. Sie gibt ihm die nötige Festigkeit bei den Verhandlungen, sowohl mit den auswärtigen Mächten, die das fremde Staatsinteresse vertreten, wie mit den einheimischen Interessenten, die in erster Linie für die Anerkennung privater Interessen kämpfen; sie gibt ihm auch den Maßstab in die Hand zur Bewertung der Einzelansprüche der verschiedenen Branchen und Gewerbe, die ihm durch die Fachorgane und die eigens dazu bestellten Sachverständigen zugetragen werden. Ist der Diplomat fleißig und gewissenhaft in der Sichtung des ihm zugehenden Materials, dabei wie ein tüchtiger Journalist feinfühlig und scharfhörig für die Lebensregungen in seiner Umgebung, was unbedingt erforderlich, auch unzugänglich persönlichen Schmeicheleien, mögen sie nun in Ordensauszeichnungen, Promotionen zu Ehrendoktoren oder glänzenden Festlichkeiten bestehen, dann haben wir den Typus, dessen wir als Vertreter unserer Reichsinteressen im Auslande bedürfen. Alles andere, wie die Materialbeschaffung, die Einrichtung des Nachrichtendienstes u. a. m. ist Sache der Organisation, die

immer weiter auszubauen wiederum Sache aller gesetzgebenden Faktoren einschließlich des Reichstages ist.

Woher aber die tüchtigen Diplomaten nehmen? In allen Privatunternehmungen der Industrie, des Bankgewerbes, der Verkehrsunternehmungen befindet man sich dauernd auf derselben Suche nach „geeigneten" Männern und doch ist es immer ein Zufall, wenn dort ein tüchtiger Direktor auch einen entsprechenden Nachfolger findet. Wenn die Auswahl tüchtiger Männer für den diplomatischen Dienst überhaupt erleichtert werden kann, so scheint es mir auf dem Wege, den die Abgeordneten Heckscher und Freiherr von Richthofen vorgeschlagen haben. Sie wünschen den Kreis für die Wahl dadurch zu erweitern, daß sie auch die Herren aus der Konsularkarriere zur Konkurrenz herangezogen wissen wollen. Dieser Weg ist seitens eines früheren Staatssekretärs, nämlich des Vaters von Richthofen verschiedentlich betreten worden. Aber meist scheiterten seine Bemühungen an der finanziellen Seite der Frage. Unsere Konsularbeamten stammen zumeist nicht aus jenen sehr vermögenden Kreisen, aus denen die Diplomaten entnommen werden, und dem Auswärtigen Amt fehlt es an Mitteln, tüchtige aber unbemittelte Herren im diplomatischen Dienst zu verwenden. Die Resolution Heckscher-Richthofen fordert nun, dem Staatssekretär sollen 400000 bis 500000 Mark lediglich zum Zweck einer genügenden Besoldung von Beamten aus der Konsularkarriere, die in den diplomatischen Dienst herüber zu nehmen wären, zur Verfügung gestellt werden. So gut der Vorschlag ist, soll man seine Tragweite nicht überschätzen. Schon bei der Besetzung der Gesandten- und Botschafterposten muß das vorgeschlagene Mittel versagen. In Petersburg, London, Washington setzen die Botschafter erfahrungsmäßig erhebliche Bestandteile ihres Vermögens daran. Im übrigen wird die Auswahl nach wie vor von der „glücklichen" Hand des Staatssekretärs abhängen.

Aus dem Gesagten folgt aber auch noch etwas anderes: man wird den gerade amtierenden Staatssekretär nicht verantwortlich machen können für die Leistungsfähigkeit der ihm zur Verfügung stehenden älteren Diplomaten wie Gesandten und Botschafter, sondern nur dafür, daß die geeigneten Persönlichkeiten auch auf den richtigen Platz gesetzt werden. Die Ausbildung hat gewöhnlich in der Hand der oder des Vorgängers gelegen, die Auswahl liegt in der Hand des amtierenden Leiters der Politik. Da aber die beste Erziehung das gute Beispiel ist, so müssen wir uns darauf gefaßt machen, daß eine Periode ungeschickter, schwächlicher, Scheinerfolgen dienender Politik auch nur schwächliche, Scheinerfolgen huldigende Diplomaten hervorbringt. Eine Epoche, in der der Schein den realen Verhältnissen nicht immer entsprach, liegt hinter uns, und so macht sich denn auch der Mangel an tüchtigen älteren Diplomaten recht fühlbar. Wer aber mit den Personalverhältnissen des diplomatischen Dienstes einigermaßen vertraut ist, wird die Wahrnehmung gemacht haben, daß seit drei Jahren doch ganz energische Korrekturen in der Besetzung der verantwortlichen Stellen vorgenommen wurden, bei denen tatsächlich die Fähigkeiten den Ausschlag gegeben haben.

Einen Beweis für die Sachlichkeit des Vorgehens bei der Stellenbesetzung bietet auch die Versetzung des Herrn Marschall von Bieberstein auf den Botschafterposten nach London. Sie hat viel Staub aufgewirbelt. Angesichts der deutsch-englischen Verhandlungen hat man von einer besonderen, womöglich

geheimen Mission Marschalls gesprochen. Wenn man die Äußerungen der Presse genau verfolgt, könnte man auf den Gedanken kommen, daß die auswärtige Politik Deutschlands nicht vom Reichskanzler nach den Intentionen des Kaisers in Berlin bestimmt wird, sondern in den einzelnen Botschafterpalais. Die Vorstellung wäre falsch. In Deutschland gibt es, so lange tüchtige Männer in der Wilhelmstraße sitzen, in der Tat keine Botschafterpolitik, die sich nicht nach den Weisungen der Zentralstelle richtete. Und wenn die eine oder andere ausgeprägte Persönlichkeit sich in gewissen Fällen zu Eigenmächtigkeiten hinreißen ließ, so erfolgte noch regelmäßig die sofortige Remedur nicht nur unter Bismarcks, sondern auch unter Bethmanns Leitung. Die Botschafter und Gesandten sind bezüglich der großen Richtlinien der Politik Figuren auf einem Schachbrett vergleichbar, die von der Hand des Spielers, in diesem Falle dem Leiter der deutschen Politik, hin- und hergeschoben werden, je nach den Bedürfnissen des Augenblicks, den Schachzügen des Gegners und nach der Eigenart der einzelnen Figur. Und wenn eine bedeutende Figur ausfällt, so muß der Spieler den Verlust durch Umstellung seiner Figuren wieder auszugleichen suchen. In der Diplomatensprache nennt man dies revirements.

Nicht mehr bedeutete die kürzlich notwendig gewordene Versetzung des Freiherrn von Marschall nach London. Graf Wolff Metternich fällt aus. Er zieht sich nach zwanzigjähriger erfolgreicher Tätigkeit als eine Hauptfigur vom Schachbrett der Politik zurück. Mit Rücksicht auf äußere Umstände hatte der Graf schon länger ausgehalten, als er es selbst gewünscht hatte und voraussehen mochte. Aristokrat und Diplomat der älteren Schule, Junggeselle, und als solcher womöglich noch zurückhaltender in seinem Auftreten wie seine Standesgenossen es so schon zu sein pflegen, hat der Tod Eduards des Siebenten und die damit verbundene Verjüngung der Hofgesellschaft zu St. James Lücken in die Beziehungen des Diplomaten gerissen, die dieser voll auszufüllen sich nicht elastisch genug fühlte. Und in Erkenntnis dieser seiner Schwäche hat Graf Wolff Metternich schon im Frühjahr des Jahres 1911 um seine Stellung zur Disposition gebeten. Auf Wunsch Seiner Majestät des Kaisers und auch der ihm übergeordneten verantwortlichen Stellen hat er aber doch noch auf dem schwierigen Posten ausgehalten, um während der scharfen Zuspitzung der deutsch-englischen Beziehungen im vergangenen Jahre seine reichen Erfahrungen nicht brach zu legen. Seit einiger Zeit sind die Dinge wieder so weit in der Reihe, daß ein Wechsel in der Besetzung des Londoner Botschafterpostens ohne Nachteil für Deutschland vollzogen werden konnte. Bei der großen Bedeutung Londons für die Weltpolitik war es natürlich, daß der Kaiser genau Umschau unter seinen Diplomaten hielt und daß er sich nicht damit begnügte, eine Repräsentantenfigur nach St. James zu entsenden, sondern einen aktiven Staatsmann, der neben dem Allerhöchsten Vertrauen auch das der englischen Staatsmänner und, es darf offen ausgesprochen werden, auch das Vertrauen der großen Welthandel treibenden Kreise Deutschlands besitzt. Erinnert man sich der Geschäftstüchtigkeit des Herrn von Marschall, die er in seinem langen Kampf um die Bagdadbahn bewiesen hat, erinnert man sich weiter, welch eine große Umsicht dieser ehemalige Jurist (Marschall ist aus dem Richterstand hervorgegangen) bei den Verhandlungen der Haager Konferenz bewiesen hat, so wird man zugeben, daß die Wahl eine gute war. Einen Richtungswechsel in unserer

auswärtigen Politik aber bedeutet sie nicht. Ein solcher wäre doch nur möglich, wenn auch der Reichskanzler und der Staatssekretär des Auswärtigen, die dem neuen Botschafter Weisung zu geben haben, gewechselt hätten.

Aber auch von einer besonderen Mission Marschalls darf kaum gesprochen werden. Unverantwortliche Blätter haben den neuen Botschafter als den Engel mit der Friedenspalme hingestellt, wieder andere als den starken Mann, der England endlich zur Liebe für Deutschland zwingen würde. Ich glaube, wer so schrieb, der hat nicht nur ganz falsche Bilder von den schweren Aufgaben entworfen, die Marschalls in London harren, er hat auch die Durchführung der tatsächlich vorhandenen Aufgaben erschwert. Durch die Äußerungen unserer Presse ist nicht nur das Gefühl der englischen Nationalisten gereizt, sind nicht nur die französischen Hysteriker in Schrecken gesetzt worden, man hat auch im Inland im Publikum Hoffnungen geweckt, die nie erfüllt werden können und infolgedessen Enttäuschung und Mißmut um so mehr nach sich ziehen müssen, je größer im deutschen Volk das Bedürfnis nach einer vollständigen Verständigung mit England vorhanden ist.

Beziehungen zwischen Nationen und Staaten können wohl durch die Wirksamkeit einzelner Persönlichkeiten formell getrübt oder verbessert, aber niemals von Grund aus geändert werden. Mögen die Staatsmänner noch so hoch gestellt sein, seit es eine Demokratie gibt, entscheidet ausschließlich der Nutzen, oder richtiger: es entscheidet das, was die Völker für nützlich halten. Der einzelne kann Stimmungen beeinflussen, das Interesse vorübergehend auf bestimmte Fragen lenken, aber nur einigen wenigen glücklich Geborenen ist es vergönnt, Entwicklungsepochen friedlich zum Abschluß zu bringen. Sie erscheinen dann als deren Vollender, obwohl sie tatsächlich doch nur Werkzeuge der die Entwicklung bestimmenden, nicht jedermann bekannten Gesetze waren. Nicht anders wird es Marschall in London ergehen. Ist die Zeit für eine Verständigung zwischen Deutschland und England reif, so wird er Vollender einer Epoche deutsch-englischer Beziehungen werden, kommt er zu früh, so wird er die große Zahl jener Redlichen vermehren, die in treuer Hingabe einem großen Ziele zustrebten, ohne es je erreichen zu können.

G. Cl.

Deutsch-russischer Getreidehandel

Es betrug (in dz = 100 kg)

Einfuhr 1911:

	Roggen	Weizen	Gerste	Hafer
Insgesamt	6 139 051	24 855 785	34 779 796	6 283 084
Davon aus Rußland . . .	5 568 760	11 183 948	31 993 158	5 155 688

Diese Zahlen können und sollen nichts anders zeigen als das Interesse, welches der deutsche Getreidehandel an der russischen Getreideproduktion und an dem ungehinderten Verkehr von und nach dem Schwarzen Meere hat. Dieser Verkehr ist durch die Dardanellensperre vom 19. April bis 18. Mai gestört worden. Was das besagen will, erhellt, wenn man sich vergegenwärtigt, daß 1911 nach Deutschland aus Rußland eingeführt wurden (in dz = 100 kg):

Monat	Roggen	Weizen	Gerste	Hafer
April . . .	468 092	997 017	1 953 269	427 491
Mai	669 385	836 469	2 462 721	450 714

Angesichts dieser Einfuhrziffern ist es verständlich, wenn aus der Sperre Schwierigkeiten für den russisch-deutschen Getreidehandel entstanden sind. Diese Schwierigkeiten hätten sich jedoch bei guter Absicht verhältnismäßig leicht überwinden lassen, statt dessen haben sie zu Mißständen geführt, da, wie es den Anschein hat, auf deutscher wie auf russischer Seite versucht worden ist, in nicht einwandfreier Weise aus den ungewöhnlichen Verhältnissen Kapital zu schlagen. Daß derartiges von kleinen russischen Abladern versucht wird, ist nicht verwunderlich — sie suchen aus allen ungewöhnlichen Verhältnissen Vorteil zu ziehen, denn trotz aller Bestrebungen, die Verhältnisse zu bessern, ist es eben bis heute immer noch nicht gelungen, die Unreellität im russischen Getreidehandel zu beseitigen. Mit anderem Maßstab aber muß der deutsche Getreidehandel gemessen werden. Wenn es wahr ist, daß deutsche Getreidehändler kleinere russische Firmen veranlaßt haben, nicht zu liefern, obwohl sie es konnten, um sich unter Berufung auf die Nichtlieferung von ihren Kontrakten lossagen zu können; wenn es zutrifft, daß deutsche Händler, obwohl ihnen hinreichender Schiffsraum zur Verladung zur Verfügung stand, unter Berufung auf die Sperre ihre Verbindlichkeiten nicht erfüllten; wenn es ferner zutrifft, daß Händler, die erklärten, die billigen Kontrakte nicht erfüllen zu können, doch in der Lage waren, Aprilabladung zu den teueren Tagespreisen zu verkaufen — alles mit der Absicht, aus der Nichterfüllung ihrer Kontrakte einen mehr oder weniger großen finanziellen Vorteil zu ziehen —, so zeigt das, daß auch im deutschen Getreidehandel nicht alles so steht, wie es im Interesse seines Ansehens dringend geboten ist. Unzweifelhaft ist die Bestimmung des deutsch-niederländischen Kontraktes: „Wird die Verladung durch Ausfuhrverbot, Blockade oder Feindseligkeiten verhindert, so ist dieser Vertrag oder jeder noch unerfüllte Teil desselben aufgehoben," dehnbar, und es ist bedauerlich, daß man offenbar bei Abfassung dieses Vertrages an einen Fall, wie er durch die Dardanellensperre geschaffen wurde, nicht gedacht hat. Allein die Unklarheit, deren Bestehen gern zugegeben wird, rechtfertigt nicht ein Verhalten, wie es einem Teile der Getreidehändler zur Last gelegt wird.

Klarheit in die Verhältnisse würde wahrscheinlich die vom deutschen Handelstag in Aussicht genommene Internationale Getreidekonferenz gebracht haben. Sie ist einstweilen aufgeschoben; von russischer Seite wurde erklärt, im gegenwärtigen Augenblick nicht verhandeln zu können, da die Vorbesprechungen im russischen Getreidehandel noch nicht abgeschlossen seien. So muß, falls nicht doch noch eine Konferenz zustande kommt, das Ergebnis abgewartet werden, zu dem die Schiedsgerichte oder gegebenenfalls die ordentlichen Gerichte kommen werden. Es ist zu wünschen, daß das Resultat eine Rechtfertigung des deutschen Getreidehandels bedeutet.

Monzambano

Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Die Schicksalsstunde der deutschen Landwirtschaft

Von Dr. med. G. W. Schiele-Naumburg a. S.

Die Altmark ist das Kernland der preußischen Monarchie. Hier wohnen die Geschlechter, deren Namen durch die preußische Geschichte berühmt und um den Erdball hin bekannt geworden sind: Bismarck, Bülow, Schulenburg, Alvensleben. Aber nicht nur der Adel trägt diese Namen. Auch der bürgerliche Besitzer, auch der Pferdeknecht heißt hier Bismark und womöglich Otto Bismarck mit „ck". Und zwar leiten sie ihren Namen von eben daher, woher ihn der Adel genommen hat, von den alten Ortsbezeichnungen. Das zeigt, wie bodenständig und wie alt das Volk der Märker ist. Herr und Knecht sind einander blutsverwandt. In dieselben Garderegimenter treten sie seit Jahrhunderten als Reiter und als Offizier ein und haben seit dem großen Kurfürsten in denselben Schlachten geblutet. Sie sind einander wert und einander ähnlich, so ähnlich, daß man scherzweise sagen könnte: Wenn heute der Adel durch irgendein Unglück verschwände, so könnte man ihn aus diesem altmärkischen Volk in einigen Generationen mit allen Tugenden und Fehlern wieder entstehen lassen. Kurz, man könnte dies Land die Männerwiege der preußischen Geschichte nennen. Um keine Eifersucht aufkommen zu lassen, will ich gleich hinzufügen, daß es mit den anderen altpreußischen Provinzen ähnlich steht, ähnlich auch in dem, was nun folgt.

* * *

Als ich in die Altmark als junger Arzt einzog, sah ich schon im Jahre 1894 die schwarzen Horden russisch-galizischer Arbeiter Sonntags an den Straßenecken stehen und alltags auf den Feldern ihr Tagwerk verrichten. Und ich meinte, sie nähmen den Einheimischen das Brot weg und seien schuld an der Verödung des Landes in volkischer Hinsicht. Mit Zorn sagte ich mir: Eines Tages wird diese Männerwiege leer stehen.

Aber ich mußte bald einsehen, daß der Kausalzusammenhang umgekehrt ist. Nicht das ist das erste, daß die Fremden kommen und den Einheimischen das Brot nehmen. Sondern umgekehrt: erst ziehen die Einheimischen fort und dann kommen die Fremden herein. Das Wegziehen der Einheimischen ist somit das Wichtigste für uns. Darin liegt eigentlich das Unglück und die Gefahr.

Woher kommt diese Flucht?

In zwei Sätzen ist es verständlich gemacht.

Unsere Industrie hat sich ihren Anteil an der Weltbeute zu erobern gewußt und zieht mit Macht alle verfügbaren, insbesondere aber die besten Arbeitskräfte an sich, um ihre lohnende Arbeit bewältigen zu können. Darum branden aber auch, wie von übermenschlicher Gewalt gesogen und gezogen, alle unsere Nachbarvölker über unsere Grenzen herein: Italiener, Holländer, Dänen, Czechen, Polen und Ruthenen, um auch an dieser Vermehrung der Arbeitsgelegenheit teilzunehmen.

Dieser Zusammenhang hat schon zur Vertrocknung der großen deutschen Auswanderung nach Nordamerika geführt; sie ist auf den geringsten Stand gesunken, den sie nur erreichen kann: auf dreißigtausend Menschen jährlich. Soviel werden immer auswandern, nicht aus Not, sondern weil die schon Ausgewanderten sie nachziehen.

An Stelle dieser Auswanderung hat Deutschland eine Einwanderung bekommen von einhunderttausend Köpfen solcher, die bleiben und von ungefähr neunhunderttausend, die als Saisonarbeiter im Frühjahre kommen und im November wieder gehen. Diese erhalten sozusagen einen Weihnachtsurlaub. Nebenbei gesagt hat diese Entwicklung unsere Kolonialpolitik geradezu zu einem Anachronismus gemacht, wenigstens wie sie vor zwanzig Jahren verstanden und begründet wurde, nämlich - unter dem Gesichtspunkt, daß wir um unseres Menschenüberschusses Willen ein neues Deutschland suchen müßten. Wir haben keinen Menschenüberschuß mehr, sondern Menschenmangel. Deutschland ist ein Einwanderungsland geworden! Und für das deutsche Volk Bauernkolonien außerhalb der Reichsgrenzen gründen wollen, wäre ein Vergehen an der Nation zu einer Zeit, da das deutsche Volk den Fuß aus seinen ältesten Koloniallanden, vom ererbten Boden zurückzieht.

Rein wirtschaftlich angesehen erscheint unsere Entwicklung als ein Glück. Sie beweist, daß das deutsche Volk es verstanden hat, von dem Aufblühen der Weltwirtschaft, von den vermehrten Gütern, welche die Eroberung der Erde den Kulturvölkern zuweist, von der Weltbeute einen guten Teil an sich zu nehmen. Darauf können wir stolz sein.

Aber dieser wirtschaftliche Fortschritt hat kulturelle und politische Nachteile. Nun soll die wirtschaftliche Politik des nächsten Jahrzehnts nicht etwa sein: die Entwicklung unserer Weltindustrie aufzuhalten. Im Gegenteil, möge sie wachsen! Aber daneben müssen wir dafür sorgen, daß wir im wirtschaftlichen Glück nicht kulturell krank werden. Und darum müssen wir auch die Kehrseite unserer wirtschaftlichen Blüte ernsthaft betrachten.

Unter ihnen ist die Flucht des deutschen Landvolkes zweifellos das wichtigste Moment. Aber, wie wirtschaftliche Erscheinungen oft in Wechselwirkung miteinander stehen, so auch hier. Während die Industrie den deutschen Arbeiter vom Lande zieht, tut die ausländische Einwanderung auch das ihrige, die Anziehungskraft der Industrie zu verstärken, den deutschen Arbeiter geradezu aus dem Lande zu drängen und hinauszuschwemmen.

Nach den Gesetzen der Wirtschaft kann es auch kaum anders sein, weil die ausländischen Arbeiter sich unter dem Preise der einheimischen anbieten können. Die Unkultur ihrer Heimat und ihre persönliche Unkultur verlangt nicht diejenigen Opfer, die die Aufzucht und Erziehung deutscher Kinder heute kostet, wenn anders sie ihres deutschen Namens würdig und fähig sein sollen, an der Kultur ihrer Heimat teilzunehmen. Das ist doch der ganze Sinn unserer Volkskultur, unseres Schulzwanges, der Unentgeltlichkeit der Volksschule und aller religiösen, sozialpolitischen und hygienischen Volkspflege, die Fürsten, Kirchen und Parlamente seit Jahrhunderten aufgewendet haben, daß wir meinen, es sei nötig auch die untersten Schichten des Volkes in den Stand zu setzen, teilzunehmen gerade am besten, geistigsten, höchsten unserer Kultur und auch an deren wirtschaftlichen Erfolgen. Was ist das nun für eine Politik, daß wir dies mit soviel Kulturopfern erzogene und gepflegte Volk selber unterbieten durch den Import roher, kulturarmer ausländischer Arbeiter?

Die paar Groschen Lohndifferenz sind indessen nicht das Schlimmste. Mehr noch jagt den deutschen Arbeiter aus dem Lande die ästhetische und ethische Unkultur der ausländischen Arbeiter. Die Söhne der sarmatischen Tiefebene bringen Gewohnheiten des Essens, Schlafens, Redens mit sich, die es dem Deutschen recht schwer machen, mit ihnen an einem Tisch zu essen und Arbeit und Freude zu teilen. Das untere Volk ist gegen solche Kulturunterschiede mindestens ebenso empfindlich wie die oberen Stände, aber wehrloser. So kommt es, daß der unterste Stand auf dem Lande, nämlich der des besitzlosen Arbeiters für den Deutschen geradezu minderwertig geworden ist. Das wirkt gewaltiger noch als der Lohndruck. Denn es hat schwere Folgen für die nächstobere Schicht im Landvolk, den Kleinbauernstand.

Der Kleinbauernstand muß neben sich einen geachteten Stand besitzloser Landarbeiter haben, wenn er eine produktive Kulturschicht bleiben soll. Fehlt diese Unterschicht, so fängt auch er an zu wanken. Ein Teil der Kinder von Kleinbauern muß untertauchen können im Arbeiterstand, z. B. als Knecht beim Nachbar oder auf dem Gute, ohne daß sie dadurch gesellschaftlich sinken. Und wiederum muß sich der Kleinbauernstand durch Heirat von unten her ergänzen können. Beide Stände, der Kleinbauernstand und der besitzlose Arbeiterstand, müssen Blutsbrüder, einer Sitte, einer Sprache, einer Rasse sein. Man denkt sich wohl heute einen Kleinbauernstand aus, der die Arbeitskraft der ganzen Familie auf dem eigenen Acker verbraucht. Aber das ist eben nur ein ausgedachter Bauernstand. Jede Familie gerät in der Regel innerhalb eines

Menschenalters mehrmals in die Lage, daß sie entweder mehr Arbeitskräfte braucht als sie selbst produziert oder daß sie Arbeitskraft abgibt infolge von Überproduktion.

Ist nun der besitzlose Arbeiterstand in den Augen der nächst höheren Schicht minderwertig geworden, dann gehen deren Nachkommen in die Städte als Militäranwärter, Eisenbahner, Postbeamte, und es entsteht jene Lücke, die wir gegenwärtig besonders im Osten des Vaterlandes zu beklagen haben. Die Lücke reißt weiter und Scholle um Scholle geht verloren.

Der preußische Staat hat in den letzten Jahrzehnten eine großartige Ansiedlungspolitik mit solchen Bauern getrieben, die ihr Land selbst bestellen können. Die gewissenhafte Arbeit preußischer Beamten bringt viel fertig, und sie hat gewiß die verausgabten 350 Millionen nützlich für die Zukunft verwendet. Aber was nützt die sorgsame Anpflanzung neuer Bauern, wenn die alten, seit vielen Generationen ansässigen Bauern in ihren Sitzen locker werden, wenn alte deutsche Höfe in polnische Hände übergehen. Trotz unserer staatlichen Ansiedlungspolitik haben wir in elf Jahren 100000 Hektar mehr verloren, als gewonnen. Man könnte spottweise sagen, wir haben 3500 Mark pro Hektar aufgewendet, nicht um den Hektar zu gewinnen, sondern um ihn zu verlieren. Das ist das Ergebnis unserer Politik. Wie kommt das? Nun, antworten die Gegner der staatlichen Siedlungspolitik, dasselbe Geld, das aus der Hand des deutschen Staates fließt, um zu germanisieren, hat an anderer Stelle polonisiert. Und doch liegt der Grund gerade für das Elementare der Erscheinung tiefer.

Die Kraft der polnischen Kolonisation in ihrem Kampf gegen die deutsche beruht gerade darin, daß sie die Arbeiter für sich hat, und der Fehler unserer bisherigen Kolonisation ist, daß sie über dem Bauer den Arbeiter vergaß.

Soll es nun mit der Entvölkerung und Polonisierung unseres Landes so weiter gehen und was kann dagegen geschehen? Ich wende mich zunächst an die deutschen Landwirte in ihrer Eigenschaft als Arbeitgeber.

Wieviel kostet die Beschaffung des ausländischen Arbeiters pro Kopf? Vor wenigen Jahren noch 4 Mark auf den Kopf, heute schon 20 bis 30 Mark. In Zukunft mehr? Die Scharen, die jährlich nötig sind, um den Bedarf in der deutschen Landwirtschaft zu befriedigen, wachsen beständig und so hat man in der Feldarbeiterzentrale schon förmlich einen Menschenfang organisiert. Auch die deutsche Industrie wird sich bald an dieser Menschenjagd beteiligen. Woher soll sie auch die Menschen nehmen, wenn es einmal kein deutsches Landvolk mehr in die Städte zu ziehen gibt? Immer schwieriger wird es werden, diese Menschenmassen aufzutreiben. Ist es da nicht strafbarer Leichtsinn, wenn ein so gewaltiges Gewerbe, wie die deutsche Landwirtschaft, sich so unberechenbaren Mächten wie etwa der russischen Bureaukratie in die Hand gibt und ihr alle unübersehbaren Möglichkeiten solcher Versorgung überläßt? Oder was wird aus der deutschen Ernte, wenn in Rußland und Galizien die Cholera oder Pest ausbricht?

Wäre es nicht gewissenhafter und schließlich auch klüger, wir versuchten wieder zu deutschen Arbeitern zu kommen, selbst wenn sie teurer wären? Aber sie sind nicht einmal teurer. Wohl auf den Kopf berechnet erscheinen sie teurer, genau wie der nordamerikanische Arbeiter, der englische und der deutsche Industriearbeiter teuer erscheinen; aber auf das Produkt berechnet sind sie billiger, genau so wie die Arbeit der eben genannten hochbezahlten Industriearbeiter auf das Produkt berechnet billiger ist, als die billigste Arbeit des Weltmarkts, die des italienischen, japanischen oder indischen Arbeiters, welche nur 20 Pfg. den Tag kostet. Ihre Arbeit ist fruchtbarer, weil sie intelligenter und gewissenhafter ist. Würden nicht auch die deutschen Landwirte besser tun, ihr kostbares Vieh und ihre wertvollen Maschinen lieber deutschen Nachbarssöhnen anzuvertrauen, als dem Fremden, — vor allem solchen, die schon im Elternhause als Kinder durch eine kleine Viehwirtschaft gelernt haben, was treue Arbeit ist? Die Treue in der Arbeit ist ein Element von größter wirtschaftlicher Kraft. Darum liegt es im Interesse aller deutschen Arbeitgeber, auch der großen Fabrikherren, daß es möglichst viel kleine Eigentümer gäbe, deren Kinder zu Hause von Jugend auf Treue in der Arbeit und nicht den Mietlingsgeist gelernt haben. Besonders aber müssen das die deutschen Landwirte wünschen. Darum meine ich, sollten sie alles daran setzen, solchen Arbeiternachwuchs wiederum zu erhalten und dazu das Werk der inneren Kolonisation recht kräftig anfassen.

Aber aus der inneren Kolonisation kann niemals etwas werden, wenn der Strom der ausländischen Arbeiter nicht unterbunden oder doch wenigstens eingedämmt wird.

Nun können die Landwirte einreden: es ist leicht die ausländischen Arbeiter auszusperren, aber schwer den deutschen Arbeiter zu halten. Darin haben sie recht. Eine Abwehr der Ausländer ohne gleichzeitige innere Kolonisation ist unmöglich. Eins nicht ohne das andere. Darum verlangen wir eine gewaltige innere Kolonisation zugunsten deutscher Landwirte. Auch ist das Leben oder Sterben des arbeitenden deutschen Landvolkes nicht etwa nur eine Sache der Landwirte. Es geht die ganze deutsche Nation etwas an. Ein Volk ist wie ein Wald. Es wächst empor aus seinen Wurzeln: aus seinen untersten Ständen. Seine höchsten Stämme freilich, seinen Adel, hebt es hinauf in die Sturmschicht der redenden Geschichte und in das helle Tageslicht der Hochkultur. Aber seine Dauer in die Zukunft, seine Lebenskraft, seine Ewigkeit, — denn ein Volk braucht nicht zu sterben, so wenig wie ein Wald —, die hat es in seinen untersten Ständen. Verdorren seine untersten Stände, seine Wurzeln, so stirbt der Wald. Die alten Stämme freilich stehen noch eine Weile aufrecht, vielleicht ein Jahrhundert oder länger. Aber es wird licht um die alten Riesen, die alten Familien, und einmal fallen auch sie und vermodern an der Erde. Dann ist der Wald gestorben. So ist in allen Kulturländern des Mittelmeeres der Wald gestorben, und keine Klugheit der Menschen vermag ihn wieder anzupflanzen. Auch das Ende eines Volkes und einer nationalen Kultur kann

keine Menschenweisheit aufhalten, wenn erst die Wurzeln, die untersten Stände des Volkes, verdorrt sind. Der unterste Stand aber ist der des besitzlosen arbeitenden Volkes auf dem Lande.

Sind aber die Wurzeln des deutschen Volkes auf dem Lande unserer Ostmark vertrocknet, so muß das fremde Volk bleiben, das wir jetzt immer noch mit einem Weihnachtsurlaub aus dem Lande schicken. Was dann folgt, ist unschwer vorauszusagen: in unsere Schulen werden neben unseren eigenen Kindern fremdsprachige einziehen, Kinder, deren Eltern als Ruthenen in Galizien oder in Rußland geboren sind, Kinder, denen die deutsche Sprache in der Schule erst beigebracht werden muß. Das verschlechtert die Schule zuungunsten der deutschen Kinder, die nun das alte Ziel nicht mehr erreichen. Es ruiniert die Schule, wenn sie mit so ungleichartigem Material arbeiten soll, und wenn sie aus einem Erziehungsinstrument zu einem politischen Instrument gemacht wird. Weiter werden wir neben unserem deutschen Heeresersatz fremdsprachige Rekruten in erdrückender Zahl erscheinen sehen. Das vertreibt aus dem Heere den Geist der gemeinsamen Vaterlandsliebe, der ein Heer besser zusammenhält als alle Disziplin, das landsmannschaftliche Gefühl des gemeinsamen Blutes; in unsere Reihen tritt ein unversöhnbar feindliches Volk ein. Zwar 1870 haben sich die preußischen Polen noch gut und willig geschlagen. Aber es war ein kurzer Krieg und ein siegreicher Krieg. Außerdem haben sich die Zeiten seitdem geändert. Heute verlangt jeder kleine Volkssplitter eigene Schulen, eigene Gerichte, eigene Kultur und einen eigenen Staat. Das Zeitalter der nationaldemokratischen Kultur ist angebrochen. Da bedeutet ein wachsendes Fremdvolk in unserem Heere nur, daß wir die Rekruten und Unteroffiziere einer feindlichen Armee einüben.

Ferner werden wir bei allen Wahlen in der Gemeinde, in den Krankenkassen, im Staat und im Reich, neben den deutschen Wählern fremdsprachige Wähler erscheinen sehen. Das wird unsere innere Politik vergiften und mit Sprengstoffen für die Zukunft laden. Indem sie den Fremden ein Joch auferlegen will, wird die große deutsche Nation neun Zehntel dieses Gewichtes selber tragen müssen und wird sich daran wund scheuern, bis sie es voll Wut abwirft.

Endlich müssen wir uns darüber klar werden, daß die sozialdemokratische Bewegung nichts anderes ist als die notwendige Begleitmusik der Zusammendrängung besitzloser Massen in den Großstädten. Ein wenig ruhiger, ein wenig wilder, das ist ziemlich gleichgültig; aufhören wird diese Musik, solange ihre Ursache dauert, nie. Daraus folgt, daß es keine andere wirkliche Bekämpfung der Sozialdemokratie gibt als die, daß man einem möglichst großen Teile des Volkes den Weg zum kleinen Eigentum, dem eigenen Haus und der eigenen Viehwirtschaft frei macht. Das ist aber in voller Breite nur möglich auf dem Lande. Der Sozialdemokrat sagt: der Arbeiter muß los vom Boden, damit er zu uns komme. Darum müssen wir sagen: hin zur Erde soll der deutsche

Arbeiter, damit er frei werde von den sozialistischen Irrlehren, der Politik des unfruchtbaren Hasses, Neides, Klassenkampfes und der verwüstenden Streiks. Nachdem nunmehr dreißig Jahre lang die deutschen Arbeiter versuchten, ihre Lebenslage auf keinem anderen Wege zu bessern als auf dem Wege des Klassenkampfes und der Streiks, wollen wir doch einmal die deutschen Arbeiter fragen, ob sie wirklich glauben, daß der Arbeitslohn heute nur um einen Groschen niedriger stehen würde ohne diese unendlichen Opfer sauer ersparter Arbeitergroschen. Um keinen Pfennig würde er niedriger stehen, denn der Ausgleich zwischen Kapitalgewinn und Arbeitslohn folgt anderen lautloseren Gesetzen, als den wütigen Befehlen kurzsichtiger Streikführer. Wohl aber ist die Konkurrenz ausländischer, kulturloser Arbeiter von großer Bedeutung für die Höhe des Arbeitslohnes. Unter dem Druck der Unterbietung stehen auch die hochbezahlten Arbeiter der Industrie, wenn sie ihn auch noch nicht fühlen und erkennen. Darum wäre die vernünftigste Parole auch für deutsche Arbeiterführer: Schutz der deutschen Arbeit gegen die Unterbietung des Auslandes. Mit dieser Parole könnte man eine gewaltige Sprengwirkung ausüben in den Reihen der internationalen Sozialdemokratie, und die Massen der deutschen Arbeiter zurückführen zu einer Politik des Friedenhaltens mit dem Kapital und zu einer Politik wirklicher nationaler Wohlfahrt und wirklicher Erhöhung des Arbeitslohnes.

Alle deutschen Vaterlandsfreunde aber, denen in erster Linie gelegen ist an der Zufriedenheit und sittlichen Gesundheit des Volkes, sie alle sollten um dieser Zufriedenheit willen die Notwendigkeit der inneren Kolonisation einsehen und sollten alles daransetzen, um demjenigen deutschen Manne, der eingesehen hat, was der eigene Herd wert ist, zu eigenem Besitz zu verhelfen auf dem Wege der inneren Kolonisation.

* * *

Nun könnte man aber einwenden: Ja ist es denn überhaupt noch möglich und erreichbar, den großen Menschenbedarf an auswärtigen Arbeitskräften, den wir zurzeit haben, diese neunhunderttausend Köpfe aus dem deutschen Volke selber zu gewinnen. Demgegenüber möchte ich mit aller Zuversicht behaupten: ja, das ist möglich. Die Vermehrungsfähigkeit eines Volkes ist ungemein beeinflußbar. Das deutsche Volk hat trotz seines großen jährlichen Zuwachses noch nicht diejenige Vermehrungsziffer, die das englische Volk fertig bringt, angesichts der großen Arbeitsgelegenheit, die dem Engländer überall auf dem Erdenrund winkt. Noch viel weniger erreicht das deutsche Volk diejenige relative Vermehrungsziffer, welche die kolonialen Völker der Neuzeit, das nordamerikanische, das australische*) und das Burenvolk, — ungerechnet die Zuwanderung selbstverständlich — erreicht haben. Warum haben diese Völker die stärkere Ver-

*) Australien ist freilich zu einem fast rein großstädtischen Volkskörper geworden und hat darum eine rapide sinkende Vermehrungskraft.

mehrungsziffer? Nur darum, weil sie Existenzmöglichkeiten, Arbeitsgelegenheiten reichlich vor sich sehen. Geben wir dem deutschen Volke nur Arbeitsgelegenheit. Aber die haben wir ja. Sichern wir ihm nur diese Arbeitsgelegenheit. Machen wir die deutsche Arbeitsgelegenheit zum Rechte der Besitzlosen, zum Erbe der Enterbten, sichern wir dem deutschen Arbeiter die Existenzmöglichkeiten, die wir jetzt an Fremde verschenken, so werden die Vermehrungsziffern sofort anschwellen.

Zwar nimmt die Arbeiterbevölkerung in den großen Städten, besonders die zweite Generation nach der Einwanderung vom Land, die in den Stand der hoch bezahlten Arbeiter, der Schriftsetzer, Maschinenarbeiter und ähnlicher aufgerückt ist, leicht die Sitten des besitzenden Bürgertums an. Sie beschränkt die Kinderzahl; in den Familien der besser bezahlten großstädtischen Arbeiter findet man sehr häufig nur ein oder zwei Kinder. Und das ist begreiflich. Denn es ist nun einmal in den Großstädten schwierig und entmutigend, die bleiche Jugend auf den Höfen groß zu ziehen. Kinderzucht gehört, wie Viehzucht, auf das Land; das gilt mindestens von den untersten Ständen und also von der Masse des Volkes. In den Städten kostet jedes Kind bares Geld und nimmt den anderen Brot und Luft. Auf dem Lande aber, wenigstens wo es so ist wie es sein soll, da ist die Hauswirtschaft der kleinen Leute nicht bloß Konsumtivwirtschaft, sondern auch Produktivwirtschaft, wenigstens zu einem Teil. Die aufwachsenden Kinder verzehren nicht nur, sie produzieren auch sehr bald mit in der kleinen Viehwirtschaft. Mindestens aber kostet dort die frische Luft, welche für die Kinderzucht noch wichtiger ist als das Brot, kein Geld. Darum hängt die Vermehrungsfähigkeit hauptsächlich davon ab, wie viel Herdfeuer, wie viel Familienstätten es auf dem Lande gibt. Also vermehren wir nur diese Herdfeuer auf dem Lande. Aber zunächst müssen wir einmal die bittere Wahrheit erkennen, daß es in unseren östlichen Provinzen solcher Herdfeuer auf dem Lande heute weniger gibt als vor hundert Jahren, vor der Hardenbergischen Agrarreform! Durch die ungewollten Wirkungen dieser Reform sind die Wohnstätten der besitzarmen Bevölkerung in unserm Osten verringert worden. Es ist gerade der Vorteil Posens und der Polen, daß dort die agrarische Entwicklung nicht so mit dem kleinsten Besitz aufgeräumt hat, wie in unseren Provinzen. Also sollten wir diesen Verlust erst einmal ausgleichen, und dann darüber hinausgehen, diese Herdfeuer zu vermehren, dann werden wir auch um diese Wohnstätten genug blondköpfige Jugend herumspringen sehen, nicht nur genug, um die Arbeit zu bewältigen, die die wachsende Kultur dem deutschen Volke stellt, industrielle und landwirtschaftliche, sondern darüber hinaus noch einen Überschuß, einen ver sacrum, eine Jungmannschaft erster Qualität, womit wir unseren Anteil an der Erde wirtschaftlich erobern wollen. Der Reichtum und die Zukunftskraft eines Volkes liegt nicht in Kolonien oder Bergwerken oder Fabriken oder Kapitalien, sondern im Menschennachwuchs, in der lebendigen Menschensaat, welche es in die Äcker der Zukunft werfen kann.

Aber der gute Wille allein ist ohnmächtig und nichts nütze ohne Erkenntnis und Überwindung der Hindernisse; und derer sind viele. Es ist hier nicht der Ort, auf die Einzelheiten der Hindernisse einzugehen. Das größte Hindernis aber liegt bei unseren deutschen Landwirten sowohl als Arbeitsgebern, wie als wirtschaftlich-politische Partei. So lange der deutsche Großgrundbesitzer nicht erkannt hat, daß die Schicksalsstunde der deutschen Landwirtschaft gerade aus der Arbeiterfrage heraus immer näher rückt, so lange er sich nicht besinnt auf die nationalen Pflichten, die ihm die Zukunft seines Gewerbes auferlegt, so lange wird es auch nicht möglich sein, die bessernde Hand an die Einzelhemmnisse zu legen. Gehen die Dinge so weiter, wie in den letzten zwanzig Jahren, so ist die Stunde nicht mehr fern, in der das deutsche Volk sagen wird: Du Landwirtschaft bist kein deutsches Gewerbe mehr, du beschäftigst keine deutschen Arbeiter, an den Herden deiner arbeitenden Bevölkerung wird nicht mehr deutsch gesprochen, du stellst keinen deutschen Heeresersatz mehr. Nur das Geld, die Rente, die Besitzer sind an dir noch deutsch. Darum sind wir nicht mehr gesonnen, für dich Opfer zu bringen.

Zur Dardanellenfrage

Von Dr. rer. pol. Max Linde-Berlin

Es kann mit einiger Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß der italienisch-türkische Krieg zu einer in nicht allzufernen Zukunft zu erwartenden Aufrollung der Dardanellenfrage erheblich beitragen wird. Wir werden allem Anschein nach in den nächsten Zeiten noch mancherlei über diese Angelegenheit zu hören bekommen, und es ist daher nicht ganz überflüssig, die Geschichte der Dardanellenfrage, die als ein Bestandteil der orientalischen Frage in der europäischen Politik seit mehr als einem Jahrhundert den Gegenstand ernstester Sorge der Kabinette bildet, in kurzen Zügen zu skizzieren.

Es gab keine Pontus- und keine Dardanellenfrage, solange nicht nur die Dardanellen, das Marmarameer und der Bosporus, sondern auch das Schwarze Meer vollständig von türkischen Territorien eingeschlossen waren. Sie tauchte aber in demselben Zeitpunkt auf, in dem Rußland seine Grenzen von Norden her bis an die Gestade des Schwarzen Meeres vorschob. Dieser Zeitpunkt wird bezeichnet durch das Jahr 1774, in dem der russisch-türkische Friede von Kutschuck-Kainardsche geschlossen wurde. Das Vordringen Rußlands an den Pontus hatte

zur Folge, daß dieser aus einem türkischen Binnensee und mare clausum zu einem Teil des Weltmeeres und zu einem mare liberum wurde. Damit wurde dem Handel der damaligen Zeit, so beschränkt er auch im Verhältnis zu dem heutigen sein mochte, ein Gebiet erschlossen, das Schätze barg und dessen Reichtum, namentlich an Naturalien, auf seine zukünftige große wirtschaftliche Bedeutung schließen ließ. Die Voraussetzung für einen umfangreichen Handelsverkehr von und nach dem Schwarzen Meere war jedoch die freie Durchfahrt durch die Dardanellen und den Bosporus, zu denen die Türkei die Schlüssel verwahrte. Mit Recht berief sich Rußland auf das seit den Tagen Hugo Groots anerkannte Prinzip der Freiheit des Meeres und forderte für seine Schiffahrt ungehinderten Verkehr durch die einzige zum Pontus führende Seestraße. Es ist verständlich, wenn die Türkei nur widerstrebend und ungern zunächst Rußland (1774), in der Folge dann auch Österreich, Frankreich, England usw. die freie Schiffahrt durch die Dardanellen zugestand. Es blieb ihr jedoch wohl oder übel nichts anderes übrig; sie machte jedoch von vornherein zum Schutze ihrer vitalsten Interessen und ihrer Hauptstadt den Vorbehalt, daß allen nicht türkischen Kriegsschiffen (mit Einschluß der russischen) die Einfahrt in die Dardanellen und der Aufenthalt in ihnen verwehrt sein solle. Mit diesem Vorbehalt drang die Türkei zunächst Rußland, in der Folge aber auch den übrigen Mächten gegenüber durch. Allerdings hat England diesen Grundsatz nicht ohne weiteres akzeptiert, sondern ließ in dem russisch-türkischen Kriege von 1807 seine Flotte unter Thomas Duckworth in die Dardanellen einlaufen, um mit der Drohung, es werde Konstantinopel beschießen, die Türken einem Friedensschluß mit den Russen geneigt zu machen. Die Furcht, im Marmarameer eingeschlossen zu werden, veranlaßte Duckworth jedoch nach kurzer Zeit, sich und seine Flotte durch einen schleunigen Rückzug in Sicherheit zu bringen. Allein zwei Jahre später, in dem türkisch-englischen Vertrage von 1809, erkannte auch England das Recht der Türkei an, den Bosporus und die Dardanellen allen nichttürkischen Kriegsschiffen zu verschließen.

Die Vorgänge der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts führten dann zur ersten internationalen Regelung der Dardanellenfrage. Mehemed Ali, türkischer Vizekönig in Ägypten, erhob sich 1831 gegen den Sultan, besetzte in kurzer Zeit Syrien und drohte, sich Kleinasien zu unterwerfen. Von ihren Freunden verlassen, sah die Türkei aus ihrer Notlage keinen anderen Weg, als sich in die Arme ihres alten Erbfeindes zu werfen. Rußland zögerte nicht, der Türkei seinen diplomatischen Schutz zu leihen und ließ außerdem am 20. Februar 1833 trotz des Protestes des französischen Gesandten in Konstantinopel seine Flotte in den Bosporus einlaufen. Die Vorgänge führten zu dem russisch-türkischen Schutz- und Trutzbündnis von Hunkiar-Skalessi (26. Mai / 8. Juli 1833), in dem Rußland gegen die Pflicht der Hilfeleistung das Recht eintauschte, mit seiner Flotte in den Bosporus und die Dardanellen einzulaufen. In einem geheimen Zusatz verzichtete Rußland seinerseits auf etwaige Hilfeleistung durch die Türkei,

ließ sich jedoch folgendes zusichern: „Anderseits wird die Hohe Pforte an Stelle der Hilfe, welche sie erforderlichen Falles den Prinzipien dieses Vertrages gemäß zu leisten hätte, ihre Wirksamkeit zugunsten des Kaiserlichen Hofes darauf beschränken, die Meerenge der Dardanellen zu schließen, d. h. den fremden Kriegsschiffen unter keinerlei Vorwand die Einfahrt in sie zu gestatten." Durch diesen Vertrag hatte sich der Sultan, wie Metternich es sehr zutreffend ausdrückte, zum „sublime portier des Dardanelles au service du Czar" gemacht. Es war selbstverständlich, daß dieser Vertrag, in dem Rußland sich unter Ausbeutung der Notlage der Türkei Rechte zugestehen ließ, die ihm auf Kosten des Einflusses der übrigen Mächte auf die orientalische Frage eine gefahrdrohende Macht in die Hände gaben und die mit den politischen Prinzipien Europas nicht in Einklang zu bringen waren, auf den entschiedenen Widerspruch der westlichen Mächte stieß. Trotzdem bestand er fort, bis das Jahr 1838, das einen neuen siegreichen Aufstand Mehemed Alis brachte, zu einer anderen Gruppierung der Mächte führte. Dieses Mal fand Frankreich es geraten, Mehemed Ali, auf dessen Genie es baute, in weitestgehender Weise zu unterstützen, um vielleicht auf diese Art die Vorherrschaft im Mittelmeer zu erlangen und damit das Wort des Korsen zu verwirklichen, daß das Mittelmeer ein französischer See sein müsse. Ein europäischer Krieg schien unausbleiblich, wenn es nicht gelang, dem Vorgehen Ägypten-Frankreichs Einhalt zu tun. Rußland befand sich in eigentümlicher Lage. An und für sich hatte es zwar das lebhafteste Interesse an einer Schwächung der Türkei und an einer entsprechenden Stärkung des eigenen Einflusses in Konstantinopel. Nicht aber konnte es zugeben, daß die Türkei einem Manne wie dem ägyptischen Vizekönig in die Hände fiel. Daß es geschehen könne, darauf deuteten alle Zeichen. Die Westmächte, insbesondere England, Österreich und Preußen, hatten hingegen keinerlei Interesse an einer weiteren Schwächung der Macht des Sultans, die, wie die Dinge lagen, nur zum Vorteil Rußlands ausschlagen konnte. Einig waren sie jedoch mit Rußland, daß die herrschende Dynastie zu schützen sei. Österreich machte daher im Januar 1840 den Vorschlag, eine internationale Konferenz einzuberufen. Dieser Vorschlag fand die Zustimmung Englands, Preußens sowie Rußlands und führte in seinem weiteren Verlauf zu der Quadrupelallianz vom 15. Juli 1840. Nach weiteren hier nicht interessierenden Vorgängen kam der türkisch-ägyptische Friede (Anfang 1841) zustande, dem der in London abgeschlossene sogenannte „Dardanellenvertrag" vom 13. Juli 1841 folgte. In Artikel 1 dieser „Convention des détroits" sprach der Sultan seine Absicht aus, „in Zukunft das unabänderliche Prinzip, daß der Bosporus und die Dardanellenstraße den Kriegsschiffen aller Länder verschlossen bleiben sollen, als einen uralten Grundsatz seines Reiches in Ausführung zu bringen"; in Artikel 2 wurden besondere Bestimmungen über die zum Dienst der Gesandten bestimmten leichten Fahrzeuge unter Kriegsflagge getroffen. „Das Gesamtergebnis war, daß statt des russischen Einflusses der gesamte europäische entscheidend wurde für die

Lösung der orientalischen Frage. Unter den verbündeten Mächten aber hatte England den Hauptgewinn, denn unter den neugeschaffenen Verhältnissen, die lediglich die wiederhergestellten alten waren, besaß es wieder das unbestrittene Übergewicht*)."

Im Jahre 1853 hielt Kaiser Nikolaus der Erste von Rußland den Zeitpunkt für gekommen, die orientalische Frage ihrer Lösung entgegenzuführen und mit der Türkei, von der „man nicht wisse, ob sie schon gestorben sei, oder ob sie erst im Begriffe stehe zu sterben", eine Art polnische Teilung vorzunehmen. Die Verhandlungen des Fürsten Menschikow mit der Hohen Pforte hinsichtlich der heiligen Stätten, die den gesuchten casus belli bilden mußten, gaben das Signal zu einem europäischen Krieg, der seinen Anfang nahm, als am 2. Juli 1853 zwei russische Armeekorps in die Donaufürstentümer einmarschierten. Die Türkei beantwortete diesen Friedensbruch nicht ohne weiteres mit einer Kriegserklärung, um zunächst das Ergebnis der Vermittlungsversuche der Mächte abzuwarten. Unter diesen lehnten insbesondere England und Frankreich auf das entschiedenste die Absicht Rußlands ab, das europäische Gleichgewicht, das ohne eine lebensfähige Türkei nicht aufrecht zu erhalten sei, zu stören. Da die Vermittlungsversuche scheiterten, traten England und Frankreich auf die Seite der Türkei. Noch bevor der Krieg von türkischer Seite offiziell erklärt war, bat diese die beiden Mächte, die ausdrücklich erklärten, daß ihnen selbstsüchtige Zwecke fernlägen und sie lediglich deshalb in ein Schutz- und Trutzverhältnis zur Türkei getreten seien, um zum Zweck der Erhaltung des europäischen Gleichgewichts einen dauernden Frieden zwischen der Türkei und Rußland herbeizuführen**), ihre Flotten vorrücken zu lassen. Um die Mitte des September 1853 fuhren sie in die Dardanellen ein. Rußland sah darin eine Verletzung des Vertrages von 1841 und ließ durch den Baron Brunnow in London gegen dieses Vorgehen Protest erheben, der jedoch von Lord Clarenton in einer Note vom 1. Oktober 1853 mit dem Bemerken zurückgewiesen wurde, daß von dem Augenblicke des Einrückens der russischen Heereskörper in die Donaufürstentümer die Türkei aufgehört habe, in Frieden zu leben; sie sei daher berechtigt gewesen, die englische Flotte in die Dardanellen einfahren zu lassen, und England habe das Recht gehabt, seine Flotte in die Dardanellen zu schicken. Die einzelnen Phasen des Krimkrieges interessieren hier nicht, sondern nur sein Ergebnis in bezug auf die Dardanellenfrage, wie es in dem Vertrage zwischen Preußen, Österreich, Frankreich, Großbritannien, Rußland, Sardinien und der Türkei vom 30. März 1856 niedergelegt wurde.

Der Zweck dieses Vertrages war, das gestörte Gleichgewicht Europas wiederherzustellen und es nach besten Kräften gegen eine neue Beeinträchtigung möglichst lange zu schützen. Man glaubte dies am besten zu erreichen, indem man nicht nur „die Hohe Pforte teilhaftig erklärte der Vorteile des öffentlichen

*) Herre, „Der Kampf um die Herrschaft im Mittelmeer". Leipzig 1909.

**) Vertrag zwischen England und Frankreich vom 10. Mai 1854.

europäischen Rechtes und des europäischen Konzerts", sondern auch indem man sich verpflichtete, die Unabhängigkeit und den Territorialbestand des Ottomanischen Reiches zu achten, die genaue Beachtung dieser Verpflichtung zu garantieren, dergestalt, daß jeder Akt, welcher dem entgegen wäre, als eine Frage des allgemeinen Interesses angesehen werden sollte. (Art. 7.) Das Schwarze Meer wurde neutralisiert. Der Handelsmarine aller Nationen geöffnet, sollten seine Gewässer und Häfen förmlich und auf ewig den Kriegsflaggen der Uferstaaten sowohl als aller anderen Mächte, vorbehaltlich geringer Ausnahmen, untersagt sein. (Art. 11.) Diese Ausnahmen regelte eine Zusatzkonvention, auf die Art. 14 hinwies, in der Rußland wie die Türkei vereinbarten, nicht mehr als eine bestimmte Anzahl kleiner Fahrzeuge unter Kriegsflagge auf dem Schwarzen Meere zu unterhalten. Mit Rücksicht auf die Neutralisierung wurde die Aufrechterhaltung oder Errichtung von militärisch-maritimen Arsenalen in diesem Ufergebiet für unnötig und zwecklos erklärt, und Rußland und die Türkei verpflichteten sich, kein derartiges Arsenal am Ufer des Schwarzen Meeres zu errichten oder zu behalten. (Art. 13.) — Hinsichtlich der Dardanellen wurde im Art. 10 gesagt, daß der Vertrag vom 13. Juli 1841 gemeinschaftlich revidiert worden sei; im übrigen wurde auf eine weitere Zusatzkonvention hingewiesen, die ausführt: Der Sultan einerseits, erklärt, daß er des festen Willens ist, in Zukunft das als alte Regel seines Reiches unwandelbar festgestellte Prinzip, nach dem es zu allen Zeiten den Kriegsschiffen der fremden Mächte untersagt war, in die Meerenge der Dardanellen und des Bosporns einzulaufen, aufrecht zu erhalten, und daß er, so lange sich die Pforte im Frieden befindet, kein fremdes Kriegsschiff in die genannten Meerengen einlassen wird. Anderseits verpflichteten sich die übrigen Signatarmächte, diese Willensbestimmung des Sultans zu achten und sich das aufgestellte Prinzip zur Richtschnur zu nehmen. (Art. 1.) Wie in früherer Zeit behält sich der Sultan vor, denjenigen leichten Fahrzeugen unter Kriegsflagge Passage-Firmane zu erteilen, welche, der Gewohnheit gemäß, im Dienst der Gesandtschaften der befreundeten Mächte verwendet werden sollen. (Art. 2.)

Rußland war mit diesem Vertrage, insbesondere im Hinblick auf die Neutralisierung des Schwarzen Meeres, wenig zufrieden; es sah in ihm ein Instrument, das seine Interessen auf das schwerste gefährdete. Es suchte daher nach Anlässen, die ihm ermöglichten, die ihm auferlegten Fesseln abzuschütteln. Verletzungen des Pariser Vertrages in Rumänien und die Änderungen in den politischen Verhältnissen Europas, die das Jahr 1870 mit sich brachte, boten sie ihm. Am 31. Oktober 1870 teilte es den Mächten mit, daß es sich an die Bestimmungen des Vertrages über die Neutralisierung des Schwarzen Meeres nicht mehr gebunden erachte. Die Folge dieser einseitigen Kündigung war die Einberufung einer Konferenz nach London, „in der man sich im Sinne der Eintracht über die Revision derjenigen Bestimmungen des am 30. März 1856 abgeschlossenen Vertrages verständigen (wollte)', welche sich auf die Schiffahrt

im Schwarzen Meer und auf die Donau beziehen". Das Resultat der Verhandlungen wurde in dem Vertrage vom 13. März 1871 niedergelegt, dessen 1. Artikel lautet: „Die Artikel 11, 13 und 14 ... ebenso wie die zwischen der Hohen Pforte und Rußland abgeschlossene und dem besagten Artikel 14 angefügte besondere Konvention wird aufgehoben. ..." Zugleich aber durchlöcherte man das 1856 noch „unwandelbar festgestellte Prinzip", daß es „zu allen Zeiten" den fremden Kriegsschiffen, so lange die Türkei in Frieden lebe, verwehrt sein solle, in die Dardanellen einzulaufen, indem man (Art. 2) dem Sultan die Machtvollkommenheit gab, die Meerengen der Dardanellen und des Bosporus „in Friedenszeiten den Kriegsschiffen der befreundeten und alliierten Mächte zu öffnen, falls die Hohe Pforte das für nötig erachten sollte, um die Ausführung der Stipulationen des Vertrages vom 13. März 1856 sicher zu stellen." Es war ein großer diplomatischer Erfolg, den Rußland mit dieser Regelung erreichte, der um so höher anzuschlagen war, als er zeitlich mit jener großen panslawistischen Bewegung zusammenfiel, die unter der Devise „Zusammenfassung aller Slawen unter Leitung Rußlands" die Balkankriege der siebziger Jahre, insbesondere den Befreiungskrieg Bulgariens (1877/78), zur Folge hatte.

Der russisch-türkische Krieg um Bulgarien wurde bekanntlich zum Abschluß gebracht durch den Berliner Kongreß von 1878, auf dem Bismarck als „ehrlicher Makler" die orientalische Frage für eine geraume Zeit zu lösen suchte. Obwohl der Kongreß sich auch mit der Meerengenfrage beschäftigte, hat er doch davon abgesehen, eine andere als die in den Verträgen von 1856 und 1871 vorgesehene Regelung zu finden. Die Kongreßakte vom 13. Juli 1878 heben in ihrem wichtigen Akte 63 hervor, daß alle diejenigen Bestimmungen des Pariser und des Londoner Vertrages aufrecht erhalten bleiben, soweit sie nicht durch den neuen Vertrag besonders aufgehoben werden. Da das in bezug auf die Meerengen nicht der Fall ist, so gelten für sie heute — eine weitere internationale Regelung ist nicht erfolgt — folgende Grundsätze: 1. der Verkehr durch den Bosporus und die Dardanellen steht den Handelsschiffen grundsätzlich jederzeit frei; dieser Grundsatz ist allerdings in keinem Vertrage formell ausgesprochen; — 2. allen nichttürkischen Kriegsschiffen, mit Ausnahme der kleinen für die Gesandtschaften bestimmten Fahrzeuge, ist die Einfahrt in die Meerengen und der Aufenthalt im Bosporus, Marmarameer und in den Dardanellen in Friedenszeiten grundsätzlich verboten; — 3. der Sultan kann, um den Inhalt des Vertrages von 1856 sicher zu stellen, Kriegsschiffen befreundeter und alliierter Mächte die Einfahrt in die Dardanellen gestatten.

Dieses die Rechtslage, soweit sie durch die erwähnten Verträge geschaffen wurde. Nun hat das Bombardement, welches zwei Dutzend italienischer Kriegsschiffe in der Nacht vom 18. zum 19. April auf die den Eingang der Dardanellen schützenden Forts eröffnete, zur Folge gehabt, daß seitens der Türkei eine Sperrung dieser Seestraße vorgenommen wurde, die den gesamten Handel

und die Schiffahrt von und nach dem Schwarzen Meer lahmlegte und den handel- und schiffahrttreibenden Angehörigen einer Reihe von Staaten einen Schaden zufügte, der sich auf viele Millionen beziffert.

Allen voran dürfte Rußland durch die Dardanellensperre betroffen sein, und es ist verständlich, wenn man dort die Vorgänge der jüngsten Zeit zum Anlaß nimmt, die Meerengenfrage auf ihre wirtschaftliche Bedeutung hin zu prüfen, wobei der militärische Gesichtspunkt im Augenblick durchaus in den Hintergrund tritt. Vor allem ist es der südrussische Getreidehandel, der seine Interessen ernstlich gefährdet sieht. Südrußland, die Kornkammer Rußlands, ist auf die Ausfuhr seiner reichen Getreideschätze unbedingt angewiesen und jede längere Zeit anhaltende Störung des Exportes ist geeignet, das südrussische Wirtschaftsleben in empfindlicher Weise zu beeinträchtigen. Es ist eine immerhin günstige Fügung, daß die Sperre zu einer Zeit geschah, in der das Exportbedürfnis weniger lebhaft hervortritt als es einige Monate später, sobald die neue Ernte eingebracht ist, der Fall sein wird. Indessen ist der Schaden angesichts der Bedeutung des Getreidehandels für Südrußland schon jetzt außerordentlich beträchtlich. Außer ihm sind es namentlich die südrussische Schiffahrt und der Levantehandel, die besonders in Mitleidenschaft gezogen werden. — In zweiter Linie sind es wohl England und Deutschland, die beide einen ausgedehnten Schiffs- und Handelsverkehr mit dem Schwarzen Meer unterhalten, auf deren Wirtschaftsleben die Sperre einen nachteiligen Einfluß ausgeübt hat; ihnen folgen Österreich, Rumänien, Griechenland usw.

In Rußland sowohl wie in England ist die Frage aufgeworfen worden, ob und wieweit die Türkei für den Schaden, den die Sperre verursacht hat, ersatzpflichtig gemacht werden könne. Soweit bekannt, hat der russische Botschafter in Konstantinopel in der Tat die Frage des Schadenersatzes zur Sprache gebracht, wenngleich die Hoffnung, mit einer derartigen Forderung durchzudringen, bei der russischen Regierung selbst nicht besonders groß zu sein scheint.

Zur Beantwortung der Frage ist davon auszugehen, daß die die Dardanellen betreffenden Verträge die Türkei an keiner Stelle expressis verbis verpflichten, die Dardanellen unter keinen Umständen zu sperren. Ja mehr noch! In keinem der Verträge wird ausdrücklich ausgesprochen, daß die Handelsschiffe zu jeder Zeit die Meerengen passieren können und dürfen. Da besondere internationale Vereinbarungen in bezug auf die Handelsschiffahrt in den Dardanellen usw. nicht bestehen, so sind auf sie in dieser Hinsicht die allgemeinen Grundsätze des Völkerrechts anzuwenden. Nach den Regeln des Völkerrechts sind aber Meerengen, die zwei offene Meere miteinander verbinden, soweit nicht ausdrücklich etwas anderes vereinbart ist, ebenso frei wie das Weltmeer selber; sind diese Meerengen von den Territorien nur eines Staates eingeschlossen und können sie von ihm von den Ufern aus beherrscht werden, so stehen sie zwar unter der Herrschaft dieses Staates, er hat aber nicht das Recht, unter normalen Verhältnissen den Handelsverkehr und die Schiffahrt einzuschränken. Es

versteht sich danach von selbst, auch ohne daß ein Vertrag es ausspricht, daß die Handelsschiffahrt durch die Dardanellen, das Marmarameer und den Bosporus grundsätzlich frei ist. Besondere Verhältnisse bestehen in Kriegszeiten. Das vornehmste Recht des Staates ist das der Selbsterhaltung. Keine Macht auf Erden, keine internationale Vereinbarung wäre in der Lage, einem Staat die Verpflichtung aufzuerlegen, seine Selbsterhaltung hinter die Interessen anderer Glieder der Völkerrechtsgemeinschaft zurückzusetzen. Wenn die Türkei die Dardanellen sperrte und damit keine Rücksicht auf den neutralen Mächten dadurch entstehenden Schaden nahm, so handelte sie lediglich nach diesem Prinzip, da sie unter allen Umständen eine etwaige Einfahrt der italienischen Flotte in die Dardanellen und die daraus sich ergebenden unabsehbaren Folgen verhindern mußte. Das Recht der Türkei, unter den gegebenen Verhältnissen die Meerenge zu sperren, kann schlechthin nicht bestritten werden, woraus folgt, daß aus der Tatsache der Sperre als solcher ein Schadenersatz nicht abgeleitet werden kann.

Die weitere Frage aber ist: hat die Sperre etwa über die zur Abwehr der italienischen Kriegsoperationen notwendige Zeit hinaus bestanden, bestand sie ungerechtfertigt lange und ist daraus gegebenenfalls eine Schadenersatzforderung abzuleiten? Grundsätzlich ist die Türkei, da die Dardanellen eine für den Handelsverkehr freie Meerstraße sind, verpflichtet, sie solange offen zu halten und so bald wieder zu öffnen, als keine unmittelbare Gefahr die Sperrung erfordert. Es ist lediglich quaestio facti wann eine solche Gefahr beginnt, wann sie aufhört. Im vorliegenden Falle hat meines Erachtens die Türkei ihre Verpflichtungen nicht verletzt, da die Operationen der italienischen Flotte, die Besetzung einer Reihe von Inseln im Ägäischen Meere usw. in der Türkei wohl die Überzeugung rechtfertigen konnten, daß die Gefahr eines Angriffes auf die Dardanellen und letzten Endes auch auf Konstantinopel nicht beseitigt war. Anders würde der Fall zu beurteilen sein, falls Italien den Mächten und durch diese der Türkei eine bindende Erklärung abgegeben hätte, einen weiteren Angriff auf die Dardanellen unterlassen zu wollen. Hätte die Türkei nach Eingang dieser Erklärung, der natürlich ein entsprechendes Verhalten Italiens hätte folgen müssen, die Sperre aufrecht erhalten, so wäre allerdings eine etwaige Schadenersatzforderung nicht unberechtigt gewesen. Eine derartige bindende Erklärung ist aber, soweit bekannt, von keiner Seite von Italien erbeten und von ihm auch nicht gegeben worden. Danach ist meines Erachtens das Verhalten der Türkei durchaus korrekt gewesen, wenngleich nicht verkannt werden kann, daß zwischen dem Zeitpunkt, in dem sie ihre Bereitwilligkeit zur Öffnung der Dardanellen erklärte, in dem also nach ihrer Überzeugung eine unmittelbare Gefahr nicht bestand, und dem Zeitpunkt der effektiven Öffnung ein recht langer Zwischenraum lag. Allein, wie es scheint kann die Pforte die Verantwortung dafür mit Recht unter Hinweis auf die Witterungsverhältnisse ablehnen, die es ihr nicht ermöglichten, die ausgelegten

Minen schneller zu beseitigen. Wie die Dinge lagen, halte ich den Standpunkt der Türkei, die jede Forderung auf Schadenersatz ablehnt, für berechtigt.

Nun soll die Türkei darauf hingewiesen haben, man möge sich an Italien halten; Italien trage die Verantwortung für die Sperre; hätte es nicht vor den Dardanellen demonstriert, würden sie nicht geschlossen worden sein. Wie steht's mit diesem Hinweis? Man mag sich zu dem italienisch-türkischen Kriege stellen wie man will, niemand wird Italien unter den obwaltenden Umständen verwehren können, seine Flotte ins Ägäische Meer und, wenn es nur die Macht dazu hat, auch in die Dardanellen und vor Konstantinopel zu schicken. Irgendeine Vereinbarung, die Italiens Freiheit beschränkte, liegt nicht vor. Was Italien tat war in keiner Weise eine Verletzung des Völkerrechts oder internationaler Konventionen; daß neutrale Mächte durch seine Maßnahmen geschädigt wurden, brauchte es nicht davon abzuhalten, sein Recht auszuüben. Irgend welche Einwendungen kann es mit den Worten zurückweisen: C'est la guerre! Wenn es trotzdem relativ schnell seine Demonstrationen vor der Meerenge einstellte und (bis zum Augenblick) nicht wiederholte, so ist das eine freiwillige (und zwar eine politisch kluge) Willensäußerung. Wollte es aber die Aktionen wiederholen, so würden völkerrechtliche Bedenken auch dagegen nicht geltend zu machen sein. Aus politischen Rücksichten jedoch würde es dabei vorsichtig zu Wege gehen müssen, denn eines darf nicht verkannt werden: „Jeder dritte Staat hat selbständig darüber zu befinden, bis zu welchen Grenzen er die mittelbare oder unmittelbare Beeinträchtigung seiner eigenen Interessen ruhig mit ansehen will" (Perels). Mit anderen Worten, jede Macht hat das Recht, zu gegebener Zeit zum Schutze seiner Interessen die völlige Neutralität aufzugeben und sich in den Zustand bewaffneter Neutralität zu setzen. Würden die Verhältnisse, mögen sie nun durch die Türkei oder Italien hervorgerufen sein, eine der interessierten Mächte zwingen, diesen Schritt zu unternehmen, so würde der Tripoliskrieg wahrscheinlich eine Wendung nehmen, die unter allen Umständen vermieden werden muß.

Eine Schadenersatzforderung, von welcher Seite sie kommen mag, an wen sie gerichtet sein mag, kann zur gegenwärtigen Stunde meines Erachtens mit irgend welchen Grundsätzen des Völkerrechts oder irgend welchen vertraglichen Stipulationen nicht begründet werden. Allein das hat die verhältnißmäßig doch nur kurze Sperre der Dardanellen gezeigt, daß die Meerengenfrage nicht nur eine militärisch-maritime Seite, sondern auch eine eminent wichtige wirtschaftliche Seite hat. Die Frage: was soll werden, wenn die Verbindung mit dem Schwarzen Meere einmal auf längere Zeit und dazu vielleicht in einem noch viel ungünstigeren Zeitpunkt als dem jetzigen geschlossen wird? ist nicht unberechtigt, wenn man berücksichtigt, welch' große wirtschaftliche Nachteile und finanzielle Schädigungen die am 19. April vollzogene Sperre weit über die kriegführenden Parteien hinaus für viele Staaten gehabt hat. Angesichts dessen ist die hier und dort erhobene Forderung, daß eine neue internationale Kon-

ferenz die Frage der Verhinderung derartiger Schädigungen, eventuell eine Neutralisierung der türkischen Meerengen prüfen müsse, eingehender Überlegung wert. Wie es scheint ist namentlich Rußland, aus den Vorgängen der letzten Wochen die Konsequenzen ziehend, nicht abgeneigt, den Kabinetten der Mächte dieses Problem zu stellen.

Heinrich Heine

nach ungedruckten Briefen seines Verlegers

Von Professor Dr. Werner Deetjen in Hannover-Waldhausen

Im Jahre 1826 besuchte Heine in Hamburg, um die neuen Erscheinungen zu besichtigen, die Buchhandlung von Hoffmann und Campe und traf dabei mit deren Inhaber Julius Campe zusammen. Aus dieser Begegnung erwuchs ein langjähriger geschäftlicher Verkehr, über den wir mancherlei Zeugnisse besitzen. Neue, noch ungedruckte Dokumente fand ich im Nachlaß Immermanns, dessen Benutzung und Verwertung mir von der Direktion des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar seit Jahren gütigst gestattet wird. Es sind Briefe Campes an Immermann, die manche psychologisch und literarhistorisch interessante Mitteilungen über Heine enthalten. Sie beleuchten in erster Linie sein Verhältnis zu Campe, werfen aber auch Streiflichter auf seine Stellung zu bedeutenden Zeitgenossen, wie Immermann, Platen, Gutzkow. Manche menschlich sympathische Züge erfahren wir von dem vielumstrittenen Dichter, aber auch anderes, das seinen Gegnern leicht zur Waffe in ihrem Verfolgungskampfe werden kann. Mögen diese Zeilen möglichst unbefangene Leser finden!

Bald nachdem Heine mit Campe in Verbindung getreten war, hatte er seinen neuen Verleger auf den von ihm hochverehrten Immermann aufmerksam gemacht, in der Hoffnung, auch diesem, der für eine geplante Zeitschrift nach einem Verlag suchte, damit einen Gefallen zu erweisen. Kurz darauf wandte sich Campe mit folgenden Zeilen an Immermann, der damals noch in seiner Vaterstadt Magdeburg lebte:

„Hamburg d. 17 Octobr 1826: Herr Dr. Heine gab mir den Auftrag an Sie, mein verehrter Herr Criminalrichter! ein Expl. des 3ten Bandes der Wiener Jahrbücher der Lit. 1826 zu senden.

Mit lebhafter Freude erfülle ich diesen Befehl u. wünsche Ihnen von Herzen Glück dazu, daß Sie diesen Rezensenten gefunden haben; der stets mit Würde und Sachkenntniß seine Jünger behandelt.

Heine erhielt einst von diesem Werke den Band von mir geschenkt, worin seiner, von derselben Hand, gedacht wurde. Er freute sich damals sehr darüber; er wünscht Ihnen hiermit eine gleiche Freude zu bereiten. Auch klagt er sich an, so lange nicht an Sie geschrieben zu haben! — Bald will er das Versäumte nachholen.

Den größten Teil dieses Jahres lebte er hier und ging dann über Cuxhaven nach Norderney: wo er der letzte Gast blieb*). Seit 3 Wochen wohnt er in Lüneburg bei seinem Vater, gerne lebt er bei uns; es wird also nicht lange mehr währen, so trifft er hier ein.

Der hoffentlich bald beginnende Druck des 2ten Bandes der Reisebilder**) verlangt auch gewissermaßen seine Gegenwart."

Die Wiener Jahrbücher enthielten im Jahrgang 1826 eine umfangreiche Besprechung von Immermanns Jugendwerken aus der Feder des Herausgebers Deinhardstein, mit welcher der Dichter zufrieden sein konnte. Ein Jahr früher hatte dasselbe Journal ein Referat über Heines Tragödien und lyrisches Intermezzo gebracht. Heines Dankbarkeit für ein aufmunterndes Wort, das Immermann 1822 im Rheinisch-Westphälischen Anzeiger über seine Poesien öffentlich ausgesprochen hatte, gab sich immer von neuem kund, er wankte nicht in seinem Bemühen, dem „hohen Mitstrebenden" zu nützen, besonders nachdem 1824 eine persönliche Begegnung in Magdeburg seine Bewunderung vor Immermann noch gesteigert hatte***).

Ein zweiter Brief Campes lautet:

„Hamburg d. 7 Decbr. 1826

Ew. Wohlgeboren

sehr geehrtes Schreiben vom 1ten Decbr. habe ich empfangen und freue mich, daß Sie die freundliche Gabe Heines gern angenommen haben. Noch ist er nicht hier; doch sagte er mir in einem eben empfangnen [nicht erhaltenen] Briefe, daß er medio Januar hierher kommen wollte und dann sogleich den Druck des 2ten Bandes der Reisebilder beginnen könnte: der 6 Wochen vor Ostern nach seiner Meinung fertig werden soll. — Was von mir abhängt, soll geschehen, um diese gute Absicht in Erfüllung zu bringen; doch fürchte ich, daß das gute Vorhaben durch Heines Correcturen um ein Ansehnliches verlängert werden dürfte.

Uebrigens befindet er sich wohl; klagt aber über Langeweile, die in Lüneburg zu Hause ist. Heine ist zu gütig gegen mich gewesen. Er glaubt daß

*) Vgl. Reisebilder II. Hamburg 1827. S. 91.

**) Der erste Band war in demselben Jahre erschienen.

***) Vgl. Deetjen, Immermanns Werke (Gold. Klass. Bibl.). Bd. I, S. XXVIII, Z. 39 ff. Bd. VI, S. 288; Deetjen, Immermanns Jugenddramen. Leipzig 1904. (Inhaltsverzeichnis); Elster, Deutsche Rundschau. Bd. 107, S. 486 f. Wir können nicht genug bedauern, daß Immermanns Briefe an Heine durch den großen Hamburger Brand fast sämtlich vernichtet wurden. Erst durch sie hätten wir uns über das eigentümliche Verhältnis, in dem die beiden so verschiedenartigen Dichter zueinander standen, volle Klarheit verschaffen können. G. Karpeles (H. Heine. Aus seinem Leben und aus seiner Zeit. Leipzig. Adolf Titze. 1899. S. 160 ff.) hat es keineswegs erschöpfend behandelt.

ich für den Autor mehr thue wie andere Verleger; daher wünschte er längst, daß Sie mir etwas zum Versuch übergeben mögten. So zimlich kenne ich das belletristische Publicum mit seinen Eigenheiten. Gern war ich dazu willig, doch hätte ich zum Anfang etwas von Ihnen erhalten mögen, worauf Sie einen besonderen Werth legten. Ich glaube nicht, daß er Ihnen jemals darüber etwas gesagt hat: da er für seine Freunde sorgt, ohne darüber zu sprechen."

Aus einem Briefe Heines an Friedrich Merkel (Lüneburg, den 1. Januar 1827)*) wissen wir, daß er inzwischen den auf ihn zurückzuführenden Entschluß Campes, etwas von Immermann zu verlegen, vernommen hatte. Seine Freude, dem „biedern" Immermann dadurch zu zeigen, wie sehr ihm seine „Interessen am Herzen liegen", war „unsäglich", zumal da er zugleich auch in Campes Interesse gehandelt hatte.

Am 8. Januar 1827 berichtet Campe:

„Heine ist noch nicht hier; er kommt aber in wenigen Tagen, wie er mich sehr oft wissen läßt; Ihren Brief hat er empfangen; er theilte einem Freunde die Wandernde Quadrille mit, worüber er sich freute."

Noch bevor Immermanns Kritik über den ersten Band der „Reisebilder" im Druck erschien (Berliner Jahrbücher Nr. 95, 96 im Mai 1827), erhielt er den zweiten Teil, für den er auf Heines Wunsch einige Epigramme verfaßt hatte, mit folgendem Begleitschreiben des Verlegers:

„Hamburg d. 23 April 1827

Ew Wohlgeboren

empfangen anliegend den 2ten Theil von Heines Reisebildern, der eben fertig geworden ist. Ihre Xenien stehen in einem sehr wilden Buche: das leicht Verfolgungen zu erleiden haben mögte!

Ihr freundliches Schreiben hat Heine bis zum Tage vor seiner Abreise bei sich behalten; er wollte und wollte immer an Sie schreiben, wird aber wol nicht dazu gekommen seyn, denn er trug mir viele herzliche Grüße an Sie auf, deren ich mich hierdurch entledigen will.

Am Tage (d. 12ten d.) wo ich das Buch hier ausgab, ging er mit dem Damp[f]boote nach London, wo er den 3ten Bd ausarbeitet, der Michaelis erscheinen soll."

Die Gegner Heines waren mit Immermanns Besprechung des ersten Reisebilderbandes nicht einverstanden und meinten, der Verfasser habe Heine, indem er ihn mit dem Romantiker Achim von Arnim zusammenstellte, eine unverdiente Ehre angetan.**) Schon vor dem Erscheinen des zweiten Bandes befürchtete Varnhagen auf Grund von Hamburger Nachrichten, daß Heine die durch den ersten Band erweckten Ärgernisse noch vermehren werde. Seine Befürchtung erwies

*) Heine. Briefe. Hrsg. v. H. Daffis. Berlin. 1906. I. S. 297 f.

**) Varnhagen an Immermann, ungedruckt im Archiv. Der undatierte Brief stammt aus dem Frühjahr 1827.

sich als berechtigt, und im dritten Bande steigerte der Dichter sie auf einen noch höheren Grad. Die Fertigstellung dieses Bandes verzögerte sich zu Campes Bedauern freilich erheblich. Am 18. August 1827 klagt der Verleger in einem Schreiben an Immermann:

„Von Heine habe ich vor 8 Wochen einen Brief aus Brighton gehabt, dorthin mußte ich ihm auch Ihre Adresse geben. Er befand sich schlecht (krank); ob das mehr wie gewöhnlich war, weiß ich noch nicht, denn ich erhielt keine Zeile später, obgleich ich mit dem ersten Dampfboote ein Mehreres bekommen sollte, das nun 7 Mal leer für mich angekommen ist. Er klagt und singt nur Klagelieder: ‚London, das übertriebene, das unmenschliche London habe ihn in jeder Hinsicht ruiniert.' Nach Margate wolle er gehen, um die Seebäder zu gebrauchen. Er wird sich sehr lästig dort befinden und mit Unannehmlichkeiten aller Art zu kämpfen haben. In 8 Wochen wollte er über Holland zurückkehren, dann hoffe er endlich seine Lieblingskarikaturen zu sehen (die Holländer.) *) Ja, mit unserm lieben Heine habe ich große Noth, selbst um Kleinigkeiten von ihm zu bekommen. Den 3ten Theil der Reisebilder sollte ich bestimmt zu Michaelis ausgeben köanen; ich rechne nicht darauf, ihn vor Ostern zu erhalten, was wahrlich mir großen Schaden bringt."

Campe verstand sich als geschickter Verleger vortrefflich auf den Vertrieb schriftstellerischer Produkte, hatte sich aber geschäftlich wenig generös gegen Heine erwiesen, und infolgedessen war bei diesem allmählich eine Verstimmung eingetreten, die ihn im Verein mit Geldmangel veranlaßte, mit Cotta anzuknüpfen. Durch Varnhagen hatte er bei dem Stuttgarter Verleger anfragen lassen, ob er ihn für sein Morgenblatt beschäftigen wolle. Cotta machte ihm darauf glänzende Anerbietungen, aber noch mochte Heine Campe gegenüber davon keinen Gebrauch machen: „Ich will beileibe Campe keinen Floh ins Ohr setzen. Das wäre jetzt ohne Nutzen, und ich hab' ihn zu lieb, um ihn unnötigerweise zu prickeln. Er tut viel für meine Kinder, und ich bin dankbar. Aber auf seine Generosität werde ich mich nie mehr verlassen." (An Friedrich Merkel d. 1. Juni 1827**). Noch am 20. August erklärte Heine demselben Adressaten***), er werde „in nichts" auf Cottas Vorschläge eingehen und wieder ein gutes Buch für Campe liefern. In Hamburg scheint ihn aber Merkel umgestimmt zu haben, denn, wie das folgende Schreiben an Immermann lehrt, hielt Heine doch eines Tages Cottas Anerbieten Campe vor, und dieser fürchtete schon, den Dichter, mit dessen „Reisebildern" er gute Geschäfte gemacht hatte, — von dem ersten Bande, dessen dauerndes Verlagsrecht ihn nur fünfzig Louisdor kostete, waren innerhalb eines Jahres fünftausend Exemplare abgesetzt worden — für immer zu verlieren!

*) Holland ist der Schauplatz von Heines „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski".
**) Daffis I, S. 307.
***) Ebenda. S. 311.

„5. Okt. 27 Hambg.

Seit 14 Tagen ist Heine hier; er will nach Leipzig u. dort den 3ten Reisebilderband schreiben. Das Verbot der Reisebilder am Rhein, was ich als eine Munizipal Angelegenheit betrachte, da im übrigen Preußen alles bei[m] alte[n] blieb, hat ihn unbegreiflich gekitzelt und eitel gemacht; ein[e] Erscheinung, die mich aufrichtig betrübt. Dieser Kitzel wird ihn der Poesie entrücken u. der Politik zuführen, wo mehr Ruhm zu erlangen ist, wenigstens mit weniger Mühe. Was der 3te Theil daher bringen wird, ist keine Frage: den Liberalismus in Cannings Gestalt, England, die Radicale etc.*)

Er hat es mir versprochen, an Sie zu schreiben. Mir sagt er, daß Cotta sich ihm genahet und frei gestellt habe: zu verlangen, was er möge. Mit C. mag ich nicht wetteifern, der in H. nur den Bonapartisten erkennt u. deswegen liebt. — Genug, Heine wird solcher Lockspeise nicht wiederstehen u. seine freie Meinung behaupten können, die solchen Hebeln nicht gewachsen ist; so oft u. so sehr er auch versichert nie von mir zu gehn. Was ich für H. und seine Anerkennung that, wird nie ein Cotta thun. Der wirft ein[e] Handvoll Gold weg u. glaubt nun alles damit gethan zu haben, was man wünschen mag, u. überläßt das Buch seinem Schicksal.

Ich bemerke das, damit es Sie nicht wundert, wenn unter einem Buche von Heine gelegentlich eine andere Firma wie die meinige stände."

Am 1. Dezember konnte der Dichter Campe von München aus mitteilen, daß er in der Tat in den Dienst Cottas getreten sei und bei den „Annalen" und dem „Ausland" beschäftigt werde. Zugleich aber tröstete er: „Seien Sie ohne Sorge, Campe, der dritte ‚Reisebilder'-Band leidet nicht darunter, und ihm sollen meine besten Stunden gehören."**)

Darauf bezieht sich Campe in seinen nächsten Briefen an Immermann:

„Hamb. 14. Januar 28.

Heine wird Ihnen aus München geschrieben haben. Mit seiner Stellung ist er zufrieden und nun äußerst freundlich gegen mich; nie will er von mir gehen u. was mehr. Er war kränklich und fürchtete sein Ende! Für den Fall sollte ich seine Papiere haben. Wenn das Clima ihm lästig werden will, geht er nach Italien. Ich habe 2 Jahre in diesem Lande zu Fuß herumgelaufen; oft mit Heine darüber gesprochen u. den Wunsch dahin bei ihm belebt. Unendlich würde es mich ergötzen, ihn dort zu sehen, mit seinem plastischen Blick. Er würde uns Italien auf eine neue Weise eröffnen: des bin ich überzeugt. Er giebt die polit. Annalen heraus und arbeitet am Auslande. Die Stellung kann ihn nicht erfreuen; es ist also keinem Zweifel unterworfen, daß er bald die Alpen überschreitet. Ich sehe ihn schon in Paestum dem alten

*) „Englische Fragmente" erschienen erst 1831 in den „Nachträgen zu den Reisebildern".

**) Daffis I, S. 321.

biedern Seume*) folgend, der ungebunden, aber am wahrhaftigsten schildert. Einige 20 Jahre nach ihn [sic] folgte ich in Sicilien seinen Schritten, und hätte ich die Gabe gehabt zu schreiben, ich würde nur dasselbe haben sagen können. Heine ist ein guter Botaniker, der versteht überall die Blumen zu finden, wo ander[e] nur die Sträucher oder Blätter sehen, daher erwarte ich von seiner Excursion viel."

„Hambg. [Poststt. 19. 4.]

Haben Sie von Heine Nachricht? Er geht, wenn der 3te Reisebilderband fertig ist, nach Italien. Die Reisebilder sind sehr gut abgegangen. Kommt der 3te Theil bald, wovon ich aber noch kein Blatt Mscrpt. habe, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die 2te Aufl. in diesem Jahre noch nöthig wird."

Anfang August brach Heine endlich nach Italien auf, da nach dem Eingehen der „Neuen politischen Annalen" seine Anwesenheit in München nicht mehr erforderlich war und obenein mancherlei Mißhelligkeiten ihm den Aufenthalt dort verleidet hatten.**) Am 28. September schreibt Campe unwillig:

„Von Heine habe ich seit letzter Ostermeße nichts erhalten; ich höre jedoch, daß er in Genua gewesen; ob er dort längere Zeit blieb oder noch dort ist, weiß ich nicht, da er sein beliebtes Schweigen consequent durchzuführen scheint und selbst an seine Eltern, die ietzt hier leben, nicht schrieb.

An den 3ten Reisebilderband, den er seit $1^1/_2$ Jahren mir schon fest versprach, ist nicht zu denken. Käme dieser Theil, so würde der Rest von den beiden früheren Theilen schnell vergriffen seyn; kömmt er nicht, so kann ich noch einige Jahre mit dem Vorrath höckern.

Der sonst so schlaue, Weltkluge, Heine besitzt in dieser Hinsicht nicht den rechten Tact, um sich der Lesewelt mehr zu bemeistern, das ihm so leicht werden würde; mögte er sich nur etwas deren Ansprüchen fügen. Das muß der Autor, der Schauspieler, der Kaufmann u. Gastwirt etc., wenn er schnell das Ziel erreichen will. Der Weg gegen den Strom ist mühevoll u. läßt oft erlahmen, da der Muth früher wie die Kraft sinkt."

In Genua war Heine am 16. August eingetroffen, fünf Tage geblieben und dann über Liworno nach Lucca gegangen, von wo aus er am 1. Oktober in Florenz anlangte. Hier hielt sich der Dichter sieben Wochen auf. Campe berichtet am 20. Oktober an Immermann:

„Von Heine erhielt ich gestern einen Brief aus Florenz, wo er den Machiavell u. die Mediz. Venus studiert. Briefe treffen ihn noch dort, die gleich u. Postrestante an ihn dahin gehn."

Die medizëische Venus erwähnt der Dichter auch in einem Briefe an Eduard von Schenk, und zwar in einer für ihn sehr bezeichnenden Weise: „Es war aber doch nicht die uralte zusammengeflickte Göttin der Liebe, die

*) „Spaziergang nach Syrakus" im Jahre 1802 von Joh. Gottfr. Seume. In Paestum ist Heine nie gewesen, er gelangte nur bis Florenz.

**) S. Karpeles a. a. O. S. 114 ff. 125.

mich so gewaltig erhob, vielmehr waren's die Augen einer Italienerin, die gar andächtig an sie heraufsah — ich glaube, die alten Götter werden in Italien noch immer angebetet." *)

In Hamburg, wohin Heine zunächst zurückkehrte, traf er mit seinem Verleger wieder persönlich zusammen. Dieser schrieb darüber an Immermann (16. Februar 1829):

„Heine hat mich in dieser Zeit oft besucht u. Ihrer fleißig gedacht. Heute bat ich ihn um einige Zeilen für Sie; er kann nicht. Er trug mir viel herzliches auf, das ich nicht wiederholen kann. Aber auch, daß Platen eine Parodie auf Sie geschrieben, ‚Oedipus' betitelt, worin auch er vorkomme, Cotta hat sie zum Druck u. Heine scheint dagegen gearbeitet zu haben. Genug, H. sagt, wenn P. damit hervorträte, so würde er ihn verarbeiten, daß das Gräflein seiner schmerzlich gedenken sollte. In Specia, zwischen Carara und Genua, sey er vor seinem Hause vorbeigekommen; er, Heine, habe ihn nicht besucht. Ich fragte, was P. dort mache? ‚Er fräße Apfelsinen u. triebe viele Sodomitereien.' Hier ist Platens Geliebte[r]! ich hielt es für griechische Nachbildungen, und stoße auf solchen Schmutz.

Die Achtung für Pl. ist bei mir, wie soll ich sagen, gebrochen.

Heine habe ich so weit, daß er nun ernstlich zum Arbeiten gehen will, aber wo, wo kann er arbeiten? überall will es nicht passen.

Ich schlug Hannover vor**).

Er liebt die gesunden Knochen; die hannöverschen Junker mögten sich etwas mit ihm zu schaffen machen, wenn er zu verwegen zwischen sie geriethe***).

Er will nach Berlin. Dort wird gewiß nichts aus den Arbeiten, daher mögte ich ihn so gerne in sein altes Logie [sic] haben, wo der zweite Theil [der Reisebilder] zusammengefroren ist."

Platens Literaturkomödie „Der romantische Ödipus", die hier genannt wird, war die Antwort auf Immermanns obenerwähnte Epigramme in Heines Reisebildern, von denen einige durch ihren Spott über die neue orientalisierende Literatur den höchsten Zorn Platens erregt hatten. Er schrieb im Sommer 1828 auf der Insel Palmaria bei Spezia seine aristophanische Satire, die Immermann, von dem Platen nur wenig gelesen hatte, ungerecht verspottete und die auch schwere Angriffe gegen Heine enthielt.

Dieser ging am 20. Februar nach Berlin und von dort, Mitte April, um zu arbeiten, nach Potsdam, wo ihn Campe, von der Leipziger Messe kommend, Anfang Juni besuchte und mit dem „Ödipus" Platens bekannt machte. Über

*) Daffis I, S. 340 f.

**) Börne hatte in einem Brief an Campe (Hannover den 20. Januar 1829) diese Stadt als sehr langweilig und daher sehr geeignet zum Arbeiten gerühmt.

***) Der zweite Teil der Reisebilder hatte herbe Spöttereien über die hannoversche Aristokratie gebracht.

die Wirkung dieser Komödie auf Heine erzählt Campe (12. Juny 1829 — an Immermann):

„Der 3te Reisebilderband ist der Vollendung nahe, und Heine meinte, der Graf wäre ihm eben so gekommen, wie ein Wild bei der Treibjagd die Reihe der Schützen passirt; er würde ihm gehörig auf den Pelz brennen. Während meiner kurzen Anwesenheit hatte er nicht Zeit die Lectüre zu vollenden, denn wir waren meistens beisammen u. hatten besseres zu thun wie Platensche Misere zu verarbeiten; daher kenne ich den ganzen Eindruck nicht, den es auf H. gemacht hat, aber so viel ist mir klar geworden, daß er sich darüber u. die Infamie, die so sehr nach Erbärmlichkeit schmeckt, sehr verletzt fühlte, u. besonders Ihretwegen." *)

Ende Juli ging Heine nach Helgoland, um in der Nordsee zu baden. Hier erhielt er Immermanns formal unbeholfene, aber in der Tonart würdige Antwort auf den „Ödipus", den ebenfalls bei Campe verlegten „Im Irrgarten der Metrik umhertaumelnden Cavalier. Eine literarische Tragödie." Heine wollte, wie ein Brief Campes an Immermann vom 12. August lehrt, den dritten Band der Reisebilder nicht abschließen, bevor er den „Cavalier" gelesen. Campe berichtet auf Grund von Andeutungen, die ihm Heine gemacht, dieser gehe schmählich mit Platen um, „und was er auf diese Weise vermag, das wird er uns zeigen". Endlich näherte sich der von Campe lange ungeduldig erwartete Band der Vollendung.

Campe an Immermann Hamburg, den 25. September 1829:

„Seit 3 Tagen ist H. hier: in 11 Tagen geht der 3te Reisebilderband in die Druckerey u. wird bestimmt im Nov. fertig. Pl. wird von H. nicht so milde behandelt, wie Sie es gethan. Diese Abtheilung, Platen betreffend, wird Ihnen dedizirt werden. H. hat eine Menge kindischer Ängstlichkeiten, daß über seine Äußerung — im Voraus gesprochen würde, so daß ich im Ärger darüber zu dem Entschluße kam, nicht einen Buchstaben des Mscrpts lesen zu wollen, daher kann ich Ihnen nichts daraus mittheilen. Was er u. einer seiner Freunde mir mündlich mittheilten, so berechtigt das zu großen Erwartungen."

Das Thema der folgenden Briefe Campes ist Immermanns komisches Heldenepos „Tulifäntchen". Heine hatte das Manuskript bei Campe gesehen und an sich genommen. Er war der Meinung, es könne wegen der formalen Schwächen nicht so in die Druckerei gehen, und machte dem Verfasser eine Reihe von feinsinnigen Änderungsvorschlägen, welche dieser freudig annahm**). Bei den Verlagsverhandlungen beruft sich Campe (12. Februar 1830) auf Heine.

*) Lysers Erzählung („Der Salon." Hrsg. von S. Engländer. Wien 1847. II, S. 23 ff.) über die Art, wie Heine den „Romantischen Ödipus" kennen lernte, ist demnach wie zahlreiche andere Angaben Lysers in das Reich der Fabel zu verweisen, und Friedr. Hirth („Joh. Peter Lyser", München und Leipzig. 1911. S. 68 ff.) geht fehl, wenn er sie für authentisch hält.

**) Immermanns Werke. Hrsg. von W. Deetjen. (Goldene Klassikerbibliothek.) VI, S. 86.

Dieſer, der ihn perſönlich genau kenne, werde, obwohl ſie oft verſchiedener Anſicht geweſen ſeien, auf Befragen ſeine Offenheit und Ehrlichkeit beſtätigen und daß „jeder gern mit ihm arbeite".

„Über den 3ten Reiſebilderband," fährt er fort, „den Sie doch haben werden? ſchwiegen Sie. Heine wird für dieſen Theil — wie ich es ihm zuvor ſagte — ſehr viel aushalten müſſen. Das große Publikum iſt hier gegen ihn empört, und er wird zu thun haben, die gute Meinung zu retabliren. So geht es im deutſchen Vaterlande; die deutſche Guthmüthigkeit kann es nicht leiden, daß jemand zu viele Prügel, wenn auch noch ſo ſehr er ſie verdiente, bekömmt. — Wenn man ſich erſt mehr mit der Neuheit abgefunden hat, wird es ſich wol zu einem beßern Verſtändniß bewegen laßen. Der 1te Reiſebilderband iſt vergriffen. Die Gedichte, welche darin enthalten ſind, ſollen wegfallen, da ſie im Buch der Lieder ſämtlich ſich befinden, folglich von vielen Leuten doppelt bezahlt werden müſſen. Dagegen wird England aufgenommen, wodurch das Buch eine ganz neue Geſtalt enthält u. beſonders das Buch der Lieder gehoben werden wird."

Durch ſeine maßloſe, unvornehme Befehdung Platens in den „Bädern von Lucca", über die auch der leidenſchaftlichſte Bewunderer Heines nicht hinwegkann*), hatte ſich dieſer in der Tat ſehr geſchadet, und viele von denen, die früher für ihn eingetreten waren, ſich zu Gegnern gemacht**) Daß Immermann Campe gegenüber ſich noch nicht über den dritten Band der Reiſebilder geäußert hatte, erſcheint begreiflich. Schon der Dankesbrief an Heine ſelbſt, der lange aufgeſchoben wurde, mag ihm ſchwer genug geworden ſein.

Bei aller Bewunderung für das Buch konnte er ſich nicht enthalten, dem Verfaſſer zu ſchreiben:

„Manch Einzelnes iſt wohl, was man wegwünſchte — das Gehnlaſſen! Das Gehnlaſſen, mein lieber Heine! Doch ich will mir das Behagen an dem guten Buche nicht verderben. Bei der Replik gegen Platen hätte vielleicht ein Bischen geſpart werden können. Gedichte ſind res publicae, wenn ſich Jemand in ſeinen Verſen zum Knabenſchänder macht, ſo iſt es erlaubt, die Saite zu berühren, nur dünkt mich, kommt der Vorwurf zu oft." (Düſſeldorf, 1. Februar 1830.)***)

Michael Beer gegenüber, den er im Namen Heines um Unterſtützung in der Platenſchen Sache bitten ſollte, erklärt Immermann im Hinblick auf den dritten Reiſebilderband (2. April 1830): „Seine Replik iſt idealiter zwar ſchwer zu vertreten, doch verdient er, als eine wahrhaft productive Natur, daß man ſeinerſeits thue, was man kann, um ihn zu halten. Und zweitens iſt zu

*) Nur mildernde Umſtände ſind ihm zuzubilligen. Rudolf Schloeſſer wird im zweiten Bande ſeiner Platen-Biographie, der demnächſt zu erwarten iſt, auf einige bisher überſehene hinweiſen.

**) U. a. den langjährigen Freund Moſes Moſer.

***) Abgedruckt von G. Karpeles a. a. O., S. 168 ff.

erwägen, daß Platen ihn persönlich auf die gemeinste Weise zuerst angefaßt hat.“*) Beer versprach Immermann, in der Korrespondenz oder im mündlichen Gespräch Heines Anwalt zu spielen, soweit es seine Ehrlichkeit zuließe, setzte jedoch hinzu: „Wenn Heine Sie wiederum befragt, ob Sie Antwort von mir erhalten, und auf welche Weise ich seiner erwähnte, so sagen Sie ihm, er sollte sich erinnern, wie oft er mir gesagt, daß ich die meisten Dinge mit Glacéhandschuhen anfaßte. Ich hätte mir diese Handschuhe bei Lectüre seines Buches angezogen und wäre noch immer der alte Schwächling, der eine so derbe Kost wie seine Satyre nicht ohne Indigestion vertragen könne. Mit einem Worte, es wäre mir etwas übel dabei geworden. Übrigens grüße ich ihn aufs herzlichste, und meine persönliche Neigung für ihn sei noch immer die alte.“**) Immermann berichtete (3. Mai 1830) an Beer, was Heine für „Tulifäntchen“ getan und suchte damit seine Stellungnahme zu rechtfertigen: „ich muß ihm daher schon, wie Sie begreifen, aus Pietät die Stange halten.“***)

Campes leichtfertige Auffassung von der Wirkung der „Bäder von Lucca“ wird nur verständlich durch die Heiterkeit, die Heine selbst seinen Tadlern gegenüber bewahrte. Immermann erzählt später in den „Düsseldorfer Anfängen“: „seine Briefe aus jener Zeit sind voll von drolligen Äußerungen über diesen Krieg.“ †)

Die zweite Auflage des ersten Reisebilderbandes erschien 1830. Campes Plan, die sämtlichen Gedichte im Hinblick auf das von ihm 1827 verlegte „Buch der Lieder“ auszumerzen, wurde nur zum Teil ausgeführt. Heine schreibt über die zweite Auflage des ersten Bandes an Varnhagen (Wandsbek, den 16. Juni 1830): „Die Veränderung, die ich drin vornahm, ist gewiß ein Zeugnis meiner inneren Demut und meiner Liebe für das Bessere: ich habe nämlich unter den 88 Liedern der „Heimkehr“ diejenigen ausgeschieden, die den Schwachen im Lande als anstößig erscheinen könnten, und ersetzte sie aufs tugendhafteste; die folgenden spanischen Romanzen und die grellen Jamben unterdrückte ich ganz; in der „Harzreise“ habe ich ebenfalls alles Allzuherbe ausgemerzt; und somit den gewonnenen Platz mit der zweiten Abteilung der Seebilder gefüllt. Das Buch gewinnt dadurch an Symmetrie und Präsentierbarkeit.“ ††)

Erst 1839 wieder wird Heine, der sich seit dem Mai 1831 in Paris befand, in Campes Briefen an Immermann genannt. Auch in der französischen Hauptstadt suchte Heine für den Freund zu wirken.†††) So stellte er dessen Verbindung mit der „Europe littéraire“ her, für die Immermann auf Wunsch einen um-

*) Beers Briefwechsel. Hrsg. von Ed. v. Schenk. Leipzig 1837. S. 176.

**) Ebenda S. 182.

***) Ebenda S. 192.

†) Vgl. meine Ausgabe Bd. V, S. 235, Z. 25 ff.

††) Daffis I, S. 378. — Eine Betrachtung des „Buchs der Lieder“ vom bibliographischen Gesichtspunkte gibt Karpeles a. a. O., S. 98 ff.

†††) Vgl. Daffis II, S. 17 f.

fangreichen Aufsatz über die deutsche Malerei des neunzehnten Jahrhunderts schrieb*), in dem er die „kühnen und sinnreichen Worte unseres genialen Heine" über Peter Cornelius aus den „Reisebildern" zitierte.

In den folgenden Jahren scheint der Briefwechsel zwischen den beiden Dichtern versiegt zu sein; Immermann zog sich zurück, weil ihm viele Empfindungen Heines nur als „willkürliche Aneignung" erschienen und dessen schillerndes Wesen seiner Geradheit auf die Dauer nicht zusagte. Mit seinem Verleger aber stand Heine in steter Korrespondenz, da er sich im Gegensatz zu Immermann, der nach „Tulifäntchen" jahrelang nichts mehr bei Campe verlegte,**) geschäftlich nicht von ihm trennte.

Am 11. Februar 1839 schreibt der Hamburger Buchhändler wieder einmal an Immermann, nachdem dieser im Oktober des vergangenen Jahres von neuem mit ihm angeknüpft hatte, und erzählt auch von Heine und dessen Werken:

„Heine's Buch der Lieder, 2te Aufl., ward im Octbr. 1837, Auflage 1500 Expl., ausgegeben, heute ist diese bis auf 30 Expl. abgesetzt. O.M.***) erscheint die 3te Aufl. u. ein Nachtrag dazu, als 2ter Theil. Dieses Resultat hat mich um so mehr überrascht, als ich an der ersten Aufl. volle 9 Jahre gehöckert habe u. für dessen Absatz ich mir unendliche Mühe gab. Heine freut sich mit mir des Erfolges, der ihn vielleicht zu neuen Gaben veranlaßt, da er gewiß erkennt, daß dieses mehr als einen augenblicklichen Beifall anzeigt. Es ist offenbar, daß das Buch der Lieder tief eingreift; das Schicksal der Gedichtesammlung ist entschieden gemacht. Ich werde durch Parthiepreise dafür sorgen, daß der günstige Augenblick erfaßt wird u. eine größere Verbreitung stattfindet, was durch Parthiepreise, wo man die Buchhändler mit ins Interesse zieht, zunächst erzielt werden mögte, so das die 4te Aufl. vielleicht in 18 Monaten folgen dürfte.

Je mehr ein Buch unter die Leute gebracht wird, je sicherer ist der Verbrauch im Handel gesichert. Heines Lieder sind nicht so populair, wie Uhland u. Rückert, die meistens zu Geschenken für Mädchen u. Frauen verwendet werden —, seine fleischlichen Tendenzen treten hinderlich in den Weg, — jene sind ganz rein, dagegen ist er bei den Studenten förmlich ein Montierungsstück geworden; jeder rechtschaffene Bursch muß seinen Heine haben.

Ich wage es nicht zu entscheiden, wer von den 3 Dichtern das beste Publikum besitzt? Fast mögte ich für Heine entscheiden.

Haben Sie Heine's Shakspears Frauen u. Mädchen gelesen? ich meine die Vorrede (Pag. 12 u. 13); wenn nicht, thun Sie es, Sie finden ihn ganz in seiner alten Weise."

---

*) Erschienen in französischer Sprache 1833, I, 281 f. und 364 f.; II, 41 f. und 231 f.

**) Ein Konflikt zwischen Immermann und Campe scheint im Anschluß an die geplante Ausgabe der Immermannschen Schriften, die schließlich bei Schaub in Düsseldorf erschien, entstanden zu sein. (Vgl. an Heine, 6. Okt. 1830. — Dtsch. Rundschau, Bd. 107, S. 436 f.)

***) Zur Ostermesse.

Die zweite Auflage des „Buchs der Lieder" war 1837, „Shakespeares Mädchen und Frauen mit Erläuterungen" Ende des Jahres 1838 bei Brockhaus und Avenarius erschienen. Ein anderes Werk Heines „Der Schwabenspiegel", eine Antwort auf seine Brüskierung durch die schwäbischen Poeten*), führte zu einer unerfreulichen Preßfehde, die Dichter und Verleger für einige Zeit einander entfremdete. Im Frühling 1838 hatte Heine das Manuskript als „Nachrede" zum zweiten Teil des „Buchs der Lieder" und mit der Bitte um schleunigsten Abdruck nach Deutschland gesandt. Im Herbst, als er glaubte, die Arbeit sei längst erschienen, meldete ihm Campe, „in einem süddeutschen Staate, wo er das Manuskript zur Zensur gegeben, habe man ihn während der ganzen Zeit mit dem Imprimatur hingehalten und er schlüge vor, die Nachrede als besonderen Artikel in einer periodischen Publikation vorweg abdrucken zu lassen." Zugleich eröffnete er ihm den Plan eines „Jahrbuchs der Literatur", den er zusammen mit Gutzkow ausgeheckt habe, und fügte hinzu: „Ihren Aufsatz hätte Gutzkow**) dafür gar gern." Dieser schrieb nun in demselben Sinne an Heine, der infolgedessen seine „Nachrede" für das Jahrbuch bestimmte, nachdem er auch den von Gutzkow vorgeschlagenen Titel „Schwabenspiegel" angenommen hatte, froh, endlich einmal auf eine unverkürzte Wiedergabe einer seiner Arbeiten rechnen zu können, nachdem er sich jahrelang die peinlichsten Verstümmelungen durch die Zensur hatte gefallen lassen müssen. Aber er sollte sich täuschen!

Im Spätherbst verfaßte er eine Vorbemerkung zum „Schwabenspiegel", in der er, anknüpfend an Campes Mitteilungen über den süddeutschen Zensor, sich nicht enthalten konnte, Wolfgang Menzel, der 1835 durch seine Denunziation eine die jungdeutschen Schriftsteller in ihrer Existenz bedrohende behördliche Verfügung erwirkt hatte und dafür schon von Börne***) und von Heine selbst gezüchtigt worden war, einen neuen Hieb zu erteilen.

Ende Dezember kam das Jahrbuch in Heines Hände, und er fand zu seinem Ärger den „Schwabenspiegel" gründlich verstümmelt. Sofort stellte er Campe deswegen zur Rede; da dieser aber seine Unschuld beteuerte, sah er keinen andern Weg, als sich an die Öffentlichkeit zu wenden. In der Zeitung für die elegante Welt (8. Februar 1839)†) gab er folgende vom 2. Januar 1839 datierte „Erklärung" ab:

„‚Der Schwabenspiegel', ein mit meinem Namen unterzeichneter und im ‚Jahrbuch der Literatur' von Hoffmann und Campe abgedruckter Aufsatz, ist im Interesse der darin besprochenen Personagen, durch die heimliche Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten, dergestalt verstümmelt worden, daß ich die

*) Vgl. Strodtmann, H. Heines Leben und Werke. A. Hamburg 1884, Bd. II, S. 199. 204 f.

**) Gutzkow zeichnete als Herausgeber.

***) „Menzel, der Franzosenfresser" (1836).

†) „Über den Denunzianten. Eine Vorrede zum dritten Theile des Salons" (1837).

Autorschaft desselben ablehnen muß." Darauf teilte Campe im Telegraphen (Nr. 34 vom 15. Februar 1839) mit, die Verstümmelungen fielen lediglich der sächsischen Zensur zur Last, und setzte hinzu: „Wir bemerken dieses deswegen, um den Gegnern Heinrich Heines deutlich zu machen, was sie unter der heimlichen Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten zu verstehen haben." Heine empfand in dem kategorischen Widerspruch Campes eine „rohe Beleidigung" und fürchtete vor allem bedenkliche Auslegungen des angeführten Satzes, die das Ansehen seines Wortes und „also auch jene heiligen Interessen", denen sein Wort gelte, gefährden konnten, und ließ darum zur Aufklärung unter dem Titel „Schriftstellernöthen" einen offenen Brief an Julius Campe in die Zeitung für die elegante Welt (Nr. 75 bis 77)*) einrücken, in dem er die Berechtigung zu seinen Worten darzulegen suchte.

Seit den „Französischen Zuständen" (1833) hatte der Dichter beständig Verstümmelungen seiner Werke über sich ergehen lassen müssen, und zwar nicht ohne eine Schuld Campes, der aus Ängstlichkeit, „um großen Ungelegenheiten vorzubeugen", selbst Werke, die über zwanzig Bogen enthielten und keiner Zensur unterworfen waren, dieser überlieferte. Schon einmal war es deswegen zu einem Zwist mit dem Verleger gekommen, dem aber bald die Versöhnung folgte, da Heine damals Campes Furcht eine gewisse Berechtigung nicht abstreiten konnte. Böse Erfahrungen aber hatte er dann wieder mit der politisch ganz zahmen gegen Menzel gerichteten Vorrede zum dritten Teil des „Salon"**) gemacht, da der Angegriffene sich damals, wie Heine erst später erfuhr, des Schutzes einzelner Behörden erfreute und auch „eine Menge im Dunkel einherschleichender Gehilfen" hatte. Heine hielt nun in seinem offenen Brief Campe vor, daß er ihm selbst bei dieser Gelegenheit von den geheimen Umtrieben der Menzelschen Wahlverwandten, die er jetzt leugnete, berichtet habe, und führt mehrere diesbezügliche Stellen aus Campes Briefen während der Jahre 1836 bis 1838 an. Er wies seinem Verleger nach, daß dieser selbst nach seinem eigenen Eingeständnis bestimmten Befehl gegeben habe, Heines Artikel, wenn die Zensur an ihm streichen wollte, „lieber gar nicht zu drucken", und warf die Frage auf: „Wie kommt es nun, daß der Artikel dennoch trotz diesem Befehl, so entsetzlich zusammengestrichen und dennoch gedruckt wurde?" An der Hand dieser und anderer Umstände legte Heine dar, wie er zu seiner Behauptung gekommen war.

Auch Gutzkows, auf den, wie Heine erklärt, Campe ihn gern „anrennen" lassen möchte, wird in dem offenen Schreiben Erwähnung getan. Wenn er überhaupt gegen Gutzkow unmutig gewesen sei, so habe auch dazu Campe „durch eine gewisse kindliche Redseligkeit" am meisten beigetragen, indem er ihn auf Schmähartikel aufmerksam machte, die aus dem Kreise Gutzkows stammten.

*) Vgl. auch die Fassung in Elsters Ausgabe von Heines Werken (VII, S. 338 ff.), für welche die Handschrift des Dichters benutzt wurde.

**) Siehe oben.

In diesem Zusammenhange wird auch Dr. Ludwig Wihl genannt, von dem Campe Heine gegenüber behauptete, er schreibe keine Zeile, die Gutzkow nicht revidiert habe. Wihl hatte schon in Frankfurt a. M. zu den Mitarbeitern des Gutzkowschen „Phönix" gehört und war Gutzkow als dessen „journalistischer Adjutant" nach Hamburg gefolgt, wo er ihn gelegentlich in der Redaktion des „Telegraphen" vertrat.*) Bevor Wihl nach Hamburg ging, war er in Paris bei Heine gewesen und hatte sich dann bei Campe als dessen Intimus vorgestellt, obwohl Heine ihm „aus ängstlicher Vorsorge"**) keine Zeile nach Hamburg mitgegeben hatte. Auch bei der Mutter des Dichters hatte sich Wihl eingefunden und durch „Entstellung und klatschsüchtige Verleumdungen" der Verhältnisse, in denen ihr Sohn lebte, „viel Böses" gestiftet. Er schrieb ferner ohne Vorwissen Heines einen Aufsatz über ihn, in dem er den berühmten Dichter als „Piedestal seiner Eitelkeit" benutzte. Die Arbeit, die in Gutzkows „Telegraphen" erschien, enthielt überdies eine Fülle von Taktlosigkeiten und setzte Heine seiner Familie gegenüber in eine peinliche Lage.

Diesem Schriftsteller, der später in einer Besprechung des „Schwabenspiegels" Wolfgang Menzel und die schwäbischen Poeten gegen Heine in Schutz nahm, hatte Campe, ohne durch den Verfasser dazu ermächtigt zu sein, und obwohl er die literarische Unzuverlässigkeit Wihls kannte, das Manuskript des „Schwabenspiegels" für mehrere Wochen anvertraut. Diese Handlungsweise des Verlegers deckte Heine in seinem offenen Schreiben auf und beleuchtete sie grell durch rücksichtslose Mitteilung eines Campeschen Briefes, der vernichtende Urteile über Wihl enthielt.

In einem Privatbriefe vom 12. April***) erklärt Heine seinem Verleger in naiver Aufrichtigkeit und Unverfrorenheit, er habe ihn nicht aus Gutmütigkeit mit „so viel Mäßigung" behandelt, sondern nur in der Erkenntnis, daß ein öffentlich derbes Wort seinerseits es diesem unmöglich gemacht hätte, künftig etwas von ihm zu verlegen. Zugleich stellte er für einen weiteren geschäftlichen Verkehr Campe Bedingungen, die dieser, geschäftsklug genug, annahm.

Der folgende Brief Campes an Immermann vom 31. Juli 1839 gibt einen neuen Beitrag zu dem unerquicklichen Kapitel:

„Er [Gutzkow] räumte das Feld hier, ehe ich von Leipzig zurück kehrte u. ließ mir einen Menschen, den Dr. Wihl, mit dem ich nichts, als Ebbe u. Fluth, Tag u. Nacht, Regen oder Sonnenschein — gemeinschaftlich haben will — als Stellvertreter zurück, womit er dem Blatt, sich, mir u. dem Publikum einen schlechten Dienst erwiesen hat.

Unter den Umständen kann ich diesem Mann nichts übergeben; mit ihm nicht verkehren, weil das Berührungen veranlassen müßte, die ich meide.

*) H. H. Houben, Gutzkow-Funde. Berlin 1901. S. 253.
**) Daffis II, S. 130.
***) Daffis II, S. 129.

Ich danke diese Stellung der Indiscretion Heines, der ihn mir zuführte. Eine zahllose Maße von Klatschereien braute er mir zusammen. Heine überwarf sich mit ihm, u. verlangte H. von mir: ich sollte ihm, wie er sich ausdrückte, einen Tritt in den A. geben u. vor die Thüre werfen. Damals theilte ich aus Mangel näherer Kunde H.'s Ansicht nicht, ich vertheidigte ihn gegen seine Beschuldigungen*). Nach u. nach erhielt ich eine andere Ansicht**); im Unmuth schrieb ich an Heine, was ich von ihm empfunden u. was ich urtheilte. Heine ließ meinen Brief in der eleg. Zeitung***) abdrucken, allerdings wol in der Absicht: mich mit G. u. seinem .....†), der die Agenda nachtragen muß u. nachträgt, zu entzweien. Diesen Zweck erreichte er nur halb, nur in soweit, wie es W. betrifft, der den geringsten Grad von Achtung bei mir genoß. Bei G. hatte ich mir die Selbsthülfe zu verschaffen gesucht, u. mehr als ein Dutzend Mal war das geschehen, dem Manne, der sich nach jüdischer Weise in alles eindrängte: einen Maulkorb anzulegen, damit er schweigen lernte, wenn er etwas, das zwischen uns auf dem Tapete war, gehört oder gesehen hatte. Ihn selbst schonte ich nicht, sondern zu Zeiten laß ich ihm die Leviten.

Wie ich über ihn dachte, war ihm u. G. keine neue Zeitung; allein er war durch den Abdruck auf das tödtlichste verletzt, eben weil ich den Nagel auf den Kopf getroffen hatte††).

Er, der bei mir nichts galt, der mir — geworden war, wollte den Beleidigten, den Gekränkten spielen; machte wol gar die Ansprüche, ich sollte ihm nachlaufen; er, der zwei Bücher bezahlt erhalten, aber noch nicht geliefert hatte u. heute noch nicht geliefert hat. Der kannte mich vortrefflich! Genug, er hat es durch seine Eitelkeit u. seinen Dünkel dahin gebracht, daß er mir eckelhaft geworden ist u. bleiben wird. Heine that sehr Unrecht; doch wo ich zwischen Heine [u.] W. zu wählen habe, weiß ich, was ich zu thun habe, so gut wie der Wechsler, der zwischen Gold u. Blei, es stets mit dem Golde hält."

Heine hat Wihl zweifellos richtig beurteilt. Wenigstens machte Gutzkow, der eine Zeitlang intim mit Wihl verkehrt hatte, und jetzt energisch für ihn eintrat, später dieselben Erfahrungen mit ihm. Er atmete auf, als er ihn los wurde, und bekannte in einem Briefe: „Mit Wihl ist mir der Verkehr zur Last geworden. Was bindet ihn an uns? Liebe, Freundschaft? Nicht ein Funke davon. Nur sagen will er können, daß er unser Vertrauter ist." Auch in diesem Falle machte der Eitle sich durch seine Bekanntschaft mit dem angesehenen Schriftsteller wichtig und stellte Behauptungen über ihn auf, die völlig aus der Luft gegriffen waren†††).

*) Vgl. Daffis II, S. 121.

**) Ebenda S. 126.

***) Zeitung für die elegante Welt, Nr. 75, 85.

†) Nicht lesbar.

††) Vgl. Wihls Gegenerklärung in der Zeitung für die elegante Welt (1839 Nr. 102) und Heines Parodie derselben ebenda.

†††) Vgl. Houben, a. a. O. S. 364.

Durch Heines offenen Brief hatte aber auch Gutzkow sich verletzt gefühlt und griff ihn nun im Telegraphen*) scharf an; hier erschien ferner ein Jahr später seine ebenfalls gegen Heine gerichtete scharf ablehnende Vorrede zu „Börnes Leben". Campe hatte sein Heine gegebenes Versprechen, in einer bei ihm verlegten Zeitschrift Angriffe gegen ihn nicht zuzulassen, nicht erfüllt, und dieser mußte des Verlegers unglaubhafte Ausrede, er habe das Manuskript nicht vor dem Druck gelesen, hinnehmen.**)

Der schon 1840 eingetretene Tod Immermanns bereitete dessen Korrespondenz mit Campe, die zuletzt recht unerfreulich geworden war,***) ein Ende. Die letzte Äußerung des „Münchhausen"-Dichters über Heine ist uns von Gutzkow†) überliefert, den Immermann 1838 in Hamburg besuchte. Sie lautet: „. . . . . ist ein drolliger Kauz, aber ein heilloser Flunkerer, dem man nichts glauben kann, und dessen neuere Sachen ich nicht mehr gelesen habe." Bei aller gegenseitigen Wertschätzung††) sind die beiden Dichter einander nicht gerecht geworden. Immermann hat den Kern Heines nicht erkannt, und ebenso wenig vermochte Heine in Immermanns Seele zu schauen, wie eine Äußerung deutlich beweist, die er 1843 im Gespräch mit Hebbel über den Tod seines langjährigen literarischen Bundesgenossen und dessen Ursachen tat.

An Campe fesselten Heine nur äußere Bande. Noch mehrfach kam es zwischen ihnen zu Streitigkeiten, da der Verleger, obwohl er wußte, was er an Heine besaß, es auch mit dessen Gegnern nicht verderben wollte und daher, wo es darauf ankam, nicht Farbe zu bekennen wagte. Hebbel berichtet, Heine habe Campe die eine gute Eigenschaft nachgerühmt, daß man bei ihm ganz sicher wäre, er würde sich nicht aus Großmut ruinieren.

*) 1839 Nr. 75 f.

**) Vgl. Daffis II, S. 138.

***) Vgl. meine Ausg. von Immermanns Werken V. S. 9.

†) Telegraph 1840. Nr. 153 f. — Vermischte Schriften III.

††) Es scheint mir erwähnenswert, daß Immermann daran dachte, Heines „Almansor" bearbeitet auf seiner Düsseldorfer Musterbühne zur Aufführung zu bringen. Der vorzeitige Zusammenbruch des Unternehmens vereitelte den Plan.

Ferdinand Hodler und sein Werk

Von Dr. Richard Meszlény-Genf

ir gingen am Kai Leman entlang. Fest und kurz, wie junger Leute Schritte klangs auf dem Kiese. Ich mußte ihn beglückwünschen zu diesem Takte im siebenundfünfzigsten Lebensjahre: ein stämmiger Berner ist Ferdinand Hodler, der einen schweren Männerkopf von warmer Schönheit mit solider Genfer Eleganz auf dem Martin-Luther-Halse zu tragen versteht. „Mais je suis plus jeune que jamais," antwortete er auf mein Kompliment, „je commence, je vous assure, que je commence!" Ich dachte an Marignano, an den Tell, an das Jenenser Bild, an die Nacht, den Tag, die Liebe, das Lied aus der Ferne und manches andere, und wollte kaum glauben, daß es wirklich noch Wege geben könne, die von diesen Höhen fort irgend anderswohin führen sollten. Sein „je commence" hat Hodler ernst gemeint. Auf Gipfeln, auf denen er sich ausgelebt, leidet's ihn nicht, und auf die Gefahr hin, erst ins Tal steigen zu müssen, sucht er neue Wege zu neuem Lande. Das ist das größte Opfer, das ein schwer berühmt gewordener wie Hodler seinem künstlerischen Ernste bringen kann.

Die Ausstellung von hundert Hodlerwerken, die im vergangenen Winter unsere Großstädte Berlin, Frankfurt a. M., München bereist hat, umfaßt alle Stufen, die der Meister durchlaufen: nicht gar viel versprechende Niederungen des Anfangs, die reifen vollendeten Hodlers, die ihn in den Mittelpunkt der heutigen Malerei stellen und Ausblicke in eine Zukunft, die noch reiche Möglichkeiten birgt.

Daß man sich bei Hodler vor einer einseitig malerischen l'art pour l'art Anschauung ebensosehr, wie vor literarischer Symbolik zu hüten habe, scheint mir bei der Betrachtung seines Gesamtwerkes erst recht klar geworden zu sein. Denn die Selbständigkeit der Farbengebung, wie die Energie seines linearen Ausdrucks haben ihm sein dreigeteiltes Reich: das Weib, die Historie und die Landschaft unterworfen.

Hodlers Arbeitsweise, die im bezeichnenden Gegensatze zu der seines ebenfalls sehr bedeutenden Landsmannes Cuno Amiet steht, wird dem Mißverständnis und dem Unverständnis stets Nahrung genug geben. Aus einer eruptiven Bewegungsempfindung setzt Hodler zuerst das Bild auf die Fläche. Er kann daran nicht mehr rühren, denn sein Können stünde sofort im schärfsten Widerspruche gegen die naturgemäße Notwendigkeit seines linearen Ausdrucks. Er stellt eben das Bild weg und malt oder zeichnet das Problem auf eine neue Fläche nochmal und nochmal, oft sechs, oft zehnmal. Die Gestalten des Jenenser Bildes, des Tages, der Liebe, der Nacht haben wir in groben Anfängen vor uns, und staunenerregend ist die Steile seines Aufstiegs. Zuweilen übertrifft eine Zeichnung ein späteres, bereits gemaltes Mittelstadium in ungeahntem

Maße an Ausdruckskraft der Form, an Spannung der Linie, weil das Mittelstadium vielleicht bloß einen Farbenton zu treffen hatte und eine letzte Fassung plötzlich alle Lebensfunken aus zehn vorhergehenden an sich reißen wird. Bei der fast bedenklichen Hodlerschwärmerei von heute werden alle die Frühgeborenen dem Meister aus der Hand gerissen und wie mancher steht dann ratlos davor. Denn es kommt bei dieser Arbeitsweise vor allem darauf an zu entscheiden, ob der Meister hier oder dort auch sein letztes Wort gesprochen hat, wie beim Tell, Marignano, oder aber ob er auf der Suche begriffen ist und der Fragen erst eine beantwortet und welche? Letzterenfalls hat der bloß Genießende mit dem Bilde nichts, aber auch gar nichts zu schaffen. Der Forscher und Kenner bloß kann daran seine echte Freude haben, jenen Punkt vereinzelter Vollkommenheit herauszusuchen, der vielleicht in einer späteren Fassung verschwindet, um zuletzt in einer höchsten Verkettung wieder zu erscheinen, oder auch nicht. So groß ist sein Nibelungenschatz, daß selbst seine Riesenkraft kaum alles aus dem Flusse heben, bergen und speichern kann.

Wie anders Amiet! Wenn er an die Leinwand geht, ist das Bild fast fertig und steht klar und scharf vor dem inneren Schauen, aber selbst wenn ihn die Tücke der Materie unerwartet überfällt, so malt er die zehn Bilder Hodlers wohl auf dieselbe Leinwand übereinander und was man zu sehen bekommt, ist immer der fertige Amiet. Er wirft die Wucht seines Könnens nicht auf einen einzelnen Punkt, um nur *diesen* über alle Vorstellung hinaus- und hinanzutreiben und aus solchen Punkten der Vollendung Strahlen zusammenzufangen. Sein Weg, nicht minder mühsam, bedingt eine ständige gleichmäßige Ausbreitung des Könnens auf das Ganze der Aufgabe.

Die frühesten Spuren dessen, was Hodler jenseits und über dem weiblichen Menschen aus dem Motiv der Frau geschaffen, finde ich im Frauenbildnis aus dem Jahre 1874. Das Bild stellt eine junge Dame dar im schwarzgrauen Kleide, mit gelblicher Gesichtsfarbe auf einem lediglich ausgleichenden Hintergrunde. Eine vornehme Anlehnung an die französische Schule ist in Zeichnung und Farbe unverkennbar; allein die Lichter, die auf Hand und Kopf die Knochenbildung heraustreiben, deuten auf Kommendes. Es ist jetzt leicht ex ungue leonem zu rufen. Die uns heute bekannte Idealität des Hodlerschen Frauentypus besteht zeichnerisch in einer nur ihm eigenen selbständigen Schönheit der Knochenbildung. Von diesen Frauenbildnissen bis zur Eva von 1900, zur Empfindung von 1908 bis zu den Figuren aus dem Tage, dem Entzückten Weib wird es in steigendem Maße sichtbar: die dem Skelett innewohnende konstruktive oder architektonische Schönheit weiblicher Form ist herausgezwungen. Dem inneren Gebilde der Frau hat Hodler das Todesgraufige genommen. Die Wölbung der Stirn, die scharfe, mit der Fingerspitze nachdrückbare Augenbrauenkante, der Nasenrücken bewahrt unter Fleisch und Haut die architektonische Schönheit, ebenso Hüftenknochen und Kniekehle. Haut und Fleisch decken knapp und eng diese Form,

ohne sie zu bedecken. Erst im Frauenkopf von 1911 und im Mädchenkopf verläßt Hodler diese Richtung, die ihn als Gestalter des Frauenleibes zu der einsamen Höhe geführt hat, auf der man bereits gewöhnt ist ihn zu bewundern. Was er augenblicklich will, ist wohl menschlichen Blicken derzeit unerkennbar. Der Tizianisch üppige Mädchenkopf mit schweren, großen Haarschnecken im wohligen goldblond, mit milchig schwelgenden Farben in hellgelb und rosa, klingt an den ungebrochenen Liebesglauben zwanziger Jahre an und wagt eine Richtigkeit der Form, die tief unter dem Frauenbildnis von 1874 steht, weil Hodler wieder ganz von vorn beginnt, um zu ganz neuen Zielen zu gelangen. Er beginnt, gläubig wie ein Kind, stark und feuerig wie ein Jüngling in Liebe, zäh wie ein Mann, weise und erfahren wie ein Greis.

Fleisch, Haut und Kleidung heben bei Hodler niemals die Funktion der inneren Form auf; die Kleidung, das bekannte Hodlersche blaue Gewand, ist von erstaunlicher Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, sowohl für sich betrachtet, wie in seiner Wechselbeziehung zum bedeckten Körper. Bald schmiegt sich das Kleid wie unlösbar an den Leib, wie ein lebendig Angewachsenes, das das Weib ewig verhüllt, dennoch sein Wesen ahnen läßt, aber ein Rhodopegewand, das der Sehnsucht selbst die Hoffnung nimmt, je die Wahrheit nackt zu schauen; bald umwogt es sie im mächtigen Bausch und fliegt, ein leidenschaftlich Verlangender, der Unerreichbaren ewig nach, oder es fließt hingegeben am Akt entlang von ihrer Hand am Busen kraftlos festgehalten, oder es umspannt das Kleid der schwellenden Jugend üppige Kraft, hält mühsam beisammen, dehnt und spannt um Busen und Leib und droht im nächsten Augenblick erschöpft und vernichtet drängender Gewalt zu weichen. Das blaue Tuch aus Hodlers Weberei kann noch tausend andere Künste, den Erdgeist zu enthüllen oder zu verkleiden.

Jegliche historische Darstellung erstrebt die Versinnlichung der Wechselbeziehungen zwischen Masse und Individuum. Volk und Held: das ist das historische Problem, und dieses in Form und Farbe umgesetzt zu haben, ist die Bedeutung von Marignano, vom Jenenser Bild, vom Tell, Näfels, Melchtal, Winkelried. Hodler bewegt sich hierin, nachdem ihm dies gelungen, eher auf ebener Höhe. Was er uns geboten, das große moderne Fresko, die erste echte Epik neuzeitlicher Malerei, kann auch von ihm im Wesen nicht mehr überboten werden; das „je commence" dürfte in der Historienmalerei Hodlers doch nicht wörtlich gelten. Die Komposition, die das Lineare wie das Koloristische gleichmäßig umfaßt, ist und bleibt dabei das Grundlegende. Durch seine Raumverteilung vermag Hodler das Wesen menschlicher Gebärdung menschlichen Tuns überhaupt zweiteilig, in vereinzelte Typen des Vordergrundes einerseits (Protagonist) und in die Form zusammengefaßter Massen im Hintergrund anderseits umzusetzen. Was er bietet ist nicht eigentlich Historie, sondern historische Anschauung in Farbe und Linie verdeutlicht. Es ist nicht seine, sondern die historische Weltanschauung, die auf dem rhythmischen Gefühl durchgreifender Dualität beruht. Die Lebensbewegung des zweigegliederten historischen Materials,

Volk und Person, übersetzt Hodler in primäre, ornamentale Form. Die sich ergänzende Zweiheit von Mann und Weib, Tag und Nacht, Ebbe und Flut der allwaltenden Natur tritt als klarer Wille, als Weltanschauung und Kunstabsicht aus dem Marignanobild unmittelbar ins Bewußtsein des Schauenden. Durch ein paralleles Gelb rechts und links, durch das einheitlich durchgehende Stahlblau ist Getrenntes kraftvoll geschieden und im Kosmos des Bildes dennoch verbunden, ornamentale Absichtlichkeit mit der überzeugenden Unmittelbarkeit jeder Stellung und jeder Gebärde versöhnt.

Eines der gewichtigsten Probleme Hodlerschen Schaffens ist, den nackten Menschen, neuerdings auch den schaffenden (Holzhauer, Mäher), in die Natur hineinzustellen, ihn in Wechselbeziehung zur Landschaft zu bringen. Das Bild „Dialogue intime" von 1887 ist daher von programmatischer Bedeutung und enthält im Keim Aufgabe und späte Lösung. In einer recht wenig faßlichen, konventionellen Landschaft geht ein nackter Jüngling einen rythmisch geschlungenen Pfad. Die Profilstellung des Körpers, die beredte Armhaltung, das Zwiegespräch mit Blumen und Vögeln ist von der rührenden Unbeholfenheit eines Franziskus von Assisi. Allein als Malerei ist die Landschaft müd, die Profilstellung des Körpers nicht ganz folgerichtig durchgeführt, die Verkürzung der Arme nicht überzeugend, der Akt weich. Von dieser Stufe ausgehend durchdringt Hodler um 1900 Akt und Landschaft teils vereint, teils getrennt. Sein steiler Weg führt ihn zuletzt zur vollkommenen Überwindung aller landschaftlichen Realität, sie wird zur Einheit mit dem beseelten Menschen. Doch auch dies war nur noch eine Durchgangsstufe für Hodlers landschaftliche Darstellung. Der Hintergrund hat sich selbständig etabliert, bedarf des Figuralen nicht länger, wird selber zum Motiv, behält aber die frühere ideelle unreale Subjektivität. Die Landschaft bleibt, wie übrigens jeder Hodler, was er auch darstellen mag, der bewußte, beabsichtigte, klar formulierbare Ausdruck eines menschlichen Seelenzustandes. Weder bei der Schynigen Platte, noch beim Genfer See, noch bei der Stockhornkette oder beim Niesen ist betreffs der näheren Beschaffenheit des landschaftlich symbolisierten Seelenzustandes eine Unsicherheit oder Zweideutigkeit denkbar. Überall ist derselbe Hodlerismus ausgesprochen, dieselbe klare Gegenüberstellung von Innerlichkeit und Oberflächlichkeit (will sagen: Anschauung der Oberfläche), Auseinanderstreben von Erdmassen und Zusammenhalten durch eine Wolkenklammer oder eine Wolkenkette, dasselbe gegenseitige Stützen von Leichte und Schwere, immer derselbe Dualismus, in den die Natur selbst das All in Ruhe und Bewegung rhythmisch verteilt. Hodler, einer ihrer eingeborenen Söhne, hat ihren monotonen Zweischritt, ihr endlos summendes Kinderlied im Zweitakt ausgesprochen uns zur Ergebung ins Schwierigste, zum Wagnis des Unmöglichen, gewährend und versagend zugleich, wie die Natur, wie die Liebe.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Volkswirtschaft

„Die Volkswirtschaft in Gegenwart und Zukunft" von Dr. **Julius Wolf**, Prof. der Staatswissenschaften an der Schles. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau, Leipzig, A. Deichert, 1912.

Als Bismarck sich 1878 zum Schutzzoll bekehrte und drei Jahre darauf die Versicherungsgesetzgebung einleitete, folgte er nur dem Strome, der die leitenden Geister unseres Volkes ergriffen hatte. Es waren nicht bloß Nationalökonomen, überhaupt nicht bloß Professoren, sondern Männer aller Stände, darunter Männer der Praxis gewesen, die sich 1872 zum Verein für Sozialpolitik zusammengeschlossen und dem Manchestertum Fehde angekündigt hatten. Oppenheim, neben Treitschke ihr leidenschaftlichster Gegner, hatte ihnen den Spitznamen Kathedersozialisten angeheftet. Sie waren jedoch nichts weniger als Sozialisten, sondern wollten, ein Gedanke, der in der berühmten Botschaft vom 17. November 1881 Aufnahme fand, der Sozialdemokratie dadurch den Boden entziehen, daß sie den berechtigten Forderungen der Lohnarbeiter Erfüllung verschafften. In der Kritik des bestehenden Gesellschaftszustandes stimmten sie allerdings weithin mit den Sozialisten überein. Gegen die pessimistische Beurteilung dieses Zustandes wandte sich Julius Wolf, damals Professor in Zürich, 1892 mit dem Buche „Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung", in welchem er nachwies, daß der wirtschaftliche Zustand gesünder, solider und aussichtsreicher sei, als die „Kathedersozialisten" annahmen. Wenige Jahre darauf hat ihm die Entwicklung recht gegeben, vorläufig und für Deutschland recht gegeben, das sich seit siebzehn Jahren eines staunenswerten Aufschwungs erfreut, an dem jedoch die Schutzzoll- und die Sozialpolitik, demnach auch die kathedersozialistische Strömung nicht unbeteiligt sein dürften. In den letzten Jahren haben sich noch andere Stimmen gegen diese Strömung erhoben. Ich lasse die Interessenten, die über zuviel Sozialpolitik klagen, beiseite, und nenne nur Ehrenberg, der „exakte" Forschung fordert. Dasselbe tut Wolf in seinem 1908 erschienenen Werke „Nationalökonomie als exakte Wissenschaft". Doch hat das Wort „exakt" bei beiden einen verschiedenen Sinn. Ehrenberg meint damit Tatsachenermittlung, und er entnimmt seine Tatsachen mit Vorliebe der kaufmännischen Geschäftsführung, — wozu ich an einem anderen Orte bemerkt habe, daß sich das kaufmännische Interesse denn doch nicht mit dem volkswirtschaftlichen vollständig decke, und daß seine Tatsachen mehr in den kaufmännischen als in den staatswissenschaftlichen Unterricht gehören. Wolf dagegen fordert Exaktheit in dem Sinne, daß die Nationalökonomie durch neue Untersuchungen zu so sicheren, so wenig in Frage zu stellenden Ergebnissen gelangen müsse, wie die Mathematik; denn den vorhandenen Lehrbüchern fehle solche Exaktheit. Als dritter Gegner gesellt sich diesen beiden Ludwig Pohle zu mit seinem Buche „Die gegenwärtige Krisis in der deutschen Volkswirtschaftslehre". Dieser Autor spricht dem Kathedersozialismus die Wissenschaftlichkeit ab; denn deren erstes Gesetz sei: der Forscher dürfe keine andere Absicht haben, als eben zu wissen um zu wissen, dürfe nur Tatsachen ermitteln wollen sine ira et studio; die Kathedersozialisten verletzten dieses Grundgesetz: sie kritisierten und forderten Reformen; was sie trieben,

das sei nicht Wissenschaft, sondern Politik. Die Behauptungen Pohles habe ich an einem anderen Orte geprüft, und den Streit um die Exaktheit zu schlichten, überlasse ich den Fachautoritäten; hier soll nur über das neueste Buch von Julius Wolf berichtet werden, eine sehr erfreuliche Erscheinung, die freilich manchen Leuten gar wenig Freude machen wird.

Die „Nationalökonomie als exakte Wissenschaft" enthält nur strenge, trockene Theorie. Einen Teil der darin aufgestellten Thesen nun hat Wolf „vor einem Forum von Praktikern" ausführlicher, in einer den Ansprüchen seines Publikums entgegenkommenden Form entwickelt und mit einer reichen Fülle von Beispielen und statistischen Daten beleuchtet. Das oben angezeigte Werk ist die Buchausgabe dieser, für den Zweck erweiterten Vorträge. (1. Aus der Geschichte der Nationalökonomie. 2. Die natürlichen Bedingungen der Produktion. 3. Marktphänomene. 4. Einkommen und Einkommenverteilung. 5. Das Vermehrungsgesetz der Menschheit. 6. Die Zukunft der Volkswirtschaft.) Einige der neuen Thesen, die Wolf aufstellt, habe ich im Jahrgange 1908 der Grenzboten (IV S. 222 ff.) erörtert. Heut glaube ich zunächst die Aufmerksamkeit auf eine Definition lenken zu sollen, deren Kritik aktuelles Interesse beanspruchen darf. „Einkommen in volkswirtschaftlichem Sinne (oder Produktivität) ist der Unterschied der Leistung gegen die Kosten wirtschaftlicher Tätigkeit", oder „der durch wirtschaftliche Tätigkeit realisierte Überschuß des Wertes einer Leistung über ihre notwendigen Kosten". Produktivität, eine Eigenschaft, gleich dem Überschuß, also gleich einem Dinge, das scheint mir nicht sehr exakt zu sein. Aber abgesehen davon: eine Definition von Einkommen muß auf die Privatwirtschaft so gut passen wie auf die Volkswirtschaft, und das gilt von der alten Definition: Einkommen ist die Gütermenge, über die ein Mensch oder ein Volk im Zeitraum eines Jahres zu verfügen hat. Die Definition Wolfs paßt höchstens auf den Kaufmann und auf jeden anderen, der sein Geschäft kaufmännisch betreibt, oder so weit er es kaufmännisch betreibt. Der Südseeinsulaner, dessen Einkommen in den Früchten seiner Palmen besteht, hat gar keine Kosten. Und auch der heutige Kleinbauer mitten in unserer kapitalistischen Gesellschaftsordnung hat kaum nennenswerte Betriebskosten, so daß es wenig Sinn hätte, den Ertrag seines Ackers und seiner zwei Kühe als Überschuß über die Kosten zu bezeichnen. Wolf deutet selbst die Stelle an, von der aus seine Definition bestritten werden kann. Er widerlegt die Ansicht, daß die Produktionskosten die untere Grenze des Preises seien; diese Grenze liege viel tiefer. Wenn der Unternehmer bei ungünstiger Preislage eine Zeitlang unter den Kosten verkaufe, komme er meistens noch billiger weg, als wenn er den Betrieb einstelle. Die deutschen Landwirte hätten von 1885 bis 1905 den Weizen zu durchschnittlich 13,80 Mark den Doppelzentner verkaufen müssen, während die Kosten, in Westdeutschland wenigstens, 17 Mark betrugen, sie hätten aber nicht daran gedacht, den Betrieb einzustellen. Wo wäre ein Fabrikant zu finden, der zwanzig Jahre lang mit Verlust arbeitete! An einem ganzen Jahre wird auch der Bestsituierte meistens genug haben. Die Landwirte konnten es aushalten, weil ein großer Teil, bei vielen der größte Teil ihres Getreides dem Kostengesetz gar nicht unterliegt, da sie es selbst verzehren. Der Landwirt bezieht Einkommen, auch wenn er gar nichts verkauft. Der Kattunfabrikant kann seinen Kattun nicht essen; verkauft er keinen, oder verkauft er ohne Profit oder gar mit Verlust, so hat er kein Einkommen. Der Landwirt hat die beiden wesentlichsten Bestandteile des Einkommens, Wohnung und Nahrung, auf alle Fälle. Und er ist nicht, wie der Fabrikant, auf eine Art von Produkten beschränkt. Wird dem kleinen Landwirt in böser Zeit die Steuer erlassen oder verzichtet er auf Kulturausgaben, so kann er ein paar Jahre ganz ohne Geld auskommen; aber er löst auch bei Mißwachs des Getreides noch Geld aus Milch, Butter, Kälbern, Schweinen, Obst und dergleichen. Ich habe sogar einen Rittergutsbesitzer gekannt, der weder Getreide noch Kartoffeln verkaufte, sondern alle Körner- und Hackfrüchte auf seinem Hofe verfütterte; Geld löste er nur aus Milch, Vieh, Wolle und Raps. Also das landwirtschaftliche Einkommen wird nur zum Teil von der neuen Definition erfaßt, und diese ist darum gefährlich, weil sie dazu ver-

leitet — der erste, der sich solcher Verleitung schuldig gemacht hat, ist Thünen gewesen —, die Landwirtschaft vorzugsweise oder rein kaufmännisch aufzufassen. Unsere „rationellen" Landwirte tun das ja schon zumeist. Als sie vor dreißig Jahren klagten, rief man ihnen von links her zu: „Die Landwirtschaft ist ein Geschäft wie jedes andere Geschäft und will kaufmännisch betrieben werden; weil ihr das nicht versteht, seid ihr in Not geraten." Sie haben es seitdem gelernt, und nun ist es denselben Herren wieder nicht recht. Als vor einem Jahre eine landwirtschaftliche Genossenschaft Maßregeln zur Hebung des Milchpreises vorschlug, erklärte eine große und hochangesehene demokratische Zeitung das für Wucher; Milch sei ein Volksnahrungsmittel, und Volksnahrungsmittel dürften nicht so wie andere Waren bloß nach kaufmännischen Grundsätzen behandelt werden. Noch gefährlicher aber ist diese Behandlungsweise für die Volkswirtschaft. England hat den kaufmännischen Grundsatz: dort kaufen, wo man am wohlfeilsten kauft, auch auf die Nahrungsmittel angewandt, und ist dadurch in die gefährliche Lage geraten, die voriges Jahr der Transportarbeiterstreik grell beleuchtet hat, und die der Grubenarbeiterausstand noch weiter beleuchtet.

Außer dieser Definition habe ich nur ein paar Wendungen von untergeordneter Bedeutung gefunden, deren Exaktheit mir anfechtbar erscheint. Das allermeiste in dem Buche ist unanfechtbar, zum Teil neu, und durchweg von höchster Wichtigkeit. Um niemandem die Mühe des Selbstlesens zu ersparen, unterdrücke ich die Lust, ein ausführliches Referat zu liefern, und hebe nur die drei Einsichten hervor, deren Erschließung mir als das Hauptverdienst des Werkes erscheint. Die eine gilt der technischen Idee, die Wolf als vierten Produktionsfaktor den altbekannten: Natur, Kapital, Arbeit zugesellt, die ohne jenen vierten tot sind. Das zweite hochverdienstliche ist eine völlig genügende Behandlung der Bevölkerungslehre, in welcher genau angegeben wird, in welchem Sinne und wie weit das Gesetz von Malthus gilt. Es gilt auch heute noch (abgesehen von seiner mathematischen Fassung, nur als Tendenz des Menschengeschlechts, sich rascher und stärker zu vermehren als die Nahrungsmittel) in ganz Asien und in Rußland, überall da, wo noch der ungehemmte Naturtrieb waltet, im Bunde mit Tradition und Religion. Es gilt nicht mehr in den Kulturstaaten, bei deren Bewohnern rechnerischer Rationalismus den von Malthus empfohlenen moral restraint — meistens nicht gerade auf sehr moralische Weise — schon übt. Besonders interessant ist der in einem Anhang geführte Nachweis, daß im Deutschen Reiche die Geburtenziffer abnimmt genau im Verhältnisse zur Zahl der sozialdemokratischen Stimmen, die ein Wahlkreis abgibt, und zunimmt genau im Verhältnis zur Zahl der Zentrumswähler des Wahlkreises. (Dazu zwei kleine Ergänzungen. Gury teilt in seinem Compendium Theologiae moralis eine Anfrage des Bischofs Bouvier von Sens mit, wie sich die Beichtväter gegenüber den höchst verderblichen Praktiken verhalten sollten, die von fast allen jungen Ehemännern zur Verhinderung der Zeugung geübt würden. Weil die Beichtväter bisher danach geforscht und dagegen geeifert hätten, mieden die Männer den Beichtstuhl und drohe allgemeine Unkirchlichkeit. Die Pönitentiarie antwortet darauf unterm 8. Juni 1842 mit Berufung auf Liguori: die Beichtväter hätten nach solchen Dingen nicht zu fragen und nur dann darauf einzugehen, wenn der Pönitent oder die Pönitentin selbst davon spreche. Die Franzosen schützt ihr Katholizismus nicht, weil sie teils den Glauben verloren haben, teils ihn, als Romanen, nicht ernst nehmen; der Deutsche nimmt alles ernst, also, wenn er Katholik ist, auch die ihm von seiner Kirche auferlegten Gewissenspflichten; das macht die Katholiken vorläufig noch, mit Wolf zu reden, zum Pivot der Volksvermehrung in Deutschland. Und zum anderen: die Krankheit hat auch die deutschen Juden ergriffen, deren Zahl nicht mehr durch Geburtenüberschuß, sondern nur noch durch Zuwanderung aus dem Osten wächst oder wenigstens sich erhält; einer der jüdischen Autoren, die darüber klagen, Dr. Felix Theilhaber, seufzt: „es ist überhaupt schon faul, wenn der Fortpflanzungstrieb so durch den Intellekt geregelt werden soll.") Sehr schön zeigt Wolf, wie die heutige politische Lage von dieser Entwicklung beherrscht wird und in Zukunft noch mehr beherrscht werden wird; die gelbe Gefahr sei keine leere Einbildung.

Das dritte allerwichtigste in dem Buche ist Wolfs Zukunftsperspektive, welche die optimistischen Fortschrittsenthusiasten mit ganzen Strömen kalten Wassers übergießt. Er zeigt, daß wir mit dem technischen wie mit dem wirtschaftlichen Fortschritt nahe an den Grenzen angelangt sind, die von der Beschaffenheit unseres Planeten gezogen werden, der nun einmal zu klein ist für eine unbegrenzte Vermehrung des Menschengeschlechts, und daß uns eben der reißend schnelle Fortschritt der letzten anderthalb Jahrhunderte den weiteren Fortschritt in gleichem Tempo verbaut hat. Hunderte von packenden Beispielen führt er an zum Beweise dafür. Um von ihnen nur eins zu nennen: der Zentner Zucker kostete zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts 50 Mark, vor kurzem nach Magdeburger Notierung $8\frac{1}{2}$ Mark; um weitere $41\frac{1}{2}$ Mark kann er also nicht mehr abschlagen, selbst wenn er ganz umsonst geliefert wird. Alle phantastischen Träume von unendlicher Vermehrung der Nahrungsmittel, von Ersatz der zu Ende gehenden Kohle, von weiterer Erleichterung und Beschleunigung des Verkehrs werden teils als technische, teils als ökonomische Unmöglichkeiten nachgewiesen; wo etwa die Technik noch weiter kann, gebietet die Ökonomie Halt, indem bei der Anwendung der neuen Technik die Kosten den Ertrag übersteigen. (Das ist z. B. bei weiterer Steigerung der Kunstdüngung der Fall; hier tritt die kaufmännische Auffassung wieder als berechtigt hervor, abgesehen davon, daß der Nutzen mit jeder Steigerung kleiner wird und bei einem bestimmten Grade in Schaden umschlägt.) Von den Aussichten, die der optimistische Chemiker Ostwald eröffnet, wird nur eine als haltbar anerkannt: die auf bessere Ausnützung des Wärmegehalts der Kohle. Wolf hebt ausdrücklich hervor, daß die Ergebnisse dieser Untersuchung, die anzunehmen uns Tatsachen zwingen, seiner eigenen Natur, die ja, wie sein erstes bedeutendes Werk beweise, durchaus optimistisch angelegt sei, nicht weniger unangenehm seien als irgend einem anderen Menschen. Aber diesen fatalen Tatsachen unerschrocken ins Antlitz zu sehen, gebieten Vernunft und Pflicht, denn nur wenn wir sie anerkennen, werden wir mit dem Energievorrat unserer Erde (dessen Geringfügigkeit auch Ludwig Brinkmann im zweiten Bande des Jahrgangs 1911 der Neuen Rundschau S. 1556 ff. nachweist) richtig haushalten. Daß die Dämpfung des fröhlichen Enthusiasmus den Fortschritt hemmen werde, ist nicht zu befürchten: fortzuschreiten bis an die Grenzen der Möglichkeit, dazu zwingen uns die Nöte des Lebens.

Carl Jentsch-Neiße

Justiz und Verwaltung

Eine Lücke in unsrer Gesetzgebung. In der Verfassung des Deutschen Reiches vom 16. April 1871 bestimmt Artikel 57: „jeder Deutsche ist wehrpflichtig und kann sich in Ausübung dieser Pflicht nicht vertreten lassen." Von dieser Wehrpflicht sind bis jetzt nur ausgenommen die vor dem 11. August 1890 geborenen Helgoländer. Außerdem bestimmt der § 31 des deutschen Strafgesetzbuches: „die Verurteilung zur Zuchthausstrafe hat die dauernde Unfähigkeit zum Dienste in dem deutschen Heere und der Kaiserlichen Marine, sowie die dauernde Unfähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Ämter zur Folge." In § 34 desselben Gesetzbuches heißt es: „die Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte bewirkt ferner die Unfähigkeit, während der im Urteile bestimmten Zeit, 1. die Landeskokarde zu tragen, 2. in das deutsche Heer oder die Kaiserliche Marine einzutreten." Zwischen diesen Gesetzen klafft eine Lücke. Die Reichsverfassung bezeichnet es als eine Pflicht jedes Deutschen, eine gesetzlich bestimmte Zeit die körperliche Steuer des Heeresdienstes zu leisten. Da diese Pflicht aber zugleich auch als die Ehre aufgefaßt wird, des Königs Rock tragen zu dürfen, so soll ehrlose Gesinnung, die Zuchthausstrafe zur Folge hat, konsequenter Weise von der Ehre des militärischen Dienstes ausschließen. Wer Ehrverlust in Verbindung mit Gefängnisstrafen erlitten hat, soll für diese Zeit auch ausgeschlossen sein, da das Vaterland sich seiner schämt und ihn deshalb nicht der Ehre würdigt, seine Kokarde zu tragen. Wem der Ehrverlust zuteil wird, nachdem er schon Soldat geworden ist, der wird zwar nicht unbedingt aus dem Heere ausgestoßen, aber die Kokarde wird ihm genommen, damit er durch den Mangel derselben seinen übrigen Kameraden gegenüber gewissermaßen als warnendes und abschreckendes Beispiel hingestellt wird.

Welche praktischen Folgen ergeben sich hieraus? Seit Jahren leiden wir darunter, daß wir kein Volk mehr in Waffen sind; nur noch 50 Prozent unserer militärtauglichen Bevölkerung wird alljährlich eingestellt, da wir nicht genug Regimenter und Schiffe haben, um alle Wehrfähigen und Tauglichen auszubilden. Dieser Prozentsatz wird noch verstärkt durch die große Zahl der jungen Elemente, die schon, ehe sie militärpflichtig geworden sind, so viele Gefängnis- und Zuchthausstrafen erleiden, daß sie infolge ihres Ehrverlustes entweder auf lange Zeit hinaus nicht oder wegen vorgerückten Lebensalters nicht mehr einstellbar, oder infolge Zuchthausstrafe dauernd unfähig zum Militärdienst geworden sind. Dadurch ist Gefängnis- und Zuchthausstrafe eine Prämie für bewiesene Ehrlosigkeit geworden. Es gibt Elemente, und sie sind nicht allzuselten, die eine strafbare Handlung begehen und es auf Ehrverlust und Zuchthausstrafe ankommen lassen, um dem körperlich anstrengenden Militärdienste zu entgehen. Die ehrenvoll gesinnten jungen Leute müssen ihrer Dienstpflicht genügen, absichtlich unehrenvoll denkende aber drücken sich mit Hilfe des Gesetzes und des Zuchthauses um diese Pflicht gegen das Vaterland, gegen die Allgemeinheit herum. So gut wie die ehrenhaften jungen Leute zwei und drei Jahre ihrer für sie wertvollen wirtschaftlichen Lebenszeit dem Vaterlande opfern müssen, ebenso wäre es nur eine Forderung der Billigkeit und der ausgleichenden Gerechtigkeit, daß die Drückeberger, die wegen Ehrverlust und Zuchthausstrafe nicht in das Heer eingestellt werden können, zwei oder drei Jahre außer ihrer Strafe in Arbeiterabteilungen des Militärs untergebracht würden, wo sie im Dienste des Vaterlandes genau so lange unentgeltlich arbeiten müßten, als die anderen zu dienen verpflichtet sind Heute lachen sie sich ins Fäustchen, weil sie sich sagen, das Soldatsein und das Arbeiten für den Staat ist „für die Dummen". An eine Aufhebung der gesetzlichen Bestimmungen, die den Ausschluß vom Militär verlangen, darf man nicht denken, denn der Staat ist es seinen guten Söhnen schuldig, daß er sie vor der Berührung mit diesen bösartigen, pestartigen Elementen bewahrt.

Aber die Sache hat noch eine viel gewichtigere Seite. In den vergangenen Jahren waren die Zeitungen immer voll von Entrüstung über die französische Fremdenlegion, namentlich darüber, daß diese sich annähernd zur Hälfte aus deutschen Landeskindern rekrutiert, die also unter Umständen gezwungen werden, auf ihr eigen Fleisch und Blut in einem Kriege Frankreichs gegen Deutschland zu schießen. Man hätte sich nicht allein über diese französische Fremdenlegion aufregen sollen! In der holländischen Kolonialarmee, in der britischen Armee und Marine begegnen uns ebensoviel deutsche Söhne, die abseits gekommen sind und den Weg durchs Leben verloren haben. Woher bekommt denn England immer sein Menschenmaterial, um seine Flotte, die doppelt so groß ist wie die unserige, zu bemannen, trotzdem es an Menschenzahl uns unterlegen ist, trotzdem es die allgemeine Wehrpflicht als seiner unwürdig ablehnt? In den Gefängnissen und Zuchthäusern Deutschlands begegnen uns unzählige zu Krüppeln geschossene oder sonstwie invalid gewordene Leute, die uns davon erzählen, wie unsere halb erwachsene, einmal verbrecherisch gewordene Jugend es als ihre letzte Hilfe und als ihr letztes Asyl betrachtet, als Söldner in die Armeen dieser fremden Länder einzutreten und dort auf Jahre hinaus der Sorge für Obdach, Kleidung und Nahrung enthoben zu sein. Es wundert einen das um so weniger, als ja unsere Fürsorgevereine, Gefängnisvereine, Gefängnisgesellschaften bei der hochgespannten Konkurrenz, die im Angebot der Arbeitskraft auf dem Arbeitsmarkte herrscht, von Jahr zu Jahr es immer schwerer haben, die Nachwirkungen und Folgen der bürgerlichen Hinrichtung aufzuheben, die nun einmal die Verurteilung zu Gefängnis und Zuchthaus ewig sein und bleiben wird. Deshalb wäre es eine unendliche soziale Wohltat, wenn das Deutsche Reich einen Teil der Fürsorge für entlassene Gefangene auf seine Tasche nehmen würde und eine aus Söldnern bestehende Kolonialarmee schüfe, in der nicht ängstlich nach polizeilichem Sittenatteste und bürgerlichem Nationale gefragt würde, sondern wo all den gestrandeten Elementen unseres Volkskörpers, die unter der Konkurrenz des modernen Erwerbslebens unrettbar unter die

Räder kommen müssen, Gelegenheit gegeben würde, im Dienste des Vaterlandes ihr Brot, ihre Heimat und eine Lebensstellung zu finden, die es ihnen ermöglichte, auf Jahre und Jahrzehnte hinaus ihr Leben zu ordnen. Wir haben zu radikal mit dem Gedanken des Söldnerheeres gebrochen. Wenn man an das Ehrgefühl des alten deutschen Landsknechtes appelliert, dann erwacht dasselbe auch in manchem von Bureaukraten zu Ehrverlust und Zuchthaus verurteilten Schelm, der besser ist als sein Ruf und in seinem Leichtsinn die Folgen seines Handelns nicht ängstlich zuvor erwogen hat. England, Holland, Frankreich machen sich unsere Volkskraft schadenfroh und lachend zunutze und wir lassen sie aus bureaukratischer Engherzigkeit und ängstlicher Systematik unbenutzt zugrunde gehen. Sind solche Leute dann alt geworden und unbrauchbar, dann schleudert man sie wie eine ausgepreßte Zitrone auf die Gasse. Invalid und mürbe tauchen sie dann wieder in den deutschen Gefängnissen und Zuchthäusern auf. Irgendeine Verpflichtung gegen diese modernen Landsknechte übernehmen die fremden Staaten natürlich nicht, wir aber könnten aus solchen Elementen, die als Kolonialarmee von unbezahlbarem Werte sind, Pioniere machen, die unsere kolonialen Gebiete wirtschaftlich erschließen, wenigstens einige Hilfe dabei leisten würden. Mit einer solchen positiven sozialen Tat würde die Lücke des Gesetzes am besten geschlossen und dem Vaterlande und vielen seiner armen Söhne aufs beste geholfen sein.

Heinrich Reuß-Hamburg

Kulturgeschichte

Reiseberichte und ihre Verwertung für die Kulturgeschichte. Die Sehnsucht in die Ferne und die Lust am Wandern steckt dem Deutschen im Blute. Ursprünglich wohl allen Germanen eigen, hat sich dieser Charakterzug als ein Erbteil von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert im deutschen Volke ganz besonders lebendig erhalten. Die Form, in der er zutage trat, hat freilich oft gewechselt. Völkerwanderung, Römer- und Kreuzzüge, Kriegs- und Pilgerfahrten des Mittelalters sind Massenausdruck dieser Wanderleidenschaft, die Fahrten der mittelalterlichen Vaganten, die wie Heuschreckenschwärme manche Gegenden überfielen und mitunter zur wahren Landplage wurden, das „auf die Walze gehen" der Handwerksburschen, in späteren Jahrhunderten die Studienreisen der jungen Adligen nach Paris oder den italienischen Universitäten: alles das zeigt uns nur verschiedene Seiten dieser Wanderfreude, zeigt uns aber auch, daß die verschiedensten Kreise, gebildete wie ungebildete, hohe wie niedere, daran teil hatten. Wie die Motte nach dem Lichte, so zog es die germanischen Stämme nach der südlichen Sonne; wie jene in die lockende Flamme stürzt und sich die Flügel verbrennt, so wurde im Laufe der Jahrhunderte der Boden der südlichen Länder immer von neuem mit deutschem Blute getränkt.

Wanderfreude und Abenteuerlust, ein Ausfluß überschüssigen Kraftgefühls vielleicht, waren neben wirtschaftlichen und sozialen ursprünglich stark treibende Motive; Lernbegierde, Bildungsdrang, Wunsch nach Erweiterung des wirklichen und dadurch auch des geistigen Horizonts treten in späteren, rationalistischeren und bewußteren Jahrhunderten als neue hinzu. So machte der junge Adlige, der wohlhabende Kaufmannssohn des siebzehnten oder achtzehnten Jahrhunderts, wenn er seine Studien oder Lehrzeit in der Heimat beendet hatte, gern seine große Tour ins Ausland. Das gehörte so zum guten Ton. Meist unter Leitung eines Mentors ging er nach Italien, Frankreich oder England, um fremde Sitten und Gebräuche, andere Nationen und Lebensverhältnisse kennen zu lernen. Oft recht ins einzelne gehende oder auch durch ihre naive Offenherzigkeit und Beurteilungsweise amüsante Reiseberichte, sei es in der intimeren Form des Tagebuchs oder in der mehr oder minder vertraulicher Briefe, legten von dem Erlebten und Gesehenen Zeugnis ab. Poetisch oder nachdenklich veranlagte Naturen verschmolzen dann wohl Erlebtes mit Erdichtetem, und so entstanden Reiseerzählungen und -romane, die in manchen Zeiten zu einer richtigen Mode ausarteten. Diese literarischen Produkte durch verschiedene Perioden hindurch zu verfolgen, Individuelles von dem für die betreffende Periode Typischen darin zu scheiden, den wechselnden, bald sentimentalen oder tendenziösen, bald re-

alistischen oder subjektiven Charakter der Darstellung herauszuheben, das wäre gewiß eine lohnende und interessante Aufgabe, die noch zu erfüllen bleibt. Zu einer umfassenderen Geschichte des Reisens selbst wie der Reiseberichte könnte damit ein wertvoller Beitrag geliefert werden.

Was für Aufschlüsse können wir von solchen Reiseberichten oder -erzählungen erwarten, und welche Methode wäre bei ihrer wissenschaftlichen Verwertung anzuwenden? — Unbewußt trugen die Verfasser in ihre mannigfaltig gestalteten Reiseberichte bald mehr bald weniger von ihrem eigenen Gefühls- und Seelenleben, aus der Welt ihrer Ideale, Vorstellungen und Anschauungen hinein. Infolgedessen werden uns diese Berichte nach zwei Seiten hin Aufschluß geben: einmal zeigen sie uns die äußeren kulturellen und sozialen Verhältnisse bestimmter Epochen, also z. B. das Volksleben, die Gasthöfe, Preise, Sitten und Gebräuche usw.; anderseits aber offenbaren sie die Anschauungsweise des Schreibenden selbst. Das erste könnte man als das objektive, das zweite als das subjektive Element bezeichnen. In dem letzteren wären wieder zwei Faktoren zu unterscheiden: nämlich alles das, was dem Verfasser persönlich eigentümlich ist, und das, was er mit seiner Zeit gemein zu haben scheint und worin er uns nur als ein typischer Ausdruck ihres Gesamtdenkens und -empfindens entgegentritt. Selbstverständlich sind diese drei Elemente in den Berichten selbst zu einer Einheit verschmolzen, und oft wird es recht schwierig erscheinen, sie sauber zu scheiden. Aber im allgemeinen wird doch das eine oder andere überwiegen oder klarer entwickelt und stärker betont sein, und dies wird dem einzelnen Werk seine spezifische Färbung geben. Die Aufgabe ist nun, es so zu analysieren, daß diese Bestandteile klar heraustreten. Würde dieses nun bei einer größeren Anzahl gleichzeitiger Werke vorgenommen und das Ergebnis mit den Ergebnissen anderer Untersuchungen früherer oder späterer Perioden verglichen, so werden sich vermutlich gewisse Wandlungen im literarischen und ästhetischen Geschmack, in der Auffassung und Darstellung, vielleicht sogar bestimmte Entwicklungslinien zeigen.

Im ganzen also wäre eine solche „Geschichte des Reiseberichts" von drei Gesichtspunkten aus zu liefern: Was ergibt sich aus der Gesamtheit der Reiseberichte einer Zeit

1. für den äußeren Kulturzustand der Zeit (gesellschaftliche und soziale Verhältnisse, wirtschaftliche Lage, Verkehrswege und -mittel, Gasthöfe, Volksleben, Länderkunde usw.)? — Kulturgeschichte (oder vielleicht richtiger: Geschichte der Zivilisation);
2. für die Individualität des Verfassers, seinen Charakter, seine Persönlichkeit, ästhetische und Weltanschauung? — Biographie und Literaturgeschichte;
3. für das gesamte Geistesleben seiner Zeit? — Geschichte der Gesamtpsyche eines Volkes (Kulturgeschichte des Seelen- und Geisteslebens).

Wie man eine Geschichte des Liebes-, des Natur-, des religiösen Gefühls aus den Literaturdenkmälern einer Epoche herausdestillieren kann, so wird das auch bei Benutzung einer Geschichte des Reiseberichts möglich sein, und man könnte damit einen sicherlich nicht verächtlichen Beitrag liefern zur Geschichte des menschlichen Kultur- und Geisteslebens überhaupt (der Individual- und Gesamtpsyche im Lamprechtschen Sinne).

Dr. Bruno Barth-Friedenau

Reichsspiegel

(vom 21. bis 27. Mai)

Bank und Geld

Der Staatskommissar und die Berliner Börse — Spekulation am Kassamarkt — Ursachen der Kursschwankungen der Kassawerte — Unterschied zwischen Kassahandel und Terminmarkt — Die jüngsten Kurssteigerungen am Kassamarkt — Die wirtschaftliche Rolle der Börsenspekulation

Der Staatskommissar an der Berliner Börse hat sich veranlaßt gesehen, in einem Schreiben den Börsenvorstand auf die Ausschreitungen aufmerksam zu machen, welche seiner Ansicht nach sich die Spekulation am Kassamarkt der Industriewerte zu Schulden kommen läßt und der Erwägung anheimzugeben, ob nicht durch geeignete Maßnahmen, insbesondere durch eine Abänderung der jetzt üblichen Notierungsweise, diesen Mißständen abgeholfen werden könne. Dieser Schritt des Staatskommissars ist ein durchaus ungewöhnlicher und hat mit Recht das allergrößte Aufsehen hervorgerufen. Was gab den Anlaß zu solch auffälligem Vorgehen? Herrschen wirklich an unserer Börse so anarchische Zustände, daß ein Eingreifen von Aufsichtswegen erforderlich ist, um Ordnung zu schaffen und schwere Schäden abzuwenden? Nichts von alledem! Den äußeren Anlaß zu dem Eingreifen des Staatskommissars gab der Umstand, daß an der Berliner Börse seit einiger Zeit eine besonders lebhafte Spekulationstätigkeit am Kassaindustriemarkte zu beobachten ist. Diese steht indessen in ausgesprochenem Gegensatze zu dem Verhalten der Ultimomärkte, dem eigentlichen Tätigkeitsfeld der sogenannten Berufsspekulation. Denn während mit wenigen Ausnahmen die Kurse der hauptsächlichsten Spekulationswerte, insbesondere die Montanpapiere, eine Neigung zur Schwäche zeigen und erheblich niedriger notieren, als zu Beginn des Jahres, geschweige denn als zur gleichen Zeit des Vorjahres, sind unter den gegen Kasse gehandelten Werten eine große Anzahl zu verzeichnen, deren Kurse in wilden Sprüngen nach oben geeilt sind und in denen täglich die größten Schwankungen stattfinden. Schon dieses verschiedene Verhalten der beiden Märkte läßt erkennen, daß die Vorgänge am Kassamarkt nicht auf ein allgemeines Spekulationsfieber zurückgeführt werden können. Denn wenn die Börse zu Ausschreitungen geneigt ist, so pflegt dies zunächst und hauptsächlich im Terminmarkt in Erscheinung zu treten. Ganz natürlich; denn Ultimopapiere sind die Aktien der größten Banken, der bedeutendsten industriellen Gesellschaften. Ist die wirtschaftliche Konjunktur derart, daß sie eine aufsteigende Börsentendenz rechtfertigt, so wird die letztere sich daher zunächst und am entschiedensten in der Bewertung dieser Aktienkategorien geltend machen. Dies umsomehr, als gerade der Terminhandel der Spekulation eine sehr bequeme Handhabe bietet, die Preisgestaltung der wirtschaftlichen Beurteilung anzupassen, weil er von der effektiven Ware losgelöst ist. Es können jederzeit ohne weiteres Käufer eintreten, die nicht Willens sind, die gekaufte Ware effektiv zu beziehen, da sie bis

zum Abwicklungstag Zeit haben, ein Realisationsgeschäft vorzunehmen, und es werden auf der anderen Seite in der Regel sich immer Abgeber finden, die keine Warenbesitzer sind und nur darauf rechnen, sich vor dem Stichtage einzudecken. Diese Leichtigkeit des Handels verbürgt in normalen Zeiten eine gewisse Stetigkeit der Kursbewegung; denn zur gegebenen Zeit muß der Haussier wieder als Verkäufer am Markt erscheinen, wenn er nämlich realisiert, und umgekehrt der Baissier als Käufer, wenn er sich eindeckt. Wilde, sprunghafte Kursbewegungen im Terminmarkte gehören daher zu den größten Seltenheiten und werden in der Regel nur bei krisenhaften Erschütterungen der Börse vorkommen. Liegt aber der Terminhandel brach, stagnieren die Umsätze und bröckeln die Kurse ab, so ist dies ein sicheres Zeichen dafür, daß die Spekulation untätig ist, daß sie sich Zurückhaltung auferlegt, sei es nun, weil die gesamte wirtschaftliche Lage ihr keinen Anreiz bietet oder sei es, daß besondere Gründe — politisches Unbehagen, schwierige Geldverhältnisse und dergleichen — sie zur Vorsicht stimmen. Damit verträgt sich nun aber gleichwohl, daß auf dem Markt der Kassawerte große Kurssteigerungen Platz greifen. Denn dieser Markt ist der Tummelplatz der Außenseiter; hier inszenieren Wissende und Mitläufer oft ohne Willen durch unlimitierte Aufträge die größten Kursbewegungen. Dies erklärt sich daraus, daß hier der Handel und die Preisbewegung von der effektiven Ware abhängig ist; Käufer kann nur sein, wer die gekauften Stücke sofort abnehmen und bezahlen kann, Verkäufer nur, wer die Ware zur sofortigen Ablieferung zur Verfügung hat. Daher ist auf dem Kassamarkt ein bequemes Spekulieren auf die künftige Preisbewegung ausgeschlossen. Es läßt sich für den außerhalb der Börse Stehenden schlechterdings nicht absehen, welchen Einfluß auf die Preisgestaltung eine von ihm erteilte unlimitierte Order zum Kauf oder Verkauf haben wird. Denn die Ausführbarkeit der Order und die Kursbildung hängt ganz davon ab, ob und zu welchen Bedingungen sein Auftrag eine Gegenpartei im Markte findet. Will er beispielsweise kaufen und es ist kein Verkäufer im Markt, so ist der Auftrag unausführbar, der Kurs muß gestrichen werden; ist aber nur ein Verkäufer da mit sehr hoch limitiertem Verkaufspreis, so wird ohne weiteres der unlimitierte Kaufauftrag zu diesem hohen Kurse Ausführung finden. Ein preismilderndes Eingreifen der Spekulation, wie am Terminmarkt, ist hier unmöglich, weil trotz noch so verlockender Kurssteigerung niemand Ware zusagen kann, die er nicht hat und von der er nicht weiß, ob und wie er sie sich beschaffen kann. Die Preisbewegung am Kassamarkt ist also in einem hohen Grade von Zufälligkeiten abhängig, nämlich von dem Vorhandensein von Käufern und Verkäufern. Diese Eigentümlichkeit wird nun noch verstärkt durch die Art der Kursnotierung, die für Kassawerte gilt. Diese ist durchaus verschieden von der der Terminwerte. Im Ultimohandel können nämlich nur Abschlüsse über gewisse Minimalquantitäten gemacht werden, an den deutschen Börsen über 15000 Mark nominal. Jeder solcher Schluß muß aber kursmäßig bekundet werden. Daher besteht die Kursnotiz für den Ultimohandel eines bestimmten Papiers in einer Anzahl von Preisangaben, welche die Reihenfolge der Schwankungen im Verlauf der Börse verzeichnen. Anders die Kursnotiz der Kassawerte. Diese ist ein Kompensations- oder Einheitskurs. Es wird nur ein einheitlicher Kurs notiert, der so bemessen wird, daß zu ihm alle unlimitierten Kauf- und Verkaufsaufträge, ferner die limitierten Kaufaufträge, soweit sie gleich hoch

oder höher sind, die limitierten Verkaufsaufträge, soweit sie gleich hoch oder niedriger sind, Ausführung finden müssen. Nun ist klar, daß für die Zahl der Umsätze einer bestimmten Aktie die Gesamthöhe des Aktienkapitals von größtem Einfluß ist. Bei kleinem oder sehr kleinem Aktienkapital wird in der Regel die Ware am Markte fehlen und das Spiel der Zufälligkeit in der Preisbewegung verschärft. Aus diesem Grunde ist ja auch die Zulassung einer Aktie zum Börsenhandel an ein Minimalkapital von einer Million, die Zulassung zum Ultimohandel an ein solches von zwanzig Millionen Mark geknüpft. Angesichts dieser Eigentümlichkeiten des Kassahandels leuchtet es ein, daß sich in einem oder mehreren Wertpapieren große Wertverschiebungen vollziehen können, ohne daß die Börsentendenz dabei im Spiel ist, ja ohne daß auch nur die Summe der Umsätze irgendwie erheblich zu sein braucht. Gesetzt, es liegen bei einer Gesellschaft Umstände vor, die auf den Kurs voraussichtlich günstig wirken, etwa eine Kapitalserhöhung mit sehr vorteilhaften Bezugsrechten, eine große Gewinnsteigerung, oder ein günstiger Patentverkauf, so sind es naturgemäß zuerst die Mitglieder der Verwaltung und die diesen nahestehenden Kreise, welche um diese Dinge wissen. Es ist menschlich, daß sie diese Kenntnis auszunutzen suchen. Es werden also Kaufaufträge am Markte erscheinen. Diese müssen eine preissteigernde Wirkung ausüben. Geht aber der Kurs in die Höhe, so meldet sich erfahrungsgemäß sofort eine Reihe von Mitläufern, die in der Hoffnung auf schnellen Kursgewinn unlimitierte Orders an den Markt legen. In dem Maße, wie der Kurs steigt, wird aber die effektive Ware am Markte seltener. Denn es ist eine bekannte Tatsache, daß die Besitzer — ganz im Gegensatz zur berufsmäßigen Spekulation — bei steigenden Kursen ihre Papiere festhalten und nicht zum Verkauf bringen. Aus dieser Konstellation — unlimitierte Kaufaufträge und Mangel an Ware — erklären sich dann die sprunghaften, oft alles Maß überschreitenden Kurssteigerungen. Wenn also beispielsweise die Aktien der Vogtländischen Maschinenfabrik — der Fall, der den unmittelbaren Anlaß zum Einschreiten des Staatsministers gegeben hat — an einem einzigen Tage um 90 Prozent gestiegen sind, um in wenigen Tagen wieder ebensoviel zu fallen, so läßt sich hier die Richtigkeit unserer Darstellung gleichsam ad oculos demonstrieren. Es handelt sich hier um ein gut rentierendes Unternehmen, welches in den letzten drei Jahren seine Dividende von zehn auf dreißig Prozent erhöht hat und Reserven besitzt, die noch über das Aktienkapital von 3,5 Millionen hinausgehen. Die Gesellschaft hat ein wertvolles Patent, eine Erfindung ihres technischen Direktors, einen Stickautomaten, der in der Stickerei-Industrie eine förmliche Umwälzung hervorgerufen hat. Der Kurs der Aktien ist in Würdigung dieser besonderen Verhältnisse der Gesellschaft stark in die Höhe gegangen. Nun verlautete plötzlich, daß ein Verkauf des Patentes nach Amerika in die Wege geleitet sei, und daß der Gesellschaft daraus enorme Gewinne in Aussicht ständen, welche zur Ausgabe von Gratisaktien Verwendung finden sollten. Was an diesen Gerüchten, die durch eine Reise des Direktors nach Paris unterstützt wurden, Wahres sei, konnte außerhalb der Verwaltung niemand wissen. Diese aber hüllte sich in Stillschweigen. Was ist also natürlicher, als daß bei dem geringen Aktienkapital vielleicht Käufe von orientierter Seite, noch wahrscheinlicher nur die Käufe des durch solche Gewinnaussichten angelockten Publikums ein solches Emporschnellen des Kurses bewirkten? Und

wer will entscheiden, ob diese sich zunächst als zufälliges Resultat ergebende Kursbewertung mit den tatsächlichen Verhältnissen ganz außer Einklang steht? Die Börse hat es doch kurz vorher erlebt, daß die Aktien der Gold- und Silberscheideanstalt mit Berufung auf ähnliche Gerüchte bis nahezu an 1200 Prozent in die Höhe sprangen und daß schließlich diese enorme Kurssteigerung sich als gerechtfertigt herausstellte, weil die Gesellschaft ihren Aktionären junge Aktien zum Kurse von 150 Prozent, also mehr als 1000 Prozent unter dem Marktpreis anbot. Und ähnlich verhält es sich fast in allen anderen Fällen, auf welche man verweist, um die Kurssteigerungen am Kassaindustriemarkt als das Resultat einer zügellosen Spekulation zu kennzeichnen. Allenthalben handelt es sich um vorzüglich geleitete, gut rentierende Gesellschaften, deren besondere Verhältnisse es wahrscheinlich machen, daß den Aktionären Vorteile außergewöhnlicher Art winken. Die Zahl dieser Gesellschaften ist immerhin beschränkt, es sind im Grunde doch nur wenige, wie Hagen Akkumulatoren, Löweaktien, Höchster Farbwerke, Riebel und andere chemische Aktien (Anilin Treptow, Elberfelder) und einige Maschinenfabriken. Bei allen diesen Gesellschaften, auch bei denen mit hohem Aktienkapital, ist aber zu beobachten, daß große Posten des Kapitals sich in festen Händen, sei es der Vorbesitzer, sei es der Verwaltung selbst befinden. Auch hier spielt also bei der Kurssteigerung das Moment des beschränkten Marktes eine erhebliche Rolle. Darf man nun angesichts dieser Verhältnisse ohne weiteres ein Klagelied auf die Ausschreitungen der Spekulation anstimmen und ganz nach dem Muster des alten Polizeistaates sofort zur Reglementierung greifen? Wir meinen, nichts wäre ungerechtfertigter, als ein solches Verfahren.

Wir sind überhaupt in Deutschland viel zu sehr geneigt, sofort mit behördlichen Maßnahmen dazwischen zu fahren, sobald irgendwelche Erscheinungen des Wirtschaftslebens mit dem Kanon nicht übereinstimmen, nach dem man dasselbe zu beurteilen gewohnt ist. Ganz besonders gilt das von der Börse, deren Daseinsbedingungen und deren volkswirtschaftliche Funktion weiten und zwar auch intelligenten Kreisen unserer Bevölkerung ein Rätsel bleiben.

Im Ausland ist das anders. In Paris, in London oder New York wird sich niemand darüber aufregen, wenn eine Aktie auf das Vielfache ihres Nominalbetrages steigt, bei uns waltet gleich der Verdacht ob, daß der Börsenunkundige geprellt wird und daß Maßnahmen erforderlich seien, den ahnungslosen Hinterwäldler zu schützen. Wir haben aus dem verfehlten Experiment des Börsengesetzes vom Jahre 1896 noch immer nicht genügend gelernt. Eine leistungsfähige Börse ist für einen im Mittelpunkt des Welthandels- und Kapitalverkehrs stehenden Staat eine unbedingte Notwendigkeit; schon die Rücksichtnahme auf den Staatskredit, dessen Hebung und Pflege doch gerade augenblicklich unserer Regierung so am Herzen liegt, macht eine verständnisvolle Behandlung und eine Förderung der Börse unerläßlich.

Spectator

Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

China, Rußland und Europa

eit der chineſiſche Koloß in Bewegung geraten iſt und in immer ſtärker werdenden Äußerungen ſeine Energie zu ſelbſtändigem politiſchen Leben kundgibt, wachſen die Beſorgniſſe Europas im Hinblick auf die Frage, was aus ſeinen Völkern werden ſoll, wenn jenen vierhundert Millionen Chineſen die Luſt ankäme, die alte Welt mit ihrer Maſſe und deren Fleiß und Anſpruchsloſigkeit zu erobern. Noch hat kein Volk des Weſtens ſich bemüht, Mittel zu finden, um die drohende Gefahr abzuwenden. Im Gegenteil, alleſamt: England, Deutſchland und Frankreich haben durch ihre fortgeſetzten, zum Teil recht ſtürmiſchen Verſuche, in Chinas Wirtſchaftsleben einzudringen und ſich darin feſtzuſetzen, nur dazu beigetragen, die Aktivität ſeiner Bewohner zu wecken und ſie zu wirtſchaftlichem Gegenſtoß zu reizen. Nur Rußland, das auf mehr als 7000 Kilometer an China angrenzt, iſt mit praktiſchen Mitteln darangegangen, der vom fernen Oſten her einſetzenden neuen Völkerwanderung einen Damm entgegenzuſtellen.

Die Verſchiedenartigkeit im Verhalten der europäiſchen Völkergruppen iſt natürlich und verſtändlich. Das Intereſſe der Weſtvölker an China beruht auf rein händleriſchen Erwägungen. Für ſie kommt das ſogenannte Land der Mitte in erſter Linie als Ausfuhrland in Frage, als Ausfuhrland im weiteſten Sinne für Waren, Kapital und Kopfarbeit. Nationalpolitiſche Geſichtspunkte, die nicht zugleich wirtſchaftspolitiſche wären, ſpielen für den deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Kaufmann um ſo weniger eine Rolle, als die nationalen Gefahrenmomente dem Weſten Europas noch nirgends greifbar entgegentraten. Der chineſiſchen Kultur ſtehen wir trotz Richthofen, Grube und verſchiedener „Seminare für orientaliſche Sprachen“ noch gänzlich verſtändnislos gegenüber. Die chineſiſche Maſſe iſt dem Weſten ſo gut wie unbekannt; er empfindet ihr Daſein darum auch nicht als Gefahr, wenn auch die verſchiedenen Raſſentheoretiker warnend ihre Kaſſandrarufe ertönen laſſen.

In Rußland liegen die Dinge wesentlich anders. Die Rassenfrage als solche hat zwar für das Russische Reich keine rechte Bedeutung, nachdem Volksstämme fast aller Rassen unter den Schutz des weißen Zaren getreten sind. Sogar die nach preußischem Muster organisierte Armee weist unter den Offizieren jüdische Karaimen, buddhistische Mongolen und allerlei Farbige auf. Wirtschaftlich ist China für Rußland niemals Exploitationsobjekt gewesen und kann es in absehbarer Zeit auch nicht werden, weil seine eigene wirtschaftliche und kulturelle Kraft noch nicht entsprechend gewachsen ist. Wohl aber sind Chinesen und Russen Konkurrenten auf dem innerasiatischen Markte, wobei sich die Russen nicht immer als die Stärkeren erweisen. Der von Osten in das russische Reich eindringende Chinese bildet überdies als Feld- und Bergwerksarbeiter eine notwendige Ergänzung des russischen Arbeiters, dem er in vielen Dingen überlegen ist. Schließlich bringen die Chinesen aber auch schon als Landsucher in Russisch-Asien ein und zwar nicht etwa losgelöst von der chinesischen Heimat, vielmehr wie die Fangarme riesiger Seeungeheuer fest mit dem Leibe des Mutterlandes verbunden. Der in großen Scharen auswandernde Chinese ist unbewußt und bewußt Träger des chinesischen Kultur- und Staatsgedankens und darum bedeutet sein Eindringen in das russische Reich zugleich eine friedliche Eroberung russischen Bodens durch das Reich der Mitte. Hiergegen ist mit friedlichen Mitteln einstweilen nicht anzukommen. Die Früchte einer mit größerem äußeren Erfolg betriebenen Politik der Zaren könnten in wenigen Jahren vernichtet werden.

Gegenwärtig stehen die Dinge an der Nord- und Nordwestgrenze des chinesischen Reiches so, daß die chinesische Einwanderung schon altes russisches Gebiet bedroht, während die Nomadenvölker in der Mongolei und in der Kirgisensteppe ihre Selbständigkeit zugunsten des chinesischen Großkapitals verloren haben. Die russische Regierung hilft sich zunächst damit, daß sie die Ansiedlung von Chinesen in den von Rußland militärisch besetzten Gebieten, wie im Amurgebiete und in Sibirien verbietet. Das Verbot steht indessen nur auf dem Papier, solange die Russen genötigt sind, alljährlich hunderttausenden chinesischen Saisonarbeitern Einlaß zu gewähren, um die Kulturarbeiten, wie Eisenbahnbauten zu bewältigen, aber auch um die regelmäßige Feldarbeit besorgen zu können, die die Verpflegung der im Osten dislozierten Armee sicherstellen muß.

Was dort oben in Ostasien zwischen Rußland und China vorgeht, läßt sich sehr wohl vergleichen mit dem was Westeuropa an den Ostgrenzen Deutschlands erlebt, wo es alljährlich über einer Million osteuropäischer Wanderarbeiter Erwerb geben muß, um den Anforderungen des allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwungs gerecht werden zu können. Allen gesetzlichen Maßnahmen und polizeilichen Vorschriften zum Trotz bleibt ein gewisser, wenn auch nur geringfügiger Prozentsatz dieser Osteuropäer sitzen und erzwingt sich das Bürgerrecht.

Die russische Regierung sucht nun dem Vordringen der Chinesen dadurch die angedeutete politische Bedeutung zu nehmen, daß sie an den asiatischen Grenzen einen breiten Gürtel ausschließlich der Kolonisation durch russische

Bauern zur Verfügung hält. Soweit die Wirksamkeit der transsibirischen Bahn reicht, sind, wenn auch unter recht erheblichen Opfern, Erfolge erzielt worden. Aber sie bedeuten Tropfen im Meer gegenüber den ungeheuren Anforderungen, die gestellt werden müssen. Die russischen Bemühungen werden vor allem beeinträchtigt durch die riesigen Entfernungen, die die bedrohten Gebiete vom russischen Stammlande trennen. Sie bedeuten im Zeitalter des Verkehrs um so größere Hindernisse für jede Entwicklung, je weniger sie selbst mit Verkehrsmitteln ausgerüstet sind und je loser ihre Verbindung mit den benachbarten Verkehrsnetzen ist. Dieser Mangel zwingt die Regierung, an dem alten kostspieligen Verfahren militärischer Kolonisation festzuhalten, doppelt unfruchtbar in heutiger Zeit, als es die für Wegebau erforderlichen Mittel verschlingt und somit ein wahres Hemmnis für eine Kolonisation nach modernen Gesichtspunkten bildet. Von den sonstigen Nachteilen jeder militärischen Okkupation, wie übermäßig starkes Vordrängen militärischer Gesichtspunkte zum Nachteil gewerblicher, sozialer, rechtlicher und kultureller braucht nicht gesprochen zu werden.

Diese Beobachtungen haben in der russischen Regierung schon seit mehr als einem Jahrzehnt die Frage immer wieder auftauchen lassen, wie die Kolonisation und Ansiedlung russischer Bauern in Sibirien wirtschaftlicher und politisch wirksamer durchgeführt werden könnte. Jetzt scheint man sich zu der Überzeugung durchgerungen zu haben, daß dies nur dann erreicht werden könnte, wenn Rußland seine Kolonien mit der Heimat durch gute Eisenbahnen verbindet. Und so sind denn auch die führenden russischen Blätter voll von Projekten über die Verlängerung der russischen Bahnen über die Wolga hinaus, über den Ausbau der sibirischen Eisenbahn, über die Anlagen von Zweigbahnen usw. Alle solche Projekte sind indessen von vorwiegend lokaler Bedeutung und kommen wohl den Wünschen der einzelnen Gouvernements und Gebiete Sibiriens entgegen, aber sie tragen alle den Todeskeim in sich: sie bieten für Jahrzehnte keine Aussicht, rentabel zu werden, weil sie für viele Jahrzehnte nur einseitig Ausfuhrbahnen, nicht aber zugleich Einfuhrbahnen sein können. Mit anderen Worten: sie weisen gegenüber der militärischen Kolonisation nicht die ins Auge springenden Vorteile auf, deren es bedürfte, um das System mit gutem Gewissen zu ändern.

* * *

Den Mangel der Unrentabilität beseitigt ein Projekt, das seit etwa drei Jahren in Rußland von ernsthafter Seite bearbeitet wird, nachdem es in Westeuropa als Teil einer Linie Rotterdam—Peking—Shanghai schon vor mehr als vierzig Jahren erörtert wurde*). Neuerdings soll ein entsprechender Plan auch das Interesse der russischen Regierung gefunden haben. Es gilt das Herz Rußlands mit dem Herzen Chinas zu verbinden und die Parole auszugeben: **Moskau—Peking in vier Tagen!**

*) U. a. von Dr. Meissel im Jahre 1871: „Die europäisch-asiatische Eisenbahnlinie Rotterdam—Tientsin", und von Ferd. Freiherr von Richthofen in einem in der Geographischen Gesellschaft zu Berlin gehaltenen Vortrage.

Das Projekt gründet sich auf den durchaus einleuchtenden Satz: eine Eisenbahn, die rentabel sein soll, darf ihr rollendes Material nicht leer laufen lassen, muß also Hin- und Rückfracht haben; solches ist aber nur möglich, wenn sie Gebiete verbindet, zwischen denen ein Güteraustausch von der Größe möglich ist, der dem für den Bahnbau aufgewendeten Kapital entspricht.

Wahrlich ein einfacher Gedanke! So schön aber und so sehr durchzogen von ideellen Ausblicken, daß man fürchten muß, er sei angesichts der menschlichen Schwächen und des menschlichen Eigennutzes undurchführbar.

Immerhin sei es versucht, die Bedeutsamkeit des Problems und die sich aus seiner Durchführung ergebenden Möglichkeiten aufzudecken.

Nach den mir bekannt gewordenen Vorschlägen soll die neue Eisenbahn, was Schnelligkeit, Bequemlichkeit und Exaktheit der Beförderung anbetrifft, den größten Ansprüchen Westeuropas genügen; ferner soll sie mit allen Hilfsmitteln der Technik ausgerüstet sein, um die schnellste Beförderung der umfangreichsten Massengüter zu gewährleisten.

Die Streckenführung soll auf möglichst grader Linie von Moskau nach Semipalatinsk (3450 Kilometer) erfolgen, und sich von dort aus den Gebirgszügen des Altai, den Eigentümlichkeiten der südlichen Mongolei und der chinesischen Gebirge anpassend, nach weiteren 3500 Kilometern Peking zuwenden. Von der chinesischen Regierung erwartet man, daß sie die Forderung aufstellt, die seit kurzem eröffnete Strecke Peking—Kalgan in die Linienführung aufzunehmen, während von russischer Seite dahin gewirkt werden dürfte, die Linie Moskau—Ssaratow einzuschließen. Die privaten Förderer des Gedankens Moskau—Peking stehen einer solchen Möglichkeit nur mit gemischten Gefühlen gegenüber: wenn auch die Hineinziehung bereits bestehender Bahnstrecken einige Vorteile zu haben scheint, etwa die Verringerung des Kapitalaufwandes, so soll man diese nicht überschätzen. Die in Frage kommenden Bahnen sind nämlich so minderwertig eingerichtet, daß es erheblicher Aufwendungen bedürfte, um sie auf die gewünschte höchste Höhe der Leistungsfähigkeit zu bringen, und dann bedeutet ihre Einfügung in jedem Falle eine Verlängerung der Fahrt und somit auch eine Verteuerung für die Durchgangstransporte, die aber sind es, auf deren Hereinziehung der größte Wert gelegt werden mußte, sofern die Bahn die ihr zugedachte weltpolitische und kulturelle Bedeutung haben soll.

Die russische Strecke, wie sie einstweilen gedacht ist, würde von Moskau in ostsüdöstlicher Richtung durch den nördlichsten Teil des getreide- und industriereichen Gouvernements Rjäsan gehen, dann durch die waldreichen, im übrigen ebenso beschaffenen südlichen Kreise von Wladimir und Nischni-Nowgorod, also auf einer Strecke von 500 Kilometern die am dichtest bevölkerten Teile Rußlands durchqueren, alsdann die schwarze Erde des Gouvernements Ssimbirsk durchschneiden, bei der Stadt Ssimbirsk selbst die Wolga überschreiten und weiter durch das viehreiche Land der Mordwinen und Tschuwaschen, durch die Basch-

kirensteppe des südlichen Ufa, dem Ural zueilen. Dort würde sie in der Nähe des Tolkassees, 513 Meter über dem Meeresspiegel, ihre höchste Höhe erreichen. (Zweiter Teil der Strecke 700 Kilometer.) Dann ist die Bahn durch die Kirgisensteppe im südlichen Sibirien gedacht, deren nördlichster Streifen in einer Breite von rund 200 Kilometern von hervorragender Fruchtbarkeit und Besiedlungsfähigkeit ist. Bei Semipalatinsk (dritter Teil der Strecke 1750 Kilometer) würde die neue Linie die eben in Angriff genommene Zweigbahn zur transsibirischen Bahn erreichen*).

Die in Aussicht genommene sibirische Teilstrecke kreuzt vier schiffbare Ströme, auf denen schon gegenwärtig ein lebhafter Warenverkehr stattfindet, nämlich Tobol, Abugan, Ischim und Irtisch, die alle nach Norden, also auch zur transsibirischen Eisenbahn, fließen. Der russische Teil der Strecke würde in der Nähe des schon gegenwärtig industriereichen Altai endigen (vierter Teil der Strecke 400 Kilometer), gleichviel ob er dem tief in das Felsgestein hineingesprengten Lauf des Schwarzen Irtisch zu folgen hätte oder, ob er sich, um bautechnische Schwierigkeiten zu umgehen, südwärts in die Steppe um den Saissansee wagte.

Oberhalb Semipalatinsk beginnen von der einen Seite die Ausläufer des Altai, von der anderen Seite allerhand kleinere Gebirgszüge sich mehr und mehr dem Irtisch zu nähern, bis sich die Berge bei Ust-Kamenogorsk zu einer Felsenklamm schließen, die nicht einmal einen Fußpfad neben dem Flußbett zuläßt. Aus diesem Grunde ist wohl auch anzunehmen, daß für die Linienführung der Bahn von Semipalatinsk aus eine südliche Richtung, d. h. eine Umgehung der den Strom einengenden Gebirge angenommen wird, etwa dem Wege Semipalatinsk—Kokpektinsk folgend. Nach Überschreiten eines nicht allzuhohen Passes würde sie das Tal des Kokpekty erreichen, eines Zuflusses des Saissansees, der oberhalb des Irtischdurchbruches in ein weites flaches Becken eingelagert ist und vom Schwarzen Irtisch durchströmt wird. Den See auf der offenen südlichen Seite umgehend, würde die Bahn, die Stadt Saissansk berührend, die hier verhältnismäßig leicht zugängliche Grenze des chinesischen Reiches entweder unweit des Ausflusses des Schwarzen Irtisch oder unweit des Sees Ulungur und der an ihm gelegenen chinesischen Grenzstadt Bulun-Tochoi überschreiten.

Die in Frage kommenden Gebiete gehören zu den wirtschaftlich aussichtsreichsten des ganzen Kirgisensteppengebiets: Der gebirgige Charakter dieses Teils schützt die zum Landbau geeigneten Stellen der Täler und kleineren Ebenen vor den Sandstürmen der offenen Steppe und wirkt somit der Austrocknung entgegen. Dazu tritt das verhältnismäßig reichliche Vorhandensein von kleinen, von den Gebirgen kommenden Flüssen, die Kulturen mit künstlicher Bewässerung möglich machen. Daher hat der Ackerbau trotz der geringen Niederschläge hier leidlich günstige Aussichten. Zurzeit treten Ackerbauerzeugnisse allerdings noch hinter

*) Über die hier erwähnten Teile der Kirgisensteppe findet der Leser u. a. gutes Material in den Sammelbänden „Woprossy Kolonisaziji" (Fragen der Kolonisation), die seit 1907 in Petersburg erscheinen; mir liegen die Bände 1 bis 7 vor. G. Cl.

Viehzuchterträgen zurück. Es handelt sich vor allem um Wolle, Haare, Häute, Felle, Talg, Därme usw., die zurzeit in einer Wertsumme von 5 bis 10 Millionen Rubel jährlich nach und über Semipalatinsk hinaus gelangen mögen, und die alle zu den Erzeugnissen gehören, die auf dem Weltmarkt zu steigenden Preisen immer mehr gesucht werden.

Nach Inbetriebsetzung der Bahn würde dazu sicher ein ähnlicher Schlachtbetrieb treten, wie er jetzt an der sibirischen Bahn stattfindet, wo von Petropawlowsk und Kurgan aus die Märkte Moskaus und Petersburgs mit Fleisch versorgt werden. An der sibirischen Bahn werden jährlich rund hunderttausend Stück Rindvieh aus der Kirgisensteppe geschlachtet und die Rümpfe beim ersten Frost nach Rußland verfrachtet. Überdies ist die Kirgisensteppe imstande, jährlich Hunderttausende von Schafen abzugeben.

Als steigerungsfähig wird sich auch der Butterversand und die Ausfuhr von Geflügel und Eiern erweisen —, die schon jetzt, gestützt auf die Irtischschiffahrt in Semipalatinsk, Ust-Kamenogorsk und Saissansk Bedeutung gewonnen haben. Günstig liegen auch stellenweise die Verhältnisse für die Bienenzucht. Ausdehnungsfähig ist ferner die Fischerei.

Ein weiterer Reichtum des Gebietes besteht in Mineralschätzen. Die Berge zwischen Ust-Kamenogorsk und Kokpektinsk sowie die nördlichen Randgebirge des Saissansees sind schon jetzt als reich an Edelmetallen bekannt, obwohl die geologische Erforschung nur eine oberflächliche ist. Goldfundstellen allein sind an vierhundert erschlossen. Der Goldgehalt der Erze scheint an 20 Gramm auf die Tonne heranzureichen. Vermutlich hätte der Erzgoldabbau schon jetzt bedeutendere Fortschritte gemacht, wenn nicht die Betätigung von Ausländern in diesen Gebieten an eine jedesmalige besondere Erlaubnis der höchsten Instanzen gebunden wäre. Neben Gold verdienen Kupfervorkommen Beachtung.

Die Bahn würde die Abbauwürdigkeit mancher bisher ungenutzter Fundstellen sichern. Ob die Eisenerze des Gebietes hochwertig genug sind, um eine Ausfuhr auf weite Entfernungen zu lohnen, ist die Frage; eine Verhüttung an Ort und Stelle hat mit Mangel an geeigneten Kohlen zu kämpfen. Kohlen sind in der Kirgisensteppe, am Irtisch und am Saissansee bisher nur in minderwertigen, zur Verkokung nicht geeigneten Qualitäten gefunden worden. Silber, Blei, Maganerz, Graphit, Halbedelsteine sind weitere in dem Einflußbereich der Bahn vorkommende Bodenschätze. An Arbeitskräften fehlt es nicht; Tausende und Abertausende von verarmten Kirgisen stehen als willige, wenn auch nicht besonders leistungsfähige Arbeiter bei niedrigen Löhnen zur Verfügung.

Es ergibt sich also, daß das Gebiet, das zwischen Semipalatinsk und der chinesischen Grenze von der geplanten Bahn durchlaufen werden würde, an sich schon eine Oase von bemerkenswerten wirtschaftlichen Möglichkeiten darstellt gegenüber den Steppen und Wüsten, die westlich und östlich die Bahntrace begleiten. Dazu kommt aber noch die günstige Verkehrslage des Bezirks:

Nach Semipalatinsk laufen von Süden wichtige Karawanenstraßen aus Russisch-Zentralasien, anderseits von Nordosten her Wege aus dem dichtbesiedelten, fruchtbaren nördlichen Steppenvorland des Altai. Große Dampfmühlen in Semipalatinsk vermahlen schon heute 50000 Tonnen Getreide aus diesem Gebiet und manche Getreidebarke wird von hier auf den Irtisch verfrachtet. Andere Wege führen aus dem gewaltigen Bergland des Altai mit seinen noch vielfach ungehobenen Mineralschätzen, seinen Weiden und Wäldern, zum Irtisch hinunter; endlich laufen wichtige Karawanenstraßen aus der Südwestecke des chinesischen Reichs nach Saissan und Semipalatinsk.

Zusammenfassend wird man sagen können, daß die geplante Bahn in dem Gebiet zwischen Semipalatinsk und der chinesischen Grenze eine Art Stützpunkt erhält, der ihrer Rentabilität ein recht erfreuliches Prognostikon sein möchte. Einmal dem Verkehr erschlossen und den Welthandelsstraßen angegliedert, muß das Gebiet des oberen oder Schwarzen Irtisch für Zentralasien ein neues Handels- und Kulturzentrum werden, das seinen Einfluß weit nach Süden und Osten geltend machen würde.

* * *

Je mehr wir uns der chinesisch-russischen Grenzzone nähern, um so mehr wird die Überzeugung lebendig, daß wir zu der Stelle gelangen, an die sich die meisten Schwierigkeiten für den Bahnbau Moskau—Peking knüpfen. Es sind das keine natürlichen Schwierigkeiten, obwohl auch deren genügend zu überwinden sein dürften. Größer sind aber doch die politischen.

Die Linie der russisch-chinesischen Grenze, die etwa vom Saissangebiet über das Tarbagatai-Gebirge südlich zum Barlik, zum dschungarischen Ala-Tau und zum Tal des Ili, in dem Kultscha gelegen ist, läuft, gehört zu den heißumstrittensten Gebieten der russischen und chinesischen Politik in Mittelasien. Dort leben noch zahlreiche Nomadenstämme, die je nach der Jahreszeit und den Regenverhältnissen ihre Standorte wechseln und die heute von den Russen als Untertanen des Zaren, morgen von den Chinesen als Söhne des Reiches der Mitte in Anspruch genommen werden. Meist sind diese sogenannten Nomaden gar nicht mehr selbständige Volksstämme, sondern Hirten im Dienste chinesischer Kapitalisten, denen die Herden, die Kamele, Pferde und Rinder gehören. Anderseits aber ist der russische Handel aus dem Gebiete des Sieben-Ströme-Landes sowohl wie aus dem Gebiete des Schwarzen Irtisch von Semipalatinsk aus auf das Hochland gestiegen und Kaufleute russischer Staatsangehörigkeit, vielfach mohammedanische Armenier, vereinzelt auch echte Moskowiter, halten ihn in ihren Händen. Diese Verhältnisse im Verein mit Wegelosigkeit bringen es mit sich, daß die Grenzen dort nicht feststehen. Je nach der Lage der Weideplätze in verschiedenen Jahreszeiten und klimatischen Perioden geben sie zugunsten der Russen oder Chinesen nach und gewöhnlich benutzen die russischen Militärbehörden als die stärkeren solche Verschiebungen, um sich des einen oder anderen besonders günstig gelegenen strategischen Punktes zu bemächtigen, woran sich

dann diplomatische Weiterungen schließen, die, wie im Jahre 1881 und 1911 manchmal ein recht ernstes Gesicht annehmen und die Sicherheit des Weltfriedens bedrohen können.

Der Bahnbau Moskau—Peking hätte somit zunächst eine Verständigung über die strittigen Grenzen gerade in jenen Gebieten zur Voraussetzung.

Doch setzen wir den Fall, daß über diese Fragen eine Einigung erzielt wird. Dann bekämen jene Gebiete für beide Länder eine größere Bedeutung, als wie sie sie heute haben können. Beiden Ländern würde die Möglichkeit gegeben sein, an jenen Grenzen Menschenbollwerke zu errichten, westlich russische, östlich chinesische, die eine neuerliche Verwischung der Grenzen unmöglich machten: die wichtigste Grundlage für geordnete Rechtsverhältnisse, nämlich fest gefügte Besitzverhältnisse könnte geschaffen werden.

Im übrigen treten für China bezüglich des Bahnbaus dieselben wirtschaftlichen Gesichtspunkte in Kraft, wie für Rußland. Die Bahn ist die beste Basis für eine systematische Kolonisation. Und wenn auch die Strecke durch die Wüste zunächst noch unwirtsam ist, so hat menschliche Energie es doch immer noch verstanden, dem geizigen Boden Reichtümer zu entlocken, von deren Existenz man vorher noch keine rechte Vorstellung hatte. Wer sich über die wirtschaftlichen Aussichten der Gebiete südlich des Altai in der südlichen und inneren Mongolei unterrichten will, lese die entsprechenden Abschnitte in dem großen Werke des Geographen Ferdinand Freiherrn von Richthofen, das dieser über China veröffentlicht hat. Es ist bemerkenswert, daß dieser ausgezeichnete Kenner Chinas gleichfalls die Notwendigkeit einer Bahnverbindung zwischen Europa und Ostasien durch Mittelasien betont und dabei sich auch für die Rentabilität eines solchen Unternehmens ausspricht.

Hier sei nur auf die Möglichkeit für China hingewiesen, einen mächtigen Strom derjenigen Bevölkerungsteile, die gegenwärtig in die Mandschurei und darüber hinaus nach Norden drängen, von dort abzulenken und zur Besiedelung der von der Bahn Moskau—Peking durchschnittenen Gebiete zu verwenden.

Damit würde auf einem anderen Gebiete der russisch-chinesischen Beziehungen, wo es gegenwärtig dauernd zu Streitigkeiten zwischen den beiden Mächten kommt, eine Entlastung geschaffen. Wie schon eingangs erwähnt, drücken gegenwärtig die chinesischen Einwanderer auf das Amurgebiet, das Rußland mit Recht zu seinem rechtmäßig erworbenen und kolonisierten Besitztum rechnen darf. Hört dieser Druck auf, so wird Rußland dort in Ruhe sein Kolonisationswerk vollenden können, ohne dauernd mit den chinesischen Grenzgebietern in Konflikt zu geraten, und manche Quelle des Mißtrauens auf beiden Seiten würde versiegen.

* * *

Sehen wir von den politischen Differenzpunkten zwischen Rußland und China ab und betrachten wir jetzt die geplante Bahnstrecke lediglich von weltwirtschaftlichen Gesichtspunkten, so fällt uns grell ins Auge, welch einen ungeheuren Wandel in der Bedeutung Chinas und Rußlands auf dem Weltmarkte diese

Linie nach sich ziehen muß. Der ferne Osten wäre mit einem Schlage ein Bindeglied zwischen der alten Welt und Australien, das es erst rechtfertigte, wenn die Chinesen ihr Land das Land der Mitte nennen. Der ferne Osten, den wir gegenwärtig nur erreichen können entweder auf dem langwierigen Wege über Sibirien mit seinem fast zweitausend Kilometer großem Umwege über Tschita oder Charbin, der ferne Osten, den wir vor nicht langer Zeit nur erreichen konnten nach einer beschwerlichen Fahrt durch die Siedeglut des Roten Meers, um ganz Asien herum, mit den Schrecknissen des Taifun im Gelben Meere, der ferne Osten wäre uns Westeuropäern näher gerückt, als die Vereinigten Staaten von Nordamerika, und Reisen, die heute noch vierzehn und mehr Tage in Anspruch nehmen, und Gütertransporte, die fünfundvierzig Tage brauchen, um von Hamburg nach Shanghai zu gelangen, würden von Hamburg, Rotterdam, London und Paris nur sechs bis sieben, höchstens zehn Tage brauchen. Die neue Bahn und damit China und Rußland würden den Durchgangsverkehr zwischen Europa und dem gesamten fernen Osten an sich reißen. Ein großer Teil des Frachtenverkehrs mit Japan, den Philippinen, den östlichen Sundainseln, mit Polynesien und Australien würden unzweifelhaft diesen Weg zu Lande suchen, da die Verpackung der Waren, wie etwa des Fleisches und der Butter, die Australien gegenwärtig durch das Rote Meer zu uns kommen läßt, so teuer ist, daß dafür der an sich kostspieligere Landverkehr bezahlt werden könnte. Hinzu träte noch der Postbetrieb, der der Seebeförderung vollständig entzogen würde; es läßt sich sogar denken, daß die Post zwischen China und den Oststaaten Amerikas den Weg schneller über Europa zurücklegen könnte, als über den Stillen Ozean.

Vierhundert Millionen Europäer würden in nahe Verbindung gebracht mit vierhundert Millionen fleißigen nach Fortschritt strebenden Asiaten. Was allein dieser Umstand für eine ungeheure Bedeutung für die ganze Erde und ihre Kultur haben muß, kann hier leider auch andeutungsweise nicht dargetan werden. Hervorgehoben sei nur die durch die Bahn geschaffene Interessengemeinschaft unter den Völkern der alten Welt, das sicherste Mittel, blutige, Kultur vernichtende Kriege zu verhindern. Denn wo eine Interessengemeinschaft besteht, da kommt auch der Wille leichter zum Vorschein, sich auf friedlichem Wege über strittige Punkte zu einigen.

Die wahrscheinliche Rentabilität der Bahn kann hier im einzelnen nicht nachgewiesen werden. Ganz abgesehen davon, daß die genauen Grundlagen dazu fehlen, ist es auch nicht unsere Absicht gewesen dies zu tun. Um aber das Werk durch diese Unterlassung in den Augen der Leser in seiner Bedeutung nicht zu schmälern, sei auf die Entwicklung der Nikolaibahn und der amerikanischen Eisenbahnen hingewiesen. Auch sie wurden einst durch menschenleere Gebiete und durch Urwald und Steppen geführt; aber sie verbanden nicht zwei Wohn- und Produktionsstätten mit je vierhundert Millionen Menschen, sondern nur immer je zwei aufstrebende Städte mit Einwohnerzahlen von weniger als einer Million. Und doch stellen

sie für die Besitzer ganz bedeutende Einnahmequellen und für die Vereinigten Staaten die Basis ihrer weltwirtschaftlichen Macht dar. Zieht man in Betrach daß der Güteraustausch zwischen Rußland und China gegenwärtig nur deshalb so geringfügig ist, weil die Verkehrsmittel zu primitiv geblieben, erinnert man sich daran, daß jeder Kilometer Eisenbahn wenigstens hundert Bauernfamilien neue Arbeits- und Siedlungsmöglichkeiten, also auch neue Produktions- und Konsumtionsmöglichkeiten eröffnet, so kann die Rentabilität der Strecke auch ohne Angabe von Einzelzahlen nicht in Frage gestellt werden und somit ist auch die Durchführbarkeit des Unternehmens, das beiläufig achthundert Millionen Rubel kosten würde, als möglich erwiesen und wir können uns wieder den politischen Konsequenzen des Planes zuwenden.

* * *

China, das heute nach einer Neugestaltung seiner Staatseinrichtungen strebt und das zu seiner Modernisierung sich manches Pfropfreis aus Westeuropa geholt hat, käme durch die ungeheure Steigerung des Personenverkehrs zwischen Ost und West mit den führenden Geistern Europas in nähere Berührung, wodurch ihm zweifellos eine große Beschleunigung seiner Reform ermöglicht würde. Man denke allein an die neuen Möglichkeiten für die Führung mündlicher Verhandlungen, die sich aus einer verkürzten Reisedauer ergeben. Wie heute Amerikaner und Europäer regelmäßig den Atlantischen Ozean durchqueren, um ihre Geschäfte hüben wie drüben abzuwickeln, so werden Westeuropäer und Chinesen den verkürzten Weg durch die Mongolei gern benutzen, um in den Handelszentren Westeuropas, Rußlands und Chinas mit den Geschäftsfreunden persönlich Fühlung zu nehmen.

Der Einschluß Chinas in den Riesenweg der Weltwirtschaft, der von Australien zu den britischen Inseln führt, muß aber auch Wirkungen rein weltpolitischer Art nach sich ziehen, die wir heute vielleicht ahnen, die wir aber in ihren letzten Konsequenzen nur spekulativ zu übersehen vermögen.

Schließlich aber dürfte der Bahnbau Moskau—Peking, sowohl für Rußland, wie für die europäischen Weststaaten gewisse Folgen einer Eisenbahnpolitik mildern, die sich in China durchsetzen muß. Die neue chinesische Regierung wird, um die Staatsgewalt bis in die entlegensten Winkel des Reiches wirken lassen zu können und um die Macht der Vizegouverneure und einzelner Fürsten zu brechen, darauf angewiesen sein, gewaltige Magistralbahnen zu bauen, die Peking und Hankau mit den einzelnen Provinzialhauptstädten verbinden. Diese Magistralbahnen werden zum großen Teil durch hochkultivierte und dichtbevölkerte Gegenden laufen, und sie durch Vermittlung der bisherigen von Europäern gebauten Eisenbahnen mit dem Meere also auch mit dem Weltmarkt verbinden. Diese in erster Linie als Einfalltore für den fremden Handel gedachten Bahnen, werden dadurch zu Ausfallstraßen für die chinesischen Erzeugnisse. Es erscheint uns selbstverständlich, daß diejenigen Nationen, die sich der Einfalltore bisher

am kräftigsten bedienen konnten, nur dann auf der Höhe ihres wirtschaftlichen Einflusses in China verharren können, wenn sie es verstehen, den Bedürfnissen des reichen chinesischen Marktes gerecht zu werden. Dazu aber wird wieder eine möglichst schnelle und sichere Verbindung gehören, wie sie für Europa die gedachte Linie Moskau—Peking zweifellos wäre.

Nach Lage der Dinge ist es in den letzten Jahren in steigendem Maße die nordamerikanische Union gewesen, die aus der Eigenart des chinesischen Eisenbahnnetzes Nutzen ziehen konnte. Das industrielle Nordamerika hat es verstanden, trotzdem es bisher nur auf dieselbe Wasserstraße angewiesen war, die auch Westeuropa zur Verfügung steht, nämlich auf den Suezkanal, zum Beispiel die britische Konkurrenz ganz gehörig zu bedrängen und die russische bis tief nach Sibirien hinein zu schlagen. Auch die deutsche Industrie steht im fernen Osten mit Amerika in scharfem Wettbewerb.

Diese Verhältnisse müssen sich nach Eröffnung des Panamakanals noch ganz erheblich zugunsten Amerikas ausgestalten. Und damit wird dann die Frage lebendig, ob es denn Rußland allein ist, das ein Interesse am Bau einer geraden Linie von Moskau nach Peking hat und ob sich nicht Deutschland, Frankreich, England und Belgien ebenso für den Bau der Bahn interessieren müßten, wie das Reich der Zaren.

Es liegt nicht im Rahmen dieses Aufsatzes den Gedanken weiter auszuspinnen und die Bedeutung der neuen Linie für jedes einzelne Land und dessen verschiedene Gewerbestände zu untersuchen. Vielleicht bietet sich dazu noch Gelegenheit, sobald die schwebenden Verhandlungen weiter vorgeschritten sind. Nur soviel soll nicht unerwähnt bleiben: Die einzelnen Völker und Staaten werden je nach ihrer geographischen Lage und ihrer mehr agrarischen oder mehr industriellen Entwicklung durchaus verschiedenartig Stellung zu dem Projekt nehmen. Ernsterer Schwierigkeiten wird man sich aber wohl nur von seiten der Amerikaner versehen dürfen, deren in der Fertigstellung des Panamakanals liegender Sieg über Großbritannien durch eine direkte, gute Landverbindung zwischen Ostasien und Westeuropa erheblich an Bedeutung verlieren muß.

Dabei wird von der Voraussetzung ausgegangen, daß die Absicht der Träger des genialen Gedankens zur Verwirklichung kommt, eine in Rußland und China konzessionierte Privatgesellschaft zu gründen. Gegen den Bau dieser Eisenbahn von Staats wegen erheben sich naturgemäß schwere Bedenken, da einerseits die Bauzeit erheblich verlängert würde und somit die unproduktiven Lasten, die Bauzinsen, ungeheuerlich wachsen könnten. Anderseits lehren die Erfahrungen, die man mit russischen Staatsbahnen gemacht hat, mancherlei, was nach unserer Auffassung die Absicht der neuen Bahn, nämlich die kürzeste und sicherste Verbindung zwischen Westeuropa und Ostasien, in Frage stellt.

Die Geldbeschaffung kann Schwierigkeiten nicht bereiten. Die gesamte Bausumme, die auf rund 800 Millionen Rubel geschätzt wird, ist nicht so gewaltig, daß ihre Aufbringung in einem Zeitraum von vier bis fünf Jahren nicht leicht

erfolgen könnte. Solchen Ansprüchen ist der Geldmarkt Europas stets noch gewachsen und das Kapital wird sich um so lieber dem Unternehmen zuwenden, sobald die russische und chinesische Regierung für jede der auf sie entfallenden Teilsummen eine Garantie übernehmen.

Über die Ziele der Bayerischen Gewerbeschau

Vortrag
gehalten bei Gelegenheit der Zusammenkunft österreichischer und deutscher Industrieller und Gewerbetreibender in München 1912

Von Professor Richard Riemerschmid-München

Königliche Hoheit! Meine Herren!

Von den Zielen der Bayerischen Gewerbeschau soll die Rede sein. Da möchte ich nun gleich bitten, zu unterscheiden zwischen den ferneren Zielen, die in den Wolken zu schweben scheinen und den nahen, von denen allein ein Teil bald erreicht werden kann. Für jene werde ich nicht viele Worte aufwenden dürfen, habe ich doch nur die Möglichkeit, von einem recht kleinen Ausschnitt aus einem sehr umfangreichen Thema zu Ihnen zu sprechen und möchte sie nur ganz kurz bezeichnen. Eine blühende, kräftige Industrie, die nicht mehr kniet und sich ängstigt vor dem Götzenbild, das sie selber sich aufgerichtet hat und das heißt: Geschmack oder eigentlich Ungeschmack des kaufenden Publikums, sondern eine Industrie, die mit dem vollen Bewußtsein ihrer Kulturaufgabe und mit Würde und Sicherheit ihre Wege geht. Und daneben eine gesunde, starke Kunst, nicht getragen von einigen Gruppen von Ästheten, die in ihren — ich darf wohl sagen: häufig unehrlichen — Verstiegenheiten hauptsächlich damit beschäftigt sind, zu zeigen, daß sie allein die letzten Sensationen voll zu erleben fähig sind, sondern eine Kunst, die ihre Wurzeln überall im ganzen Volke, im ganzen Lande hat und die, indem sie auch den Alltag mit schlichter Schönheit schmückt, überall wo Fähigkeiten ihr entgegenkommen freudige Teilnahme weckt an allen Fragen der Kunst.

Nur bitte ich, wenn ich das als ferneres Ziel der Gewerbeschau bezeichne, nicht zu glauben, daß wir in München vom Größenwahn befallen sind. Wir wissen sehr genau: zu diesem fernen Ziel kann nur ein Schritt getan werden, es muß ein Schritt nach dem anderen gemacht werden. Und, nachdem die Richtung angegeben ist, möchte ich auf den ersten wichtigen, notwendigen Schritt

hinweisen, den ich auch als das nächste Ziel der Bayerischen Gewerbeschau bezeichnen möchte: Es ist der Versuch, alle die Schwierigkeiten zu beseitigen, die einem Zusammenarbeiten zwischen Industrie und Kunst entgegenstehen (wobei unter Industrie in diesem Zusammenhange immer auch das gesamte Handwerk mit einbezogen zu denken ist).

Nun sei es mir erlaubt, noch ein Einschiebsel zu machen, das nicht hierher zu gehören scheint, das aber erklärt, was ich weiter ausführen möchte. Hätte ich heute vor einer Versammlung von Männern zu sprechen, die künstlerisch tätig sind, so würde ich vor allem die Schwierigkeiten betonen, die von den Künstlern ausgehen; da ich aber heute die Ehre und sehr seltene Gelegenheit habe, vor einem Kreise von Männern der Industrie zu stehen, so begrüße ich sehr die Möglichkeit, gerade über die Schwierigkeiten zu sprechen, die von Ihrer Seite herkommen. Wohl habe ich vielfach Gelegenheit, mit Unternehmern in Berührung zu kommen und solche Dinge zu besprechen. Aber in der Fabrik muß man da oft Vorsicht walten lassen, darf man Klagen kaum andeuten, will man nicht von vornherein seinen Zweck ganz verfehlen. Um so mehr bitte ich Sie heute, die günstig sich bietende Gelegenheit ausnützen zu dürfen.

Nun also zu den Schwierigkeiten selbst! Ich glaube, die bedenklichsten liegen zum großen Teil schon in den allgemeinen Anschauungen der Zeit: der ungeheuere erleichterte Verkehr, das unheimlich beschleunigte Tempo, in dem zu leben wir uns gezwungen finden, hat eine erschreckliche Verflachung und Oberflächlichkeit zur Folge. Aber die schönen, guten Dinge entstehen nicht in der Hast, sie müssen ihre Zeit haben, um auszureifen. Die Möglichkeit dazu ist aber oft gar nicht gegeben. Wie sollen wir darüber hinauskommen? Die Entwicklung von Eigenart, von starken Persönlichkeiten, eine Voraussetzung für künstlerische Leistungen, ist unter solchen Umständen auch aufs äußerste erschwert. Blicken wir weiter auf die Verwirrung, die in unsere Zeit gebracht wird durch solche gewaltige Probleme, wie das Erwachen der Massen zum Machtwillen, die Monopole und Trusts, die unheimlichen Möglichkeiten, die aus der Maschine und der Technik uns erwachsen, wie soll in einem solchen chaotischen Zustand ruhiges, ungestörtes Weiterarbeiten, Verfeinern, Veredeln gelingen? Daneben die Schulen, die vielfach rein verstandesmäßiges Lernen pflegen und die Bildung des Charakters und der Sinne ganz vernachlässigen! Eine andere Erscheinung: Welcher Mangel an Fähigkeit, edlen Luxus zu treiben, kennzeichnet unsere Zeit, — edlen Luxus, wie ihn die Medici, wie ihn manches Patriziergeschlecht, manches Fürstengeschlecht auch bei uns in früheren Zeiten getrieben hat — während zugleich eine andere, verblüffend dumme Art von Luxus ekelhafte Auswüchse hervorbringt. Werfen wir noch einen Blick auf die Unehrlichkeit und Unechtheit der Lebensauffassung, die sich überall und vielleicht am auffälligsten darin bemerkbar macht, daß jeder Stand, statt seine eigene Art zu vervollkommnen und stolz darauf zu sein, die Lebensart des nächsthöheren Standes — natürlich ungeschickt und plump — vorzutäuschen sucht.

Zu diesen allgemeinen Anschauungen, die das Gedeihen vornehmer, edler Arbeit erschweren, kommt aber noch eine Reihe besonderer Anschauungen, die in den Kreisen der Industrie selbst herrschen. Ist es nicht eigentlich eine selbstverständliche Forderung, die jeder an sich stellen muß, der überhaupt in den eigenen Augen und in den Augen anderer als anständig gelten will: Überall auch nur anständige Arbeit zu leisten? Und ist das nun wirklich in der Industrie überall eine Selbstverständlichkeit? Es sollten im Fabrikbureau nicht andere Grundsätze gelten als in der Gesellschaft oder in der Familie. Ich glaube mich nicht zu täuschen: Mancher Fabrikherr, der unbedenklich in seiner Fabrik Erzeugnisse herstellt, von denen er sich eingestehen muß: „Wer das Zeug kauft, geht ein dabei," würde die Zumutung mit Entrüstung von sich weisen, in seiner Familie ein auf Täuschung berechnetes Wort zu sprechen. Es ist einer kein naiver, schlechter Geschäftsmann, wenn er mit Schundproduktion Geld nicht verdienen mag. Aber freilich heute gilt er nur zu oft noch dafür. Die Schuld wird dann dabei auf das Publikum geschoben, vielfach nicht mit Recht. Das Publikum will gut, wirklich vorteilhaft einkaufen. Aber allerdings ist es vollständig irre gemacht durch eine schlechte Industrie, die mit ihrer Ware darauf hinzielt, scheinbar mehr zu bieten, als für den Preis hergestellt werden kann. Welche ungeheure Materialwerte werden nicht in der Industrie verarbeitet, und welche unverantwortliche, durch keinen vernünftigen Grund zu rechtfertigende Vergeudung liegt in der Schundproduktion und in der unseligen Hetze nach Nouveautés. Daß solche Worte nicht einfach auf Übertreibung beruhen, das mag ein kleines Beispiel beweisen. Bei der Geschäftsstelle der Gewerbeschau liegt ein Brief, in dem ein Fabrikant mitteilt: (— es handelt sich dabei nicht etwa um Waren, bei denen der Käufer von vornherein auf Dauerhaftigkeit gar keinen Anspruch erhebt —) „Meine Sachen eignen sich nicht für Schauzwecke, da sie auf mehrere Monate Licht und Luft nicht aushalten." Mit großen Kosten, großem Arbeitsaufwand entsteht eine Unmenge von neuen Entwürfen, neuen Schablonen, Stanzen, Webkarten usw., nicht etwa um etwas Schlechtes gegen Besseres auszutauschen, nein, nur um das Neue von heute an die Stelle des Neuen von gestern zu setzen. Ist's nicht Wahnsinn? Wie soll's da möglich sein, gute Arbeit zu leisten, sie weiter und weiter hinaufzutreiben, mit Freude und mit Ernst um die Verbesserung sich zu mühen. Bei vielen ist's ganz in Vergessenheit geraten, welcher Vorteil in solcher Arbeit liegen würde, und daß, was heute wirklich gut ist, nicht morgen schlecht sein kann, daß aber, was heute neu ist, morgen schon alt sein muß. Auch die Schuld davon wird auf das Publikum geschoben. „Das Publikum verlangt's." Nein, es ist nicht richtig, meistens nicht richtig. In der Unfähigkeit, Geschmackswerte, die von Dauer sein werden, mit Sicherheit zu unterscheiden, liegt ein Grund von entscheidender Wichtigkeit für diese Sucht nach Neuem und für diese Unterordnung unter die angeblichen Anforderungen des Publikums, die in den meisten Fällen nur Anforderungen von bildungs- und geschmacklosen Zwischenhändlern

sind, welche in einem möglichst häufigen Wechsel der Mode ihren Vorteil zu finden glauben. Die Ängstlichkeit und Unsicherheit in Geschmacksfragen ist es, die zum Richter den Geschmack des kaufenden Publikums erhebt, das in Wirklichkeit recht froh wäre, wenn es geführt würde, freilich aber von einem Führer, der nicht selber unsicher auf Irrwegen herumsucht. So lange aber ein großer Teil der Industrie auf dem Standpunkt steht, daß mit jeder neuen „Saison" auch andere Formen, andere Farben, kurz das, was die letzte Mode fordert, die Bezeichnung schön und geschmackvoll verdient, wird das Publikum nicht mit Unrecht die Folgerung ziehen, daß einer, der alle Jahre einen anderen Geschmack hat, überhaupt keinen eigenen Geschmack besitzt und also als sicherer Führer auf schwierigem Gebiet nicht gelten kann. Ich bin überzeugt, es wäre nicht nur unmöglich, sondern ganz falsch, plötzlich diese Verhältnisse nun alle umstürzen und überall verbessern und reformieren zu wollen, aber möglich und zu wünschen ist's, daß zunächst wenigstens neben dem bisher Gebotenen überall ganz gute, gediegene, einfache, sachliche Arbeit geleistet werden möge und daß das Neue, was eingeführt wird, zugleich auch immer eine Verbesserung bedeuten möge. Allerdings wird da ein Glaubenssatz erst fallen müssen, der leider oft noch heilig gehalten wird. Der heißt: „Die Kauflust des Publikums beweist, daß das betreffende Ding geschmackvoll und gut ist." Das ist nicht richtig. Die Kauflust beweist nur, daß das Ding verkäuflich ist, sonst gar nichts. Wollte jemand vor einer zufällig zusammengeströmten Menge ein Kapitel aus Wilhelm Meister und dann ein Kapitel etwa aus Buchholzens Reisen oder einem ähnlichen „humorvollen" Erzeugnis vorlesen und dann aus dem größeren Beifall, den sicherlich das zweite finden würde, den Schluß ziehen: „Das ist also das bessere und wertvollere Werk", der würde denselben Fehler machen, wie der Kaufmann, der mit dem Hinweis auf die Kauflust beweisen will, daß diese Ware geschmackvoll und gut ist. Eine Schwierigkeit, eine große Schwierigkeit bleibt, sie muß auch und soll auch bleiben. Die letzte Entscheidung, ob der Vorschlag zur Ausführung bestimmt oder abgeändert, ob er ganz abgelehnt werden soll, muß der Fabrikant haben, also mit anderen Worten, er muß auch entscheiden über Geschmacksfragen, obwohl er den Anforderungen, die damit an ihn gestellt werden, meist nicht gewachsen sein kann. Dieser Schwierigkeit wird aber nur wirksam begegnet werden können, wenn der Unternehmer in diesem Fall sich des Rates eines auf diesem Gebiet Erfahrenen richtig zu bedienen weiß und damit die Lücke in seinen Kenntnissen zu schließen versteht. Er muß, will er das erreichen, anerkennen, daß der Künstler, an den er sich wendet, ihm auf diesem Gebiet überlegen ist. Ist er's nicht, so hat er sich eben nicht an den Rechten gewendet. Einer, der praktische und technische Anforderungen als unwesentlich beiseite schieben will, ist zum Beispiel gewiß nicht der Rechte. Darin liegt nun wieder eine neue große Schwierigkeit. Wie soll's dem Fabrikanten gelingen, sich die rechten Mitarbeiter zu gewinnen? Wir kommen damit zu einem recht unerfreulichen Kapitel.

Mit der Bezeichnung „Künstler" wird wissentlich und unwissentlich ein großer, arger Mißbrauch getrieben. Der Besuch einer Akademie und genialische Manieren beweisen noch nichts für's Künstlertum. Es gibt wohl Kennzeichen: Ein lebhaftes Interesse für Materialfragen, ein lebendiger Sinn für den Zusammenhang zwischen Erscheinung und dem Hergang bei der Produktion, dazu die ungekünstelte Freude am Reiz der Farbe und der Form, das sind Kennzeichen. Die rechten Künstler, welche Sie brauchen können, sind — man wird's betonen müssen — nicht Träumer und Phantasten, keine Romanfiguren, sondern sie zeichnen sich aus durch scharfes Sehen und ein feines Fühlen, durch ein sorgfältiges Eingehen auf alle zur Sache gehörigen Umstände und Bedingungen. Aber, ganz darf ich nicht darüber weggehen: Die Künstler ihrerseits erschweren auch oft auf unverantwortliche Weise ein glückliches Zusammenwirken. Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit lassen sie oft in ganz bedenklicher Weise vermissen, es fehlt die klare Exaktheit bei geschäftlichen Verhandlungen, die für jeden Industriellen selbstverständliche Voraussetzung ist. Es kommt öfters vor, daß die Arbeit mißmutig hingeworfen wird, wenn sie sich nicht glatt durchführen läßt. Aber Sie gestatten wohl, daß ich nach diesen flüchtigen Andeutungen gleich wieder von diesem Thema abgehe, sonst erreiche ich schließlich das Gegenteil von dem, was ich erreichen möchte. Tatsache ist, daß viele aus Ihren Kreisen schon versucht haben, mit Künstlern zusammenzuarbeiten, und dabei Enttäuschungen erlebt haben. Solche Erfahrungen wirken natürlich mehr abschreckend als alle die andern drohenden Schwierigkeiten, von denen schon die Rede war, sie wirken abschreckend auf die, welche die Erfahrung gemacht haben und weiter auf alle, denen davon erzählt wird. Aber eines darf ich einfügen, das beide Teile trifft: Es wäre manche Enttäuschung zu vermeiden, wenn nicht auf beiden Seiten die Überzeugung von der eignen himmelhohen Überlegenheit so groß wäre. Die Enttäuschungen also von vornherein zu verhindern, ist vor allem wichtig, es gelingt vielleicht am besten dadurch, daß versucht wird, Klarheit über die einschlägigen Verhältnisse und einen Überblick über die drohenden Schwierigkeiten zu verschaffen. Deshalb habe ich soviel davon gesprochen. Denn wenn zu solcher Klarheit dann die Überzeugung tritt von der Notwendigkeit eines Zusammenwirkens, dann wird ein wahrer, wertvoller Fortschritt nicht lange auf sich warten lassen. Diese Überzeugung kommt, wo sie noch nicht vorhanden ist. Fürs bequeme behagliche Arbeiten ist die Zeit nicht geeignet, heute müssen alle Kräfte zusammengefaßt werden, will einer in dem Strudel nach oben kommen. Wenn einer glaubt, daß er müde werden, daß er sich ein Plätzchen zum Ausruhen suchen darf, — es ist fraglich, ob er's finden wird, wahrscheinlicher ist's, daß die anderen über ihn hinstürmen und ihn zertreten. Ist's nicht besser einen kräftigen, jungen begeisterten Kampfgenossen zu gewinnen? Wäre es klug, ihn zu verschmähen? Ein solcher Kampfgenosse kann aber der Künstler für den Industriellen sein.

Ich glaube, es ist nur allzu deutlich geworden aus dem, worüber wir gesprochen haben, daß es nicht leicht ist, zu einem glücklichen Zusammenwirken

zu kommen. Nur den Gescheitesten und den Fähigsten unter den Unternehmern wird es gelingen, mit den Tüchtigsten aus dem Lager der Künstler zu einem dauernden, immer fruchtbaren Zusammenarbeiten zu gelangen — ein Satz, der beiläufig auch umgekehrt seine Geltung behalten wird. Mit Intelligenz und Organisationstalent ist die technische Vollendung in vielen Dingen von der Industrie erreicht; tritt noch die geschmackliche Vollendung dazu, dann wird sie unüberwindlich.

Nun sollte ich eigentlich auch noch die Frage beantworten: Mit welchen Mitteln sind denn alle diese Schwierigkeiten zu überwinden? Ich glaube, ich kann das unbesorgt unterlassen. Denn Worte beweisen da wenig, nur die Tat kann's. Und eben diesen Beweis durch die Tat möchte ich das nächste Ziel unserer Gewerbeschau nennen. Und wenn sie auch leider sehr viele Mängel hat, wenn auch — ich muß das mit einem gewissen Bedauern aussprechen — vielleicht nur zum zehnten Teil erreicht werden konnte, was unter günstigeren Umständen und wenn die Zeit schon reifer wäre, hätte erreicht werden können, so finden sich da draußen doch brauchbare Beispiele und manches ist geglückt, das dürfen wir Ihnen morgen zeigen und wir freuen uns darauf.

Leistungen moderner Luftfahrzeuge

gemessen an kriegsgeschichtlichen Beispielen

Von Hauptmann a. D. H. W. von Herwarth-Berlin

Das Militär-Luftfahrwesen umfaßt Freiballone, Fesselballone, Luftschiffe und Flugzeuge. Als Hilfsmittel kommen drahtlose Telegraphie, Brieftauben, Photographie und Photogrammetrie in Betracht. Für kontinentale Kriegsverhältnisse muß man den Aufmarsch, die Versammlung, die Feldschlacht, das Festungskriegswesen und die Küstenverteidigung ins Auge fassen.

Die Fesselballone werden nach wie vor in der Feldschlacht eine Rolle spielen. Ihr Durchschnittsbeobachtungsbereich hat einen Radius von 7 Kilometern. Die Steighöhen schwanken zwischen 500 und 1000 Metern. Die Meldungen werden telephonisch zur Erde übermittelt. Steht feindliche Artillerie 5 Kilometer entfernt, so ist der Fesselballon als gefährdet zu betrachten. Trotzdem bildet der Fesselballon ein ideales Höhenobservatorium, namentlich für die Beobachtung der Artilleriewirkung, so daß man seinen Einsatz nicht zu scheuen

braucht. Ein zweiter Fesselballon ist nach 20 Minuten beobachtungsbereit. Während des Marsches mit angefülltem Ballon gleicht die Luftschifferabteilung in Bewegungsfähigkeit, Marschlänge usw. einer Feldbatterie. Mit gefülltem Ballon ist eine der Marschgeschwindigkeit der Infanterie annähernd entsprechende Fortbewegungsmöglichkeit gegeben. Der Gasersatz wird nach dem Prinzip des Munitionsersatzes geregelt. Abendbeobachtungen können zu schneller Feststellung der feindlichen Biwaks führen.

Im Festungskriege werden Fesselballone von Angreifer und Verteidiger verwendet, wobei die Chancen demjenigen zufallen, der die überlegene Artillerie besitzt. Bis zur erfolgten Einschließung wird dies der Verteidiger, alsdann der Angreifer sein. Im Festungskriege kommt die Photographie als wesentliches Hilfsmittel hinzu. Auf großen Festungsfronten müssen Beobachtungen der Artilleriewirkung und taktische Beobachtung von verschiedenen Fesselballonabteilungen ausgeführt werden.

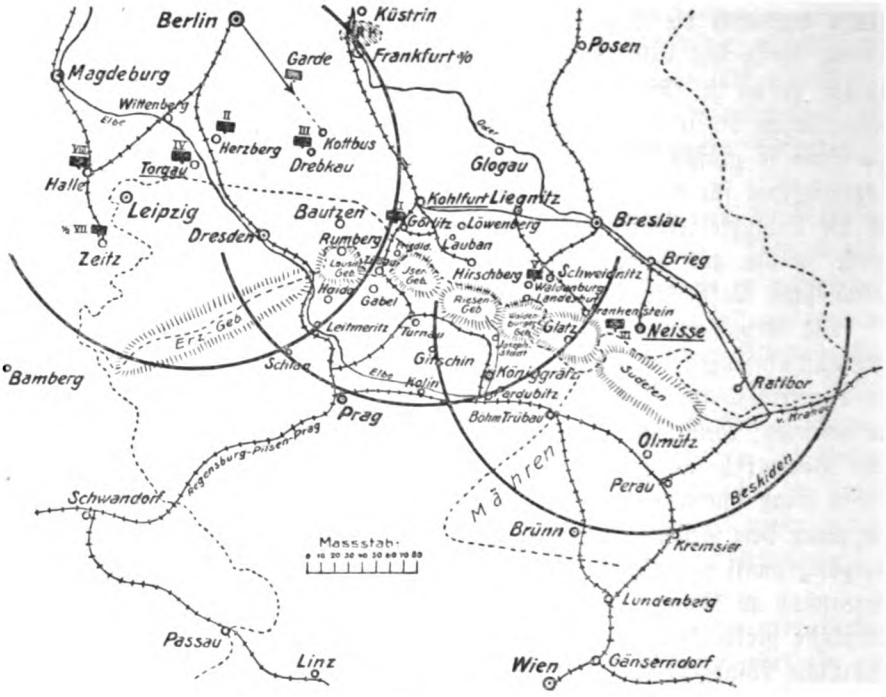
Erfahrungsgemäß vergrößert sich der Aufklärungsbereich nach der Küste zu. Taktische Beobachtungen gelingen dort bis auf 20 Kilometer. Deshalb sind Fesselballone mit besonderem Vorteil in der Küstenverteidigung zu verwenden. Das Herannahen feindlicher Schiffe, Landungs- und Ausschiffungsversuche, bilden ein dankbares Beobachtungsobjekt. Da wo ständig frische Winde wehen, empfiehlt es sich Fesselballone durch bemannte, hintereinander gekoppelte Fesseldrachen zu ersetzen. Hiervon macht besonders die englische Küstenverteidigung Gebrauch. Kriegsgeschichtlich ist bekannt, daß die Gefangennahme der Burenabteilung unter General Cronje der Fesselballonerkundung zu danken ist, welche überhaupt während des Burenfeldzuges den Engländern gute Dienste leistete, um so mehr, als die klare durchsichtige südafrikanische Luft dieser Erkundungsart günstig war.

Freiballone eignen sich für den Feldkrieg nur unter bestimmten Bedingungen des Stellungskrieges. Ihre vorzugsweise Verwendung werden sie zum Entweichen aus belagerten Festungen finden. Beobachtungsergebnisse werden durch Brieftauben, schriftlich oder photographisch, zurückgebracht. Auch der Belagerer kann der Windrichtung entsprechend, Freiballone über eine Festung hinwegfliegen lassen, und die dabei erhaltenen Erkundungsergebnisse direkt nach der Landung auf der anderen Festungsseite auswerfen. Abfangen feindlicher Ballone durch Automobilverfolgung kann hin und wieder zur Tageszeit gelingen. In der Nacht ist die Automobilverfolgung vergeblich. Belagerte Festungen können durch Freiballone und Brieftauben, unter Zuhilfenahme der Mikrophotographie, einen geregelten Luftpostdienst einrichten. Aus dem belagerten Paris entwichen 65 Freiballone mit 164 Personen, 10675 Kilogramm Postsachen und 381 Brieftauben. Letztere beförderten beim Rückflug (unter Ausnutzung der Mikrophotographie) 60000 Telegramme aus der Provinz nach Paris. Vier Fünftel der Tauben fand den Rückweg nicht oder ging durch Raubvögel zugrunde.

Die Luftschiffe sind abhängig von ihrem „Hafen", der ein ständiger oder provisorischer (transportabler) sein kann. Die wichtigste Vorbedingung für die Verwendung der Luftschiffe ist das Vorhandensein von Wasserstoffgas in ausreichender Menge. Ständige und provisorische Hallen müssen deshalb entweder in der Nähe von Wasserstoffgasanstalten liegen, oder es muß ihnen auf dem Schienen- oder Wasserwege leicht Gas in komprimiertem Zustande zugeführt werden können. Letzteres bedingt einen großen Bestand an Stahlbehältern und eine sorgfältige Regelung der Nachschubverhältnisse. Namentlich im Feldkriege können hierdurch die Kolonnen und Trains und die Etappenorte sehr belastet werden, wenn das Eisenbahn- oder Kanalnetz für den Gasnachschub nicht engmaschig genug ist. Die Schwierigkeit des periodischen Vorschiebens provisorischer Häfen macht die militärische Verwendbarkeit von Luftschiffen für die Feldarmee von einer so großen Leistungsfähigkeit abhängig, daß eine Entfernung von zwei Tagemärschen für die Luftschiffe keine Rolle mehr spielen darf. Hieraus ergibt sich die Schlußfolgerung, daß die leistungsfähigsten Luftschiffe für Feldarmeezwecke gerade gut genug sind. Hieraus ergibt sich ferner, daß die Anlage militärischer Luftschiffhäfen ganz unabhängig vom Festungswesen sein muß.

Als Grundlage für eine militärische Betrachtung für die Leistungsfähigkeit von Luftfahrzeugen mit Eigenbewegung brauchen wir ein Maß, namentlich für die Beurteilung ihrer Verwendbarkeit im Stadium der Mobilmachung bzw. des Aufmarsches; ebenso für die strategische Aufklärung während der Versammlung, beim Vormarsch zur Schlacht, bei der Schlacht selbst und bei der Verfolgung. Dieses Maß finden wir in dem vom Luftfahrzeuge beherrschten Feld, welches wir unter dem Gesichtspunkt errechnen müssen, daß das Luftschiff stets zu seinem Ausgangspunkt zurückkehren soll, und daß es während seiner ganzen Fahrt mit Gegenwind zu kämpfen hat. Nehmen wir die Eigengeschwindigkeit der Zeppelin-Luftschiffe gleich 21 Meter in der Sekunde und subtrahieren davon die durchschnittliche Windgeschwindigkeit in 1000 Meter Höhe gleich 10 Meter in der Sekunde, so ergibt sich daraus eine Nutzgeschwindigkeit von 11 Meter in der Sekunde oder 39,6 Kilometer in der Stunde. Setzen wir ferner die Fahrtdauer der Parseval-Schiffe von 10 Stunden als Norm an, so wird der Radius des beherrschten Feldes 396 Kilometer, rund 400 Kilometer. Da aber das Luftschiff zu seinem Ausgangspunkt zurückkehren soll und unterwegs noch Schleifahrten zur Erkundung machen muß, oder auch durch orographische und meteorologische Verhältnisse gezwungen werden kann, von seinem geplanten Kurs abzuweichen, so müssen wir den Radius von 400 Kilometer zunächst halbieren und dann noch 50 Kilometer für widrige Umstände absetzen. Hiernach ist unser Aktionsradius für Luftschiffe gegenwärtig 150 Kilometer groß. Schlägt man nun um den Ausgangspunkt des Luftschiffes mit 150 Kilometer einen Kreis, so hat man dasjenige beherrschte Feld, innerhalb dessen militärische Aufgaben erfüllt werden können. Soll das Luftschiff nicht zu seinem Ausgangspunkt zurückkehren, sondern über den Feind hin zu einer anderen Landungsstelle fahren,

ſo muß man um den Mittelpunkt des feindlichen Beobachtungsgebietes mit 150 Kilometer einen Kreis ſchlagen und nachprüfen, ob Ausgangspunkt des Luftſchiffes, Mittelpunkt des feindlichen Beobachtungsgebietes und Beſtimmungsort für das Luftſchiff innerhalb des beherrſchten Feldes liegen. Nehmen wir z. B. die Lage des preußiſchen Heeres vom 5. Juni 1866 nach beendetem Eiſenbahnaufmarſch (ſiehe Skizze 1) und nehmen wir ſtändige oder proviſoriſche Luftſchiffhallen an bei Torgau, bei Kohlfurt und bei Neiße, ſo hätten aufklären können:



Skizze 1. Eiſenbahnaufmarſch 1866 beendet am 5. Juni
Erläuterungen: Die Kreiſe geben die von den Luftſchiffen beherrſchten Felder an

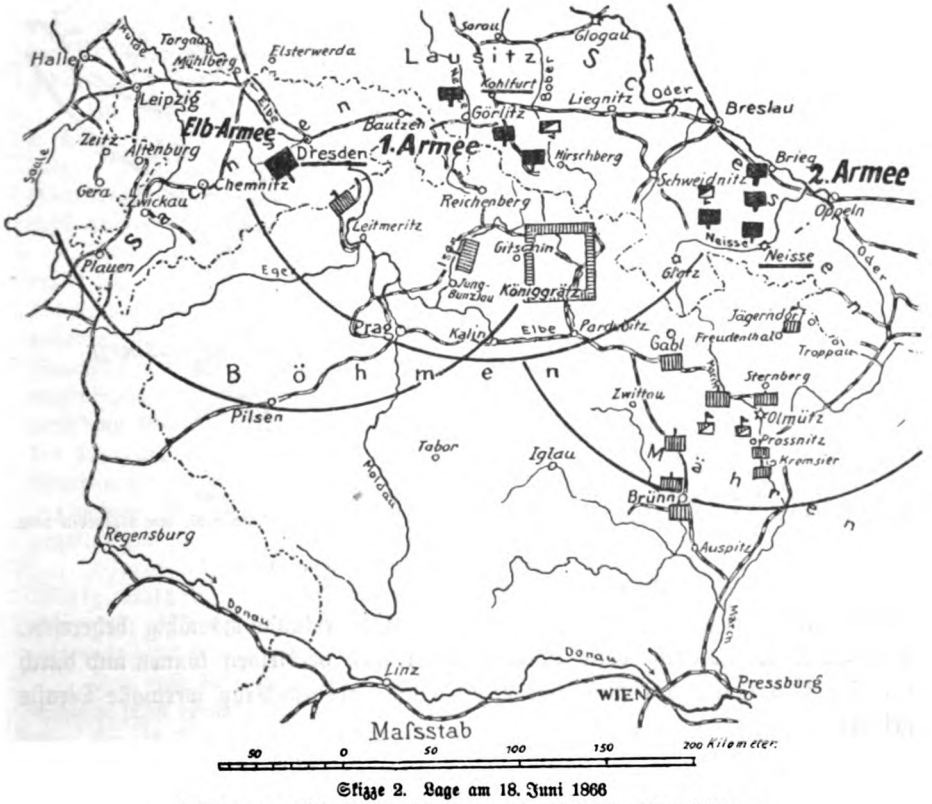
------ Grenzen
Damals vorhandene Eiſenbahnen
Garde
Armeekorps

das Torgauer Luftſchiff bis jenſeits des Erzgebirges,
das Kohlfurter bis zur Linie Prag-Pardubitz,
des Neißer Luftſchiff bis zur Linie Brünn-Kremſier.

Hätte das Torgauer Luftſchiff über Prag nach Görlitz fahren ſollen, ſo hätte es ſich als weiteſten Aufklärungspunkt nur Schlan nordweſtlich Prag wählen dürfen, wenn es innerhalb des beherrſchten Feldes bleiben wollte; denn der um Schlan mit 150 Kilometer geſchlagene Kreis berührt Torgau und Kohlfurt, während der um Prag geſchlagene Kreis Torgau außerhalb liegen läßt, ſo daß die Aufgabe, bis Prag zu erkunden, zu groß geweſen wäre. Ebenſo hätte das

Torgauer Luftſchiff eine Schleifenerkundung über den Feind mit Neiße als Ziel nicht ausführen können, da ſchon die direkte Luftlinie Torgau—Neiße größer als der doppelte Radius unſeres Feldes iſt. Das Kohlfurter Luftſchiff hätte bei einer Fahrt nach Neiße bis hart öſtlich Kolin aufklären dürfen, und bei einer Fahrt mit Torgau als Ziel, über Leitmeritz—Schlan. Die geſchilderte Lage iſt beſonders deshalb lehrreich, weil jede Erkundungsaufgabe mit Überſchreiten der Gebirge verbunden geweſen wäre. Somit hätten die Luftſchiffe vorausſichtlich außer mit orographiſchen Schwierigkeiten auch mit heftigen Gegenwinden kämpfen müſſen. Anderſeits muß der Monat Juni als ein der Luftfahrt beſonders günſtiger angeſehen werden.

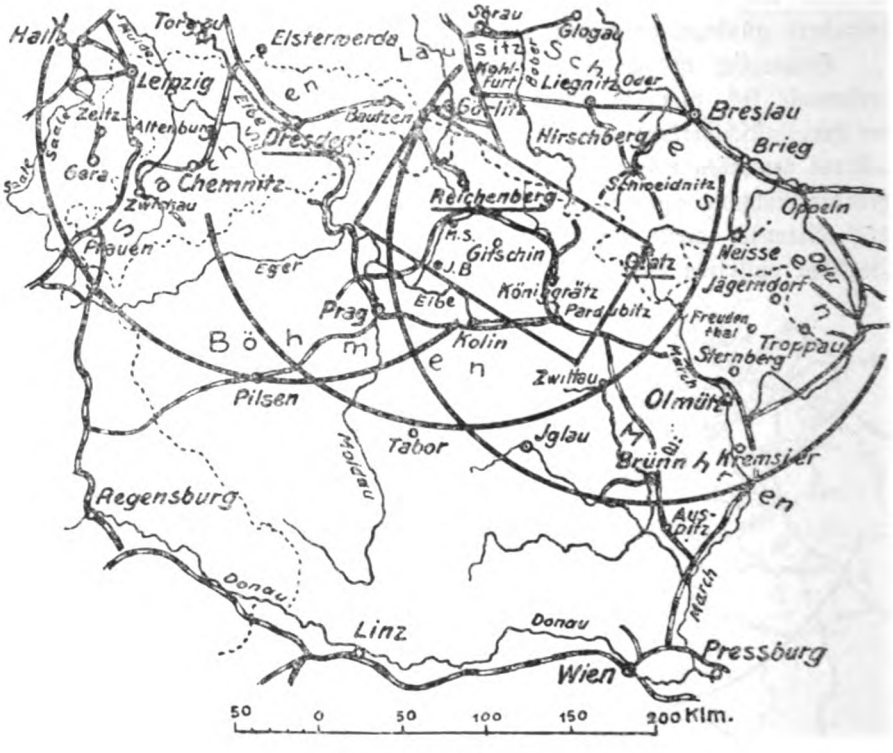
Strategiſch iſt bei dieſer Lage wichtig, daß die Nachricht, der Gegner verſammle ſich nicht in Böhmen, ſondern in Mähren, aus dem Ergebnis der drei Luftſchifferkundungen dem Hauptquartier vorausſichtlich ſehr viel ſchneller bekannt geworden wäre, als es kriegsgeſchichtlich der Fall war. Denn, in gerader Richtung gemeſſen, hätte ſich der vor der Linie Torgau-Neiße liegende 150 Kilometer breite Streifen vom Südweſthang des Erzgebirges bis an die Beskiden aufklären laſſen.



Skizze 2. Lage am 18. Juni 1866
Erläuterungen: Die Kreiſe geben die vom Luftſchiff beherrſchten Felder an
Das Quadrat entſpricht dem Kriegsſchauplatz am 2. Juli 1866 (Vgl. Skizze 4)

Am 18. Juni (ſiehe Skizze 2) hätte ein in Dresden ſtationiertes Luftſchiff bis zur Linie Pilſen-Kolin aufklären können. Es hätte die ſchwachen feindlichen Kräfte Dresden gegenüber und die an der Iſer feſtgeſtellt. Letztere wären auch von dem Kohlfurter Luftſchiff erkannt worden. Das Neißer Luftſchiff hätte dann die geſamte öſterreichiſche Armee innerhalb des Rechteckes, Gabl, Brünn, Kremſier, Freudenthal, vorgefunden.

Am 26. Juni (ſiehe Skizze 3) hätten die aus Kohlfurt nach Reichenberg, und aus Neiße nach Glatz vorgeführten Luftſchiffe den geſamten 150 Kilometer



Skizze 3. Kriegsſchauplatz am 26. Juni 1866
Erläuterungen: Das Rechteck gibt den Kriegsſchauplatz am 26. Juni 1866 an
(Truppeneinzeichnung ſiehe Skizze 45 der Studien zur Kriegsgeſchichte und Taktik Band III, herausgegeben vom Großen Generalſtab)
Die Kreiſe ſind die von den Luftſchiffen beherrſchten Felder
M. G. = Münchengrätz; J. B. = Jung-Bunzlau

langen und 100 Kilometer breiten Kriegsſchauplatz erkundungsmäßig beherrſcht. Das Dresdener Luftſchiff hätte zunächſt in Dresden verbleiben können und durch negative Erkundungsergebniſſe weſtlich der Linie Dresden-Prag wertvolle Dienſte geleiſtet.

Am 2. Juli (Skizze 4) waren die beiden Heere innerhalb eines Quadrates von 40 Kilometern Seitenlänge verſammelt, deſſen ſüdlichſte Seite die Linie Chlumetz-Hohenbruck bildet, ſo daß die Luftſchifferkundung auch dann noch allen

Aufgaben gerecht werden konnte, wenn die Luftschiffe nicht — wie wir oben angenommen haben — von Kohlfurt nach Reichenberg und von Neiße nach Glatz vorgeführt worden wären. (Vgl. das Quadrat auf Skizze 2.)

In bezug auf die Lage zwischen dem 18. Juni und 3. Juli ist es interessant, auszugsweise die Generalstabsstudie*) anzuführen, um anzudeuten, in welchem „Nebel der Ungewißheit" sich die Entschlüsse des Großen Hauptquartiers vollziehen mußten:

„In der telegraphischen Weisung (Befehl vom 22. Juni für die 1. und 2. Armee zum Einrücken in Böhmen) wurde von Berlin aus den Armeen die Richtung auf Gitschin (vgl. Skizze 2) als diejenige bezeichnet, in der sie die Vereinigung zu erstreben hätten. Diese Anordnung war ohne nähere Kenntnis von der augenblicklichen Aufstellung und den Absichten der Österreicher, wenn auch unter der im allgemeinen zutreffenden Voraussetzung getroffen worden, daß die Masse ihres Heeres sich noch in Mähren befand.... Das Gros des österreichischen Heeres sollte sich noch bei Olmütz und Brünn befinden, Teile jedoch bereits den Marsch in der Richtung auf Pardubitz angetreten haben.... In einem an die Oberkommandos erlassenen Schreiben des Generals von Moltke vom 22. Juni (zur Ergänzung obigen Telegrammes) hieß es: Es ist nach allen hier vorhandenen Nachrichten durchaus unwahrscheinlich, daß die Hauptmacht der Österreicher in den allernächsten Tagen schon im nördlichen Böhmen konzentriert stehen könnte..., dennoch bleibt die Vereinigung aller Streitkräfte im Auge zu behalten.... Da der schwächeren 2. Armee die schwierige Aufgabe des Debouchierens aus dem Gebirge zufällt, so wird... der 1. Armee um so mehr obliegen, durch ihr rasches Vorgehen die Krisis abzukürzen....

In einem Schreiben Moltkes vom 24. Juni an den Chef des Generalstabes der 2. Armee, General von Blumenthal, heißt es: Mit den Nachrichten steht es trotz aller Mühe schlecht. Bestätigt es sich, daß die Österreicher sich in Jung-Bunzlau (d. h. an der unteren Iser) konzentrieren, so wäre die Vereinigung unserer Armee gesichert, wenn von beiden Seiten rasch vorgegangen wird....

Aus der Gruppierung der österreichischen Streitkräfte (die aber eben nicht bekannt war) ergibt sich..., daß es in der Tat möglich war, die Österreicher in der Trennung und mit überlegenen Kräften anzugreifen, wenn folgerichtig und entschlossen auf preußischer Seite gehandelt wurde. Moltke selbst hat die Vereinigung der preußischen Armeen im rechten Augenblick nur als „die verständig angeordnete und energisch durchgeführte Abhilfe einer ungünstigen, aber notwendig gebotenen ursprünglichen Situation" bezeichnet.... Einer im nördlichen Böhmen bereits versammelten gleich starken österreichischen Armee gegenüber wäre der Einmarsch in zwei räumlich getrennten Massen eine Verwegenheit gewesen, während die Anordnungen Moltkes unter den obwaltenden Verhältnissen nur jener Kühnheit zuzurechnen sind, die mit Recht von jeher als das eigentliche Wesen aller Feldherrnkunst gegolten hat.

Hierbei ist nicht außer acht zu lassen, daß Moltke zu der Zeit, da er von König Wilhelm den Befehl zum konzentrischen Vormarsch auf Gitschin erwirkte, auch nicht annähernd die Kenntnis über den Gegner besaß, die uns jetzt nachträglich seinen Entschluß als ziemlich gefahrlos erscheinen läßt....

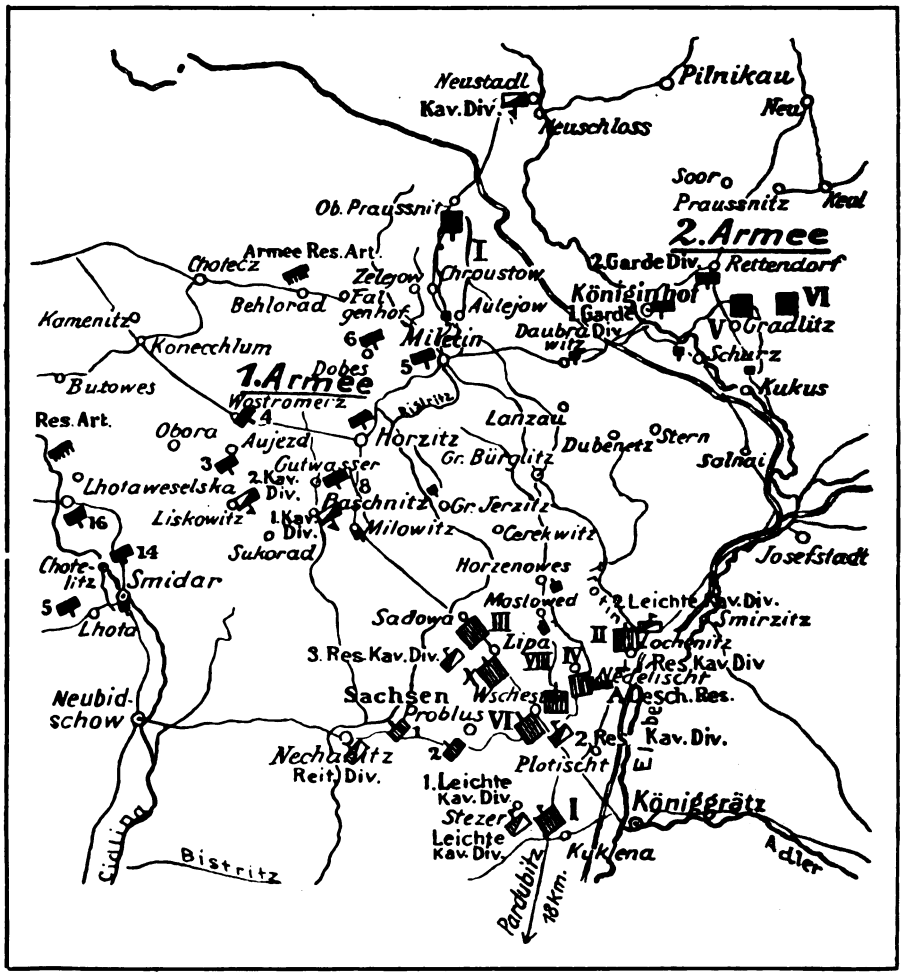
Daß diese Vereinigung der preußischen Armeen (schließlich bei Königgrätz) erst in der Schlacht selbst erfolgte, das hat Moltke nicht voraussehen können....

Am 28. Juni... befanden sich die Truppen des Prinzen Friedrich Karl, da sie konzentrisch auf Münchengraetz (vgl. Skizze 3 M. S.) angesetzt worden waren, in sehr enger

*) Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik, Band III, Der Schlachtenerfolg. (Mittler u. Sohn, Berlin, 1903.)

Versammlung . . ., und mußten zu weiterem Vormarsch erst auseinandergezogen werden, wobei sich das Wegenetz in der Richtung von Münchengraetz auf Gitschin als sehr ungünstig erwies. . . .

Das Oberkommando der 1. Armee (Prinz Friedrich Karl) ließ freilich gerade jetzt die ihm von Moltke vorgezeichnete Richtung auf Gitschin außer acht, da bei ihm die Ansicht herrschte, daß die Hauptkräfte des Feindes sich von Münchengraetz auf Jung-Bunzlau gewandt hätten (vgl. Skizze 8 J. B.). Erst erneute telegraphische Weisungen des Hauptquartiers, die



Skizze 4. Stellungen am 2. Juli 1866
Erläuterung: Seitenlänge des Quadrats = 40 Kilometer
Von Königinhof über Königgrätz nach Horzitz 50 Kilometer

auf die Notwendigkeit hinwiesen, durch ein beschleunigtes Vorgehen der 1. Armee die Lage der 2. Armee zu erleichtern, veranlaßten das Oberkommando, die Richtung auf Gitschin wieder aufzunehmen. . . .

Feldzeugmeister Benedek befahl am 30. Juni, 3 Uhr nachmittags, den Rückzug in die Gegend nordwestlich Königgrätz, in eine Aufstellung zwischen Bistritz, Trotina und Elbe (vgl. Skizze 4). . . .

Infolgedessen ... wurden (von der 2. Armee) die Höhen des oberen (rechten) Elbufers vom Feinde geräumt gefunden. Die Richtung seines Abzuges wurde indessen nicht festgestellt, die Fühlung mit ihm ging hier ebenso verloren, wie bei der 1. Armee, welche am 30. Juni den Befehl hatte: „Die 1. Armee rückt ohne Aufenthalt in der Richtung auf Königgrätz vor. Größere feindliche Streitkräfte in der rechten Flanke dieses Vormarsches soll General von Herwarth (Elbarmee) angreifen und von der feindlichen Hauptmacht abdrängen. . . ." (In der rechten Flanke war aber nichts vom Gegner vorhanden! D. Red.)

Die vom General von Moltke für den 3. Juli*) entworfenen Direktiven bezeichnen es zunächst als das Wichtigste, die verloren gegangene Fühlung mit dem Gegner wieder zu gewinnen, um von der Aufstellung der feindlichen Hauptmacht Kenntnis zu erhalten, und dementsprechend die Armee zum Angriff ansetzen zu können: „Die Meldungen über Terrainverhältnisse und Stand des Feindes sind sofort (nach Gitschin) zu richten. Sollte sich aus denselben ergeben, daß ein konzentrischer Angriff beider Armeen auf die zwischen Josefstadt und Königgrätz vorausgesetzte Hauptmacht des Feindes**) auf allzu große Schwierigkeiten stößt, oder daß die österreichische Armee jene Gegend überhaupt schon verlassen hat (!), so wird dann der allgemeine Abmarsch in der Richtung auf Pardubitz fortgesetzt werden."

Am 2. Juli (vgl. Skizze 4) wurde beschlossen, die Armeen auch am 3. Juli in ihren augenblicklichen Stellungen zu belassen und nur Erkundungen vorzunehmen, um über die Aufstellung des Feindes Klarheit zu gewinnen. Von dem Ergebnis dieser Erkundungen sollte abhängig gemacht werden, welche von drei Operationsmöglichkeiten man wählen müsse. Im Großen Hauptquartier verhehlte man sich nicht, daß jede der erwähnten Operationen einem kampfbereit hinter der Elbe stehenden Gegner gegenüber nicht ohne Schwierigkeiten durchzuführen sein würde. . . .

Die vor der Front der 1. Armee im Laufe des 2. Juli vorgenommenen Erkundungen brachten volle Gewißheit darüber, daß noch starke österreichische Kräfte ... drei Armeekorps ... sich auf dem rechten Elbufer, hinter der Bistritz, befanden ..., doch schien es auch nicht ausgeschlossen, daß die gesamte österreichische (Nord)Armee hinter der Bistritz stand.***)

Durch den am 3. Juli vom Kronprinzen zum Hauptquartier zurückgekehrten Flügeladjutanten Grafen von Finckenstein hatte man die Gewißheit von dem bevorstehenden Eingreifen der 2. Armee und Kenntnis von den bei dieser getroffenen Anordnungen erlangt. Ihrem Erscheinen konnte danach etwa um 11 Uhr entgegengesehen werden. Den Anmarsch wahrzunehmen (vgl. Skizze 5), verhinderte die Geländegestaltung und die schwere trübe Luft, die, auch nachdem der Regen aufgehört hatte, die Fernsicht behinderte und erst am Nachmittage hellerem Wetter wich. Als sich dann das Eingreifen der 2. Armee wider Erwarten verzögerte, die österreichische Artillerie dagegen dauernd die Oberhand behielt, die Verluste sich bei den jenseits der Bistritz entwickelten preußischen Divisionen zu häufen begannen, und die 7. Division sich nur noch mit Mühe behauptete, gestaltete sich die Lage der 1. Armee vorübergehend recht schwer. Um seinen Truppen in erster Linie Entlastung zu gewähren, ließ Prinz Friedrich Karl gegen 1 Uhr auch die 5. und 6. Infanterie-Division die Bistritz überschreiten. Von seiner Absicht, diese frischen Truppen zu einem Angriff auf die Höhen von Lipa(-Chlum) gegen die noch nicht erschütterte mächtige österreichische Artilleriestellung vorgehen zu lassen, stand der Prinz jedoch infolge der vom General von Moltke erhobenen Einwände ab. Der Chef des Generalstabes der Armee hatte soeben die Nachricht erhalten, daß sich die Kolonnen der 2. Armee näherten.†) Es konnte sich daher jetzt nicht darum handeln, die noch verfügbaren Reserven der 1. Armee zu einem Frontalangriff einzusetzen, der in jedem Falle Opfer gefordert hätte, die in keinem Verhältnis zu dem erreichbaren Gewinn standen.

*) Also für den Tag, an dem nachher die Schlacht von Königgrätz geschlagen wurde.

**) Sie stand an der Bistritz.

***) Letzteres war der Fall, vgl. Skizze 4.

†) Also 3 Stunden später als erwartet.

Skizze 5. Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866

Erläuterung: Preußen

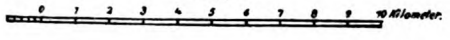
——→ Marſch- und Angriffsbewegungen der I. Armee
- - - → „ „ „ „ „ II. „
-·-·→ „ „ „ „ „ Elb- „
——▬ Stellungen um Mittag

Öſterreicher und Sachſen

▬▬ Stellungen um Mittag
····· Stellungen des II. und IV. Korps, wie ſie anfangs beabſichtigt waren, jedoch erſt ſpäter eingenommen wurden
- - - → Rückzugsbewegungen des II. u. IV. A. K.
S Sachſen
L.K.D. Leichte Kavallerie-Diviſion
R.K.D. Reſerve „ „

Römiſche Zahlen bedeuten die Nummern der Korps, arabiſche die der Diviſionen

Maßſtab



Ein solcher mußte der 2. Armee um so reicher zufallen, je länger die Österreicher vor der 1. Armee standhielten. Aufgabe (der 1. Armee) war es sonach, den Feind in der Front festzuhalten. Um auch auf dem rechten preußischen Flügel eine ähnliche Wirkung zu erzielen, wie sie jetzt durch die 2. Armee eintreten mußte, erging um 1,45 Uhr nachmittags an die Elbarmee folgende Weisung: „Kronprinz bei Zizelowes. Rückzug der Österreicher nach Josefstadt abgeschnitten. Es ist von größter Wichtigkeit, daß das Korps des Generals von Herwarth auf dem entgegengesetzten Flügel vorrückt, während im Zentrum die Österreicher noch Stand halten."

General von Herwarth ... hatte die Elbarmee von Nechanitz wieder vereinigt (vgl. Skizze 5). Wie bei der 1. Armee mußte auch hier der Bistritz-Übergang erst erkämpft werden ..., und erst die durch den Ober-Peimer-Wald ausholende Umfassung nötigte (das sächsische Korps) ... zurückzugehen. Da die Kräfte (der Elbarmee) durch die bisherigen Gefechte in einem schwierigen Gelände in hohem Maße in Anspruch genommen worden waren, erlahmte ihre Verfolgung ..., welche in wirksamster Weise ... hätte erfolgen können, wenn ... Truppen zur Hand gewesen wären, um ... gegen die Königgrätzer Chaussee, die Hauptrückzugsstraße der Österreicher, tätig zu werden."*)

Vorstehender Auszug beweist zur Genüge die Schwierigkeiten, denen das Moltkesche Feldherrngenie im „Nebel der Ungewißheit" gerecht werden mußte. In den Schlußbetrachtungen sagt die Generalstabsstudie:

„Nicht das getrennt Marschieren und vereint Schlagen an sich, wie so häufig behauptet worden ist, bezeichnet den Fortschritt in der Heerführung Moltkes gegenüber derjenigen früherer Zeiten, insbesondere Napoleons, sondern die von ihm zuerst geübte Kunst, die vergrößerten Heeresmassen der neueren Zeit auch in der Teilung in mehrere selbständig geführte Armeen von einer Stelle aus zu lenken und sie je nach der Kriegslage in weiterer Trennung oder engerer Vereinigung zu halten."

Wenn das Feldherrngenie bei unseren, gegen die damalige Zeit um das Dreifache vergrößerten Massenheeren, solche Schläge herbeiführen soll, welche mit kurzer schneller Entscheidung die wirtschaftliche Lage der beteiligten Staaten möglichst wenig beeinflussen, dann muß das neue Mittel der Lufterkundung der Feldherrnkunst die erforderlichen Unterlagen schaffen. Denn bei den immer größer werdenden Kriegsschauplätzen muß der Mangel an örtlicher Übersicht durch umfassende Erkundung ersetzt werden, und diese umfassende Erkundung kann und muß von den Luftfahrern und ihren Fahrzeugen gefordert werden.

Ebenso lehrreich ist es, die Lage der französischen und deutschen Armee vom 3. bis 5. August 1870 mit dem Luftschiffermaß zu messen, wobei festzustellen ist, daß sich die Heeresbewegungen innerhalb eines gleichseitigen Dreiecks vollzogen haben, dessen Spitze zwischen Mainz und Bingen liegt, und dessen Grundlinie von Metz über Straßburg bis Appenweier reicht.**) Keine der Seiten

*) Hier hätten eine ganze Infanteriedivision und eine Kavalleriedivision zur Verwendung kommen können, wenn die Feststellung des feindlichen Armeeflügels früher gelungen wäre. Dann hätte auch bei Königgrätz eine Umschließung des Gegners wie bei Sedan stattfinden können, was in diesem Falle wohl die sofortige Beendigung des Feldzuges bedeutet hätte, während die Kriegshandlung 1866 erst durch den Waffenstillstand vom 26. Juli, also drei Wochen später, ihren Abschluß fand.

**) Vgl. Skizze 50 zu Band III der Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik, herausgegeben vom Großen Generalstab.

ist über 150 Kilometer lang, so daß bereits vierzehn Tage vor den Augustschlachten eine ausgiebige Luftschifferkundung hätte einsetzen können. Am 2. August abends hätte das Luftschiff der 1. Armee von Trier aus aufklären können bis zur Linie Toul-Saarburg, das der 2. Armee von Mainz aus bis zur Linie Saarburg-Straßburg, das der 3. Armee von Speyer aus zwischen Vogesen und Schwarzwald bis zur Linie Sulzer-Belchen-Feldberg.

Die Entfernung von 150 Kilometer läßt sich funkentelegraphisch vom Luftschiff aus mit Sicherheit überbrücken. Trotzdem werden auch chiffrierte Brieftaubenmeldungen von Luftschiffen von Wert bleiben.

Wer sich mit den Schlußfolgerungen befaßt hat, welche das neue französische Generalstabswerk über 1870/71 für eine Offensive aus der Aufstellung ihrer Armeen Anfang August zieht, und wer die Richtigkeit einzelner dieser Schlußfolgerungen anzuerkennen geneigt ist, der wird sich nicht verhehlen können, daß sie samt und sonders in ein Nichts zerstieben, wenn man die Lufterkundung in Rechnung ziehen würde.

Kriegsgeschichtlich ist genugsam bekannt, daß die 3. Armee 1870 nach den Schlachten von Weißenburg und Wörth die Fühlung mit der geschlagenen Armee Mac-Mahons gänzlich verlor, und daß sich daraus große zeit- und kraftraubende Märsche ergaben, welche aber trotzdem im Verein mit den kühnen und weitblickenden Maßnahmen des Großen Hauptquartiers zu dem unvergleichlichen Erfolge von Sedan führten. Daß aber dieser unvergleichliche Erfolg auch noch anderen, nicht immer wiederkehrenden Umständen zu danken ist, beweist folgende Betrachtung der Generalstabsstudie:

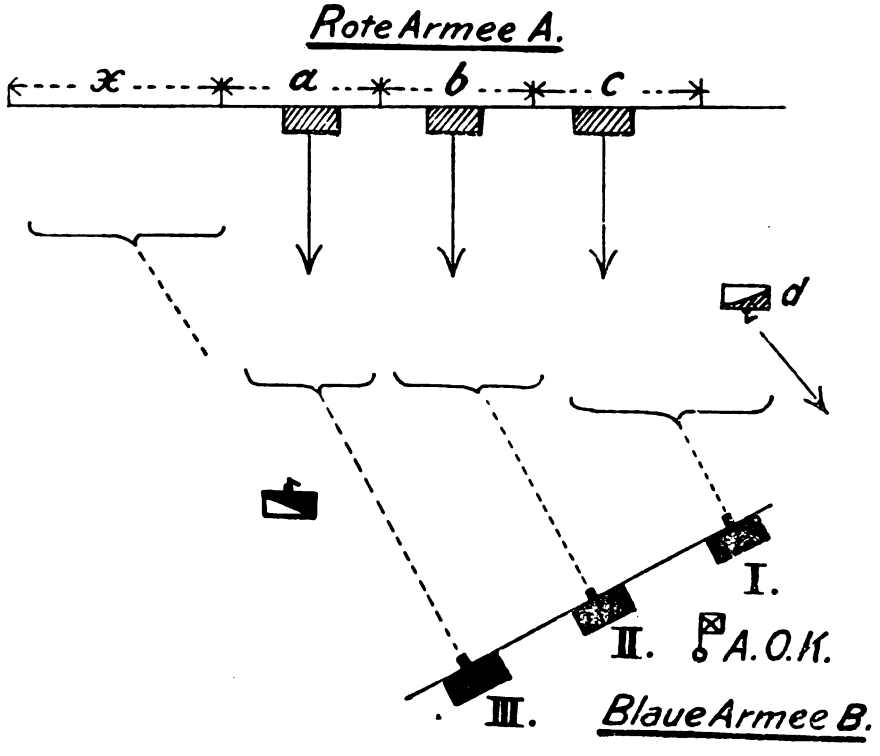
„Immerhin ist zu beachten, daß nur die Unbeweglichkeit des Gegners und seine unglücklich gewählte Versammlung bei Sedan, wo jede Stunde längeren Verweilens am 31. August eine Vermehrung der Gefahr bedeutete, es so weit kommen ließen. Daß die Verhältnisse sich in dieser Weise günstig gestalten würden, ist denn auch von der deutschen Heeresleitung in keiner Weise vorausgesehen worden. Ihre Maßnahmen konnten sich, sobald sie die Gewißheit gewann, daß auf französischer Seite tatsächlich ein Marsch um den rechten deutschen Flügel herum zum Entsatz Bazaines beabsichtigt sei, zunächst nur darauf richten, dem Feinde den Weitermarsch zu verlegen. Als sich die Wahrscheinlichkeit herausstellte, ihn noch auf dem linken Maasufer einzuholen und auch noch den linken Flügel der 3. Armee hierbei mitwirken zu lassen, ging das Bestreben unausgesetzt dahin, trotz mehrfachen Wechsels der Marschrichtung möglichst starke Kräfte zur Entscheidung heranzubringen. Hierbei ergab sich am 29. August die Notwendigkeit, den nach vorwärts gestaffelten rechten Flügel zurückzuhalten und die in der Mitte der Gesamtfront befindlichen beiden bayerischen Korps an ihn heranschließen zu lassen. Hielt der Feind stand oder versuchte er, sich gegen die versammelte Armee des Kronprinzen von Sachsen den Übergang über die Maas bei Dun und Stenay zu erkämpfen, dann war am folgenden Tage auch der linke Flügel der 3. Armee heran und zu umfassendem Eingreifen bereit. Wich der Feind der Entscheidung aus und ging er in nordwestlicher oder westlicher Richtung zurück, dann konnte dieser Flügel immer noch gegen seine Flanke wirksam werden."

Aus dem letzten Satz besonders geht hervor, wie bis zum entscheidenden Augenblick auch hier der „Nebel der Ungewißheit" geherrscht hat und wie dankbar jede Heeresleitung demjenigen strategischen und taktischen Hilfsmittel der Erkundung sein würde, welches — wenn auch nur tageweise — diesen Nebel

zerstreuen und die Entscheidungsschlacht „in Kürze" herbeizuführen ermöglichen würde.

Wir kommen damit zu den speziellen Aufgaben der Flugzeuge.

Den Flugzeugen darf man bereits jetzt eine Durchschnittsflugleistung von 100 Kilometer in zwei Stunden zumuten, also ein beherrschtes Feld von 50 Kilometer Radius bei Rückkehr zur Abflugsstelle. Der Radius der von Flugzeugen beherrschten Felder ist mithin = $^1/_3$ derjenigen für Luftschiffe. Nach den vorstehenden kriegsgeschichtlichen Beispielen, in denen der Erkundungs-



Skizze 6. (Schema für Flugzeugerkundung)

Erläuterung: Die Klammern deuten die Linien an, gegen die Flugzeugerkundung angesetzt ist. Jedes blaue A. K. und die Kav. Div. verfügt über vier Flugzeuge, das blaue A. O. K. hat eine Flugzeugreserve

bereich der Luftschiffe, namentlich beim Vormarsch zur Schlacht, bereits weit über das erforderliche Maß hinausreicht (vgl. die Rechtecke auf Skizze 2, 3 und Skizze 4), braucht nicht weiter auseinandergesetzt zu werden, welchen hohen Wert die Flugzeuge auch für strategische Erkundung haben. Ihr Haupttätigkeitsfeld wird aber die taktische Erkundung sein, wozu folgendes schematische Beispiel eine Erläuterung abgeben soll. (Vgl. Skizze 6.) Die rote Armee A (drei Armeekorps und eine Kavalleriedivision) soll morgen in drei Kolonnen nach Süden vormarschieren. Die blaue Armee B (drei Armeekorps und eine Kavalleriedivision) soll morgen in nordwestlicher Richtung vormarschieren. Beide

Armeen stehen 50 Kilometer auseinander. Heute Abend, zwei Stunden vor Anbruch der Dunkelheit, klären die blauen Flieger der Kavalleriedivision die Linie X auf, und stellen fest, daß die Gegend vom Feinde frei ist. Die Flieger des I., II. und III. Armeekorps klären die Linien a, b und c auf und stellen große Biwaks bei a, b und c und ein Kavalleriebiwak bei d fest. Sie bringen ihr Erkundungsergebnis in zwei Stunden zurück. Vor Anbruch der Morgendämmerung erkundet je ein zweiter Apparat des I., II., III. Armeekorps und der Kavalleriedivision, und ermittelt den Vormarsch der Kolonnen a, b, c und d in der Pfeilrichtung. Aufgabe eines dritten Flugzeuges bleibt es dann, die Zusammensetzung der Marschkolonnen zu melden, während später ein viertes Flugzeug die Aufstellung der Artillerie erkundet. Jedes Armeekorps hat noch das Flugzeug von gestern Abend in Reserve.

Es bedarf keiner Erörterung wie sehr die blaue Armee B durch ihre Flugzeuge gegen die rote Armee A im Vorteil ist, welch letztere durch ihre Kavalleriedivision wohl Nachrichten über das blaue I. Armeekorps, aber nicht über das II. und III. Armeekorps haben wird.

In der Lage der blauen Armee würden sich zurzeit die Franzosen, in derjenigen der roten Armee die Deutschen befinden.

Aus den obigen Darlegungen wird auch der nicht militärisch geschulte Leser zu der Schlußfolgerung kommen, daß wir es mit einer neuen Erkundungstruppe, ja mit einer neuen Waffe von besonderer Eigenart und von größter Bedeutung zu tun haben. Die Franzosen haben daraus die letzte Konsequenz gezogen, indem sie den Satz: „Luftfahrerdienst gleich Generalstabsdienst“ zum Gesetz erhoben. Ihre Reorganisation des Militärluftfahrwesens gipfelt darum in dem Bestreben, das Luftfahrwesen von anders gearteten technischen Einflüssen frei zu machen, es auf eigene Beine zu stellen und von dem belebenden Hauche der Truppenverwendung durchsetzen zu lassen. An die Reorganisation eines Heeresbestandteiles ist noch selten eine Nation so großzügig, so weitblickend, so feinfühlig herangegangen, wie die Franzosen an die Umbildung ihres Militärluftfahrwesens.

Wollen wir den Franzosen den großen Vorsprung auf dem wichtigen Gebiet der strategischen und taktischen Aufklärung nicht kampflos einräumen, so bedarf es, von der Herstellung zahlreicher kriegsbrauchbarer Luftfahrzeuge abgesehen, auch einer gründlichen Reorganisation des militärischen Flugwesens in Deutschland.

Mehr als je zwingt heutzutage die Tendenz, keine dauernde wirtschaftliche Krisis durch kriegerische Verwicklungen eintreten zu lassen, die an der wirtschaftlichen Lage interessierten Kreise — also im weitesten Sinne die ganze Nation — zum Nachdenken darüber, ob in der militärischen Luftfahrt nicht ein wesentlicher „kriegkürzender“ Faktor gegeben ist, den wir im Interesse der Wohlfahrt des Reiches nicht wie bisher vernachlässigen dürfen.

Mehr als je wird darum die Frage der Reorganisation des Luftfahrwesens zu einer Frage der ganzen Nation.

Zwischen Theater und Kino

Von Dr. W. Warstat-Altona

Die Abwanderung immer größerer Massen des Publikums aus den Theatern in die „Lichtspielhäuser" ist eine Erscheinung, die sich jedem aufmerksamen Beobachter modernen Lebens aufdrängen muß. Man hat anfangs behauptet, daß namentlich auf den billigen Plätzen der Theater diese Abwanderung sich fühlbar mache, daß es die minderbemittelten Klassen wären, die durch das Kinematographentheater der Schaubühne entfremdet würden und daß auch ein großer Teil des Publikums, das sich vor der belebten leuchtenden Leinwand versammelt, sich aus Kreisen zusammensetze, die nie in ein wirkliches Theater kommen würden.

Die Abwanderung hat heute aber weiter um sich gegriffen, seit man die Lichtbildbühne durchaus nicht mehr als das „Theater des armen Mannes" bezeichnen darf, seit in den größeren Städten eigene prunkvolle Paläste für kinematographische Vorstellungen gebaut worden sind und seit diese Institute durch hochklingende Namen und luxuriöse Ausstattung auch die genießenden oberen Schichten der Gesellschaft für sich zu gewinnen verstanden haben. So schaut heute die elegante Gesellschaftsdame, in einen bequemen Sessel gelehnt, genau denselben sensationellen Schauerfilm mit genau derselben atemlosen Spannung, wie einige Straßen weiter das Weib aus dem Volke, im raucherfüllten, schmutzigen Raume, eng auf harter Holzbank zusammengedrängt.

Und es wird nicht allzulange dauern, da wird man sich die Reformbestrebungen auf dem Gebiete der Kinematographie geschäftlich zunutze machen, wird sich die Reform als willkommenes Mäntelchen um die Schultern legen, und die „Reform-Lichtspielbühnen" werden auch den intellektuellen Kreisen den Vorwand geben, dessen sie bedürfen, um an den Lichtbildvorführungen teilzunehmen, ohne sich und ihren Grundsätzen etwas zu vergeben. Auch dieses letzte Stadium der Entwicklung hat mancherorts schon begonnen.

Ihre wirtschaftlichen Folgen haben sich für das Theater aber schon überall sehr fühlbar gemacht. Eine Statistik aus Österreich führte den Zusammenbruch von weit über zwanzig kleineren Bühnen mit etwa sechzehnhundert Angestellten

auf die Konkurrenz des Kinematographentheaters zurück, und im engeren Deutschland würde eine gleiche Statistik ähnliche Resultate ergeben. In dem Konkurrenzkampfe zwischen Theater und Kino erleidet das Theater böse Wunden, auf seiner Seite gehen viele wirtschaftliche Werte — von den kulturellen Werten wollen wir hier noch nicht reden — zugrunde; das ist unbestreitbar.

Anderseits ist es allerdings ebenso unbestreitbar, daß durch die kinematographische Industrie eine Menge neuer wirtschaftlicher Werte geschaffen und an die Stelle der auf der Gegenseite verlorenen gesetzt werden. Wenn durch den Zusammenbruch von Theatern Tausende von Menschen brotlos wurden, so finden in der blühenden kinematographischen Industrie und in den Lichtbildtheatern wieder tausend andere ihr Brot. Dennoch darf man diese neuen wirtschaftlichen Werte nicht ohne weiteres als vollen Ersatz für die verlorenen betrachten.

Es kann uns als Deutschen vor allen Dingen nicht gleichgültig sein, daß diese neugeschaffenen Werte zum weitaus größten Teile dem Auslande zugute kommen, weil die ausländische, die französische, englisch-amerikanische, italienische und dänische Filmindustrie heute in der Produktion der sensationellen Filmdramatik an der Spitze marschiert und weil unsere deutschen Lichtbildtheater den größten Teil ihres Programms mit diesen ausländischen Films ausfüllen. Der Verdienst fließt also großenteils in die Taschen des Auslandes.

Aus diesem national-wirtschaftlichen Gesichtspunkte muß man daher zunächst eine ziemlich intensive Besteuerung der ausländischen Films einerseits und eine einsichtige Förderung der einheimischen Filmindustrie anderseits fordern. Man braucht nicht zu fürchten, durch einen angemessen hohen Zoll auf ausländische Films unserem Volke kulturelle Werte fernzuhalten. Die ausländische Filmdramatik weist einen so niederen Stand des Geschmacks auf*), daß es eher zu begrüßen wäre, wenn ihre Produkte uns fernblieben. Allerdings bemühen sich neuerdings auch einige deutsche Firmen mit einem höchst bedauerlichen Erfolge, jenen Geschmacklosigkeiten Konkurrenz zu machen. Gegen diese Auswüchse in der heimischen Industrie, die man auf die schlechten Einflüsse der ausländischen sehr wohl zurückführen kann, vermag aber die Bewegung, die sich überall für die Reform des Lichtbildwesens einsetzt, stärker und mit größerem Erfolge vorzugehen, als sie es gegenüber den ausländischen Fabriken tun kann.

Die Reservierung des deutschen Filmmarktes für die deutsche Filmindustrie und die dadurch bedingte Förderung der deutschen kinematographischen Industrie muß also von vornherein mit der Reform des Lichtspielwesens überhaupt aufs engste verknüpft werden.

Diese Reform hat nun allerdings zunächst eine negative Aufgabe. Sie muß erst die Schäden beseitigen, die das heute so üppig wuchernde Kinematographenunwesen auf mannigfachen Gebieten hervorgerufen hat. Kehren wir noch einmal

*) Vgl. meinen Aufsatz „Vom Geschmack der Völker". Grenzboten 1912 vom 7. Februar Heft 6, S. 281 ff.

zurück zu den wirtschaftlichen Nachteilen, die dem Theater aus der Konkurrenz der Lichtbildbühne erwachsen. Mit Recht machte Ludwig Fulda in einem Aufsatze der Woche*) darauf aufmerksam, daß das Kinematographentheater, dessen Vorführungen von den Verwaltungsbehörden nicht als „theatralische Vorstellungen" angesehen werden, dadurch von vornherein im Konkurrenzkampfe viel freier und günstiger gestellt sei als das Theater. Das Aufwuchern der Lichtbildinstitute ist mit dem Umstande zuzuschreiben, daß für sie weder der Konzessionszwang, noch die strengen baupolizeilichen Vorschriften, noch die geregelte Präventivzensur gelten, die für das bühnenmäßige Theater in strenger Beachtung stehen.

Durch die Ausdehnung aller dieser Vorschriften und Beschränkungen auch auf die Kinematographentheater wird man nicht nur dem bühnenmäßigen Theater im Kampfe gegen den gefährlichen Konkurrenten die gerechte Grundlage liefern und ihm einen gewissen Erfolg ermöglichen, sondern man wird durch sie auch auf den kulturellen Tiefstand bessernd einwirken können, der sich im Kinematographenwesen in so bedauerlicher Weise eingestellt hat. Man wird bei der Konzessionserteilung für die Errichtung kinematographischer Theater nach bestimmten Grundsätzen verfahren müssen, die dem kulturellen Gesichtspunkte genügend Rechnung tragen. Man wird darauf ausgehen müssen, diejenigen Stätten möglichst zu beschränken, an denen die sensationelle Schunddramatik eine bevorzugte Pflege findet, und man wird dafür die Gründung solcher kinematographischer Institute erleichtern müssen, auf deren Leitung Vereine und Körperschaften einen Einfluß haben, deren Ruf für die Integrität der Darbietungen bürgt. In Hamburg hat die Lehrervereinigung zur Pflege künstlerischer Bildung Fühlung mit der Leitung eines Kinematographentheaters gesucht, in Hannover beabsichtigt man, wenn die Zeitungen richtig melden, ein städtisches Kinotheater zu gründen.

Auch diese Theater sollten aber sowohl einer allgemeinen Kinosteuer als auch einer Präventivzensur unterworfen werden. Die Zensur hätte dabei ihr besonderes Augenmerk auf die Filmdramatik zu richten. Und man kann hoffen, daß durch ein zielbewußtes Einschreiten gegen sensationell zugestutzte Stoffe und auch gegen die sensationsbedürftige Reklame für diese Stoffe Platz geschafft werden wird für das Gute, das hoffentlich aus der Tätigkeit und Wirksamkeit jener kinematographischen Musterbühnen entspringen wird, auf die wir oben hinwiesen und die hoffentlich bald an recht vielen Orten entstehen werden. Denn nur durch positive Mitarbeit, durch die zielbewußte Verwendung und Pflege aller der Werte, die der Kinematograph ja in der Tat in Fülle bietet, kann das Gute an die Stelle des Schlechten gesetzt werden, kann eine erziehliche Wirkung auf das Publikum und dadurch auf die Industrie ausgeübt werden.

Wir sind deshalb nicht einverstanden mit dem Kampfmittel, das auf Anregung des Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller der Deutsche Bühnenverein

*) „Theater und Kinematograph". Woche 1912, Heft 16.

und die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger anwenden wollen. Sie wollen allen ihren Mitgliedern untersagen, bei der Darstellung eines kinematographischen Films mitwirkend tätig zu sein. Dieses Verbot ist als wirtschaftliches Kampfmittel sehr wohl zu verstehen. Man will es verhindern, daß zum Beispiel Schauspieler, die ihre Kraft einer bestimmten Bühne kontraktlich verpflichtet haben, dank dem Umstande, daß die Gesetzgebung, die kinematographische Vorführungen nicht als „theatralische Vorstellungen" wertet, sich gleichzeitig unter der Fahne des wirtschaftlichen Konkurrenten betätigen.

Dieser Gesichtspunkt ist ja soweit richtig und muß anerkannt werden. Endgültigen wirtschaftlichen Erfolg wird diese Maßregel aber dennoch nicht haben. Was hindert die kapitalkräftige Filmindustrie daran, sich in noch weit höherem Grade, als sie es schon bisher getan hat. einen eigenen Stab von Schauspielern zu bilden? Wollen die Bühnenverbände alle diejenigen Kollegen ausstoßen, die etwa ganz in den Dienst der Filmindustrie übergehen? Das wäre sehr schade! Sehr schade vor allen Dingen mit Rücksicht auf die kulturelle Förderung der Filmindustrie und des Kinematographenwesens. Auf diese Weise würde es der Filmindustrie vielleicht nicht leicht werden, wirklich gute Kräfte in ihren Dienst zu bringen, Kräfte, die vor allem der mimischen Aufgabe, die ihnen die Filmindustrie stellt, gewachsen sind und die, ohne zu karikieren, doch den Gedankengang und den Gehalt dessen zum Ausdruck bringen, was sie spielen.

Wer die mimische Kunst, die uns heute auf den Films vorgeführt wird, genauer und kritisch betrachtet, der wird gegenüber der mannigfachen Übertreibung und dem häufigen völligen Versagen der Darsteller in der Mimik einsehen, daß für die kinematographische Industrie eine enge und ständige Fühlung mit dem berufsmäßigen Schauspieler unbedingt vonnöten ist. Nimmt man ihr die Möglichkeit dazu, so wird eine Reform der Filmdramatik dadurch auf Jahre hinaus verzögert, wenn nicht gar überhaupt unmöglich gemacht. Die Filmindustrie ist dann genötigt, sich einen eigenen Schauspielerstand von unten herauf neu heranzuziehen und dabei alle schon vorhandene mimische Erfahrung mühsam neu zu erwerben. Inzwischen aber wird sie auf Auswege verfallen, die im Interesse eines Fortschrittes sehr zu bedauern sind. Sahen wir doch neulich den aristokratischen Helden eines Sensationsprozesses und seine Gattin hinterher als Kinospieler auf der leuchtenden Leinwand vorgeführt. Was befähigte sie zu dieser Rolle? Die Dame vielleicht ihr früherer Beruf, den Herrn — der Ruf, den er durch seinen Prozeß erhalten hatte. Ich habe allerdings auch selten so etwas Langweiliges und Eintöniges gesehen als das Handeln und Tun, das ausdruckslose Kommen und Gehen der Figuren in diesem Film.

Aus allen diesen Ausführungen geht nun klar hervor, daß wir durchaus nicht einer unbedingten Knebelung und einer Einschränkung der Kinematographentheater um jeden Preis das Wort reden wollen. Wir halten im Gegenteil zwar die radikale Beseitigung aller Wucherungen und Auswüchse im Kinemato-

graphenwesen, seien sie wirtschaftlicher, seien sie kultureller Natur, für unbedingt notwendig, wir wollen aber anderseits auch, daß der lebenden Photographie die Möglichkeit gegeben und gewahrt bleibe, die ihr innewohnenden Werte nach allen Seiten hin zu kultivieren und zu entwickeln. Ihre Entwicklung nach einer wertvollen Seite hin zu lenken, das ist auch eine Kulturaufgabe unserer Zeit.

Auf diese Weise, so glauben wir, wird man auch allen Ansprüchen gerecht, die das Theater, jener Kulturfaktor, der durch das Aufblühen des neuen Kulturerzeugnisses am meisten in Mitleidenschaft gezogen wird, billigerweise stellen darf. Das Theater wird sich an den Gedanken gewöhnen müssen, gewisse Teile seines bisherigen Herrschaftsgebietes dem neuen Eroberer halb gezwungen, halb gutwillig abzutreten. Man wird die Notwendigkeit dieser Gebietsregulierung vielleicht um so eher einsehen, wenn man beachtet, daß die Entwicklung unserer Schaubühne in den letzten Jahrzehnten in mancher Hinsicht dem kommenden Kinematographen vorgearbeitet hat, daß durch manche Erscheinungen unserer dramatischen Literatur und durch die Darstellung, die diese auf der modernen Bühne fanden, der Geschmack des Publikums langsam aber sicher auf das vorbereitet worden ist, was ihm jetzt im Kinematographentheater geboten wird.

Oder ist das naturalistische Prinzip, die Naturtreue, mit der die naturalistische Dramatik und die naturalistische Bühne arbeiten, ein anderes als jenes, das im kinematographischen Film seinen vollendetsten Ausdruck findet? Mit der naturalistischen Kraft und Treue des kinematographischen Films kann aber das Theater nicht mehr konkurrieren. Daher wird die moderne Bühne das naturalistische Prinzip immer mehr und mehr aufgeben müssen, soweit sie es nicht jetzt schon getan hat.

Aber nicht nur formal hat unser Publikum im Theater eine Erziehung für den Kinematographen erhalten. Unterscheiden sich denn die Stoffe moderner Durchschnittsdramatik wirklich so außerordentlich stark von jenen Stoffen, die man in den besseren Films behandelt sieht? Gleichen die Durchschnittslustspiele mit ihrer harmlosen Technik nicht vielfach dem amerikanischen Humor mancher Films, die Paprikaerotik mancher importierter Schwänke den Stoffen kinematographischer Sensationsfilms? Und steigt man erst gar zu jenen Bühnen herab, die an der Grenze des Varietés stehen, so wird die Übereinstimmung noch größer: man vergleiche gewisse Sketches mit Sensationsfilms, gewisse Burlesken mit der Komik italienischer oder französischer Films.

Jemand, dem die Blüte und der Hochstand unseres modernen Theaters als eines Kulturfaktors am Herzen liegt, der wird es sogar gar nicht einmal ungern sehen, wenn das Theater auf den eben berührten Gebieten von dem Kinematographentheater aus dem Felde geschlagen wird und wenn es deren Bearbeitung in Zukunft vorzugsweise diesem überläßt. Wenn durch diese Gebietsverschiebung manche „Theater" zugrunde gehen oder sich in Kinemato-

graphentheater umwandeln, so wird hierdurch in der Tat ein kultureller Verlust kaum hervorgerufen werden. Auf dem Gebiete des bühnenmäßigen Theaterwesens wird aber durch eine solche reinliche Gebietsscheidung eine andere heilsame Folgeerscheinung eintreten. Man wird die Kräfte, die bisher für den Anbau jener untersten Gebiete des Theaters gebraucht wurden, sparen, und man wird diese Summe von Energie jener Aufgabe dienstbar machen können, deren Lösung allein dem Theater zum Siege, zum wirtschaftlichen sowohl, wie zum kulturellen Siege über seinen Konkurrenten verhelfen wird, nämlich der Reform des Theaters. Durch die Verdrängung des Theaters aus jenen naturalistischen und realistischen Stoffgebieten von dem Kinematographen wird auch allen denen, die es noch nicht gerne zugeben möchten, die Erkenntnis aufgezwungen werden, daß die Reform der Schaubühne nicht bei der Verfolgung naturalistischer Prinzipien formeller oder inhaltlicher Art erreicht werden kann. Man wird sich hier vor den nackten Entwicklungstatsachen beugen müssen.

Verzichtet die Bühne dagegen freiwillig auf naturalistische Prinzipien zugunsten der Lichtbildbühne und kultiviert dafür die ihr bleibenden Ausdrucksmittel, stilisiert ihre Formen- und Farbenwerte, pflegt die mimischen, sprachlichen und dichterischen Mittel und Werte, die auf ihr zur Geltung kommen, so wird das Publikum vor der Schaubühne immer noch vielerlei finden, was ihm das Kinematographentheater bei weitem nicht bieten kann. Möglich, daß dann in Zukunft nicht mehr so viel und an so vielerlei Orten Theater gespielt werden wird! Hat man aber nicht längst schon Klage erhoben über das Zuviel an dramatischer und bühnenkünstlerischer Produktion? Durch die Beschränkung und Vertiefung zugunsten gewisser ihr allein eigentümlicher Probleme wird unsere Bühnenkunst innerlich, und zuletzt schließlich auch äußerlich nur gewinnen, und diese Beschränkung wird auch mit Rücksicht auf die Ausdruckskultur unserer Zeit nicht einen Verlust, sondern einen Gewinn bedeuten.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literatur

Almquists Werke. Auswahl in zwei Bänden, übertragen von **A. Mens.** Leipzig, Inselverlag. 1912. Geh. 8 M., geb. 12 M.

Dies ist ein sehr merkwürdiges Buch, und wenn das deutsche Publikum seit uralten Zeiten ein Gewohnheitsrecht darauf hat, daß ihm alles Merkwürdige, das irgendwo auf Erden erscheint, vorgelegt wird, so durfte ihm eine Auswahl aus Almquists Werken gewiß nicht vorenthalten werden. Doch machen wir zunächst dem kritischen Herzen durch einige Ausstellungen an der Ausgabe Luft. Wozu das Geheimnisvolle? Der Name Mens findet sich nicht bei Kürschner und nicht bei Degener, bei letzterem auch nicht unter den Pseudonymen, und ein solches liegt doch wohl vor. Die poetischen Stücke aber wurden „von J. W. in die metrische Form übertragen". Anonymität scheint uns bei Übersetzungen noch weniger angebracht als bei Originalwerken. Und die Übersetzer brauchten sich doch wahrlich ihrer Arbeit nicht zu schämen. Auch die biographische Einleitung läßt doch zu vieles im Dunkeln und uns fiel dabei der einem allzuviel räsonnierenden Literarhistoriker zugerufene Vers ein:

Sag uns ohne Hinterlist,
Wann Hans Sachs das Licht erblickte,
Weckerlin gestorben ist.

Sie wird eröffnet durch eine überaus bittere und charakteristische Briefstelle; leider aber erfahren wir weder an wen der Brief gerichtet, noch wann er geschrieben ist. Der Lebenslauf Almquists ist übrigens derart, daß, wenn ein anderer Dichter ihn uns als Roman erzählte, wir an der Unwahrscheinlichkeit Anstoß nehmen würden. Geboren 1793 in Stockholm, wendet er sich, wie die meisten seiner Vorfahren, der Theologie zu, wird dann Hauslehrer, später Bibliothekar, begiebt sich aber, dreißigjährig, aufs Land, um ein hübsches Bauernmädchen zu heiraten und selbst richtiger Bauer zu werden. Das ging nun so, so lang es ging. Im Jahre 1826 kehrt er nach Stockholm zurück und lebt von Abschreiben, Notenschreiben (nicht der einzige Berührungspunkt mit J. J. Rousseau), Privatunterricht, bis er 1829 Rektor einer „neuen Elementarschule" wird, die auf das ganze Unterrichtswesen Schwedens reformierend einwirken sollte. Anfangs ein vortrefflicher Lehrer, vernachlässigte er dann unter einer ungeheuren Arbeitslast — er mußte Lehrbücher für alle Fächer schreiben! — den eigentlichen Unterricht, erhielt einen langen Urlaub und reiste „ins Ausland", nämlich nach Frankreich (1840 bis 1841). In Upsala hatte er inzwischen 1837 die päpstlichen Weihen empfangen. Nach seiner Rückkehr in die Heimat aber finden wir ihn wegen seiner freisinnigen Ansichten in einem mehrjährigen Konflikt mit den geistlichen Oberbehörden, bei dem beide Parteien eine äußerst trübe Rolle spielen; doch setzt er es durch, als Pastor angestellt zu werden. Und noch unerquicklicher war ein Konflikt, in den er als Mitarbeiter der liberalen Zeitung „Aftonblerdet" geriet und wobei er von dem Beleidigten öffentlich, wie es scheint nicht ohne Grund, jedenfalls ohne weitere Folgen, geohrfeigt wurde. Die Chronologie der vorliegenden Ausgabe ist übrigens, vielleicht auch durch Druckfehler, S. 12 ff. der Einleitung, völlig im argen. S. 12 heißt es, daß Almquist im Jahre 1846 zum Regimentspastor ernannt worden sei, und S. 13: „Seit 1845 wurden die ökonomischen Verhältnisse immer zerfahrener. Für den Gesellschaftsumstürzler hatte die Gesellschaft kein Brot mehr." Jedenfalls kam es in den folgenden Jahren vom Schlimmen zum Schlimmsten: Schulden, Wechselfälschung, Anklage wegen versuchten Giftmordes (an einem Wucherer). Es gelingt Almquist im Juni 1851 nach Amerika zu entfliehen. Von seinem späteren Leben aber wird uns nur noch mitgeteilt, daß er (wann?) nach Europa zurückgekehrt sei, als „Professor Westermann" nach Bremen gezogen, hier 1866 im Allgemeinen Krankenhaus gestorben und auf dem Armenfriedhof beerdigt worden sei. „Er war Teufel und Heiliger, Held und Feigling, Sophist und Fanatiker, Schwärmer und kalter Rechner". (S. 39.)

Bei einem so unstäten Leben hat Almquist eine wahre Unzahl von Büchern und Abhand-

lungen geschrieben, von denen die zwei vorliegenden Bände wohl nur den kleinsten, hoffentlich aber wertvollsten Teil enthalten. Eröffnet wird die Sammlung (ob ganz glücklich?) durch dramatische Szenen: „Immer hübsch kritisch", in denen der Dichter sich, Molières critique de l'école des femmes nachahmend, mit seinem Publikum auseinandersetzt. Auch Gogol hat sein Lustspiel „Der Revisor" mit einem Nachspiel versehen, in dem das natürlich meist gedankenlose und törichte Publikum redend eingeführt und persifliert wird, und am Schluß eines klassischen Werkes läßt man sich eine solche Kritik alberner Kritik wohl gefallen. Als Einführung wirkt sie doch etwas seltsam. Almquists Hauptwerk ist das Dornrosenbuch, vielmehr: seine Hauptwerke hat er unter diesem Titel mittels einer Rahmenerzählung zusammengefaßt. Offenbar gehört dazu auch der größere Teil der beiden deutschen Bände. Aber Genaues über das Verhältnis erfahren wir leider wieder weder aus der Einleitung noch aus dem Inhaltsverzeichnis. Dieses enthält vielmehr die Bezeichnung „Dornrosenbuch" gar nicht, sondern bringt koordinierend die Titel von sechzehn Erzählungen und Aufsätzen, und es scheint, daß sie bis auf die fünf letzten dem Hauptwerk angehören, das aber, wie es wiederum scheint, im Original weit umfangreicher ist. Um von der Art und Mannigfaltigkeit dieses Werkes eines bei uns noch so ganz unbekannten Dichters einen Begriff zu geben, scheint es am besten, ihn mit bekannteren Dichtern zu vergleichen, an die er erinnert. Und solche Vergleiche drängen sich bei der Lektüre vielfach auf. Damit soll aber Almquist keineswegs die Originalität abgesprochen werden; ist er doch vielfach der ältere. So war Selma Lagerlöf erst acht Jahre alt, als Almquist starb, und wenn uns die einleitende Erzählung „Das Jagdschloß" lebhaft an Gösta Berling erinnerte, so mag das einfach an dem gemeinsamen schwedischen Heimatboden liegen. Die kleinen Stücke „Die Tränen der Schönheit" und „Des Dichters Macht" würden wohl, wenn sie in Jean Pauls Werken ständen, als für diesen besonders charakteristisch angesehen werden. Die größere Erzählung „Es geht an", durch die der Dichter ein unliebsames Aufsehen erregte, wie wir, an schärfere Kost gewöhnt, es uns kaum vorstellen können, gleicht in der fabelhaft genauen und plastischen Schilderung manchen Geschichten Adalbert Stifters. Was ihren Inhalt so shocking machte, war, daß hier das Problem der korrekten Ehe mit leisem Skeptizismus behandelt wird. „Der Palast" ist, worauf schon Mens in der Einleitung hinweist, tatsächlich durchaus im Stil der Schauergeschichten von Edgar Allen Poe gehalten, und hier wäre es denn nicht uninteressant, zu wissen, ob dem Schweden oder dem Amerikaner die Priorität in dem Genre zukommt. Noch schauriger beinahe ist „Die Urne", bei der einen übrigens die blutige Ironie der Schlußpointe voltaireisch anmutet. Voltaireisch, ja übervoltaireisch ist auch das Stück „Armuz und Ahoriman", das, mit dem Herausgeber zu reden, ein böses Spiel mit der Bureaukratie und mit jeder Art Pharisäertums treibt. Das sizilische Drama „Donna Luna" endlich, aus dem uns ein kühles Grausen entgegenweht, würde unter Victor Hugos Werken wie zu Hause sein. Dies ist wohl das letzte Stück, das zum Dornrosenbuch gehört.

Nun folgen noch einige sehr originelle Aufsätze über ästhetische und soziale Probleme, so einer über „Die Zukunft der Musik". Almquist war nämlich, was seine Vielseitigkeit noch unheimlicher erscheinen läßt, auch Komponist. Kurz, er war alles in allem, einer der seltsamsten und begabtesten Menschen, die je gelebt haben.

Dr. O. A. Ellissen-Einbeck

Pädagogik

Zwei schneidige Broschüren liegen mir vor: **Julius Ruska: Schulelend und kein Ende.** (Leipzig, Quelle und Meyer) und **Wilhelm Victor: Das Ende der Schulreform?** (Marburg, Elwert). Ruskas Schrift ist eine Abwehr der Angriffe Ostwalds auf die Höheren Schulen und ihre Lehrer; seit Jahren predigt Ostwald seinen Kreuzzug gegen unsere Bildungsanstalten, und es wurde ihm schon häufig seine Einseitigkeit gegenüber den Geisteswissenschaften vorgeworfen; die beschränkte Ansicht, daß nur von den Naturwissenschaften das Heil für die zukünftigen Generationen zu erwarten sei, hat auch bei denen Kopfschütteln erregt, die Ostwalds Anregungen mit Freuden be-

grüßten. Nun kommt Ruska hier mit dem Nachweis, daß Ostwald, der große deutsche Gelehrte von Weltruf, mit den Quellen für sein Buch „Große Männer" in der skrupellosesten Weise umgegangen ist. Aus dem Leben einiger großer Männer will Ostwald nachweisen, daß viel mehr Genies aufwachsen könnten, wenn sie nicht durch Hemmungen, meistens in der Schule, in ihrer freien Entwicklung gehindert würden. Mag man dem Resultate, daß die Schule eine Geniemörderin sei, zustimmen oder nicht, mag man die Auswahl der großen Männer, einige Naturforscher des In- und Auslandes, für glücklich halten oder nicht, wie konnte ein deutscher Wissenschaftler sich zu dieser tendenziösen Verarbeitung seiner Quellen hergeben? Den Nachweis führt Ruska so straff, daß kein Zweifel an der Tatsache bleibt, und es ist nur ein Rätsel und ein beschämendes, daß mit Ostwalds Resultaten zwei Jahre lang gegen die Höheren Schulen gearbeitet worden ist. Angesichts der großen Verdienste Ostwalds ist es tief zu bedauern, daß er sich um den Ruf der Unbefangenheit gebracht hat. Aber der Wahrheit gebührt die Ehre und Ruska der volle Dank, daß er in mühevoller Arbeit den Sachverhalt klargelegt hat .

Wilhelm Vietor bringt positive Vorschläge für Reformen, die er in richtiger Würdigung der Reformanstalten in der konsequenten Verfolgung von deren Zielen sieht. Der Unterbau muß zu einer bis Untersekunda reichenden Einheitsschule erweitert werden. Fremdsprachen beginnen mit Englisch in Quarta, Französisch folgt in Obertertia, Latein in Obersekunda, Griechisch, sofern es nicht ganz verschwinden soll, fakultativ in Unterprima. Vietors Plan, bei dem nebenbei eine Verminderung der Stundenzahl um durchschnittlich fünf auf jeder Stufe, heraussspringt, wird hoffentlich eingehend diskutiert werden. Die Broschüre ist frisch und überzeugend geschrieben: Fortschritt im Einverständnis mit den Zeichen der Zeit. In dem Sinne darf also die Schulreform niemals aufhören: Schulreform und kein Ende!

Die Zukunftsschule des Goethebundes. Die acht Vorträge der Schulversammlung des Berliner Goethebundes liegen nun gedruckt vor, und man kann sich in Ruhe überlegen, was von diesen leidenschaftlichen Ergüssen bleibenden Wert hat. Im ganzen gewinnt man nach Lektüre des Bändchens („Die Schule der Zukunft", Berlin-Schöneberg Hilfe, 1 M.) den Eindruck, daß die gereizte Stimmung, die die Auszüge in einem großen Teil unserer Oberlehrerpresse erregten, nicht ganz gerechtfertigt war. Ostwalds Übertreibungen und seine Unkenntnis der jetzigen Schulverhältnisse dürfen uns doch nicht verhindern, seine zwar kraß ausgedrückten, aber oft nur allzuwahren Vorwürfe gegen einzelne Mißstände anzuerkennen. Den schwächsten Eindruck machen Wilhelm Bölsches redselige Ausführungen, ziemlich breitgetretene Gemeinplätze, bei denen man sich der boshaften Bemerkung nicht erwehren kann, ob der Professor, der Bölsche einst sagte: „Du wirst am Schreiben zugrunde gehn", doch vielleicht recht gehabt hat. Trotzdem haben wir nicht das Recht, die Anregungen, die von außen kommen, rigoros abzuweisen, weil sie oft in einer für uns persönlich beleidigenden Form erscheinen; das ist Schwäche. Wir sollten darüber lachen und das Gute begierig aufnehmen, wo es zu finden ist, und hier ist viel Gutes zu finden, z. B. Alfred Klaars Schlußworte: „Wir alle stimmen in dem Wunsche überein, daß der neue freie Geist, der schon lange um unsre Schulen wirbt, mit Hilfe aller vorwärts strebenden Kräfte sich ihrer bemächtige, daß in unsren Schulen das Lebendige an Stelle des Mechanischen, das geistige Können an Stelle des toten Wissens, daß Liebe und Vertrauen an Stelle von Furcht und Pein trete, und daß die Bildung zu freier tüchtiger Menschlichkeit an die Stelle der Abrichtung gesetzt werde."

Ganz neu sind die Gedanken nicht; Rousseau, der vor zweihundert Jahren geboren wurde, hat etwa dasselbe gesagt, ähnliches kann man jeden Ostern in Reden und Erlassen von Direktoren lesen, aber es ist für die Praxis durchaus notwendig, daß die allgemeinen großen Wahrheiten nicht in Vergessenheit geraten vor dem Kleinkram der täglichen Arbeit, darum dem Goethebunde herzlichen Dank für sein Interesse an der Mitarbeit für die Zukunft der Schule. Fritz Tychow-Einbeck

Reichsspiegel

(vom 21. Mai bis 2. Juni)

Sozialpolitik ist Nationalpolitik!

Fünfhundert Jahre brandenburgische Geschichte — Der Tand von Nüremberg und die Junker — Neupreußischer Partikularismus — Der Zentralverband Deutscher Industrieller in München — Überschätzung des Geldes als sozial ausgleichender Faktor — Der evangelisch-soziale Kongreß in Essen — Hausindustrie-Kartelle — Überlandzentralen — Engere Fühlung mit der Landwirtschaft — Politische Hemmungen

Es muß ein herrliches Bewußtsein geben, auf eine Geschichte von einem halben Jahrtausend zurückblicken zu können und sich zu sagen: diese Geschichte hat mein Haus, haben meine Väter geschrieben! Fünfhundert Jahre sind am 30. Mai hingegangen, seit der erste Hohenzoller in Brandenburg einzog, um seinen Nachfahren den Boden zu bereiten für den stolzen Bau eines neuen Deutschen Reiches. Fünfhundert Jahre ständiger Kämpfe im Innern und nach außen, fünfhundert Jahre stetigen Aufstiegs!

Wenn es Kaiser Wilhelm dem Zweiten heute vergönnt ist, zusammen mit dem deutschen Volk und als dessen berufener Führer auf diese ruhmreiche Geschichte des Hauses Hohenzollern zurückzublicken, so dankt er es vor allem denen unter seinen Vorfahren, die ihre Zeit verstanden und die darum auch befähigt wurden, ihr den Stempel aufzudrücken. Die Mark und später Preußen sind den Hohenzollern auch nicht kampflos zu dem geworden, was sie ihnen heute sind. Wie der sandige Boden sich nur in mühseliger, beständig harter Arbeit fruchtbar machen ließ, so stellten auch die Bewohner nur nach heftigstem Widerstande ihre herrlichen Gaben in den Dienst der neuen Fürsten, die einst rein persönlich den Staat, das Allgemeinwohl verkörperten. Der „Tand von Nüremberg" mußte erst seine Überlegenheit über das märkische Junkertum erweisen, ehe dieses den neuen Staatsgedanken annahm und zur eigenen, sorgsam gepflegten Tradition erhob. Mit jenen blutigen Kämpfen, die den Individualitäten der Köckeritze und Itzenplitze galten, war es indessen nicht abgetan. Hat auch der brandenburgisch-preußische Adel den preußischen Staatsgedanken zu dem seinigen gemacht, so hat er es bis heute noch nicht vermocht, diesen Staatsgedanken immer und unter allen Umständen über seine eigenen Interessen zu stellen. Das soziale Moment, das Friedrich Wilhelm der Erste durch die Schaffung

des unvergleichlichen Beamtenkörpers und sein genialer Sohn durch sein Bekenntnis, der erste Diener des Staates zu sein, in die preußische Staatsidee hineingetragen, das soziale Moment, das die Botschaft Kaiser Wilhelms des Ersten und die Sozialpolitik des gegenwärtig regierenden Herrschers so scharf betont, ist dem brandenburgisch-preußischen Junkertum bis auf den heutigen Tag fast unverständlich geblieben. Nicht etwa aus Bösartigkeit oder Torheit, wie die Demokraten und vor allen Dingen die Süddeutschen unter ihnen meinen. Nein! vielmehr weil es diesen harten Menschen, die zwischen Elbe und Weichsel gerodet und gegraben haben, die ihren heutigen Reichtum und ihre Macht ebenso wie die Hohenzollern der persönlichen Tüchtigkeit ihrer Voreltern in erster Linie zu danken haben, nicht in den Schädel will, daß neben ihnen im Laufe der Jahrhunderte neue Menschen, breite Volksmassen entstanden sind, die, als Ganzes betrachtet, dem modernen Staat und damit auch seinem Oberhaupt genau ebensoviel wert sein müssen, wie sie selbst. Vor fünfhundert Jahren siegte die stärkere schwäbische Kultur über die natürliche Urwüchsigkeit der Brandenburger, und aus der Paarung beider sind die Schöpfungen entstanden, die wir unter dem Sammelbegriff des „Preußischen Staates" bewundern, Schöpfungen, in denen brandenburgisch-preußische Urkraft solange kulturfördernd bleiben konnte, solange sie bereit war, sich an den älteren Quellen deutscher Kultur zu laben, — die aber immer noch zu verkümmern drohten, wenn sie gegen den Einfluß des deutschen Westens abgesperrt wurden.

Nach der grandiosen Befruchtung, die uns die Zeit von 1860 bis 1880 etwa brachte, befinden wir uns in Preußen seit einem Vierteljahrhundert wieder im Zeichen zunehmender steriler Ablehnung und Auflehnung gegen alles, was nicht ohne weiteres als von preußischer Herkunft erkannt wird oder gar aus dem deutschen Süden kommt. Der preußische Partikularismus regt sich mächtig; er hat bereits Formen angenommen, gegen die wir gerade als Preußen nicht scharf genug protestieren können: Im konservativen Lager kennzeichnet er sich durch den seit Kardorffs Tode vollzogenen Zusammenbruch der Reichspartei und wird bemäntelt durch einen Antisemitismus, wie ihn Ahlwardt gepflegt hatte, im liberalen Lager ist es ein Teil des reich gewordenen Unternehmertums, das ihm huldigt, und zwar derjenige, der sich kürzlich innerhalb der nationalliberalen Partei als altliberaler Verband organisiert hat.

Der neupreußische Partikularismus, wie ich die Erscheinung nennen möchte, ist daher durchaus nicht eine Domäne des preußischen Junkertums. Er schöpft sogar seine kräftigste Nahrung aus Ergebnissen einer Entwicklung, gegen die unsere Junker stets angekämpft haben, für die sie somit auch nicht verantwortlich zu machen sind: aus der Industrialisierung Preußens und aus dem raschen Entstehen der großen Städte.

Das politische Ergebnis der Industrialisierung Preußens ist die sozialdemokratische Partei. Der Kaiser hat sie einst als eine vorübergehende Erscheinung bezeichnet, — mit Recht, sofern es gelingt, das Milieu zu zerstören, in dem allein sie nur gedeihen kann. Was aber ist bisher geschehen, dies Werk zu vollbringen? Trotz des Widerstandes der im Zentralverbande deutscher Industrieller organisierten Unternehmer wurde unsere Sozialpolitik eingeleitet, die den Arbeitermassen mit Geld, durch indirekte Beteiligung am Unternehmergewinn, die Möglichkeit geben wollte, sich das Milieu ihres Daseins gesunder zu gestalten. Der Erfolg

ist ausgeblieben und das politische Problem der Sozialdemokratie ist als eine Kultur- und Lebensfrage für das preußische Volk drohender geworden als es je gewesen; (s. Claaßen Heft 11 von 1912, S. 518.). Der Grund für diese betrübende Erscheinung liegt auf der Hand: die gewährten Barmittel reichen nicht nur nicht aus, um dem Arbeiter zu helfen, aus dem Milieu der Fabrikstadt herauszukommen, sie langen auch nicht zu, um es zu verschönern und gesunder zu gestalten; wo solches dennoch möglich geworden, da sind es die viel gescholtenen patriarchalischen Verhältnisse, da sind es freiwillige Leistungen humaner und weitblickender Unternehmer gewesen, nicht die sozialen Gesetze des Staates, die das Milieu verbesserten. Nun macht sich in den beteiligten Kreisen des Unternehmertums die Erkenntnis breit, daß die gewährten Barmittel niemals ausreichen werden und wenn auch die Arbeiterfürsorge die gesamten Unternehmergewinne verbrauchen sollte. Statt aber auf neue Mittel zu sinnen, beeilt man sich das Kind mit dem Bade auszuschütten und sich von der lästigen als unproduktiv empfundenen Ausgabe für die staatliche Arbeiterschutzgesetzgebung nach Möglichkeit zu befreien. Keinen anderen Sinn haben die Beschlüsse der Münchener Tagung des Zentralverbandes deutscher Industrieller und die Sammlung der Rechtsliberalen gegen die sogenannten „Übertreibungen der Sozialpolitik" mit der Begründung, die ihnen Regierungsrat Dr. Schweighoffer, der Generalsekretär des Verbandes, gegeben hat. Eine solche Behandlung der sozialen Fragen kann nicht lebhaft genug bekämpft werden, denn sie stört den sozialen Frieden. Aber sie zeugt auch davon, daß die in Frage kommenden Unternehmer wissenschaftlich nicht gut beraten sind. Wenn die soziale Gesetzgebung bisher nicht den erhofften Erfolg gezeitigt hat, so liegt das an Zusammenhängen, für die unsere Arbeiterschaft nicht verantwortlich zu machen ist. Solange jede direkte oder indirekte materielle Aufbesserung sofort eine Steigerung der Mieten und daran anschließend der Bodenpreise nach sich zieht, kann die soziale Fürsorge, wie sie heute betrieben wird, keinen sozialen Frieden vorbereiten. Wir leiden an einer Überschätzung des Geldes, wenn wir glauben mit Barzahlung alle sozialen und kulturellen Nöte ausgleichen zu können, wie es eine Überschätzung des Geldes ist, wenn wir nationale Fragen lediglich als Geldfragen behandeln wollen. Die Absichten unserer Sozialpolitik können nie erreicht werden und unsere gesamte Sozialpolitik muß eine Sysiphusarbeit bleiben, sofern es uns nicht gelingt, ihr neue Gesichtspunkte zuzuführen und dem Gelde einen festen Wert zu geben. Das aber wäre nur möglich durch die Entziehung des Bodens aus dem freien Verkehr. Ich wage es zu hoffen, daß wir auf dem Wege über die Befestigung des bäuerlichen Besitzes auf dem Lande und durch die Wertzuwachssteuer in den Städten in hundert Jahren zu diesem Ziel gelangen werden. Aber damit wäre uns, die wir heute leben, nicht gedient. Denn wir bedürfen eines Ausbaues der Sozialpolitik, die bereits die heranwachsende Generation berücksichtigt. Pastor Rade hat auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß zu Essen das nächste Ziel richtig angegeben, wenn er die moralische Kräftigung des Individuums verlangt. Dazu aber gehört in erster Linie die Möglichkeit einer besseren Erziehung und Bildung unserer Arbeiterjugend und eine auf Dezentralisation hinstrebende Änderung in der Organisation der Fabrikbetriebe.

Es ist hier nicht der Ort, eingehend begründete Vorschläge auseinanderzusetzen; ich habe zu berichten, welche Gedanken die Welt um mich bewegen und

darf meine eigenen nur nebenbei hineinstreuen. Dennoch möchte ich angesichts der völligen Ratlosigkeit, die sich bei unseren Unternehmern auf der letzten Jahresversammlung des Zentralverbandes deutscher Industrieller zu München offenbart hat, auf Entwicklungsmöglichkeiten hindeuten, die vielleicht hier oder da Beachtung finden werden.

Oben wurde gesagt unserer Sozialpolitik müßten neue Elemente zugeführt werden, sie dürfe sich nicht allein auf die Geldzahlung stützen. Es wurde dabei vor allen Dingen an solche Maßnahmen gedacht, die sowohl die Anhäufung der Menschen an den Fabrikstätten verringern, wie auch eine engere Fühlungnahme mit der Landwirtschaft ermöglichen. Ich frage mich: ist es notwendig, daß alle die Waren, die ausschließlich handwerksmäßig oder doch mit primitiven Maschinen hergestellt werden können, unbedingt dort fabriziert werden müssen, wo die Quadratrute Boden 1500 bis 2000 Mark kostet, während an anderen Stellen die Quadratrute für 20 Pfennig nicht loszuschlagen ist? Ist es kaufmännisch und betriebstechnisch z. B. unbedingt erforderlich, daß sämtliche Bügelriemen, Mündungskappen, Deichseln, gewisse Klempner- und Tapeziererarbeiten, die bei Krupp gebraucht werden, auf dem teuren Boden Essens besorgt werden müssen? Ließen sich nicht Betriebe mit hunderten von Arbeitern ohne Nachteil für die Güte der Ware und Exaktheit in der Lieferung irgendwohin nach Posen oder Pommern aussiedeln? Sollte sich nicht im Zusammenwirken des Genossenschafts- (Artell) Prinzips für die Arbeitgeber mit Überlandzentralen und ländlichen Siedlungsgesellschaften eine Organisation schaffen lassen, die es zunächst wenigstens einem Teil der Arbeiter ermöglichte, aus dem demoralisierenden Milieu der Fabrikstadt herauszukommen? Weiter: bietet nicht eine veränderte Organisation der Lehrlingsausbildung Möglichkeiten, bei denen die jungen Burschen wenigstens zum Teil von den Fabrikarbeiterzentren ferngehalten werden können?

Der Zentralverband deutscher Industrieller hat auf seiner Tagung in München in einer besondern Resolution scharf hervorgehoben, wie seine Mitglieder stets bereit seien, den Anforderungen des Vaterlandes zu genügen, so begrüßten sie auch freudig die Verstärkung von Heer und Flotte. Was aber ist unser Vaterland ohne die Menschen darin, ohne unsere Volksgenossen? Ödland! Das Vaterland ist die Nation und das Vaterland kann nur stark sein, wenn die Nation gesund ist. Die Nation ist aber auf dem Wege zu innerlichem Zusammenbruch, so lange mehr als ein Viertel von ihr und ihre Jugend in steigender Zahl unter den gegebenen Verhältnissen in den Fabrikzentren als Proletarier zusammengepfercht bleibt. Daß in diesen Worten keine Übertreibung liegt, beweisen die Ausführungen Claaßens, und der Zentralverband hätte sich manche Sympathien im Lande erworben, wenn er statt seiner durchaus negativen sozialpolitischen Resolution gezeigt hätte, daß er ein Verständnis für die tieferen Zusammenhänge unserer sozialen Entwicklung besitzt.

Ob der heutige Markgraf von Brandenburg aus dieser Sachlage die Konsequenzen zieht? Seine Aufgabe den modernen Brandenburgern gegenüber ist ungleich schwieriger als die seines Ahnherrn. Die „faule Grete", die einst Friesack in Trümmern legte, ist längst den geistigen Mitteln der Staatskunst gewichen. Preußens völkliche Entwicklung stagniert in der Furcht vor politischen Reformen, mit denen Süddeutschland uns vorangegangen ist und die die Süddeutschen uns anraten. In den Städten ist es der Hausbesitzerfreisinn, der die

bestehende Städteordnung schirmt, auf dem Lande der Großgrundbesitz, der die Kreisordnung nicht antasten lassen will, im Staat aber verbünden sich Konservative, Liberale und Klerikale, um jede Änderung des Wahlrechts in demokratischem Sinne zu hintertreiben. Ginge mit dieser Abwehr Hand in Hand ein zielbewußtes Streben des Bürgertums zur Beseitigung der inneren Ursachen des Anwachsens der Sozialdemokratie, so wäre dagegen nichts zu sagen. Auf die Form des Wahlrechts kommts im Grunde genommen nicht an! Aber das ist ja gerade der Grund für den politischen Starrsinn der in Preußen herrschenden Kreise, daß man den Nährboden für die Sozialdemokratie nicht beseitigen will, weil damit einige wirtschaftliche Opfer verbunden wären! Und so wird die Regierung des Markgrafen von Brandenburg die Widerstrebenden entweder wie vor fünfhundert Jahren zu ihrem Glücke zwingen müssen und dadurch die Fundamente des preußischen Staates und deutschen Reiches zweckmäßig ergänzen oder Preußen wird durch die in ihm bestehenden Gegensätze und Widersprüche seine Bedeutung für Deutschland einbüßen. (Vergl. Schiele: Die Schicksalsstunde der deutschen Landwirtschaft in Nr. 22.) Sozialpolitik ist richtig angefaßt Nationalpolitik!

G. Cl.

Diplomatische Vertretungen der deutschen Einzelstaaten untereinander

Gesandte senden und empfangen zu können, ist eine Eigenschaft, die die vollberechtigten Glieder der Völkerrechtsgemeinschaft, d. h. die souveränen Staaten auszeichnet. Die Staaten des Deutschen Bundes waren souveräne Staaten, und als solche hatten sie das aktive und passive Gesandtschaftsrecht. Wenn man ihnen dieses Recht beließ, auch als sie durch ihren Eintritt in den Norddeutschen Bund bzw. in das Reich ihre Souveränität aufgaben, so war das eine achtenswerte Rücksichtnahme auf bestehende Verhältnisse, die geeignet war, die Gewöhnung an die staatsrechtlichen Umwälzungen von 1867 und 1870 zu erleichtern. Aus 1867 und 1870 aber wurde 1912, mehr als vier Jahrzehnte gingen ins Land und die Gewöhnung trat längst ein, aber trotz alledem sind wir nicht viel weiter gekommen, sondern sehen gerade, wie in den Zeiten des Bundes deutsche Staaten untereinander dauernde diplomatische Vertretungen unterhalten. Die Erkenntnis, daß es an der Zeit ist, dieses Residuum einer früheren Periode unserer Geschichte zu beseitigen, ist zwar seit langem in weiten Kreisen des Volkes vorhanden. Ein Zeichen dafür sind Auseinandersetzungen, wie sie soeben in der zweiten Kammer des württembergischen Landtags vor sich gingen, die die Frage erwog, ob es sich nicht empfehlen möchte, die württembergische Gesandtschaft in Preußen, Bayern und Baden aufzuheben zu Nutz und Frommen einer vereinfachten Staatsverwaltung und des Staatssäckels. Auch in Preußen, Bayern, Baden haben wir derartige Verhandlungen gehabt. Einen beachtlichen Erfolg haben sie bisher nur in Baden gehabt, wo die zweite Kammer die Aufhebung der badischen Gesandtschaft in München, die zugleich in Stuttgart beglaubigt ist, beschloß. Ob diesem Beschluß die Tat folgt, steht dahin. Die meisten Gesandtschaften bei den deutschen Einzelstaaten unterhält Preußen: es hat Gesandte in München, Stuttgart, Dresden, Karlsruhe, Darmstadt, Weimar, Oldenburg und Hamburg, von denen verschiedene auch bei anderen Höfen bzw. Senaten beglaubigt

sind, so daß Preußen letzten Endes bei allen deutschen Staaten mit Ausnahme von Waldeck, dessen Verwaltung es bekanntlich führt, vertreten ist. Umgekehrt empfängt Preußen auch die meisten einzelstaatlichen Gesandten. Daraus ergibt sich, daß das Stück Partikularismus, das in dem Gesandtschaftsrecht der Einzelstaaten liegt, in wirksamster Weise beseitigt würde, wenn Preußen sich zu dem Standpunkt durchzuringen vermöchte, daß die Institution nicht mehr zeitgemäß ist. Und sie ist nicht mehr zeitgemäß; sie paßt nicht mehr in eine Zeit, die so vielfältige Möglichkeiten des Verkehrs und so leistungsfähige Kommunikationsmittel aufweist, wie die unsrige. Unaufhörlich stehen die Regierungen der Einzelstaaten in persönlichem Verkehr; dafür sorgen die Verhandlungen des Bundesrats, dessen Tätigkeitsgebiet einen 1870 nicht geahnten Umfang angenommen hat; dafür sorgen ungezählte Konferenzen und Besprechungen der Vertreter einzelstaatlicher Ministerien, die schon heute trotz der Gesandtschaften stattfinden. Sollte hier und da sich die Notwendigkeit ergeben, gewisse Fragen nicht durch Verwaltungsbeamte zu erledigen, sondern durch geschulte Diplomaten, so steht nichts im Wege, besondere Gesandte zu den in Rede stehenden Verhandlungen zu entsenden. Dauernder einzelstaatlicher Gesandtschaften bedarf es heute nicht mehr; die für sie aufgewendeten, nicht unbeträchtlichen Summen dürften eine zweckmäßigere Verwendung finden können. Monzambano

Justizbeschwerden aus Kamerun

Bericht der Handelskammer für Südkamerun — Ausbildung einer Farbigenrechtsordnung — Mangelnde Kenntnis des Eingeborenenrechts — Handelskammer zu Kribi — Scharfe Strafen notwendig

Schwere Anklagen gegen die deutsche Eingeborenenrechtspflege enthält der soeben erschienene, die Jahre 1908 bis 1911 umfassende Bericht der Handelskammer für Südkamerun. Gemäßigt in der Form, scharf in der Sache, bedeutsam durch ihren allgemeinen kolonialpolitischen Gehalt, verdienen sie zur Kenntnis eines weiteren Forums zu gelangen, als es sich kolonialen Handelskammerberichten im allgemeinen darzubieten pflegt.

Als Grundlage der Ausbildung einer Farbigenrechtsordnung bezeichnet der Bericht „die vernünftige und in dauernder Rechtsprechung geübte Anpassung des Eingeborenenrechts an das europäische Recht", fügt aber hinzu, daß es zum schweren Schaden der Kolonie an praktischen und erfolgreichen Versuchen auf dem bezeichneten Wege fehle, trotzdem die Gesetzgebung umfassende Freiheit in der Rechtsanwendung gegenüber den Eingeborenen gewähre*). Die gegenwärtige Rechtsprechung beschränke sich auf eine mehr oder weniger weitgehende analoge Anwendung des europäischen Rechts, an dem man über-

*) Nach § 4 des Schutzgebietsgesetzes unterliegen die Eingeborenen dem deutschen Recht nur „insoweit, als dies durch kaiserliche Verordnung bestimmt wird". Eine solche kaiserliche Verordnung ist aber für Kamerun — abgesehen vom Grundstücksrecht — nicht ergangen. Die Eingeborenengerichtsbarkeit wird nicht vom Bezirksrichter, sondern vom Bezirksamtmann ausgeübt, sie ist nicht an bestimmte Formen gebunden; daher auch die Bezeichnung „summarische Gerichtsbarkeit".

ängstlich festhalte, obwohl es weder die Aufgabe noch die Fähigkeit habe, die Beziehungen der weißen zur schwarzen Rasse oder der Angehörigen der schwarzen Rasse untereinander zu regeln. Die Ursachen der überspannten Anwendung des der Eingeborenenjustiz inadäquaten Europäerrechts erblickt die Handelskammer zunächst in der mangelnden Kenntnis der Eingeborenensprache und des Eingeborenenrechts bei der Mehrzahl der zur Rechtsprechung berufenen Beamten. Diese Ausstellungen möchten wir uns freilich nicht in vollem Umfange zu eigen machen. Denn gerade in den letzten Jahren ist für die Ausbildung der Kolonialbeamten in den Eingeborenensprachen außerordentlich viel geschehen; allerdings ist der Erfolg dadurch beeinträchtigt, daß die Verwaltung sich immer noch nicht entschlossen hat, gegen die Verwendung des Negerenglisch seitens der Behörden energisch vorzugehen. Und was die Kenntnis des Eingeborenenrechts anbetrifft, so läßt sich diese, wie der Bericht selbst ganz richtig sagt, „erst durch langjährige Erfahrungen und gründliche Kenntnis des Charakters der Eingeborenen" erwerben. Das einzige, was die Kolonialverwaltung in dieser Richtung tun kann, ist, daß sie den „Lehrgang" der Eingeborenenrichter nicht durch vermeidbare Versetzungen von einem Ort zum anderen unterbricht. Zustimmung dagegen verdient es, wenn es die Handelskammer als einen schweren Mißgriff der Verwaltung bezeichnet, daß die Eingeborenenrechtspflege unter die Oberaufsicht des Oberrichters, d. h. der höchsten Instanz der Weißenrechtspflege, gestellt ist. Denn wenn das Gesetz die Eingeborenenjustiz als Verwaltungsangelegenheit, deren oberstes Prinzip die kolonialpolitische Zweckmäßigkeit ist, behandelt und sie deshalb dem Bezirksamtmann überträgt, dann ist es widersinnig, an ihre Spitze einen Beamten zu stellen, der mit der aktiven Verwaltung keine berufliche Fühlung hat; dessen Hauptberufstätigkeit vielmehr gerade darauf abgestellt ist, Erwägungen der politischen Zweckmäßigkeit nicht zur Geltung kommen zu lassen.

Die nachteiligen Folgen der unzeitgemäßen Europäisierung der Eingeborenenrechtspflege werden dann näher nachgewiesen. Namentlich in der Strafjustiz mache sich unter dem Druck der Zentralstelle eine humanisierende Tendenz geltend, die von den Eingeborenen als Schwäche oder gar als Furcht gedeutet werde, die Aufgabe des Bezirksamtmanns, kriegerische und unruhige Stämme im Zaum zu halten, nicht eben erleichtere und eine steigende Kriminalität zur Folge habe. Charakteristisch ist auch die Mitteilung, daß, als im Jahre 1909 eine Reihe von Angehörigen des Ngumbastammes wegen gewerbsmäßiger Begehung von Diebstählen, Betrügereien, Unterschlagungen und Hehlereien zu geringen Freiheitsstrafen verurteilt worden waren, Unzufriedenheit unter den Angesehenen jenes Stammes entstand, weil die verhängten Strafen zu — milde seien: die schuldigen Landsleute müßten gehängt werden, weil auf andere Weise ihrem Treiben kein Ziel gesetzt werde, und weil dieses Treiben den ganzen Stamm in Mißkredit bringe. Auch wir glauben, daß diese Anschauung der Eingeborenen, welche die deutsche Strafrechtslehre kurz als Abschreckungstheorie bezeichnet, von einer

vernünftigen Kolonialpolitik nicht plötzlich und unvermittelt preisgegeben werden sollte, und stimmen der Handelskammer zu Kribi zu, wenn sie sagt: „Die Anschauungen bei Kulturvölkern dürfen bei Erwägung derjenigen Mittel, mit denen niedrig stehende Völker zur Erkenntnis der primitivsten Grundbegriffe des privaten Rechts zu erziehen sind, nicht hervorgeholt werden, weil jene Anschauungen mit den Lebensverhältnissen und den entwickelten moralischen Eigenschaften der Staatsbürger eines Kulturstaats rechnen." Dazu kommt, daß die Eingeborenen, ihrer eigenen Strafgerichtsbarkeit überlassen, bis vor kurzem ein System grausamer körperlicher Strafen angewendet haben und deshalb vorläufig nur scharfe Strafen wirklich als Übel empfinden. Eine rein nach europäischem Rechtsempfinden geübte Strafjustiz kann daher nicht als geeignetes Kampfmittel gegen Zucht- und Gesetzlosigkeit Farbiger angesehen werden. Man darf nicht vergessen, daß das Gefängnis dem Eingeborenen eine Reihe von Vorteilen bietet, die er im gewöhnlichen Leben oft vermissen muß, so eine bequeme Unterkunft und kräftige, wohlschmeckende Nahrung; und die Arbeiten, die er, übrigens nicht im Gefängnis selbst, sondern in der freien Natur als Gefangener zu verrichten hat, sind nicht schwerer als diejenigen, die einem freien Steuerarbeiter obliegen. Und auf der anderen Seite hat die vom Europäer verhängte Strafe für den Eingeborenen weder gesellschaftliche noch wirtschaftliche Nachteile zur Folge. So wird es begreiflich, daß er den Europäer, der sich scheut, die Verletzung des Eigentums und anderer Rechtsgüter mit der seinem Empfinden und seiner Entwicklungsstufe angepaßten barbarischen Strenge zu ahnden, für schwächlich und töricht hält und für wert, bestohlen zu werden.

Nach alledem muß — die Erfahrung bestätigt es — eine Eingeborenenstrafrechtspolitik, für welche modernes europäisches Recht und nicht das Recht der Eingeborenen mit seinen schärferen Strafen und mit seiner Gesamthaftung der Stammes- oder Dorfgemeinschaft die Grundlage bildet, notwendig Fiasko machen. In der Sitzung vom 26. November 1910, an welcher auch der Gouverneur Dr. Gleim teilnahm, führte der Vorsitzende der Handelskammer im Einverständnis mit deren Mitgliedern aus:

„Früher als wir hier noch nicht so viele beengende Verordnungen und Gesetze hatten, ging die Praxis davon aus, in der Familie, der Dorfschaft und dem Stamm auf allen Gebieten des Rechtes, auch des Strafrechts, Gesamtgläubiger und -schuldner zu sehen. Den politischen Vertreter dieser Verbände, den Häuptling, machte man bis zur Auslieferung des Haupttäters für die Tat — und bis zur Bezahlung des Schadens für den Schaden verantwortlich. Der Häuptling zog es vor, den Täter zu benennen, als selbst Gefangener zu sein, und die geraubten Güter kamen plötzlich wieder zum Vorschein. Weil diese Praxis nach unserem heimischen Strafrecht keine gesetzliche Grundlage hat, hielt man in Berlin ihre Anwendung für unzulässig und schüchterte die Beamten, die auf Grund der Kenntnis des Eingeborenenrechts sich nach wie vor zu dem alten Verfahren bekannten, dadurch ein, daß man ihr Vorgehen mit Nötigung, Freiheitsberaubung und Amtsmißbrauch auf eine Stufe stellte. Seitdem ist von Jahr zu Jahr die Eingeborenenpolitik schwächlicher geworden, und man ging immer weiter in dem gefährlichen Bestreben, der falsch unterrichteten öffentlichen Meinung zu Hause Konzessionen an das Schlagwort Humanität zu machen. Hand in Hand damit ging die

Verminderung des Ansehens der weißen Rasse und die zunehmende Gefährdung von Leben und Eigentum der Europäer.... Die Angehörigen von Kameruner Urwaldstämmen sind keine europäischen Staatsbürger. Man sollte die oberste Leitung der summarischen Gerichtsbarkeit Männern anvertrauen, die sich durch lange und ständige Berührung mit den Eingeborenen die unentbehrlichen Erkenntnisse und Erfahrungen gesammelt haben.... Man fange an, den Eingeborenen als das zu behandeln, was er zurzeit ist, und nicht als das, als was ihn juristische Fiktionen hinstellen."

Der Handelskammerbericht hebt noch ausdrücklich hervor:

„Auch der Vertreter der katholischen Mission in Kribi, der den Verhandlungen der Kammer beiwohnte, sprach sich dahin aus, daß die Strafen an Eingeborenen auf eine Weise vollstreckt würden, die mit dem Charakter der Strafe als eines Übels nicht zu vereinigen sei."

Die Handelskammer wendet sich weiter gegen

„die prozessuale Gleichstellung des Europäers mit dem Schwarzen vor dem Richter. Obwohl der Eingeborene nicht beeidigt wird, schätzt der europäische Richter die Glaubhaftigkeit seiner Aussagen nicht geringer ein als die eines beeidigten Europäers. Dieses Verfahren trägt zur Überhebung der schwarzen Rasse viel bei. Schuld ist die oberflächliche Auslegung des Grundsatzes von der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze. Die Gleichbewertung der gesetzlichen Rechte deckt sich nicht mit der Gleichbewertung der dem Richter vom Gesetzgeber überlassenen Hilfsmittel zur Erforschung der Wahrheit. Das Gesetz entschuldigt den kolonialen Richter nicht, wenn er sich der Erkenntnis der besonderen physischen und moralischen Unterschiede zwischen Angehörigen der schwarzen und denen der weißen Rasse verschließt."

Mit Recht beansprucht auch die Handelskammer eine Benachrichtigung des Strafantragstellers über das Ergebnis des Strafverfahrens und das Recht des Geschädigten, gegen die Entscheidung der Lokalbehörde in Eingeborenenstrafsachen Beschwerde an die höhere Instanz einzulegen. Mit Recht, denn der von den lokalen Behörden hervorgehobene Mangel ausdrücklicher Vorschriften steht dem nicht entgegen. Die entsprechende Anwendung der heimischen Bestimmungen ist nicht begründet, weil diese Bestimmungen von der heimischen Institution einer öffentlichen, zum Einschreiten verpflichteten Anklagebehörde ausgehen, die in der Organisation der kolonialen Eingeborenenstrafrechtspflege nicht vorgesehen ist.

Die vorstehend mitgeteilten Klagen und Beschwerden aus der Kolonie Kamerun erscheinen, wie angedeutet, der Beachtung, Prüfung und Berücksichtigung wert. Mögen sie deshalb im Mutterlande nicht ungehört verhallen!

Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Türkiſche Richtlinien

Von Dr. E. Jäckh-Berlin

n der Hochſaiſon der jungtürkiſchen Revolution, im Juli 1908, war es — da hörte ich in Konſtantinopel wie in Kleinaſien in frohen Volksverſammlungen die mißtönigen Rufe: „Nieder mit Deutſchland! Es lebe England!“ Deutſchland, der „Freund des alten Sultans“, erſchien damals der urteilsloſen Maſſe als der „Feind der jungen Türkei“. Droben aber über Konſtantinopel, im beherrſchenden Botſchafterpalaſt, ſaß ruhig der deutſche Staatsmann Marſchall von Biberſtein, lächelte ſtill und wußte beſtimmt, daß die Entwicklung der Dinge und die Logik der Intereſſen auch jungtürkiſche Zweifler von der Tatſache werden überzeugen müſſen, daß die engliſche Politik ſich nur ſcheinbar gegen die Perſon des Sultans Abdul Hamid richtete und daß ſie in Wirklichkeit eine Schwächung der Türkei überhaupt zum Ziele hat.

Und abermals erlebte ich ſolche Szenen — drüben in Saloniki — ein Jahr ſpäter, nach der Annexion Bosniens durch Öſterreich; wieder wollte das kaum neukeimende Vertrauen zu Deutſchland in Enttäuſchung und Verdächtigung umſchlagen, gegen Deutſchland, den „Freund Öſterreichs“, dieſes „Feindes der Türkei“, und wieder konnte in Konſtantinopel Marſchall von Biberſtein die fragende Erregung beruhigen und befriedigen.

Mit dem Barometer der unverantwortlichen Volksſtimmung in Konſtantinopel iſt in dieſen vier Jahren ſeit dem Beginn der jungtürkiſchen Ära auch die öffentliche Meinung in Europa parallel gegangen — geſtiegen und gefallen: bald klagten die literariſchen Wortführer der engliſch-franzöſiſch-ruſſiſchen Tripleentente über eine Hegemonie Deutſchlands am goldenen Horn, bald glaubten deutſche Patrioten den „Bankerott der deutſchen Orientpolitik“ in Konſtantinopel betrauern zu müſſen.

Und zum dritten und — hoffentlich — letzten Male wiederholt sich seit 1911 das Schauspiel von 1908 und 1909 infolge des Tripoliskrieges, der Deutschland wiederum in die gefährliche Situation zwischen dem türkischen Freund und dem italienischen Verbündeten drängt — wie manche meinen, gar in das Risiko dessen, der sich zwischen zwei Stühle setzt. Die Tatsache, daß Marschall von Biberstein neben all seinen Kollegen in Konstantinopel der einzige Diplomat gewesen ist, der allen Verwicklungen und Intrigen zum Trotz auf seinem Posten bleiben konnte, als der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht — diese charakteristische Tatsache hat das bisher über alle Zwischenfälle erhabene Vertrauensverhältnis zwischen Deutschland und der Türkei im alten wie im neuen Regime verkörpert und die Kontinuität der deutsch-türkischen Politik über alle Stimmungen und Verstimmungen hinweg verbürgt. Die jetzt manche Politiker überraschende Tatsache, daß Marschall von Biberstein Konstantinopel verläßt und nach London geht, hat schon die Frage veranlaßt, ob dieser Wechsel auch eine Änderung der deutschen Orientpolitik bedeuten soll, bedingt wiederum durch einen Umschlag der türkischen Auslandspolitik. Englische Publizisten sprechen bereits vom Programm einer deutsch-englischen Verständigung auf der Grundlage einer „kommerziellen Teilung" der Türkei.

Nun ist gewiß, daß die Depesche, durch die der Kaiser von Korfu aus nach des Kanzlers Ostervortrag Marschall von Biberstein nach London versetzt hat, ihre Wurzel im Willen zur deutsch-englischen Verständigung hat, und daß der siebzigjährige Botschafter mit der jugendlichen Frische eines suggestiven Optimismus sich an seine Mission macht. Und ebenso ist gewiß, daß im Mittelpunkt der deutsch-englischen Auseinandersetzung das Orientproblem steht: bei der Pforte in Konstantinopel liegt der Schlüssel auch zu seiner Lösung. London aber hat nach einer Schlüsselgewalt gestrebt, die das türkisch-arabische Gebiet zwischen Ägypten und Persien-Indien als englische Einheit schließen möchte. Auf diese Gefahr hat vor drei Jahren jene Neujahrsansprache des Kaisers an seine Generäle hingewiesen, als die Einkreisungstaktik weiland König Eduards ihren Ring zu schließen drohte. Heute ist die offene Tür durch eine neue Pforte gesichert, und so kann Marschall von Biberstein jetzt von Konstantinopel nach London gehen, um sein Werk auf der Grundlage einer verjüngten und gestärkten Türkei zu vollenden und zu krönen — trotz Tripolis!

Gerade der Tripoliskrieg kann als Beispiel und Beweis dienen. Man mag nur fragen und sich vorstellen, was das Schicksal der alten Türkei in ihrer Ohnmacht und Schwäche geworden wäre, wenn dieser lange Krieg den Sultan Abdul Hamid, den „kranken Mann", getroffen hätte. Das Menetekel, gewogen und zu leicht befunden zu werden, hätte das verwahrloste Reich dieses Despoten sicherlich erreicht, und die Liquidation unter selbstsüchtig lauernde Erben wäre schwer zu vermeiden gewesen. Heute hat die Türkei dank den deutschen Mitteln die entscheidende Krisis bereits hinter sich und ist imstande, einen bald acht Monate lang sich hinziehenden Krieg ohne große äußere und innere Schäden

zu überstehen und dabei noch moralische Eroberungen zu machen durch die Offenbarung jungtürkischer Kräfte, die in diesem Grad und in dieser Art weite Kreise weder geahnt noch gekannt haben.

Wohl hat schon die jungtürkische Revolution für die Augenzeugen ihrer geschichtlichen Einzigartigkeit das Bismarcksche Wort bestätigt, daß der Türke der Gentleman des Orients ist; jetzt trägt der Tripoliswind solche Wahrheit in die weite Welt und weht europäische Vorurteile und Falschurteile hinweg. Wo hat sich der sprichwörtliche „Fanatismus des Mohammedaners" in blutigen Christenmassakers ausgetobt? Der Verfolgungswahn des Tyrannen Abdul Hamid hat solche Methode praktiziert, aus den gleichen Motiven und mit den gleichen Tendenzen, wie das christliche Rußland seine jüdischen Pogroms veranstaltet. Aber jetzt predigt der türkisch-mohammedanische Geistliche in der Moschee, keinen Racheakt an schuldlosen Italienern auszuüben, und tatsächlich ist während dieser ganzen acht Monate noch keinerlei Exzeß vorgekommen. Türkische Besonnenheit und Beherrschtheit vergreift sich an keinem der 60000 Italiener in der Türkei, und türkische Humanität und Kultur hat dieser Masse bisher Gastrecht gewährt. Der arabisch-mohammedanische Kriegsminister erläßt einen Armeebefehl, feindlicher Grausamkeit gegenüber nicht gleiches mit gleichem zu vergelten, und er gibt der tripolitanischen Truppe in zwölf Geboten noch besonders detaillierte Befehle, die durch ihren Kulturgeist selbst den Kenner der türkischen Toleranz überraschen. Der Major Enver Bey schreibt in einem seiner letzten Briefe, deren Original ich kenne, daß er das den Leichen italienischer Offiziere abgenommene Geld wiederholt ans italienische Kriegsministerium geschickt habe zur Weiterbeförderung an die Familien der Gefallenen, daß er aber, da er keinerlei Empfangsbestätigung erhalten habe, neuerdings solche erbeutete Summen direkt an die fraglichen Familien adressiere, deren Namen er bisher durch die Papiere der Gefallenen habe feststellen können.

Und militärisch: das türkische Improvisations- und Organisationstalent erzwingt unter den widerlichsten Verhältnissen Erfolge gegenüber einer numerisch und technisch überlegenen Armee und erinnert an den Ruhmestitel, mit dem schon Luther den Türken charakterisiert hat, als er ihn ein Vorbild der Organisationsfähigkeit für die Deutschen nannte. Neulich hat Enver Bey in einem Privatbrief aus der Cyrenaika eine genaue Skizze der türkisch-arabischen Stellungen und der italienischen Verschanzungen mitgeschickt: der Eindruck ist der einer förmlichen Belagerung der italienischen Truppen an der Küste, wo sie sich nur unter dem Schutz der Schiffsgeschütze halten können. Hic Rhodus, hic salta: in Tripolis ist „Rhodus", dort ist der Tanz der kriegerischen Entscheidung zu wagen. Mag Italien die Insel Rhodus und der Reihe nach die Sporaden besetzen — immer mit erdrückender Massenübermacht —, militärisch bedeuten solche „Triumphe" nichts, noch weniger als der mißglückte Versuch einer Forcierung der Dardanellen. Die Türkei ist und bleibt eine Landmacht und sie sehnt sich danach, ihre militärischen Kräfte mit einer italienischen Armee messen zu können.

Wir können es dem Kavallerieoffizier glauben, der aus einer albanischen Garnison mir schreibt, daß seine tapferen Dragoner vor Schmerz weinen, nicht Aug in Aug dem Feind gegenüber treten zu dürfen.

Die militärische Rüstung der neuen Türkei ist es auch, die den Balkanfrieden verbürgt und sichert. Auch dieser Erfolg der deutschen Ausbildung wäre unter dem alten Sultan unmöglich gewesen, der selbst die deutschen Reformer an einer fruchtbaren Arbeit gehindert hat. Der bulgarische Zar und der serbische König haben sich in Konstantinopel mit eigenen Augen davon überzeugen können, was die junge Türkei in drei Jahren vorangeschafft hat; und dem König von Montenegro wäre eine gleiche demonstratio ad oculos zu wünschen. Die türkische Armee ist heute allen vier Balkannebenbuhlern, Bulgarien und Serbien, Montenegro und Griechenland, zusammen quantitativ und qualitativ überlegen*). Die Türkei hat heute das durch nachbarliche Propaganda immer wieder durchwühlte „Mazedonien" durch die neue Militärorganisation sich gesichert; sie hat auch ein ethnisches und kulturelles Recht darauf. Gegenüber all den vielerlei Märchen des antitürkischen Balkankomitees sei in diesem Zusammenhang nur an die Feststellung erinnert, die selbst ein bulgarischer Abgeordneter, der Christ Pantschedoreff von Monastir, im türkischen Parlament vorgetragen hat: er rechnete für Mazedonien 30 Prozent Bulgaren, 23 Prozent Griechen und 47 Prozent Mohammedaner und schloß: „Mazedonien gehört also weder den Bulgaren, noch den Griechen, sondern den Osmanen, vor allem den Türken." Auch die „albanische Frage" wird in Europa in ihrer politischen Bedeutung überschätzt: auch für das hinterwäldlerische Albanien mit seinem Brigantaggio ist die türkische Politik — so wie die Dinge liegen — der Zivilisation bringende und Kultur schaffende Faktor. Der Einwand, daß Albanien „vertürkt" würde und dies nicht ertragen könnte, gleicht etwa dem Vorwurf, daß Deutschlands Politik im alten Polen, in der neuen Ostmark „verpreußend" wirke. Dieses Beispiel ist geeignet, Licht und Schatten gerecht zu verteilen. Die türkische Hegemonie innerhalb der Türkei läßt sich auch allen anderen Nationalitäten, sowie allen möglichen Gruppierungen gegenüber numerisch wie dynamisch nachweisen und begründen.

Solcher militärischen und administrativen Zusammenschließung der türkischen Gebiete dienen auch die neuen Bahnbauten, an erster Stelle in Kleinasien. „Die Bagdadbahn ist das Rückgrat der Türkei" — so sagte mir einmal der Kriegsminister gleichwie der Finanzminister. Die Bagdadbahn stützt gerade den Rücken des türkischen Reiches, entlang der türkisch-arabischen Sprachscheide, und sie wird, wenn sie in Aleppo in die Hedschasbahn übergeht, den ehedem „kranken Mann" auch auf zwei tragfähige Beine stellen, daß er wachsen und sich wehren kann. An fünf Stellen zugleich baut jungtürkische Energie und Weitsicht zurzeit an der Bagdadbahn nach deutschen Plänen und mit deutschen Ingenieuren, und in vier bis fünf Jahren sollen Konstantinopel und Bagdad

*) Vgl. die genauen Ziffern und Nachweise in meinem Buch: „Im türkischen Kriegslager durch Albanien." Verlag E. Salzer in Heilbronn.

auf eine Entfernung von wenigen Tagen zusammengerückt sein. Geradeso strebt die Hedschasbahn nach Mekka, um Konstantinopels leitenden Kopf und des Islams heiliges Herz durch einen lebensvollen Nerv zu verbinden. Schon hat der Tripoliskrieg zwischen Türken und Arabern eine Gesinnungs- und Kampfesgemeinschaft geschaffen, die jeden verblüffen kann, der den arabischen Kulturhochmut gegenüber dem türkischen Eroberer kennt, und die gerade auch das größte Hindernis für einen türkischen Verzicht auf das arabische Tripolis bilden muß. Auch darüber hinaus hat die Kriegsgefahr langsam, aber sicher alle Nationen um das Banner der Osmanen geschart: das gemeinsame Vaterland siegt jetzt über den trennenden Partikularismus der Parteien und der Völker. Das „Komitee für Einheit und Fortschritt" hat keinerlei Opposition mehr im Parlament und macht seinem programmatischen Namen zurzeit Ehre. Diese einigende Wirkung des Krieges flutet selbst über die türkischen Reichsgrenzen hinaus und erfaßt mohammedanische Glaubensgenossen in Ägypten hüben wie in Indien drüben: von da und von dort wie selbst aus dem fernen China strömen Kriegsgelder, besonders Sammelbeiträge für den Bau einer Flotte in Konstantinopel zusammen. Weit in die mohammedanische Welt und in ihren ergebenen Fatalismus hinein dämmert mit wachsender Klarheit und zündet mit anfeuernder Kraft jetzt der Gedanke, daß die Türkei noch die einzige Organisation politischer Selbständigkeit unter den bisherigen mohammedanischen Staaten verkörpert. Einer erstarkenden Türkei wird die Anziehungskraft des größeren Körpers so sicher zugute kommen wie das Gravitationsgesetz. Das sind aber Tendenzen, die an die größte mohammedanische Macht der Welt stoßen und sie stören: England.

Man mag sich die Ziffern in die Erinnerung zurückrufen: die Türkei zählt etwa 20 Millionen Mohammedaner, England aber gegen 150 Millionen! Der zentripetalen Wirkung der deutschen Bahnen in der Türkei hat England die zentrifugalen Versuche englischer Pläne gegenübergestellt — so hartnäckig wie bisher erfolglos. Der türkisch-deutschen Bagdadbahn, die — wie gesagt — das mesopotamische Gebiet wirtschaftlich und politisch nach Konstantinopel hin zentralisiert und sichert, will das Projekt einer englischen Bagdadbahn Konkurrenz machen, die von Bagdad über Homs hinüber an die syrische Küste führen sollte — in den Bereich des englischen Cypern. Billiger und rascher als die türkisch-deutsche Peripherie wäre solch ein englisches Segment zu bauen — aber eben der Segmentcharakter warnt die Türkei: solch ein türkischer Kreisausschnitt zwischen englischen Grenzpunkten würde einmal auch einen politischen Ausschnitt vorbereiten oder bedeuten können. Das Gleiche gilt für das englische Projekt einer anderen Bahn, die ebenso die türkisch-arabische Einheit durchkreuzen würde: von Suez nach Basra hinüber und durch Persien und Belutschistan hindurch nach Indien hinein. Darum hat die Bagdadbahngesellschaft auch gut daran getan, die einst englische Stichbahn Mersina-Adana — wieder von Cyperns Nachbarschaft aus und wieder mit centrifugaler, segment-

artiger Tendenz — durch ein Finanzmanöver in ihren Besitz zu bekommen. Nun ist die Bagdadbahn nicht mehr aufzuhalten, aber im Endpunkt kann sie noch gesperrt werden: in Kuweit. Früher bis Bagdad, jetzt gar bis Basra will England eine internationale Bagdadbahn laufen lassen, aber die letzten hundert Kilometer Basra-Bagdad sollen englisch werden: so will es die englische Türkenfreundschaft. Es ist Sache der Türkei, ob sie auf ihr Recht und auf ihre Staatshoheit in Kuweit am Persischen Golf verzichten will — unter dem Druck von England, das in der Bagdadbahn am Persischen Golf die Möglichkeit einer Gefährdung seiner Position in Persien und Indien befürchtet und das deshalb einer solchen Angriffswaffe für den Fall, daß sie die Türkei oder eine mit der Türkei verbündete Macht aggresiv verwenden möchte, in Kuweit einen Gewehrverschluß vorsetzen will. Man kennt das Wort eines Orientpolitikers: hundert Kilometer Bagdadbahn können den Wert von zwei deutschen Dreadnoughts haben!*) Für die innerpolitische Bedeutung der Bagdadbahn genügt es der Türkei, wenn sie in Bagdad oder Basra steht.

So wie England die nächste Nähe der Bagdadbahn an der persisch-indischen Grenze neutralisieren will, so hat es auch — auf der anderen Seite — bisher eine Annäherung der Hedschasbahn an das ägyptische Gebiet gehindert: die von der Türkei beabsichtigte Abzweigung der Hedschasbahn von Maan an die ägyptische („englische") Sinaihalbinsel hinüber nach Akaba, eine Linie, die England als strategische und kommerzielle Konkurrenz gegen den Suezkanal empfunden und unter Abdul Hamid noch verboten hat. So richtig dieses Sultans Ziele waren, so groß war im Grunde seine eigene Angst vor allen Reformen und so schwach war sein Wille, sie durchzusetzen. Die jungtürkische Tatkraft hat heute in den wenigen Jahren schon mehr geleistet und erreicht, als der alte Sultan in langem Abwarten und nutzlosem Diplomatisieren. Die Türkei baut sich aus und richtet sich ein, und England wird das auch in Ägypten spüren. Durch Ägypten geht aber der Zentralnerv der englischen Weltherrschaft: Napoleon schon hat England in Ägypten treffen wollen, um so auch das indische Regiment Englands zu erschüttern. Lord Kitchener ist nach Ägypten gegangen und vermehrt und verstärkt die Garnisonen — und reicht der Türkei die „freundnachbarliche" Hand. Da die linke Hand aber nicht wissen soll, was die rechte tut, so gibt die eine Hand — die Zulassung des türkischen Waffentransportes über die ägyptische Grenze nach Tripolis, und so nimmt die andere Hand — das Vorrecht auf Kuweit drüben. Genau so wie das gleiche England die Türkei in San Stefano geschützt und durch Cypern geschädigt hat — zur gleichen Zeit und mit der gleichen Handlung. England tut türkenfreundlich, wenn die Türkei von England abhängig sein will und wenn England in Konstantinopel regieren kann. Andernfalls strebte es nach dem mohammedanischen Prestige in Mekka und rührte die Kalifatsaspiration in Arabien an. Die Geschichtserfahrung

*) Das Bagdadbahnproblem in seinem ganzen Umfang habe ich in meinem Buch „Der aufsteigende Halbmond" dargestellt, „Hilfe"-Verlag, Berlin.

wie die Interessenlogik muß die Türkei davon überzeugen, daß ein Bund mit England eine echte societas leonina bedeutet, in welcher England wirklich einen Löwenanteil verschlingen würde.

So wie der englische Löwe südlich und westlich der Türkei lauert, so drückt der russische Bär nördlich und östlich von altersher. Zwar, das Testament Peters des Großen, das den Halbmond auf der Hagia Sofia durch das Kreuz hat ersetzen wollen, ruht still als verstaubtes Aktenstück und hofft wohl selbst kaum auf eine Erfüllung. Aber seine traditionelle „Erbfeindschaft" hat das nachbarliche Rußland doch auch dem Sultan Abdul Hamid gegenüber bewiesen und betätigt. Rußland hat die Intrigen- und Interventionspolitik Englands gegen die Bagdadbahn mitgemacht — bis Potsdam; darüber später. Und Rußland hat die Ausdehnung der Anatolischen Bahn über Angora nach Erzerum an die russische Grenze heran und nach Samsun an das Schwarze Meer hin dem alten Regime versagt durch einen Vertrag, dem sich die junge Türkei jetzt dadurch entzieht, daß sie diese strategisch wichtigen Bahnen keinem fremden Konzessionär übergibt, sondern in eigner Regie ausführt. Doch Rußland will jetzt die Übergangszeit der Türkei und ihre Bindung durch den Krieg diplomatisch ausbeuten, um an der türkischen Ostgrenze zwischen dem Schwarzen Meer und dem Kaspischen Meer seine Position zu sichern und zu stärken, um die Türkei vom Urmiasee wegzudrängen und um selbst mit breiterer Front nach Persien vorzubringen — eine Taktik, die gleichfalls die militärischen und organisatorischen Unterlassungssünden der Hamidschen Ära jetzt noch Rußland erleichtern. Immerhin weiß man an zuständiger Stelle, daß auch die russische Rüstung zurzeit für einen Krieg nicht ausreicht: weder sind seit dem russisch-japanischen Kriege die notwendigen Bestände zu Lande ergänzt worden, noch besitzen die alten Kähne der Schwarzen-Meer-Flotte einen besonders gefährlichen Gefechtswert. Darum fehlt auch den bulgarischen, serbischen und montenegrinischen Vorposten Rußlands auf dem Balkan jede ernsthaft aggressive Aktivität. Die russische Dardanellenforderung wird aus den gleichen Erwägungen als diplomatische Bluffpolitik gewertet. Das russische Verlangen nach einer Öffnung der Dardanellen ist aber auch geeignet, die Divergenz der russischen und der englischen Interessen — trotz aller Entente — anzudeuten: so wenig England durch eine russische Flotte im Mittelmeer seine Seeherrschaft schwächen lassen will, so viel liegt Rußland daran, aus dem Käfig des Schwarzen Meeres herauszukommen. Wohl will eine „Demarkationslinie" auch im Osten, in Persien, dem russischen Bären und dem englischen Löwen vorher vereinbarte Bissen zuweisen; aber England lugt doch argwöhnisch hinüber und beobachtet ängstlich, wie Rußland zum Wasser des Persischen Golfes hinabschleicht — auf der persisch-russischen Anschlußlinie der deutsch-türkischen Bagdadbahn: Teheran—Hannekin—Bagdad—Basra — durch ein Tor, das Deutschland im Potsdamer Vertrag Rußland geöffnet hat. Auch die russisch-französische Sentiments-Entente wird im Orient durch die widerstreitenden Linien verschiedener realer Interessen gestört: Iswolski in Paris

treibt beunruhigende Bluffpolitik und Louis in Petersburg braucht eine stetige Beschwichtigung. Oder: Rußland beklagt sich darüber, daß Frankreich die Türkei durch Anleihen unterstützt, die zu Rüstungen auch gegen Rußland verwendet werden sollen.

Frankreich aber hat das größte Kapital in der Türkei investiert und es braucht für sein Milliardenguthaben eine prosperierende Türkei. Frankreich ist ja das Land des „Orientprotektorats", seit Napoleon durch sein großzügiges und weitblickendes Schulgründungssystem mit Hilfe der geistlichen Kongregationen den großen kulturpolitischen Einfluß Frankreichs in der Türkei geschaffen hat, der auch wachsende wirtschaftliche Vorteile Frankreich vermittelt und sichert. Der Revanchetraum und der Ententeköder haben Frankreich in das Schlepptau der englischen Politik gelockt, so daß die französische Regierung die Einladung zur Kapitalbeteiligung an der Bagdadbahn abgelehnt hat. Aber die Vernunft der Interessen hat doch dazu geführt, daß das französische Privatkapital mit 30 Prozent an der Bagdadbahn partizipiert, mit der schweizerischen Beteiligung zusammen sogar zu 60 Prozent. Die französischen und türkischen und deutschen Interessen zeigen das gleiche Ziel einer Konsolidierung der Türkei: der gallische Hahn ist mit dem preußischen Adler auch im Orient natürlicher und näher verwandt als mit dem englischen Löwen.

Die Napoleonische Ära, die für Frankreich den Boden im Orient besonders bereitet hat, ist auch das Geburtsdatum für die Entwicklung der deutsch-türkischen Politik. Unter dem Eindruck von Sedan hat es der türkische Staatsmann Ali Pascha bereits ausgesprochen, daß nun Preußen-Deutschland in Österreich einen Verbündeten gewinnen wird und daß sich dadurch für die Türkei ein deutsch-österreichischer Schutz ergeben wird. Deutschlands Verhältnis zur Türkei zeichnet sich durch eine Besonderheit aus, die keiner anderen Beziehung eignet. Deutschland ist die einzige orientpolitische Macht, die keine Grenzgemeinschaft mit der Türkei hat und darum auch keine Reibungsschwierigkeit; ja auch die einzige Macht, die keine mohammedanischen Massen beherrscht. (Unsere Kolonialinsassen sind nach Zahl und Art nicht ausschlaggebend.) Die englische Ziffer ist schon genannt worden: gegen 150 Millionen Mohammedaner. Rußland hat in Europa und in Asien etwa 18 Millionen Mohammedaner. Frankreich unterwirft in Nord- und Mittelafrika Mohammedaner, auch in Marokko, und Italien lädt sich mohammedanische Lasten in Tripolis auf. Deutschland bleibt die einzige Macht, die keine mohammedanischen Völker und Länder vergewaltigt und zwingt. In dieser negativen Formulierung bleibt das Wort des deutschen Kaisers, das er an Sultan Saladins Grab gesprochen hat („Ich will der Freund der dreihundert Millionen Mohammedaner sein"), bestehen — trotz Marokko und trotz Tripolis. Diese Tatsache hat selbst der jungtürkische Saloniker Kongreß konstatieren müssen, wiederum trotz Tripolis. Darum kann auch der Gedanke bestehen bleiben, den selbst der englische Kolonialpolitiker Sir Johnston geschaut hat: „Wäre ich ein Deutscher, so würde ich

in meinen Zukunftsträumen ein großes österreichisch-deutsches Reich sehen, mit vielleicht zwei Haupttemporien, das eine Hamburg, das andere Konstantinopel, mit Häfen an der Ost- und Nordsee, am Adriatischen, Ägäischen und am Schwarzen Meere, ein Reich, oder vielmehr einen Staatenbund, der seinen Einfluß durch Kleinasien und Mesopotamien geltend machen sollte. Dieses ununterbrochene Imperium, das von der Mündung der Elbe bis an die des Euphrats reichen würde, wäre doch gewiß ein so stolzes Ziel, wie es eine große Nation nur träumen und anstreben kann." Der Engländer erstrebt eine Territorial- und Kolonialeinheit, wo Deutschland nur Interessengemeinschaft will, unter Wahrung und Stärkung der türkischen Selbständigkeit.

Eine österreichisch-deutsche Einheitspolitik ist Voraussetzung und Notwendigkeit. Durch Österreich wird auch Deutschland Nachbar der Türkei und mit Deutschland garantiert auch Österreich die Selbständigkeit der Türkei. Darf ich an das Wort Moltkes erinnern, das er gegenüber England, Rußland und Frankreich geprägt hat: „Österreichs Schwert ist es, welches einst in die Wage der Entscheidung geworfen werden wird. Alle Flotten der Welt können weder die Teilung der Türkei vollziehen, noch sie verhindern; Österreichs Heere können das eine vielleicht, das andere gewiß!" Die Türkei verspürt mehr und mehr die Wahrheit und Sicherheit der österreichischen Entscheidung allen Balkanrivalen und allen Feindschaften gegenüber. Zwar spukt in manchen Köpfen türkischer Staatsmänner noch ein starkes Mißtrauen gegen Österreich und gegen seine angeblichen Absichten zum Vormarsch nach Saloniki, und die Ährenthalsche Taktik (mit Bosnien und auch in Albanien) hat nicht gerade großes Vertrauen erweckt. Aber schon das Programm des Grafen Berchtold hat wieder beruhigend gewirkt, und ebenso die Berliner Besprechung zwischen Berchtold und Kiderlen-Wächter. Die österreichische Politik bleibt in Gemeinschaft mit Deutschland ehrlich konservativ für die Türkei. Österreich kann es seit dem Tripoliskriege noch aufrichtiger mit der Türkei meinen: seitdem der italienische Balkankonkurrent in der europäischen Türkei ausgeschaltet und für Generationen in Tripolis festgelegt ist. Österreich selbst hat von einer wirtschaftlich erstarkenden Türkei als Nachbarstaat größere Vorteile als durch die Vergewaltigung schwieriger, nach Rasse und Religion gemischter Volksschichten, deren Einverleibung die ohnehin nicht geringen Verdauungsstörungen der k. k. Monarchie noch erhöhen würde. Darum hält Österreich, wie die Türkei im Innern von Mazedonien, von außen her die Ruhe fest und verjagt zu Beginn des Tripoliskrieges selbst den italienischen Herzog der Abruzzen von der albanischen Küste.

Damit verschwindet auch — wie gesagt — aus dem österreichisch-italienischen Bundesverhältnis und weiterhin aus dem Dreibunde auf lange hinaus die irritierende Rivalität zwischen Österreich und Italien in der Balkanpolitik. Tripolis entlastet den Balkan für Österreich und für die Türkei, wie für Italien. Nun ist kein Wort der Kritik zu scharf, das sich gegen Italiens Draufgängertum

in Tripolis richtet: gegen das angebliche Ultimatum, gegen die Art der Kriegserklärung, gegen die Form des Annexionsdekretes. Aber ebenso ist gewiß, daß Italiens Imperialismus politischen und demographischen Gründen entspringt, die eine Existenzberechtigung*) beibringen können. Historisch betrachtet, ist Italien zum Dreibunde gekommen, um sich gegen Frankreichs tunesischen Streich zu schützen und um unter Deutschlands und Österreichs Schutz als Mittelmeermacht zu wachsen. Diplomatisch gesehen, hat Italien sich in seine „Extratour" mit England eingelassen, um als Morgengabe Tripolis zu erhalten. Und England hat mit seinem Freibrief den Versuch wiederholt, der ihm in Bosnien mißlungen ist: die deutsch-österreichisch-italienische Allianz oder die deutsch-türkische Entente durch den Tripoliskonflikt zu sprengen.

So erhob sich die Frage: gerät Italien jetzt in die Abhängigkeit von England und Frankreich, also in eine uns gegnerische Mittelmeerkombination? Man weiß heute, daß diejenigen Recht behielten, die von Anfang an rechneten: Italien wird in Tripolis Grenznachbar von Frankreich und von England und gerät in Reibung mit seinen neuen Grenznachbarn. Die Zwischenfälle im französischen Tunesien (mit seinen dreimal soviel Italienern als Franzosen) und der Manubakonflikt haben die neue Situation so grell und so deutlich beleuchtet wie die englische Besetzung des bisher tripolitanischen Solum oder die jetzige Maltakonferenz Lord Kitcheners mit dem englischen Marineminister. Eine künftige italienisch-österreichische Flottenkorporation im Mittelmeer schwächt die Tripleentente und stärkt den Dreibund und — zieht die türkische Entwicklung in ihren Interessenkreis.

Zu Land liegt die türkische Sicherheit auf der Linie der deutsch-österreichisch-türkischen Interessengemeinschaft; zur See wird der Kampf ums Mittelmeer auch die Türkei einmal wählen lassen müssen zwischen Abhängigkeit von England und Frankreich, oder Gleichberechtigung neben und mit Österreich und Italien. Die Antithese des Krieges wird — wie Rußland und Japan nach einem weit mörderischeren und verlustreicheren Ringen — auch Italien und Türkei zur Synthese einer Verständigung und Versöhnung führen müssen, im gemeinsamen Interesse beider Völker, die eine Reihe gleicher Aufgaben zu lösen haben.

Der Tripoliskrieg ist schon als Produkt des deutsch-englischen Gegensatzes bezeichnet worden, der in der Orientpolitik schon so oft kulturhemmend gewirkt hat und der auch das türkische Pendel bisher nicht in das Gleichgewicht zielsicherer Ruhe hat kommen lassen. Vor wenigen Jahren noch galt es in Konstantinopel als politische Weisheit, balanzieren zu wollen: ein jungtürkischer Senatsdirektor suchte mir das einmal einzureden. Dann kam die türkische Studienreise durch Deutschland, mit dem Ergebnis, daß ein vorher frankophiler Jungtürke das stolze Urteil veröffentlichte: „Wenn heute die ganze europäische Kultur durch irgendeine Katastrophe vernichtet würde und die deutsche Eigenart

*) Vgl. R. Michels „Elemente zur Entstehungsgeschichte des Imperialismus in Italien"; im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, XXXIV, 1. und 2.

allein bliebe übrig, so würde die deutsche Kraft genügen, die ganze übrige Kultur Europas aus sich heraus wieder zu schaffen." Und schließlich umwölkte der Hagelschauer des Tripoliskrieges die deutsch-türkische Freundschaft, und die Andeutung des Großwesirs Said Pascha, die Türkei müsse und wolle Anschluß und Allianz suchen, galt vielen als ein Fingerzeig nach England hin.

Heute ist das Bild gleich geblieben: noch keinerlei Bündnis. Der Krieg hat bisher nur die vitale Interessiertheit aller Mächte an irgend einem Punkt der Türkei geoffenbart und damit auch die Druckmöglichkeit aller Mächte auf die Türkei. In der Kretafrage braucht die Türkei die Tripleentente und auf dem Balkan die Dreibundspolitik. Eine generelle Entscheidung der Türkei für die eine oder andre Gruppe würde die Gegenseite zur Gegnerschaft veranlassen können, die wiederum Gefahren bringen könnte. Nur die deutschen und die türkischen Tendenzen sind gleichmäßig und einheitlich und werden darum auch ohne formelle Bindung im Ernstfall in der gleichen Richtung funktionieren. Doch schon diese Eventualität belastet und erschwert die jungtürkische Renaissance. Von einer vertrauensvollen Verständigung zwischen Deutschland und England würde darum auch die Türkei nur gewinnen können.

Der größte Nationalökonom des vorigen Jahrhunderts, der „Bismarck des Wirtschaftslebens", Friedrich List hat mit einer geradezu genialen Prophetie die Revolutionierung der Türkei in ihrer Technik und Tendenz schon geschaut und gezeichnet, genau wie wir selbst sie erlebt haben, samt dem türkischen Bagdadbahnproblem und samt der deutschen Militärinstruktion, und ebenso auch die englische Orientpolitik mit ihren ägyptisch-arabisch-persisch-indischen Zusammenhängen; er hat auch die deutsche Entwicklung gewollt und geahnt und die englische Eifersüchtelei bereits gesehen, und er hat gegen solche Kleinlichkeit den Kulturgedanken geschleudert:

„Wenn irgend etwas beweist, daß die höhere Politik noch in den Windeln liegt, nämlich jene edlere Wissenschaft, jenes vernünftige Streben, daß — die Interessen der gesamten kultivierten Menschheit gegenüber der Barbarei als eines betrachtend — die Ausgleichung der Separatnationalinteressen und ihre Vereinigung sich zum Ziele steckt, und welches zur herrschenden Politik, die nur darauf auszugehen scheint, sich wechselseitig in den Fortschritten gegen die Barbarei den Weg zu versperren, ungefähr in demselben Verhältnis steht, wie die kurzsichtigste Munizipalpolitik zu der erleuchtetesten Staatspolitik; wenn, sagen wir, etwas beweist, daß das, was man jetzt europäische Politik nennt, den Bedürfnissen der europäischen Staaten und dem Kulturzustand der europäischen Völker nicht entspreche, so sind es die Bewegungen der europäischen Diplomatie im Orient, die wohl mit viel leichterer Mühe, als die Aufrechterhaltung der Barbarei kostet, das westliche Asien der Kultur gewinnen könnte."

List hat damals (in den vierziger Jahren) gemahnt: „Die Engländer selbst würden im Laufe der Zeit zur Einsicht gelangen, daß diese Weise unendlich besser geeignet ist, ihre Handels- und Industrieinteressen zu befördern als ihr

Partikularismus." Und er hat geschlossen: „Eine künftige Allianz wird mit England nicht ein Deutschland verbinden, wie es gegenwärtig (1846) ist, sondern Deutschland, wie es sein sollte und wie es mit Hilfe Englands werden könnte."

Marschall von Biberstein geht von Konstantinopel nach London. Wenn nicht alle Zeichen trügen, beginnt wieder eine Listsche Prophetie sich zu erfüllen.

Strömungen innerhalb der Zentrumspartei

Von Dr. Krueckemeyer-Saarbrücken

Der ganze Streit innerhalb der Zentrumspartei beruht im letzten Grunde auf der zueinander in Gegensatz gebrachten mehr oder minder einseitig schroff hervorgehobenen Betonung der Begriffe „politisch" und „konfessionell" (katholisch).

Das Zentrum will nach seinem Programm und den parteiamtlichen Kundgebungen eine politische, nichtkonfessionelle Partei sein, die auf dem Boden der Verfassung steht. Daran ändert nichts, daß die Verhältnisse, unter denen seine Gründung sich vollzog, und die weitere Entwicklung es tatsächlich zur politischen Organisation der deutschen Katholiken gemacht haben, der sich nur wenige Nichtkatholiken angeschlossen haben. So hat das katholisch-religiöse Moment von Anfang an im Parteileben eine starke Betonung erfahren, was vielfach in anderen Parteikreisen zu der Auffassung führte, daß die Zentrumspartei eine vom Papste abhängige, sogenannte „ultramontane" Partei sei. Es ist nicht die Aufgabe der nachfolgenden Zeilen, gegen dies Vorurteil anzukämpfen, vielmehr soll dargelegt werden, wie man auf der einen Seite im Zentrum sich bemühte, den politischen, nichtkonfessionellen Charakter der Partei immer schärfer herauszuarbeiten, wie aber die Art und Weise, in der das mitunter geschah, in manchen katholischen Kreisen Bedenken auslöste, die dann zu einer stärkeren, selbst übermäßigen Betonung des katholisch-religiösen Moments im Parteileben führten.

Einen praktischen Ausdruck fand die stärkere Betonung des politischen Moments in der Stellung zu den sogenannten interkonfessionellen Organisationen, speziell zu den christlichen Gewerkschaften, sowie in der Umwandlung konfessioneller Organisationen in nichtkonfessionelle, wie der Windthorstbunde; ferner in dem Bestreben, die im Verbande katholischer Kaufleute organisierte Gehilfenschaft dem gewerkschaftlich organisierten interkonfessionellen Verbande deutscher Handlungsgehilfen zuzuführen, und in so manchem anderen. Das Schlagwort für alle diese auf eine engere Arbeitsgemeinschaft der Katholiken mit den Nichtkatholiken

gerichteten Bestrebungen prägte Julius Bachem mit der Überschrift seines bekannten Artikels in den Historisch-politischen Blättern (Heft 5, 1906): „Wir müssen aus dem Turm heraus".

* * *

Die erste praktische Arbeitsgemeinschaft für Katholiken und Nichtkatholiken in größerem Maßstabe bildeten die christlichen Gewerkschaften. Ihre Gründung ging von katholischer Seite aus; schon dieser Umstand genügte, sie bei der nichtkatholischen Arbeiterschaft verdächtig zu machen, und es dauerte manches Jahr, bis dort das Mißtrauen gegen sie zu schwinden begann. Erst in den letzten Jahren sind ihnen in einzelnen Revieren auch Nichtkatholiken in größerer Zahl beigetreten. Dabei haben gerade die christlichen Gewerkschaften von Anfang an alles getan, um ihren Charakter als neutrale Organisation zu wahren. In diesem ängstlichen Bestreben, den Nichtkatholiken und den Nichtzentrumsanhängern keinen Anlaß zum Anstoß zu geben, sind einzelne Führer der christlichen Gewerkschaften mitunter sogar so weit gegangen, daß sie auf katholischer Seite und in Zentrumskreisen Anlaß zu Tadel geboten haben. Um von manchem anderen zu schweigen, genügt es hier wohl, an die Vorgänge auf dem Züricher Kongreß zu erinnern.

Die Gründung der christlichen Gewerkschaften sollte, wie betont, vor allem der Arbeitsgemeinschaft zwischen Katholiken und Nichtkatholiken auf sozialem Gebiete dienen und mit dazu beitragen, die in nichtkatholischen Kreisen gegen die Katholiken gehegten Vorurteile zu verscheuchen. Sie sollte mit ihrer Ausscheidung des spezifisch konfessionellen Moments in nichtkatholischen Kreisen werbend für die sozialen katholischen Anschauungen wirken und gleichzeitig das gemeinsame christliche Bewußtsein stärken. Das tat sie auch, aber zugleich wirkte sie zersplitternd in den eigenen katholischen Kreisen. Nach dem Fuldaer Pastorale vom 22. August 1900, dem Begleitschreiben des Erzbischofs Dr. Nörber von Freiburg vom 1. Oktober 1900, der Kölner Resolution des Ausschusses des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften (8. November 1900) und dem dritten Kongreß der christlichen Gewerkschaften zu Krefeld (1901), auf dem deren prinzipielle Stellung festgelegt wurde, trat die sogenannte Berliner Arbeiterbewegung ins Leben, die im Gegensatz zu den christlichen Gewerkschaften eine Organisation der katholischen Arbeiterschaft — auch in gewerkschaftlicher Hinsicht — auf rein katholisch-konfessioneller Grundlage (in sogenannten Fachabteilungen) verlangt.

Diese doppelte Organisierung der Arbeiterschaft in christlichen Gewerkschaften und in katholischen Fachabteilungen führte naturnotwendig nicht nur zu einem schon durch die gegenseitige Konkurrenz gegebenen Kampf der beiden Organisationen, ihrer Führer und Organe gegeneinander, sondern sie gab auch den ersten Anlaß zur gegenseitigen Befehdung von Zentrumsangehörigen und Zentrumsblättern. Dieser Streit zeitigte weiter, etwas im katholischen Deutschland

bis dahin ganz Unerhörtes, scharfe Angriffe katholischer Blätter gegen katholische Geistliche, ja selbst gegen Bischöfe, das unwürdige Ausspielen einzelner Bischöfe gegeneinander, und so manche andere häßliche Nebenerscheinung. Der in Wort und Schrift, in der Tagespresse und in besonderen Broschüren geführte Kampf der Katholiken und Zentrumsanhänger untereinander nahm dabei vielfach überaus heftige Formen an. Und die Länge des Streites machte ihn nicht gelinder; sie führte nur zu einer schärferen Betonung der einander gegenüberstehenden Prinzipien. Im letzten Jahre sind die Auseinandersetzungen im allgemeinen ruhiger geworden, ohne daß aber eine Annäherung der prinzipiellen Standpunkte stattgefunden hätte. Der preußische Episkopat hat dazu durch seine Beschlüsse auf der Bischofskonferenz in Fulda am 14. Dezember 1910, die in der Rhein.-Westfälischen Zeitung veröffentlicht wurden (Nr. 448 vom 14. April 1912), eine bemerkenswerte, der Versöhnung dienende Stellung genommen.

Der Streit um die gewerkschaftliche Organisation hat zuerst die Einigkeit innerhalb der deutschen Katholiken nachhaltig gestört. Sein Werk ist es auch, daß man sich daran gewöhnt hat, von „Richtungen" zu sprechen und den Kampf dieser Richtungen gegeneinander als etwas Gegebenes hinzunehmen. Die Zentrumspartei hat es offiziell vermieden, in dem Streite Stellung zu nehmen. In der Fraktion und den Parteiorganisationen sitzen Vertreter beider Richtungen nebeneinander. Vom Parteistandpunkte aus ist es niemandem verwehrt, sich zu der einen oder anderen Richtung zu bekennen, wie es auch jedem Katholiken nach den autoritativen Äußerungen der kompetenten kirchlichen Behörden freisteht, der einen oder anderen Organisation beizutreten.

Dementsprechend nehmen auch einzelne größere Zentrumsorgane den beiden gewerkschaftlichen Richtungen gegenüber eine durchaus neutrale Haltung ein, so die Germania, Schles. Volksztg., Saarbr. Volksztg.; andere stehen ausgesprochen auf seiten der christlichen Gewerkschaften, so vor allem die Köln. Volksztg. und die Blätter des Ruhrreviers; wieder andere bekennen sich als Anhänger des Berliner Verbandes, so die Neunkirchener Ztg. und die Oberschles. Volksstimme.

Der Streit in der Gewerkschaftsfrage, bei der die eine Richtung das konfessionelle Moment ausgeschaltet, die andere berücksichtigt wissen wollte, führte von selbst dazu, daß überhaupt die Frage der Religion und Konfession, ihr Zusammenhang mit allen Fragen des öffentlichen Lebens mehr in die Erörterung gezogen wurde. Auch hier gingen die Meinungen auseinander, je nachdem die einen der Religion einen größeren, die anderen einen geringeren Einfluß auf das öffentliche Leben eingeräumt wissen wollten. Das geschah, ganz abgesehen von der Stellungnahme der einzelnen, im Gewerkschaftsstreit. Im Gegenteil, gerade diejenigen, die sich für eine innigere Verbindung von Politik und Religion aussprachen, standen vielfach der Berliner Arbeiterbewegung ablehnend gegenüber, trotzdem ihre Bestrebungen gerade auf Berliner Seite lebhafte Förderung fanden. Man hatte es hier also mit ganz verschiedenen Strömungen zu tun, die sich teils berührten, teils ihre eigenen Wege gingen.

Dagegen machte sich der Gewerkschaftsstreit auch bei diesen Erörterungen insofern unangenehm bemerkbar, als er in großen Kreisen eine mehr oder minder große gegenseitige Gereiztheit und vor allem gegenseitiges Mißtrauen geschaffen hatte. Die Folge davon war, daß bei der Erörterung solcher Fragen, die mit der Gewerkschaftsbewegung an und für sich nichts zu tun hatten, gefürchtet wurde, die Stellungnahme in ersteren könne doch auf die Beurteilung der Gewerkschaftsfrage von Einfluß sein. Ja auf seiten der Anhänger der christlichen Gewerkschaftsbewegung innerhalb des Zentrums wurde vielfach die Befürchtung gehegt, die Kreise, die für eine stärkere Betonung des religiösen Moments in der Öffentlichkeit eintraten, wollten auch die christlichen Gewerkschaften bekämpfen und überdies gar noch das Zentrum zu einer konfessionellen Partei umgestalten. Umgekehrt machte sich auf der anderen Seite der Argwohn geltend, den Verteidigern der christlichen Gewerkschaftsidee sei es nicht nur um die Verteidigung dieser, oder um die infolge der Angriffe aus anderen Parteilagern notwendige Verteidigung des allerseits anerkannten politischen, nicht konfessionellen Charakters der Zentrumspartei zu tun, sondern ihr Streben gehe auf eine Zurückdrängung des religiösen Momentes im öffentlichen Leben überhaupt. Dazu trat die Furcht, es könne durch das gehäufte, ohne anscheinend hinreichenden Anlaß immer wiederholte Betonen des nicht konfessionellen Charakters der Zentrumspartei das Bewußtsein der katholischen Zentrumswählerschaft Schaden leiden, daß das Zentrum als die politische Organisation der deutschen Katholiken vor allem seine Wurzeln im katholischen Volke habe, und daß es daher auch berufen sei, der katholischen Weltanschauung bei der Behandlung der einschlägigen Fragen, soweit Verfassung und Parteiprogramm dies zulassen, den gebührenden Einfluß einzuräumen.

So geschah es, daß oft an und für sich harmlose und belanglose Äußerungen durch die Deutungen der anderen Seite eine ganz verfängliche Auslegung erhielten, was dann wieder neuen Anlaß zu oft scharfen Polemiken gab. Dazu kam der Umstand, daß der katholische Volksverein, also eine ausgesprochene konfessionelle Organisation, sich von Anfang an ausschließlich für die interkonfessionelle christliche Gewerkschaftsbewegung betätigte. Das machte ihn in manchen auf seiten der Berliner Arbeiterbewegung stehenden katholischen Kreisen unbeliebt, und statt Förderung fand er dort eine sehr kühle Aufnahme, so daß als weitere Folge des Gewerkschaftsstreites die Tatsache zu verzeichnen war, daß ein von Windthorst ins Leben gerufener, für das ganze katholische Volk bestimmter Verein gerade in jenen katholischen Kreisen auf Widerstand stieß, die nirgendwo das katholische Moment ausgeschaltet wissen wollen.

Unter allen Zentrumsblättern war keines, das sich so entschieden und nachdrücklich der christlichen Gewerkschaften annahm, und weiter so andauernd und energisch, in so konsequenter Weise für den politischen, nicht konfessionellen Charakter der Zentrumspartei eintrat, wie die Kölnische Volkszeitung, meist in geschickter Weise, mitunter aber auch weniger glücklich und hier und da direkt

verletzend, rücksichtslos selbst dort, wo Kleid und Würde des Gegners eine andere Sprache erfordert hätten. Das erregte vielfach in katholischen Kreisen Anstoß, speziell auch gerade dort, wo man in der Sache mit dem Blatte völlig einer Meinung war. Es kam hinzu, daß viele mit der Haltung des Blattes in einigen den Katholizismus direkt berührenden Fragen, so bei dem Streit um Schell, bei der Bewegung gegen den Index, der Gründung der Münsterschen Kulturgesellschaft usw. nicht zufrieden waren. Weiter wurde es unangenehm empfunden, daß bei der scharfen Sprache, die die Kölnische Volkszeitung gegen jeden Verstoß auf katholischer Seite gegen den politischen Charakter der Zentrumspartei und gegen Angriffe auf die interkonfessionelle Gewerkschaftsbewegung fand, Verstöße nach der konfessionellen Seite hin, vor allem, wenn dieselben von christlichen Gewerkschaftlern in führender Stellung ausgingen, vielfach so überaus zurückhaltend behandelt wurden. Ob zu dieser Haltung berechtigte Gründe vorlagen oder nicht, kann hier außer Betracht bleiben. Es kommt in diesem Zusammenhang lediglich auf die Feststellung der Tatsache selbst an. So kam es, daß die Kölnische Volkszeitung bei manchen allmählich in den, wenn auch unberechtigten, aber nicht ganz unverschuldbaren Verdacht kommen konnte, als sei es ihr mit der Vertretung der katholischen Prinzipien keine rechte Herzenssache mehr. Einzelne gingen soweit, in der Haltung der Kölnischen Volkszeitung eine direkte Gefährdung des katholischen Glaubens zu sehen und gaben dieser Ansicht auch offen Ausdruck. Es genügt in der Beziehung an die bekannte Broschüre „Köln, eine innere Gefahr für den Katholizismus" zu erinnern, die übrigens in der Zentrumspresse allgemeine Ablehnung fand.

Allmählich begann man von einer „Kölner Richtung" zu sprechen und stellte in Gegensatz dazu die sogenannte „Berliner Richtung". Beide Begriffe leiden daran, daß ihnen eine feste Umgrenzung fehlt, sie also bald in diesem, bald in jenem, bald in engerem, bald in weiterem Sinne gebraucht werden. Diese Unklarheit war natürlich auch nicht dazu angetan, die Auseinandersetzungen versöhnlicher zu gestalten. Im Gegenteil, diese wurden dadurch noch verschärft, indem gegen die eine oder andere „Richtung" erhobene Anklagen von Personen auf sich bezogen wurden, auf die der Ankläger sie gar nicht bezogen wissen wollte. Außerhalb des Zentrums machte sich gar die Auffassung geltend, als ob das ganze Zentrum in zwei Richtungen, eine Kölner und eine Berliner, zerfalle.

* * *

Den eigentlichen Anlaß zu den Auseinandersetzungen über den Charakter der Zentrumspartei innerhalb derselben hat — abgesehen von dem entfernteren Anlaß des Streites auf gewerkschaftlichem Gebiete — der schon vorher erwähnte Artikel gegeben, den Justizrat Dr. Julius Bachem im Jahre 1906 (Heft 5) der Historisch-politischen Blätter unter dem Titel: „Wir müssen aus dem Turm heraus" veröffentlichte. In diesem Artikel findet sich folgende Stelle:

„Es muß unbedingt mit vermehrter Umsicht auf die Wahl von solchen Abgeordneten nichtkatholischen Bekenntnisses hingewirkt werden, welche gute Fühlung mit dem Zentrum zu nehmen und zu unterhalten willens und geeignet sind. Und zwar wird es meines Erachtens gute Politik sein, solche Abgeordnete nicht nur in Wahlkreisen mit überwiegend protestantischer Bevölkerung zu unterstützen, sondern auch in einer Anzahl von Wahlkreisen, wo das Zentrum allein vielleicht die Mehrheit erlangen kann."

und weiter:

„Von solchen Kandidaten darf man kirchenpolitisch nichts anderes verlangen, als daß sie jeder Beschränkung der kirchlichen Freiheit widerstreben, die staatsbürgerliche Gleichberechtigung des katholischen Volksteils rückhaltlos anerkennen; im übrigen muß namentlich ihre sozialpolitische Stellung entscheidend sein!"

Dieser Artikel stieß mit Ausnahme der Kölnischen Volkszeitung, deren geistiger Leiter Herr Julius Bachem ist, wohl in der gesamten Zentrumspresse auf entschiedenen Widerspruch. So schrieb die Germania u. a.:

„Eine so eigenartige Zumutung, wie hier, ist wohl noch niemals von einer Partei ihren Anhängern gemacht worden: die Zentrumswähler sollen dort, wo sie einen Zentrumsmann haben können, jemand wählen, der nur mit dem einen Fuße auf dem Boden ihres Programms, mit dem anderen aber in einem anderen Lager steht! Das würde verwirrend auf die Wähler und zersetzend auf die Partei wirken."

Und in der Allgemeinen Rundschau schrieb der Zentrumsabgeordnete Dr. Jäger u. a.:

„Würde man den Bachemschen Vorschlag in breiterem Maße befolgen, so könnten Mißgriffe und Enttäuschungen nicht ausbleiben. Der Zustand, der in vielen Gegenden Deutschlands nach Niederwerfung der Aufstände von 1849 herrschte, daß die konservativen Männer beider Konfessionen sich bei den Wahlen vereinigten, wobei die Katholiken die übergroße Zahl der Wähler, die Protestanten aber zumeist die Abgeordneten stellten, dieser Zustand darf denn doch als Endergebnis der Zentrumsbewegung nicht eintreten."

Ich selbst bin damals vor allem in den Historisch-politischen Blättern (Heft 7, 1906) den Ausführungen von Julius Bachem entschieden entgegengetreten. Von dem Zeitpunkt an nahmen aber die theoretischen Erörterungen über das Zentrum in der Presse kein Ende mehr. Und auch die Zentrumsgegner beteiligten sich überaus lebhaft daran, sowohl in der Presse, wo die Kölnische Zeitung als Wortführerin fungierte, wie in besonderen Broschüren. Ich erwähne: Götz „Das Zentrum eine konfessionelle Partei", von Savigny „Des Zentrums Wandel und Ende" und Muser „Der Ultramontanismus und das Zentrum". Als Antwort auf Götz erschien im Jahre 1908 meine Broschüre: „Ist das Zentrum eine konfessionelle Partei?" (Hamm, Breer u. Thiemann.)

Zu besonderer Heftigkeit entbrannte der Streit im Zentrumslager Ende 1908, als am 4. Oktober 1908 in der Augsburger Postzeitung (Nr. 228) ein Artikel „Ein Ausweg in peinlicher Verlegenheit" erschien, und die Kölnische Volkszeitung darauf in ihrer Nr. 869 vom 9. Oktober 1908 mit einem Artikel „Die ‚Koalitionsform' der Katholiken und Protestanten im weltlichen Leben" erwiderte. Im Laufe dieser Polemik erschienen auch noch der Westfälische Merkur und die Historisch-politischen Blätter auf der Bildfläche, die sich beide

auf die Seite der Augsburger Postzeitung stellten. Die Polemik nahm zeitweise recht gereizte Formen an, und die Kölnische Volkszeitung fragte immer wieder: „Wer steckt dahinter?“ Da tagte am 13. April 1909 in der Bürgergesellschaft zu Köln die sogenannte Osterdienstagskonferenz. Über ihren Verlauf hatte einer der Teilnehmer, der auch der Einberufer der Konferenz war, sich Aufzeichnungen gemacht und drucken lassen. Diese Aufzeichnungen waren durchaus lückenhaft und enthielten, wie ich bereits in meiner Broschüre „Köln und Koblenz“ (Hamm, Breer u. Thiemann, 1909) dargelegt habe, neben Richtigem auch viel objektiv Unrichtiges, ließen neben Anführungen von Unwesentlichem Wesentliches aus, und gaben so ein falsches Bild über die Bestrebungen und den Verlauf der Konferenz. Dem Ganzen hatte jener Teilnehmer die Überschrift gegeben: „Protokoll der kirchlich-sozialen Konferenz am Osterdienstag, den 13. April 1909, in Köln.“ Ein Abzug hiervon gelangte in den Besitz der Kölnischen Volkszeitung, wurde alsbald durch Maschinenschrift vervielfältigt und in zahlreichen Exemplaren unter der Hand in ganz Deutschland verbreitet. Schließlich erschien dieses „Protokoll“ auch in Broschürenform mit einem längeren Kommentar im Verlage der Universitätsbuchdruckerei Karl Georgi in Bonn. Der Vorsitzende der Konferenz, Dr. Bitter, bezeichnete alsbald in einer öffentlichen Erklärung das Protokoll als ein „privates Machwerk, das fälschlich als Protokoll ausgegeben, nicht unterzeichnet und voll objektiver Unrichtigkeiten“ sei. Auch von anderen Teilnehmern der Konferenz wurde öffentlich gegen die Richrigkeit des „Protokolls“ Einspruch erhoben. Diese Dementis blieben aber bei dem weitaus größten Teile der Zentrumspresse ohne Wirkung. Die Kölnische Volkszeitung glaubte augenscheinlich in dem Protokoll die Antwort auf ihre wiederholte Frage: „Wer steckt dahinter?“ gefunden zu haben. In ihrer Nr. 526 vom 23. Juni 1909 veröffentlichte sie einen Artikel unter der Überschrift „Die anonymen Treibereien“, in dem es hieß: „Uns sind der bzw. die Urheber dieser Treibereien sehr wohl bekannt. Am 13. April 1909, am Osterdienstag, hat hier in Köln eine geheime Zusammenkunft von zehn Herren stattgefunden“ usw. Die Kölnische Volkszeitung hat es durch ihre Haltung fertig bekommen, daß sich sowohl in dem größten Teile der Zentrumspresse und der Zentrumspartei, wie in den Kreisen der anderen Parteien die Ansicht festsetzen konnte, die Osterdienstagskonferenz habe es auf eine Konfessionalisierung des Zentrums abgesehen. Und so ist es denn — aller geschichtlichen Wahrheit zum Trotz — sogar so weit gekommen, daß der Begriff „Osterdienstagskonferenz“ eine Verallgemeinerung erfahren hat dahin, daß man unter ihm heute nicht nur alle Bestrebungen versteht, die auf eine stärkere Betonung des konfessionellen Moments hinauslaufen, sondern sogar solche, die eine direkte Umwandlung des Zentrums in eine konfessionelle Partei zum Ziele haben. In diesem Sinne spricht man dann von „Kreisen“, vom „Lager“ usw. der Osterdienstagsleute, trotzdem die betreffenden „Kreise“ usw., um deren Bestrebungen es sich hier handelt, mit der Konferenz selbst absolut nichts zu tun haben und hatten, ja den Teilnehmern der Konferenz in ihrer

überwiegenden Majorität völlig unbekannt sein dürften, trotzdem auch, wie gesagt, die Konferenz als solche auch nicht im allergeringsten an dem politischen, nicht konfessionellen Charakter der Partei rütteln wollte. Jedenfalls sind dahingehende Bestrebungen auf der Konferenz selbst nicht zutage getreten. Sie würden andernfalls dort auch auf den allerentschiedensten Widerspruch gestoßen sein. Für das, was einzelne Teilnehmer der Konferenz früher oder später getan haben, sind diese allein verantwortlich, nicht aber die Osterdienstagskonferenz. Diese war lediglich eine willkürliche, private Zusammenkunft zu privatem Meinungsaustausch über die infolge der erwähnten Polemik zwischen der Kölnischen Volkszeitung und der Augsburger Postzeitung usw. die Öffentlichkeit bewegenden Fragen. Den einzelnen Teilnehmern war vorher auch nicht bekannt, wer sich an dieser Aussprache beteiligen würde. Es lag der Konferenz auch durchaus fern, irgend etwas am Charakter der Zentrumspartei ändern oder die Partei irgendwie offiziell definieren zu wollen. Das sind alles Erfindungen der Kölnischen Volkszeitung. Die Konferenz hat überhaupt keine Definition der Zentrumspartei aufgestellt. Der so viel angefeindete Satz über das Zentrum, wonach dasselbe eine politische Partei ist, die sich zur Aufgabe gestellt hat, die Interessen des gesamten Volkes auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens im Einklange mit den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung zu vertreten, ist auch gar nicht von der Konferenz formuliert worden, sondern erst nachträglich von Herrn Dr. Bitter. Diese Formulierung hat Anlaß zu vielen Mißverständnissen geboten. sie wollte aber nach der späteren Erklärung Dr. Bitters und anderer Teilnehmer der Konferenz, zu denen ich auch gehöre, nichts anderes besagen, als daß die Politik des Zentrums nicht im Gegensatz zur katholischen Weltanschauung erfolgen dürfe. Und in diesem Sinne ist der Satz Gemeingut des gesamten Zentrums. So schreibt noch Dr. Armin Kausen, der Herausgeber der Allgemeinen Rundschau, in Nr. 14 der genannten Zeitschrift vom 6. April 1912 (S. 206):

„An dem Tage, an welchem das Zentrum sich irgendwie im Gegensatz zur katholischen Weltanschauung stellen würde, hätte es das Vertrauen des katholischen Volkes verloren. Das ist eine so klare Binsenweisheit, daß man über die Unterstellung, als ob dies jemals geschehen könnte, förmlich erschrecken muß."

Das ist genau der Standpunkt der Osterdienstagskonferenz. Nichts anderes hat sie jemals gewollt. Im übrigen verweise ich auf die erwähnte Broschüre „Köln und Koblenz", die das ganze die Osterdienstagskonferenz und ihre Folgeerscheinungen betreffende Material enthält.

Zur Rechtfertigung der Bestrebungen der Osterdienstagskonferenz und um allen Gelegenheit zur Aussprache zu geben, fand am 9. August 1909 im Görresbau in Koblenz eine von mehreren Teilnehmern der Osterdienstagskonferenz und einer Anzahl sonstiger Herren einberufene Versammlung statt, in der nach einem längeren Referate des Herrn Dr. Bitter eine Resolution zur Annahme gelangte, in der dagegen Verwahrung eingelegt wurde, daß die Osterdienstagskonferenz beabsichtigt habe, das Zentrum zu einer einseitig konfessionellen Partei zu

gestalten, und erklärt wurde, daß die Versammlung „unentwegt an dem durch Programm und Tradition ein für allemal feststehenden Charakter des Zentrums festhält". In einem Artikel, der sich mit dieser Versammlung befaßte, schrieb die Kölnische Volkszeitung (Nr. 673 vom 10. August 1909) u. a.:

„Mit dem Verlauf der Koblenzer Versammlung sind wir im übrigen nicht unzufrieden. Niemand will jetzt an dem politischen, nicht konfessionellen Charakter des Zentrums irgendwie rütteln. Mehr verlangen wir ja gar nicht."

Und Justizrat Dr. Julius Bachem äußerte u. a. im Tag:

„Wenn das weitere Verhalten derer um die Abgeordneten Roeren und Bitter dem entspricht, so hätte die ganze Auseinandersetzung ein sehr erfreuliches Ergebnis gehabt: es wäre dann der politische, nichtkonfessionelle Charakter des Zentrums stabiliert wie ein ‚Rocher von bronce'."

Dennoch wollten die Auseinandersetzungen nicht verstummen. Am 18. August 1909 befaßte sich der Augustinusverein zur Pflege der katholischen Presse mit ihnen und nahm eine aus sechs Punkten bestehende Resolution an, in der erneut der politische, nicht konfessionelle Charakter des Zentrums betont und gesagt wurde, daß dieser Charakter den katholischen Zentrumsmitgliedern vollste Freiheit lasse, „in Weltanschauungsfragen nach den Grundsätzen ihres katholischen Glaubens sich zu richten und für diese vom Boden der Verfassung und der staatsbürgerlichen Parität unter aller gebotenen Rücksichtnahme auf die andersgläubigen Volksgenossen einzutreten". Nicht lange darauf erschien in der Zentrumspresse eine seitens der Vorsitzenden der Zentrumsfraktionen des deutschen Reichstags und des preußischen Landtags Dr. Freiherrn von Hertling und Dr. Porsch „an die Mitglieder der Zentrumspartei" gerichtete Bitte, von jeder weiteren Erörterung des Gegenstandes in der Presse und in Versammlungen absehen zu wollen, da sich der Landesausschuß der preußischen Zentrumspartei, verstärkt durch die süddeutschen Vorstandsmitglieder der Reichstagsfraktion, mit der zur Diskussion gestellten Frage befassen würden. Diesem Ersuchen wurde indessen nur teilweise stattgegeben.

* * *

Die angekündigte Sitzung des Landesausschusses fand dann am 28. November 1909 in Berlin statt. Nach eingehender Beratung erließ der Landesausschuß eine offizielle Kundgebung, in der erneut der politische, nicht konfessionelle Charakter der Zentrumspartei festgestellt und zugleich betont wurde, daß „abgesehen von dem Programm" „die Tatsache der Zugehörigkeit fast aller ihrer Wähler und Abgeordneten zur katholischen Kirche genügende Bürgschaft dafür" biete, „daß die Zentrumspartei die berechtigten Interessen der deutschen Katholiken auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens nachdrücklichst vertreten wird".

Aber auch diese Erklärung ließ die Streitigkeiten nicht verstummen. Das um so weniger, als kurz vorher im Hochland (Heft 11, 1909) ein Artikel: „Glossen zur katholischen Literaturbewegung" von Professor Dr. M. Spahn erschienen war, auf den am Tage vor dem Zusammentritt des Landesausschusses

ein in der Germania (Nr. 272 vom 27. November 1909) erschienener Aufsehen erregender Artikel „Klarheit und Wahrheit" die Antwort brachte, an die sich dann weitere Auseinandersetzungen knüpften.

Zu besonders lebhaften Debatten führte eine im Jahre 1910 erschienene Broschüre des Kaplans Schopen „Köln eine innere Gefahr für den deutschen Katholizismus", die zwar seitens des Abg. Roeren eine Empfehlung erhielt, im übrigen aber, wie gesagt, fast von der gesamten Zentrumspresse abgelehnt wurde. In dieser Broschüre sollte ursprünglich auch ein seitens des Herrn Kardinalfürstbischofs Dr. Kopp an Frl. von Schalscha-Ehrenfeld in Berlin, die Vorsitzende des Vereins erwerbstätiger Frauen und Mädchen, unterm 12. Januar 1910 gerichteter Privatbrief, der auch auf den erwähnten Hochland-Artikel Professor Spahns Bezug nahm, veröffentlicht werden. Dies unterblieb zwar auf Intervention der von dem Verleger des Buches, Dr. Dietzsch, verständigten Dr. Fleischer und Assessor von Savigny; aber dennoch erschien der Brief, der bekanntlich die Wendung von einer „Verseuchung des Westens" enthielt, bald darauf im Berliner Tageblatt, von wo er dann seinen Lauf durch die gesamte Presse nahm und hier endlose Debatten hervorrief.

Inzwischen hatte die Kandidatur Spahn in Warburg-Höxter einen neuen Streitfall hervorgerufen. Anläßlich des Augsburger Katholikentages veröffentlichten vierzehn Zentrumsabgeordnete, darunter die Abgeordneten Erzberger und Graf Oppersdorff, einen offenen Brief an Prof. Dr. M. Spahn, in dem sie ihn unter Hinweis auf Einzelheiten seiner publizistischen Tätigkeit aufforderten, von seiner Kandidatur zurückzutreten. Professor Spahn hielt aber an seiner Kandidatur fest, wurde gewählt und nachher auch in die Zentrumsfraktion aufgenommen. Eine von Graf Oppersdorff verfaßte, zunächst vertraulich versandte, später auch im Buchhandel erschienene Broschüre „Ist Martin Spahn Zentrumsmann?" vermochte diese Aufnahme nicht zu hindern. Im übrigen beschäftigte die Angelegenheit noch längere Zeit die Öffentlichkeit.

Viel Staub wirbelte alsdann eine am 25. September 1910 in Dortmund gehaltene Rede des Verlegers der Tremonia, Lambert Lensing, gegen die „Marodeure im eigenen Lager" auf, die einen „Notschrei" an die bischöfliche Behörde in Breslau enthielt. Ein Teil der Zentrumspresse, vor allem die Kölnische Volkszeitung, nahm hierbei scharf für Herrn Lensing, ein anderer, so besonders die Germania und das Deutsche Volksblatt, gegen diesen Stellung. Abg. Erzberger veröffentlichte in seiner Korrespondenz einen Brief des Abg. Graf Oppersdorff gegen Herrn Lensing und den ebenfalls in Dortmund als Redner aufgetretenen Grafen Praschma. Auch in dieser ganzen Polemik, wie im Falle Spahn, ist das konfessionelle Moment der leitende Faden. Im Falle Spahn haben wir — neben anderen Punkten — vor allem die Anzweiflung der orthodox katholischen Gesinnung Professor Spahns, wogegen letzterer sich zur Wehre setzt. Im Dortmunder Falle haben wir auf der einen Seite die übermäßig scharfe Sprache Lensings, die nur aus der Befürchtung einer

Schädigung des Zentrums, des katholischen Volksvereins und der christlichen Gewerkschaften, als der „festgefügten Organisationen der deutschen Katholiken", zu erklären ist, und auf der anderen Seite die ernste Besorgnis, daß durch derartige Ausführungen das kirchliche Empfinden des katholischen Volkes Schaden leiden müsse.

Am 24. Oktober 1910 trat dann der Landesausschuß der preußischen Zentrumspartei erneut zu einer Sitzung zusammen, die sich wiederum mit den schwebenden Streitigkeiten befaßte. Der Abg. Roeren gab dabei eine Erklärung ab, daß er unzweideutig und vorbehaltlos auf den Boden des Beschlusses des Landesausschusses vom 28. November 1909 trete und die Empfehlung der Schopenschen Broschüre zurückziehe. Der Landesausschuß selbst beschloß diese Erklärung zu veröffentlichen und ersuchte gleichzeitig die Zentrumspresse, „die Polemik über alle an die sogenannte Osterdienstagskonferenz sich anknüpfenden Streitfragen von jetzt ab gänzlich einzustellen". Dieses Ersuchen hatte aber ebensowenig Erfolg, wie die ebendahin zielenden Bemühungen des Augustinusvereins.

* * *

Im Laufe der Jahre wurde auch der deutsche Episkopat wiederholt in die schwebenden Streitigkeiten hineingezogen. Bekanntlich sind ja auch die deutschen Bischöfe über die gewerkschaftliche Organisationsform geteilter Ansicht. Für die Organisation auf rein katholischer Grundlage sind namentlich die Bischöfe Korum von Trier und Kardinal Kopp von Breslau, während Kardinal Fischer und die meisten übrigen Bischöfe der Organisation in christlichen Gewerkschaften den Vorzug geben. Der katholische Volksverein unterstützt bekanntlich allein die christlichen Gewerkschaften, auch der noch im Herbst 1909 geäußerte Wunsch des Kardinals Kopp, sich für den Bereich der Diözese Breslau gleicherweise in den Dienst der katholischen Fachabteilungen zu stellen (Hist.-pol. Blätter 1910 S. 651), konnte den Volksverein nicht zu einer Änderung dieser Haltung bewegen. Daher erklärt sich wohl auch mit der Erlaß des Herrn Kardinals vom 16. März 1910, daß ihm vor der Gründung neuer Zweigvereine des katholischen Volksvereins innerhalb seiner Diözese davon Mitteilung zu machen sei, was in anderen Diözesen, z. B. Köln, nicht verlangt wird. Daher auch die unwillige Äußerung des Herrn Kardinals über die Haltung des Volksvereins in dem erwähnten Briefe an Frl. von Schalscha. Auf die Form des Ausdrucks ist in diesem Briefe, da es sich um ein nicht für die Öffentlichkeit bestimmtes Privatschreiben handelte, natürlich weniger Sorgfalt verwendet worden, was auch Kardinal Fischer in einer am 23. Oktober 1910 in Düsseldorf auf der Generalversammlung des katholischen Frauenbundes gehaltenen Rede ausdrücklich feststellte. Kardinal Fischer betonte dabei gleichzeitig, zu der Erklärung autorisiert zu sein, daß Herr Kardinal Kopp die in den Brief eingeflochtenen scharfen Ausdrücke bedaure und durchaus nicht die Absichten habe, die man ihm unterstelle. Es ist ja auch bekannt, daß Kardinal Kopp im übrigen ein warmer Freund des katholischen Volksvereins und dessen Bestrebungen ist.

Aus dieser abweichenden Haltung der beiden Kardinäle der gewerkschaftlichen Organisation — und in Verfolg hiervon dem katholischen Volksverein gegenüber, wollten manche eine Gegnerschaft der beiden Kardinäle unter sich konstruieren. Besonders geschah dies nach Veröffentlichung des erwähnten Briefes des Kardinals Kopp an Fräulein von Schalscha. In einer am 16. Oktober 1910 in Köln stattgehabten Versammlung wies Kardinal Fischer solche Behauptungen als „unsaubere Machenschaften" entschieden zurück und betonte nachdrücklich die Einigkeit des deutschen Episkopats. Gleichzeitig bezeichnete er es als eine „Gewissenspflicht für die deutschen Katholiken" geschlossene Einheit zu bewahren. Bestehende Differenzen solle man „mit Klugheit, mit Mäßigung, mit Liebe und Selbstverleugnung auszugleichen suchen". In gleichem Sinne hat Kardinal Fischer sich bekanntlich wiederholt ausgesprochen. Zu den als „unsaubere Machenschaften" gekennzeichneten Ausstreuungen gehörte auch die von Osservatore Romano dementierte Meldung von einer angeblich in Köln durch Msgr. Pardini angestellten kirchlichen Untersuchung, sowie die von der Mailänder Perseveranza in die Welt gesetzte und in Deutschland verbreitete Nachricht, Kardinal Fischer werde sich in Rom gegen die von Kardinal Kopp gegen ihn erhobene Anklage des Modernismus zu verteidigen haben. Selbst ein katholisches Blatt des Saarreviers machte sich die Behauptung zu eigen, Kardinal Fischer werde sich in Rom „gegen den gegen ihn erhobenen Vorwurf des Modernismus" verteidigen müssen und berief sich dabei auf „hochangesehene Mitglieder des katholischen Klerus der Erzdiözese Köln" als seine Gewährsmänner. Am selben 16. Oktober 1910, an dem Herr Kardinal Fischer sich in Köln so scharf gegen die „unsauberen Machenschaften" aussprach, sandte er der Saarbrücker Volkszeitung, dem führenden katholischen Blatte des Saarreviers, ein Telegramm mit der Bitte um Veröffentlichung, in dem er die Meldung des betreffenden Blattes als „groben Unfug und von A bis Z erdacht" bezeichnete. In dieselbe Kategorie gehört auch ein vor einiger Zeit in der Kreuzzeitung (Nr. 84 vom 20. Februar 1912) erschienener Artikel „Die Kurie und der deutsche Katholizismus", der angeblich von „hervorragender katholischer Seite" des Auslandes stammte und Kardinal Fischer sowie auch Nuntius Frühwirth in München in Gegensatz zur römischen Kurie stellen wollte. „Bei der Kurie in Rom" hieß es dort, wüßten „die Denunzianten und Verleumder ihren stärksten Rückhalt". In Rom habe man bisher leider „ausschließlich auf die Stimmen der schlimmsten Feinde des Katholizismus gehört", und es sei daher zu wünschen, daß man dort auch einmal auf den Kardinal Fischer höre, der sich in seinem diesjährigen Fastenhirtenbriefe scharf gegen die in verschiedenen in- und ausländischen katholischen Organen hervorgetretenen Verdächtigungen des deutschen Katholizismus gewandt habe. Aber es sei möglich, daß dies dem Kardinal Fischer den Thron des hl. Maternus kosten könne. Er habe „das Ansehen, das er vielleicht einmal in Rom genoß, längst ebenso verscherzt, wie der Nuntius Frühwirth in München und alle, die das katholische Deutschland

gegen übertriebene und ungerechte Beschuldigungen in Schutz genommen haben".

Der hier erwähnte Artikel der Kreuzzeitung stammte, wie das Blatt selbst erklärte, aus dem Auslande. Die lebhafte Beteiligung des Auslandes an den Streitigkeiten der deutschen Katholiken ist überhaupt ein Moment, das nicht aus dem Auge gelassen werden darf. Man sollte mitunter fast glauben, es bestehe eine Art internationaler Konzern, der darauf ausgeht, die Einigkeit der deutschen Katholiken systematisch zu untergraben. Es machen sich hier zwei ganz verschiedene Tendenzen bemerkbar, denen beiden die deutschen Katholiken die gleiche Aufmerksamkeit schenken müssen. Die eine geht darauf aus, die Glaubenstreue eines Teiles der deutschen Katholiken im Auslande zu verdächtigen; ob mit Absicht oder nicht, sei dahingestellt. Jedenfalls ist das das Ergebnis ihrer Arbeit, indem sie teils wirklich tadelnswerte vereinzelte Vorkommnisse verallgemeinern und vergrößern, teils auch völlig Falsches über einzelne katholische Persönlichkeiten oder auch größere katholische Kreise, oder die Zentrumspartei verbreiten, oder wirkliche Handlungen in einem unrichtigen Lichte darstellen und unhaltbare, die Katholiken verletzende Folgerungen daraus ziehen. Daraus mag dann im Auslande bei der dem Menschen anhaftenden Neigung, zu verallgemeinern, die Ansicht entstehen — und dieser Ansicht wird auch Ausdruck gegeben — daß es überhaupt mit dem deutschen Katholizismus nicht so beschaffen ist, wie es sein müßte. Das hat natürlich in deutschen katholischen Kreisen die Gegenwirkung, daß man gegen die betreffenden ausländischen Organe, die derartige falsche Meldungen bringen, aufgebracht ist und ebenfalls nicht nur die betreffenden einzelnen Artikel, sondern die betreffenden Organe überhaupt verurteilt. Und so sehen wir denn, daß einzelne Persönlichkeiten — und das gilt auch vom Inland auf beiden Seiten —, die an dem Kampfe der Meinungen in hervorragender Weise beteiligt sind, nicht nur, wie billig, für einzelne Ausschreitungen verantwortlich gemacht werden, sondern daß überhaupt über sie der Stab gebrochen wird.

Während sich so also auf der einen Seite Kräfte bemerkbar machen, die deutschen Katholiken im Auslande, und speziell auch in Rom zu verdächtigen, sind umgekehrt andere tätig, Rom, das ist die römische Kurie, bei den deutschen Katholiken in Mißkredit zu bringen. Dahin rechne ich zunächst die immer wiederkehrende Behauptung, Rom sei nicht richtig über die deutschen Katholiken informiert, die deutschen Katholiken gälten weniger in Rom als die Katholiken anderer Nationen; dahin rechne ich die Bestrebungen der Krausgesellschaft und des „Neuen Jahrhunderts"; dahin gehören auch Artikel wie der erwähnte der Kreuzzeitung, den der Osservatore Romano (Nr. 59 vom 28. Februar) als „verwerflich und beschimpfend gegen den heiligen Vater und gegen die kirchliche Autorität" kennzeichnete, die Artikel der Münchener katholischen Kirchenzeitung Die Wahrheit und der Augsburger Postzeitung gegen Msgr. Benigni, welch letzteren Artikel der Kardinalstaatssekretär Merry del Val durch den Bischof von Augsburg als „unwahr und ehrenrührig

für den hl. Stuhl und dessen Funktionäre" bezeichnen ließ; dahin gehören die erwähnten Verleumdungen gegen Kardinal Fischer und so manches andere. Damit soll natürlich keineswegs gesagt sein, daß die erwähnten Blätter mit der Veröffentlichung der betreffenden Artikel nun auch selbst die Absicht gehabt hätten, die Kurie bzw. deren Beamte in den Augen der deutschen Katholiken herabzusetzen. Ich will vielmehr gern annehmen, daß sie durchaus bona fide gehandelt haben. Aber es ist kennzeichnend für die gereizte Stimmung, in der sich weite katholische Kreise zurzeit in Deutschland befinden, daß es überhaupt Katholiken gibt, die derartige Artikel verfassen, und daß es nicht nur akatholische, sondern auch katholische Blätter gibt, die solche Artikel veröffentlichen.

Dem liegt die Tatsache zugrunde, daß, wie bereits erwähnt, in einer Reihe katholischer Organe des Auslandes, speziell auch in der Korrespondence de Rome, Artikel erschienen sind, die geeignet waren, das Empfinden weiter katholischer Kreise in Deutschland zu verletzen. Ihre Verfasser mögen von den besten Absichten getragen gewesen sein, aber sie waren entweder nicht richtig informiert über die deutschen Verhältnisse oder nicht in der Lage, die deutschen Verhältnisse richtig zu beurteilen. Die politischen Führer der deutschen Katholiken, speziell das Zentrum, haben vielfach äußerst schwierigen Situationen gerecht zu werden, und sie können diesen nur gerecht werden, wenn sie sich von dem Vertrauen der Gesamtheit der Katholiken getragen wissen; es ist auch nicht möglich, die Allgemeinheit über die Einzelheiten aller Schritte stets genau aufzuklären. Erscheinen nun in der Öffentlichkeit wiederholt falsche und darum verletzende Darstellungen, Darstellungen, die sogar das katholische Bewußtsein des Betreffenden anzweifeln, so ergibt sich daraus von selbst eine gereizte Stimmung und ein Unwillen nicht nur gegenüber den einzelnen unkorrekten oder verletzenden Auslassungen, sondern gegenüber den betreffenden Blättern und schließlich gegen deren leitende Persönlichkeiten im allgemeinen. Daraus mag sich dann auch die Veröffentlichung von Artikeln der gedachten Art in katholischen Blättern erklären.

* * *

Während aus Anlaß der Osterdienstagskonferenz vor allem die Namen der Abgeordneten Dr. Bitter und Roeren in Verbindung mit den Auseinandersetzungen innerhalb der Zentrumspartei genannt wurden — Dr. Bitter wurde infolge seiner Beteiligung an der Osterdienstagskonferenz bei den letzten Reichstagswahlen nicht wieder aufgestellt —, trat in den letzten beiden Jahren mehr der Abg. Graf Oppersdorff hervor. Nach den Affären Spahn und Lensing wurde sein Name namentlich in den Auseinandersetzungen innerhalb des schlesischen Zentrums immer wieder genannt, zuletzt in Verbindung mit der in Ratibor erfolgten Gründung der sogenannten katholischen Aktion, als deren Führer zweifelsohne Herr Pfarrer Nieborowski anzusehen ist. Es kam schließlich so weit, daß Graf Oppersdorff in dem bisher von ihm vertretenen Wahlkreise Glatz-Habelschwerdt nicht wieder aufgestellt wurde, und daß Frhr. von Hertling die Wahl des Grafen Oppersdorff in dem später von diesem eroberten Wahl-

kreise Fraustadt-Lissa als inopportun bezeichnete. Trotzdem auch Graf Oppersdorff in Berlin als offizieller Zentrumskandidat aufgestellt und in Fraustadt-Lissa auf das Programm der Zentrumspartei gewählt worden war, erfolgte dennoch nicht seine Wiederaufnahme in die Zentrumsfraktion. Es war darüber allerdings kein Fraktionsbeschluß zustande gekommen, im Vorstande hatte die Angelegenheit nur zur Beratung gestanden, und Abg. Roeren hatte sich dabei — im Gegensatze zu den übrigen Mitgliedern — für die Aufnahme erklärt. Aber es waren auf Anordnung des damaligen Vorsitzenden der Reichstagsfraktion des Zentrums eine Reihe Handlungen erfolgt, aus denen Graf Oppersdorff seine Nichtaufnahme als geschehen erachtete. In einer in seinem kurz zuvor gegründeten Blatte Wahrheit und Klarheit veröffentlichten Erklärung äußerte er, die Nichtaufnahme als gegebene Tatsache hinzunehmen. Damit erübrigte sich für die Fraktion eine weitere Stellungnahme.

Berechtigtes Aufsehen hat in allerletzter Zeit die Mandatsniederlegung des Geheimrats Roeren hervorgerufen, der ein ganzes Menschenalter hindurch unentwegt und treu für die Interessen der Zentrumspartei eingetreten ist. Herr Geheimrat Roeren begründete seine Mandatsniederlegung damit, daß es ihm nach Auseinandersetzungen in einer Fraktionssitzung der Zentrumspartei des preußischen Abgeordnetenhauses am 14. Februar d. Js., die im Anschluß an die von ihm geschehene Darlegung seines Standpunktes erfolgt sei, seiner Ansicht nach in Zukunft nicht mehr möglich sei, innerhalb der Fraktion für den Grundsatz einzutreten, daß das Zentrum bei den Fragen, bei denen die Weltanschauung überhaupt in Betracht kommt, seine Politik in Übereinstimmung mit der katholischen Weltanschauung, d. h. nicht in irgend welchem Gegensatze zu dieser, machen müsse. Justizrat Julius Bachem fügt in einem im Tag (Nr. 86 vom 13. April 1912) veröffentlichten Artikel hinzu, daß die Stellungnahme der Fraktion in der betreffenden Sitzung infolge „öffentlicher Auslassungen" des Herrn Geheimrats Roeren (wohl ein von diesem kurz zuvor im Aar veröffentlichter Artikel) erfolgt sei. Ich kenne die in der Fraktion erfolgten Auseinandersetzungen nicht. Jedenfalls ist aber die von Herrn Geheimrat Roeren daraus gezogene Schlußfolgerung, als ob das Zentrum jemals in Weltanschauungsfragen seine Politik im Gegensatze zur katholischen Weltanschauung machen könne, unzutreffend. Armin Kausen hat, wie ich bereits angeführt habe, mit Recht hierzu geäußert, man müsse über eine solche Unterstellung förmlich erschrecken. Ich habe daher den Schritt Roerens nicht verstehen können, und wie mir dürfte es auch vielen anderen so gegangen sein. Hinzukommt, daß der Austritt aus beiden Zentrumsfraktionen Herrn Roeren von keiner Seite nahegelegt wurde, vielmehr durchaus freiwillig erfolgt ist.

Endlich wäre noch ein Wort über einige in der letzten Zeit erfolgte Blattgründungen zu sagen, wobei speziell die von Graf Oppersdorff herausgegebene Wochenschrift Wahrheit und Klarheit und das in Breslau als Organ der sogenannten katholischen Aktion erscheinende Wochenblatt Das katholische Deutschland

in Betracht kommen. Zweifelsohne sind die dahinter stehenden Kreise von den besten Absichten beseelt. Sie wollen lediglich der katholischen Weltanschauung zum Siege verhelfen, die nach ihrer Meinung von einem Teile des Zentrums und der maßgebenden Persönlichkeiten innerhalb der Zentrumspartei nicht gebührend berücksichtigt wird. Aber abgesehen davon, daß sie sich in diesem Kampfe um die katholische Weltanschauung wiederholt von ungerechten Urteilen und von Maßlosigkeiten nicht fern gehalten haben, die nut allzu berechtigten Widerspruch herausfordern müssen, und abgesehen davon, daß sie einseitig nur das in ihren Augen Tadelnswerte der von ihnen bekämpften Richtung, nicht aber auch das zweifelsohne Verdienstvolle erwähnen und so schon dadurch allein vielfach ein falsches, der Wirklichkeit nicht entsprechendes Bild in ihrem Leserkreise hervorrufen, muß auch an die alte Wahrheit erinnert werden, daß das Bessere vielfach ein Feind des Guten ist. Das Zentrum hat in seiner vierzigjährigen Tätigkeit bewiesen, daß es stets für die Interessen des katholischen Volksteils eingetreten ist, daß es stets der katholischen Weltanschauung auch im öffentlichen Leben den ihr zukommenden Platz gewahrt wissen will. Es besteht daher auch für das katholische Volk absolut kein Anlaß, den erprobten Grundsätzen des Zentrums untreu zu werden und sich zu einer katholisch-konfessionellen Partei zusammen zu schließen. Eine solche aber erstrebt Das katholische Deutschland, wie es in seiner Nr. 7 vom 7. April 1912 ausdrücklich betont, indem es das Zentrum für „eine katholische politische Partei" erklärt. Daher lehnt das Zentrum, und daher lehnen die Katholiken Deutschlands in ihrer Gesamtheit die katholische Aktion als schädlich und die Einheit der Katholiken Deutschlands gefährdend ab. Damit befinden sie sich auch in Übereinstimmung mit den höchsten kirchlichen Würdenträgern Deutschlands, dem katholischen Episkopate. Hat doch auch Kardinal Kopp laut Schlesischer Volkszeitung (Nr. 104 vom 5. März 1912) ausdrücklich erklärt, daß er „überhaupt keine Politik, die sich gegen das Zentrum richtet", vertrete, und die Schlesische Volkszeitung bemerkte dazu noch, sie sei „von berufener Seite" besonders ermächtigt zu erklären, „daß von der maßgebenden Stelle die Neugründung des Wochenblattes der katholischen Aktion, diese selbst und ihre Propagierung aufs schärfste verurteilt werden". Die im März dieses Jahres in Berlin stattgehabte Generalversammlung des Augustinusvereins, der auch zahlreiche Zentrumsabgeordnete beiwohnten, hat bekanntlich denselben Standpunkt eingenommen.

Damit dürfte diese Angelegenheit für die deutschen Katholiken erledigt sein. Im übrigen darf diesen Dingen keine zu große Wichtigkeit beigelegt werden. Dem Zentrum wird dadurch kein auch nur irgendwie nennenswerter Abbruch geschehen; dagegen dürften sie insofern ihr Gutes haben, als sie ein Gegengewicht zu den hie und da in die Erscheinung tretenden Interkonfessionalisierungsbestrebungen bilden. Auch hier wird, wie immer, schließlich die gesunde Mitte den Sieg behalten.

Venezianiſche Nacht

Erzählung von Johannes Jegerlehner

Es war zwiſchen Weihnachten und Neujahr. Mein Freund, ein junger Privatdozent für italieniſche Sprache und Literatur, ſaß neben mir in dem Rauchzimmer des kleinen Hotels auf der Engſtlenalp. Wir waren die einzigen Skifahrer, denn die dreißig Engländer, die ihre Ankunft angeſagt hatten, waren des ſchlechten Wetters wegen noch nicht erſchienen, und ſo ließen wir die warmen Föhntage ohne Glimpf und Schimpf verbrauſen, hielten ſie uns doch die läſtigen Fremden vom Halſe.

Wir ſaßen oder lagen vielmehr mit langgeſtreckten Beinen in bequemen Klappſtühlen. Eine große Skitour auf einen der gewaltigen Felsköpfe der Umgebung hatte uns bis in die Nacht zu ſchaffen gegeben. Zum Leſen war es zu dunkel, da die Lampe rußte und flackerte. Der Wirt hing zwei Papierlaternen an die Decke, meinte lächelnd, wir müßten nun mit venezianiſcher Beleuchtung vorlieb nehmen und trug die Lampe mit dem ſchadhaften Brenner hinaus. Nun war es noch dämmeriger im Saal. Mein Freund beſtellte eine große Flaſche Glühwein, und bald verſanken wir in ſtilles Träumen und lauſchten dem ſchrillen Pfeifen des Windes, der den aufgewirbelten Schneeſtaub an die Hauswand ſchmiß und im erſten Stock einen Laden hin und her warf. Nach langer Pauſe erhob der Doktor den ſchönen Lockenkopf zu den Papierlichtern, fuhr mit der Hand über die Stirn und ſagte: „Dieſes elende Geflimmer ſoll eine venezianiſche Nacht vortäuſchen. Haben Sie ſchon ſo ein Nachtfeſt mitgemacht?“

„O ja, ſchon mehrere,“ gab ich fröhlich zurück. „Am erſten Auguſt iſt doch jeder Biergarten venezianiſch beleuchtet. Und als mein Schwager Hochzeit hielt —“

„Ich meine eine wirkliche venezianiſche Nacht in Venedig.“

„Nein, das nicht. Die Lagunenſtadt kenne ich nicht.“

„Sie müſſen einmal hinreiſen, im Frühling oder beſſer noch im Sommer. Vor einem Jahre habe ich während der größten Hitze ſechs herrliche Wochen dort zugebracht — bis auf den Schluß, da brannte mir der Boden unter den Füßen und ich dampfte ſchleunig ab.“

„Herrgott, ſo reden Sie doch von Venedig. Leſen kann man bei dieſem Halbdunkel doch nicht.“

„Dann muß ich Ihnen eine Herzensgeschichte ausplaudern. Also, meinetwegen. Eigentlich passen die düsteren Laternen dazu nicht so übel." Er zog die Uhr. „Es geht noch ein Stündchen bis Schlafenszeit. Wenn Sie zuhören wollen."

Ich rutschte tiefer in den Stuhl hinein, kreuzte die Beine und versetzte lächelnd: „Jetzt können Sie erzählen, meinethalben bis Mitternacht. Ich werde Sie nie unterbrechen."

„Die Calle Cristoforo," begann er, „ist eines jener dunklen muffigen Gäßchen, die Venedig in seinem Geäder nach allen Richtungen durchziehen. Im Winter treffen die Sonnenstrahlen nur das fünfte Stockwerk unter dem Dache. Die Leute hocken daher um die Mittagszeit, wenn sie nichts besonderes zu tun haben, auf den warmen Steinfliesen der Piazza dai Frari, deckeln die Augen zu, neigen den Kopf und lassen die Sonnenwärme durch die Glieder rieseln. Im Sommer guckt die Sonne jeden Tag einmal in den tiefen schmalen Häuserschacht und belächelt den hemdärmeligen Zocchelimacher, der mit einem drei Schuh hohen Lehrjungen auf offener Straße hämmert, nagelt und schnitzt. Im Nu entschwindet sie hinter der Giebelreihe, als ob der unangenehme Geruch von Gemüsen, faulenden Früchten, Fritturen und Schusterpech sie verscheuchte.

Unweit dieses Gäßchens steht in massiger Behäbigkeit der verwitterte Marmortempel dai Frari, dessen Campanile, himmelhoch thronend über dem Tun und Lassen der Menschen, ins Firmament sich zu bohren scheint.

Über dem grautuchig verhüllten Eingang des Eckhauses an der Calle Cristoforo, wo ein breiter, von Abfallstoffen und Meersand getrübter Kanal in die Quere sich legt und beißenden Tanggeruch verbreitet, steht mit verwaschenen Buchstaben geschrieben: Liquori e Sel. „Seltz", sollte es heißen, aber der Kalkbewurf war stark zerbröckelt und die Schlußlettern fehlten.

Nebenan hielt eine häßliche Alte, die fast den ganzen Tag den Rücken buckelte, selig duselte und schnarchte, schöne Früchte feil. Ab und zu bemerkte ich vor den Fruchtkörben ein Dirnlein mit bernsteinfarbener Haarkrone, deren Glanz und Fülle meine Augen ganz berauschten. Einmal verschwand das Mädchen mit dem vollen Teller in der kleinen Trinkstube, in die sie offenbar hineingehörte, obschon das saubere, jugendfrische Gesicht nicht in die schmutzige Gasse und das ärmliche Haus zu passen schien.

Das Archiv, in dem ich während der heißen Mitsommerszeit arbeitete, wurde um drei Uhr geschlossen. Auf dem Heimwege betrat ich gewöhnlich die erste beste Bar, um den grimmigen Durst zu löschen.

Warum sollte ich nicht einmal in der Buvette der schönen Blonden mein Tamarindo a Seltz trinken? Kurz entschlossen lenkte ich die Schritte eines Abends in die benachbarte Calle Cristoforo, teilte den grauen Vorhang und trat in das niedrige Lokal. Zwei verkerbte und abgescheuerte Tischchen, blankgespülte Gläser und halbgeleerte Likörflaschen bildeten die Ausstattung der kleinen Stube. Ich fühlte mich indessen rasch wohl und heimisch. Die blauen niedergezogenen

Gardinen an den beiden Fensterchen, das kühle Halbdunkel, der herbe Tamarindensaft und die prachtvollen Zöpfe hinter dem Schenktisch ließen mich den heißen Dunst der Archivräume und die verzwickten Schnörkelschriften der Pergamente bald vergessen. Ich plauderte als einziger Gast mit der schönen Venezianerin über das Viertelstündchen, das ich mir sonst gewährte, hinaus. Lange konnte ich in dem Dämmer die Farbe ihrer Augen nicht herausfinden. Sie waren groß und mandelförmig geschnitten und blitzten wie der fein geschliffene Kelch auf dem Türmchen des Buffetto. Über ihre weichen Lippen sprudelten die Worte so frisch und klar wie ein lauteres Schneebächlein, das durch blumige Alptriften rieselt, und eine Stunde verging, ich wußte nicht wie.

Jeden Tag kehrte ich fortan bei der blonden Nella ein, die ich als schlichtes Kind der Markusstadt kennen lernte. Sie hauste mit einer häßlichen bogennasigen Alten, deren Züge wie aus Erz gegossen schienen und die sie Mutter nannte, obschon die beiden im Gesicht kein Strichlein und kein Tüpfelchen gemein hatten. Im Benehmen der Tochter war bei aller Kindlichkeit eine vornehme Grazie, etwas ungemein Sympathisches, das meine Blicke gefangen nahm. In den Augen der Mutter, die sich nur selten zeigte, lag aber ein grüner giftiger Glanz, so daß ich unwillkürlich vorbeischaute, wenn sie ein Wort an mich richtete.

Ich bin im Grunde ein guter, einfältiger Kerl, buona pasta, wie die Italiener sagen. Wenn ich mit einem unschuldigen Lämmchen scharmutziere, so kommen mir immer Heiratsgedanken. Um die Schulbildung Nellas jedoch stand es erbärmlich schlecht, wie man es bei einem Volkskinde Italiens nicht anders erwarten durfte. Beim Lesen stockte sie häufig. Eine Zeitung hielt die Mutter nicht und Bücher besaß sie keine. Die Stadt Venedig umfaßte in ihren kindhaften Vorstellungen die halbe Welt. Von dem, was zu beiden Seiten von San Marco lag, jenseits des Lido und der Küste des Festlandes, hatte sie nur eine verschleierte Vorstellung — hier das Meer, dort Getreideäcker und Maisfelder und ganz in der Ferne die waldigen Alpen.

„Haben Sie in der Schweiz auch Berge, wie man sie vom Markusturm aus erblickt?“ fragte sie einmal mit heller Sopranstimme, oder „gibt es in der Schweiz auch ein Meer mit großen Schiffen?“

„Nein, Donzella mia,“ erwiderte ich. „Wir haben wohl hohe Berge mit Schnee und Eis darauf auch im Sommer, aber kein großes schönes Meer wie die Adria.“

„Prrr!“ schnurrte sie, öffnete die lachenden Augen und schüttelte den schweren Haarschopf. „Eis und Schnee auch jetzt noch bei der Hitze! In der Schweiz möchte ich nicht wohnen. Und Sie sind doch so fröhlich wie wir und haben Feuer in den Augen.“

Ich streichelte die schmale weiße Hand und rückte den Stuhl näher, indem ich sagte: „Die Schweizer sind sonst die reinsten Eiszapfen. Auf den Bergen zum Exempel befinden sich große Weiden, wo im Sommer die Herden grasen.

Da sitzt am Abend der junge Hirte mit der Sennerin in der gleichen Stube, raucht einen sündhaft schlechten Knaster und sagt alle Pfeifenlängen ein Wort zu der Dirne. Und wenn es stockdunkel ist im Gemach, so wünscht er gute Nacht und sie schlüpft in die Nebenkammer und schläft so sicher und ruhig, als ob die Erzengel bei der Tür Wache ständen."

„Chè-chè," machte sie, stützte das Kinn in die Hand und schwieg. Ich rückte wieder um eine Spanne näher und legte den Arm um ihren Hals. „Weißt Nella, die Älplerinnen sind keine zierlichen Markustäubchen wie du eines bist. Die haben dicke rote Backen und ein winziges Schneckenzöpfchen, und wenn einer sie anrührt, so fauchen sie wie die Katzen. Wenn aber am frühen Morgen über den Bergen die Sonne emporsteigt und jedem Felskopf eine goldene Krone aufsetzt und die Wildbachorgeln das Morgenlied anstimmen, so vergißt man die hausbackene Sprödigkeit der Sennerinnen, corpo di Bacco, so großartig ist es auf den Bergen."

„Aber lange nicht so schön wie eine venezianische Nacht," wandte sie ein. „Die kennen Sie wohl nicht?"

„O doch, in den Städten haben wir auch venezianische Nächte. Man sitzt an großen Festtagen im Gärtchen, hängt einige Papierlaternen aus, raucht eine feinere Sorte Tabak und trinkt fünf, sechs Flaschen Pils dazu. Das nennen wir bei uns venezianische Nacht."

„Ohne Gondeln und das leuchtende Meer und ohne den Mond, der sich im Wasser badet? Nein, was seid ihr für komische Leute. Am elften, da ist das große Fest, da werden Sie staunen! Sie machen doch auch mit? Da fährt ja die ganze Stadt in der Gondel!"

„Natürlich," rief ich aus. Ich hatte meine Sinne schon längst auf dieses sonderbare Volksfest gerichtet. „Da sitzt man wie ein Gott im Stern der Gondel und preßt das Liebchen in den Arm."

„Da werden Sie halt das Ihrige auch mitnehmen," sagte sie kokett und beugte den Kopf zur Seite.

„Wenn sie nicht Nella heißt," gelobte ich stürmisch, „so pfeife ich auf die ganze Herrlichkeit mit der Giudecca und den Lagunen. Kommst mit, Colombina?"

„Aber die Mutter — sie darf es nicht wissen. Ja, ich komme."

In ihren Augen sprühte es feuerheiß. Ein freudiges Lächeln ließ die schneeweißen Zähne schimmern, dann flog ein Schatten über das reizende Gesicht. Sie erhob sich rasch und starrte in jähem Schreck nach der Tür, unter der ein hagerer Mensch mit schwarzen stechenden Augen erschien. Der vornehme Gast musterte zuerst das Mädchen, dann mich mit einem Blick, in dem Hohn und Verachtung lag. Ich war im Begriffe aufzubrechen, aber diesem blassen Fremdling zum Trotz blieb ich und bestellte noch einen Likör.

„Und mir bringst du nichts, Damigella?" ertönte die heisere Stimme des unliebsamen Gastes. Er hatte sich ans andere Tischchen gesetzt, schlug jetzt die Beine übereinander, zog die Handschuhe lässig von der schmalen Hand und

zupfte an seinem graumelierten Schnurrbärtchen. Es war das Alltagsgesicht eines Tagediebes und Lebemenschen, in dem das Gemeine, ein grober Zug ins Sinnliche scharf hervorstach.

„Commandi Signore," erklang die helle Stimme Nellas, durch die ein leises Zittern ging.

Der Glatzköpfige leerte das Spitzglas in einem Zuge, erhob sich, schwenkte um das Buffetto und schritt zur Tür hinaus, indem er noch die Worte hinwarf: „Ich habe mit der Mutter zu reden."

„Was ist denn das für ein widerwärtiges Gespenst?" fragte ich das Dirnlein, dessen Wangen noch eine leichte Blässe deckte.

„Ich kenne ihn weiter nicht," erwiderte sie mit verhaltener Scheu. „Meine Mutter nennt ihn nur den Marchese. Er wohnt in einem stolzen Palast auf der Giudecca und kommt seit einiger Zeit jede Woche, verlangt nach der Mutter und läßt immer einen Notenschein zurück. Ich habe so Angst vor dem Menschen. Nicht wahr, Ihnen darf ich es schon sagen. Sie meinen es gut mit mir? Sie sind ja fremd hier und ziehen bald wieder fort. — Einmal kniff er mich in die Wange, aber ich schlug ihm ins Gesicht, worauf er lachte und höhnend rief: ‚Warte nur, flügges Herzchen.' Die Mutter aber schalt mich und rühmte den Unhold, wie er reich sei und Gefallen an mir finde. Wenn er kommt, möchte ich fliehen, aber ich weiß nicht wohin."

Ich tröstete das verängstigte Kind, dem eine Träne in den Wimpern hing, aber es war mir zumute wie einem Verirrten, der im Nebel herumtappt, tapfer drauf losschreitet und doch nicht ans Ziel kommt. Als ich gute Nacht wünschte, drückte sie in tiefer Wehmut lange meine Hand und ließ sie erst unter der Tür los, wo sie mir nachschaute, bis ich aus dem Gäßchen in die Piazza einbog. Die Obstfrau mit den hundert Runzeln im Gesicht, die vor ihrem Fruchtständer saß und den Tageserlös nachzählte, überrannte ich beinahe.

Am nächsten Tage war ich früher als sonst mit der Arbeit zu Ende. Es trieb mich zu dem blonden Mädchen, das auf mich wartete.

In der Buvette saß anstatt der Tochter die Alte im Winkel über einen Papierbogen geneigt, den sie mühsam entzifferte. Bei meinem Erscheinen faltete sie den Fetzen und schob ihn in die Tasche. Ans Tischchen heranhumpelnd fragte sie mit süßlicher Unterwürfigkeit nach meinem Wunsche. Ich suchte ein Gespräch über den Marchese anzuknüpfen. Die Alte verkniff jedoch die Augen, riß sie wieder auf und bohrte den Blick in mich. „Er kommt diese Woche nicht mehr und ich weiß nur, was alle Welt von ihm weiß," sagte sie ausweichend, machte sich beim Schenktisch zu schaffen und klappte laut mit den Gläsern, um weitere Fragen überhören zu können.

Da erschien Nella mit einer Schale flaumiger Pfirsiche, die sie vor mich hinstellte. „Ich habe der armen Obstfrau da drüben ein Kleines abgekauft. Sie ist immer so lieb zu mir."

Als sie die Mutter bemerkte, schwieg sie. Die Alte zog den Vorhang, verjagte mit einem Lappen das Fliegengeschmeiß und schlurfte dann selber zur Tür hinaus.

Nella sah blaß und müde aus. Die Goldkrone wölbte sich über der weißen Stirne.

„Du hast wohl schlecht geschlafen, Bimba," redete ich sie an und zog sie auf den Stuhl an meine Seite.

„Ich bin froh, daß du da bist," sagte sie traurig. „Ich habe die Nacht zwischen Wachen und Weinen zugebracht. Die Mutter hat mir vor dem Zubettegehen gesagt, daß der Marchese mich zur Frau verlange. Du weißt schon — nur so für eine Woche. Und da hat sie mir ein goldenes Kettlein um den Hals gehängt — vom Signor Marchese, der mich liebe und mich grüßen lasse. Ich habe die Kette in eine Ecke geschleudert, und dann hat die Mutter geschwiegen."

Der Zorn gegen den Schurken stieg mir zu Kopfe. Sollte sozusagen am hellen Tage ein freveles Spiel mit dieser Unschuld getrieben werden. Und die Mutter könnte um ein paar lumpige Hundertmarkscheine ihr eigenes Kind opfern! Der Gedanke war entsetzlich.

Nella verstand meine Aufregung. „Fürchte nur nichts für mich," sagte sie mit gedämpfter Stimme. „Vorläufig ist die Gefahr nicht groß. Wenn er sich unterstehen sollte, mich zu zwingen, so wird er mich nur tot in sein Haus schleppen." Das sagte sie in ruhiger Ergebung. Aber das Kleid auf ihrer Brust straffte sich und ein leises Wogen verriet, daß sie das Bangen auch nicht mehr los werden konnte.

Ich stand auf und rief in voller Entrüstung: „Ich gehe noch heute auf die Polizei."

„O, wo denkst du hin, das wäre für uns — für meine Mutter ganz sicher der Ruin. Schon einmal — nein, ich habe mir die Zukunft überlegt. Nächsten Montag reise ich zu einer Freundin nach Padua. Dort bin ich in sicherer Hut und dann komme ich nie mehr zurück. Morgen jedoch, da ist der elfte. Da wollen wir zusammen gondeln. Die Garreggiante schwimmt schon auf dem Wasser. Du kommst doch?"

„Um wie viel Uhr?"

„So zwischen acht und neun."

„Sagen wir um neun. Wo wollen wir uns treffen?"

Sie wies nach der Giudecca. „Dort wo die Zattere in den großen Kanal mündet."

„Und wenn du nicht dort bist —"

„Dann bin ich tot!" rief sie lächelnd und bot mir den Mund zum Kusse. Als ich draußen zurückschaute, stand sie auf dem Sockel, doch nicht blaß wie gestern, sondern mit purpurroten Wangen. Es dämmerte schon in dem Gäßchen, aber das korngelbe Haar schimmerte noch golden und leuchtete wie der verglimmende Schein der Abendsonne. Sie winkte mit der Hand und rief „felice notte".

(Schluß folgt)

Wilhelm Münch

(† 25. März 1912)

Von Dr. Wilhelm Martin Becker-Darmstadt

Die alte Generation unserer Pädagogen von Bedeutung hat in den letzten Jahren drei Männer vom ersten Rang eingebüßt: Friedrich Paulsen, Oskar Jäger, Wilhelm Münch. Bedeutet auch jeder dieser Namen in gewissem Sinne ein besonderes Programm, zeigt jeder seine charakteristischen Züge, so ist doch ihre Gemeinsamkeit nicht minder auffallend, wenn wir sie gegen diejenigen heutigen Erzieher halten, die auf grundstürzend neuen, oft nur vom Reiz der Neuheit empfohlenen Bahnen neue Ziele zu erreichen streben. Wenn die Erziehungslehre jeder Zeit dem sittlichen wie dem sozialen und kulturellen Ideal dieser Zeit sich anpassen mußte, so ist das gegenwärtige lebhafte Schwanken auf dem Gebiete der Schule und Jugendbildung nicht verwunderlich. Denn keine Zeit war, soweit wir sehen, ähnlich gespalten in den Anschauungen von dem erstrebenswerten Ziel der Erziehung wie die heutige. Keine aber hat auch gleichzeitig so sehr die Erziehung und speziell die Schule für alles verantwortlich gemacht, was an Gutem und besonders an Bösem aus den Menschen wurde. So kommt es, daß der Streit um Erziehungsfragen fortwährend im Vordergrund des öffentlichen Interesses steht, daß die heftigsten Rufer im Streit die zahlreichsten Gefolgsleute haben und von den außerhalb der Schranken stehenden Zuschauern am meisten Beifall und Aneiferung erfahren.

In diese Atmosphäre des Kampfes, in diese Zeit der Teilnahme aller, auch der Leichtestbewaffneten, am Streite um die Jugendbildung, passen jene Pädagogen der älteren Generation nicht mehr recht hinein. Sie stellen dem heftigen Ansturm von heute sichere Überzeugungen entgegen. Und wenn bei ihnen ab und zu das Konservative etwas mehr überwiegt, als es selbst den Gemäßigten in der heutigen Pädagogenwelt berechtigt scheinen kann, so haben sie sich doch nie den neu herantretenden Anforderungen und Anregungen geradezu verschlossen. Denn keine Überzeugung ist engherzig, die, wie es hier der Fall ist, auf dem Grunde einer durch Studium des Vergangenen, eigene Erfahrung und scharfen Blick in das Gegenwärtige erwachsenen Weltanschauung ruht.

Vielleicht dürfen wir in besonderem Maße Wilhelm Münch die Anerkennung zollen, daß er bis zu seinem Ende den Erscheinungen des ihn umflutenden Lebens gerecht wurde. Dies gilt nicht nur von seinem Spezialgebiet, dem Schul- und Erziehungswesen, sondern von allen Gebieten, die wir im engeren Sinne als Kulturgebiete zu bezeichnen pflegen. Allerdings war Münch Schulmann in erster Linie und im Kern seines Wesens, und alles, was ihm entgegentrat, maß er — fast unbewußt — an seinem Einfluß auf das Gebiet der Erziehung und Schule. Aber eben daß er diese Verbindungen auch da noch fühlte, oder vielmehr, daß sein Inneres diese Verbindungen auch da noch herstellte, wo andere, weniger weitschauende Geister längst keine Beziehungen mehr finden, das zeigt, wie tief er den Wurzeln der Erziehungsfragen nachspürte. Seine erzieherischen Prinzipien beruhten auf dem Unterbau einer Weltoffenheit, die wir bei deutschen Gelehrten seines Zeitalters zu finden fast erstaunt sind. Es scheint, als habe jede neue Erscheinung auf dem Kulturgebiet, wenigstens jede neue Färbung des Milieus ihn geradezu genötigt, dazu Stellung zu nehmen, sie in sich zu verarbeiten, mit seiner bisherigen Erfahrung zu verschmelzen und das Ergebnis darzustellen. Die geschmackvolle Form seiner Aufsätze ist den Lesern dieser Zeitschrift, deren Mitarbeiter er seit fünfzehn Jahren war, nicht fremd. In kürzeren oder längeren Abhandlungen, die Münch in den verschiedensten pädagogischen, wissenschaftlichen und allgemeinen Zeitschriften veröffentlichte, hat er offenbar die ihm gemäße Darstellungsform gesucht und gefunden. Der größte Teil dieser Arbeiten ist gesammelt nochmals erschienen und füllt eine stattliche Reihe von Bänden, deren Titel den in ihm lebendigen Zusammenhang zwischen Erziehung und Kulturströmung immer deutlicher darstellen: „Neue pädagogische Beiträge“ 1893, „Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst“, 2. Aufl., 1896, „Über Menschenart und Jugendbildung“ 1900, „Aus Welt und Schule“ 1904, „Kultur und Erziehung“ 1909, und endlich — wenige Wochen vor seinem Tode abgeschlossen: „Zum deutschen Kultur- und Bildungsleben“ 1912. Weitere Kreise werden Münch mehr aus diesen geistreichen, auch stilistisch oft hervorragenden Essays kennen, als aus seinen pädagogischen Hauptwerken: „Geist des Lehramts“ 1903, „Zukunftspädagogik“, zweite stark umgearbeitete Auflage, 1908, „Gedanken über Fürstenerziehung“ 1909. Und in der Tat: die Vielseitigkeit der Interessen, die lebhafte Teilnahme an dem Kulturleben des deutschen Volkes und seinen Beziehungen zu dem anderer Völker, das geistvolle Urteil in diesen Abhandlungen sprechen vielleicht alle die mehr an, die nicht gerade von Berufswegen auf pädagogische Dinge aufmerksam sind.

Psychologisches Feingefühl, also das, was der Erzieher in erster Linie braucht, ist ein Grundzug in Münchs Wesen. Entschiedener Vertreter des einfühlenden Begreifens der kindlichen Psyche, kann er in den gegenwärtigen experimentell-psychologischen Bestrebungen nicht restlose Aufklärung suchen. Persönliches Verständnis scheint ihm das Erforderliche; wer verständnisvoll an

ein Gebiet herantritt — sei es nun das pädagogische oder irgendein anderes — der hat die Vorbedingung für alles praktische Handeln. Aber freilich ist neben dem Verstehen das Wollen die andere Wurzel des richtigen Tuns. Da ist es für Münch bezeichnend, daß er hie und da wie mit einem Ruck Halt macht, wo die Grenze der verständnisvollen und verständniswirkenden Analyse und der praktischen Stellungnahme liegt. Man könnte sagen: das tout comprendre ist sein Ziel, die feine geistvolle Analyse seine Domäne, aber eine gewisse Scheu vor der Aktivität, vor der Offensive durchzieht alle seine Schriften. „Es ist zwar nicht richtig," sagt er einmal, „daß alles Wirkliche vernünftig sei. Aber das Gewordene und Bestehende ist niemals von Hause aus so unsinnig, wie es wohl in dem Augenblicke erscheint, da es geschichtlich von Neuem abgelöst wird." Aus diesem Wort läßt sich Münchs ganze Stellung gegenüber dem Weltgeschehen verstehen. An anderer Stelle äußert er sich: „Ob alles zu verstehen wirklich schon verpflichte, alles zu verzeihen, sei dahingestellt. Aber wirklich möglichst alles zu verstehen, ehe man verwirft und verurteilt, ehe man Recht und Schuld nach der einen und der anderen Seite zuerkennt, ist jedenfalls Pflicht. Eine Pflicht übrigens, die nur wenige sich zumuten und freilich auch nicht allzuviele übernehmen können."

Diese Anschauung führt Münch natürlich zu vermittelnden Standpunkten in allen Fragen, die ihn beschäftigt haben. Er ist sich bewußt, daß er berufen ist, diese Standpunkte des überlegenen Verständnisses einzunehmen: „Natürlich kommt es darauf an, ob man die Mitte sucht, weil man nicht den Mut hat oder nicht die Klarheit, sich zu einer Partei zu schlagen, oder weil eine vielumfassende Erfahrung, eine eingehende Kenntnis aller in Betracht kommenden tatsächlichen wie psychologischen Verhältnisse aus der kampferfüllten Ebene hinweg auf eine größere Höhe mit weiterem Umblick hat gelangen lassen." Auf diese Höhe sucht Münch auch seine Leser zu führen. Und mag es ihm dabei auch manches Mal nicht gelingen, den zu befriedigen, der praktische Anweisungen für den Werktag aus den Schriften des Pädagogen schöpfen möchte, so wird er doch jeden ernsten Menschen zum Nachdenken nötigen, ihm zu einer Sonntagsstimmung verhelfen, die ihre Früchte auch im Alltag zeitigt. Münch erkennt eben die Schwierigkeiten des Erziehungswerkes in solcher Tiefe, daß er nur schwer und zögernd und mit Vorbehalten an die Aufstellung allgemeingültiger pädagogischer Regeln herangeht. Und wie auf dem Gebiete der Erziehung, so anderwärts.

Aus der verstehenden Analyse der Erscheinung erwächst dem Denker natürlich kritische Stellungnahme; aber sie ist bei Münch im wesentlichen defensiv, selten offensiv. So ist auch seine Kritik nicht zersetzend, sondern ein überlegener Einblick in die Bedingungen der gegenteiligen Ansicht. Miene und Tonart des Vortrags sind auch bei der Ablehnung leidenschaftslos. Gewiß, Münch scheut sich nicht, die Wahrheit auszusprechen, aber kein flammendes Auge, kein Beben der Stimme verrät den inneren Anteil. Kaum, daß wir im Geiste seine Mund-

winkel, spöttisch oder etwas bitter, zucken sehen. Was er ablehnt, nennt er wohl einmal „minder erfreulich", und selbst da fügt er wie entschuldigend hinzu: „wenn auch nach Menschenart durchaus verständlich"; von einer falschen Auffassung sagt er: „Ich möchte ihr weiter keine Worte widmen, denn bei allem Streben nach Gerechtigkeit könnten es keine freundlichen sein!" Selbst in Dingen, die ihm höchst zuwider sein müssen, und die ein anderer mit weniger Geist, aber mehr Temperament behandeln würde, sieht er Auswirkung der „Gesetze der Zeit". Warm werden sehen wir ihn höchstens gelegentlich bei der Abwehr allzu törichter Vorwürfe gegen seine Schule.

Wer so wie Münch in die inneren Voraussetzungen der Erziehung (vgl. u. a. den Aufsatz „Poesie und Erziehung", Grenzboten 1899, I.) und ihrer Methoden eindringt, dem erscheint das pädagogische Gebiet nicht als ein ringseingehegtes Gartenland, sondern ihm führen Wege nach allen Richtungen hinaus ins Leben. Und wie er versteht sich in die Kindesseele einzufühlen, so zeigt er sich auch als Meister des Verständnisses fertiger Charaktere. Man darf hier auf die Studien über Jean Paul verweisen; die Grenzbotengemeinde aber kennt Münch auch aus seiner Würdigung Miltons (1908, IV.) und — gleichsam am entgegengesetzten Rande desselben Gebietes — aus der ausgezeichneten Studie über Althoff (1909, IV.). Oft aber erweitert sich ihm die psychologische Betrachtung auf das Gebiet der Volks- (z. B. „Volk und Jugend", Grenzboten 1897, III., „Neugier und Wißbegier", Grenzboten 1905, I.) und Völkerpsychologie; auch zur Psychologie der Masse hat Münch (besonders in den Aufsätzen „Volk und Jugend", und „Der Einzelne und die Gemeinschaft") eine Reihe feiner Bemerkungen gemacht.

Es ist dem milden Wesen Münchs sehr angemessen, das Menschenleben und seine Phasen als solche sinnig zu betrachten („Die Lebensalter", vgl. auch „Ruhm und Lebensdauer", Grenzboten 1901, I.); besonders in seinen letzten Lebensjahren lagen dem weithin rückschauenden, viel erfahrenen Greise solche Betrachtungen nahe. Ja, in diesem Rückwärtsschauen schlägt die Neigung Münchs, alle Lebenserscheinungen in ihre Bedingtheiten aufzulösen, in eine künstlerisch anmutende Gabe des Zusammenschauens um. Und so hat er als anspruchsloser Gestalter drei kleine Bände Erzählungen veröffentlicht; zumeist etwas wehmütige Erinnerungen an Gestalten und Ereignisse seines reichen Lebensganges, lebenswahre Porträts und Genrebilder aus dem Schatz des Erfahrenen („Gestalten vom Wege", 1905, „Leute von ehedem", 1908, „Seltsame Alltagsmenschen", 1910).

Immer aber stehen diese Darstellungen wie die erwähnten Essays auf dem Grunde einer sicheren Kulturbeurteilung. Nicht selten streift Münch mit kleiner Wendung den Gegensatz von einst und jetzt, und ein resignierter Zug scheint dann sein Antlitz zu verdunkeln. Ja es ist für uns Heutige von wesentlicher Bedeutung, wie auch ein so milder Beurteiler zu dem verwirrenden Vielerlei der gegenwärtigen Kulturerscheinungen Stellung nimmt. Gewiß sucht Münch vor allem das Seiende als Gewordenes zu verstehen; aber an diesem Punkte

kann er ohne eine scharfe Scheidung zwischen dem für seine Individualität Annehmbaren und dem durchaus Abzulehnenden kaum durchkommen. Natürlich ist es zunächst das heutige Bildungsideal, dem seine Kritik gilt, und er hat — neben seiner „Zukunftspädagogik" — in einer ganzen Reihe von Aufsätzen seine kritische Auffassung von Wissen und Bildung, Bildung und Gesittung, Bildungs- und Lebensidealen ausgesprochen, auch ganz neuerdings noch in den Grenzboten (1911, III.) den Kampf der Bildungsideale von hoher Warte gewürdigt. Sodann aber hat er aus dem berechtigten Gefühle seiner Überlegenheit an innerer Kultur zu vielen äußeren und inneren Gebresten der heutigen „Kulturmenschheit" immer entschiedener das Wort genommen (schon in dem Vortrage „Zeiterscheinungen und Unterrichtsfragen", 1895). Als letzte, gewissermaßen abschließende Kundgebung auf diesem Gebiete kann in dem soeben erschienenen Bande „Zum deutschen Kultur- und Bildungsleben"*) der umfangreiche Aufsatz „Kulturfortschritt und Gegenwart" gelten. Mit Entschiedenheit widerlegt er hier die Behauptung vom allseitigen Kulturfortschritt, dem unaufhaltsamen Triumph des menschlichen Geistes, legt die Elemente dessen, worauf unsere Zeit so sehr stolz zu sein pflegt, in ihrer Fadenscheinigkeit bloß und kommt zu Ergebnissen, die nicht alle schmeichelhaft für die Gegenwart sind. Ähnliches kann von den zahlreichen Gedankensplittern gesagt werden, die Münch als einen Schatz von Lebensweisheit sich gesammelt hat (veröffentlicht in dem eben erwähnten neuen Bande, in dem Buche „Kultur und Erziehung", in den „Randbemerkungen zum Texte des Lebens", 3. Aufl.). Was er da sagt, das wird für nachdenkliche Leute seinen Wert behalten und ist vielleicht das Persönlichste, was wir von ihm haben. Man mag bedauern, daß er seine Kulturauffassung und seine Lebensphilosophie nicht zusammenfassend zu gestalten unternommen hat, gewiß wäre dann auch sein Kulturbegriff noch schärfer herausgearbeitet und von mancherlei durch den Sprachgebrauch Hineingetragenem losgelöst worden.

Die Ablehnung so mancher Seiten des heutigen Volkslebens hinderte Münch aber nicht, bis an sein Lebensende verstehend, abwehrend, warnend seine Stimme zu erheben. Doch klingt oft ein Ton der Resignation hinein, wenn der Pädagoge die Begrenztheit und Relativität der Erziehungsmöglichkeiten erwägt, besonders aber, wenn der Kulturphilosoph sich genötigt sieht, die Überzeugung auszusprechen, daß der Höhepunkt der deutschen geistigen Entwicklung schon um ein Jahrhundert hinter uns liegt, und daß wir uns in einer Periode der „Vergröberung, Verrohung, Entgeistigung" befinden. Er hat dies, soviel ich sehe, in keiner seiner Veröffentlichungen mit so scharfen Worten ausgesprochen, wie in einem mir vorliegenden Privatbriefe**):

*) Fünfte Sammlung vermischter Aufsätze. Berlin 1912, Weidmann. Vgl. in demselben Bande auch S. 318 ff. — Ich möchte die vielen Freunde der Münchschen Aufsätze auf diesen reichhaltigen Band, aus dem wieder der „ganze Münch" spricht, besonders hinweisen.

**) Brief vom 29. Mai 1909 an meine Frau (Käthe Sturmfels) aus Anlaß ihrer damals erschienenen Streitschrift gegen die Frauenbewegung „Krank am Weibe".

„Die Völkerwanderung hat vielleicht weniger Werte vernichtet als die gegenwärtige „Kultur" Werte zergehen läßt. Seelisches Leben ist weithin bloßem Nervenleben gewichen, Zentralität der Persönlichkeit wird kaum irgendwo gesucht, Verantwortung, Pflicht, Selbstüberwindung usw. werden unbekannte Begriffe. Das innere Elend des Großstadtlebens greift immer weiter. Gleichwohl, wenn es unter diesen Verhältnissen schwerlich der Geisteskraft einer einzelnen Person möglich wird, Hemmung und Umkehr im Großen zu bewirken: man darf auf die immanente Regenerationsfähigkeit der Menschheit hoffen; es ist die einzige Möglichkeit, um überhaupt Hoffnung zu behalten."

Münch, der Pädagoge, Münch, der Lebensphilosoph, Münch, der Kulturkritiker — hat uns noch etwas zu sagen. Seine stillen Worte werden auch im Geräusch des heutigen Lebens hellhörige Ohren finden.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Philosophie

Zum vierten Male sind **Windelbands „Präludien"** (Aufsätze und Reden zur Einleitung in die Philosophie. Verlag von J. C. B. Mohr [Paul Siebeck], Tübingen) in die Welt gegangen, auch jetzt wieder um einige wertvolle Beiträge („Nach hundert Jahren" — zu Kants hundertjährigem Todestage — „Schillers transcendentaler Idealismus", „Die Erneuerung des Hegelianismus", „Pessimismus und Wissenschaft", „Über Wesen und Wert der Tradition im Kulturleben", „Bildungsschichten und Kultureinheit", „Kulturphilosophie und transcendentaler Idealismus") vermehrt, so daß eine Teilung in zwei Bände nötig wurde. Sie spiegeln Gedanken eines der bedeutendsten Philosophen der Gegenwart, die ihn im Laufe von fünfunddreißig Jahren bewegt haben. Die formvollendeten Untersuchungen sind zum großen Teil durch Ereignisse des akademischen Lebens, durch geschichtliche Gedenktage usw. veranlaßt worden. Deshalb sind ihre Gegenstände so mannigfach. Der erste Band enthält Abhandlungen historischen Charakters, während der zweite Band mehr oder weniger systematische Untersuchungen vereinigt. Wo wir hingreifen, genießen wir die Frucht reifer und tiefer Überlegung. Schlagen wir etwa den Aufsatz über Hölderlin und sein Geschick auf, so fesselt uns die geistvolle Durchführung des Gedankens, daß des unglücklichen Dichters Wahnsinn „das charakteristische Symptom für eine soziale Krankheit ist, welche sich aus den eigentümlichen Verhältnissen des modernen Geisteslebens entwickelt hat und immer gefährlichere und drohendere Gestalten annimmt". Die uns drohende Gefahr liegt in dem widerspruchsvollen, vielfältigen und verzweigten Charakter unsrer Kultur, dem das einzelne Individuum hilflos gegenübersteht. Diese Notlage drängt auf die Bahn des Dilettantismus, der heutzutage auf allen Gebieten des geistigen und öffentlichen Lebens, ja in den öffentlichen Institutionen (der Parlamentarismus!) sein Wesen treibt. — Oder greifen wir zur Rede, die Windelband aus Anlaß des Straßburger Denkmals für den jungen Goethe gehalten hat: wie fein sind da die Umrisse der Philosophie Goethes gezeichnet! Uns packt der Zusammenklang von Goethes Individualismus und des tief in ihm wurzelnden religiösen Gefühls, das in der Ehrfurcht vor den uns umgebenden Geheimnissen seinen Ausdruck findet, in der Ehrfurcht, die er als den sittlichen Kern aller Erziehung bezeichnet hat. — Und dann mag uns wieder ein Aufsatz fesseln, der die wissenschaftliche Unbeweisbarkeit der Geltung des Pessimismus und Optimismus dartut oder der die Betrachtung unseres Lebens sub specie aeternitatis lehrt. „Das Licht der Ewigkeit

leuchtet mir nicht im Wissen, sondern im Gewissen," heißt es dort. Die Ewigkeit will nicht erkannt, sie will erlebt sein, denn das Wandellose, Ewige erschließt sich uns in der Gestalt des Wertbewußtseins.

Keiner, welcher Geistesrichtung er angehören mag, wird beim Lesen der „Präludien" völlig leer ausgehen. Hier leben wundervolle Harmonien, die in einer synthetischen Verarbeitung zur volleren Entfaltung gelangen, nie aber ihren Eigenwert einbüßen können. Die Sammlung ist allzu verbreitet, als daß eine eingehendere Besprechung am Platze wäre. So mag der Hinweis auf die Neuauflage genügen, um recht viele zum Lesen der feinsinnigen Essays anzuregen. M. K.

Kulturgeschichte

Eine Vermutung zum Thema vom Rübezahl. Seit längerer Zeit ist festgestellt, daß der schlesische Berggeist Rübezahl erst im Gefolg der deutschen Zuwanderung nach dem Riesengebirge gelangte und ursprünglich im Harz gehaust hatte. Er hat dort freilich den charakteristischen Namen eingebüßt und sich in den „wilden Mann" verwandelt, was aber die Ähnlichkeit mit dem östlichen Ableger nicht beeinträchtigte. Der Berggeist ist dämonischer, also halbgöttlicher Art; er hütet die unterirdischen Naturschätze, gibt zuweilen mild und überreichlich davon her, hat aber häufig Anfälle von Bosheit und Grausamkeit. Dann täuscht er die Menschen oder bringt sie gar um. Kurzum, er personifiziert die Extreme des Bergmannsglücks. Richtig ist auch die jetzige Deutung: Rübezahl = Rübenzagel (Rübenschwanz). Aber es spricht vorweg vieles dagegen, daß der ursprüngliche Sinn dieser Bezeichnung Hohn und Schimpf enthielt, wenn auch die jüngeren Riesengebirgslegenden des Geistes Empfindlichkeit gegen den vermeintlich herabsetzenden Namen stark unterstreichen. Nun erfolgte die deutsche Kolonisation des Riesengebirges, Glatzer Schneegebirges und des Gesenkes seit dem dreizehnten Jahrhundert von Thüringen und Sachsen her; sie entwickelte den Bergbau erst nach und nach. Im Schneegebirge kam er höchstens sporadisch in Angriff, es gibt dort auch keinen Rübezahl. Wohl aber kennt diese Bevölkerung eine Pflanze solchen Namens („Rübazehl" im Dialekt), und zwar den buschigen Schachtelhalm (Equisetum arvense), der meistens als Unkraut zwischen Rüben, öfter noch im Flachs und dann vorwiegend bei feuchtem Boden auftritt. Die Ursache der Benennung ist klar: der junge Schachtelhalm fingiert den Busch der Rübe, enttäuscht aber beim Herausziehen.

Wenn sich Rübezahl also an sozusagen neutraler Stelle als unverfänglicher Pflanzenname erhalten hat, dann scheint es erlaubt, an die Möglichkeit zu denken, daß der Berggeist erst durch eine Bezugnahme auf den Schachtelhalm zum Rübezahl wurde. Da fällt ins Auge, daß die örtlich so verschiedenen Festtrachten der Bergknappen einen Federbusch bevorzugen, der die Kopfbedeckung überragt. Es sind immer ältere Kostüme, in denen paradiert wird, aber seltsam wäre doch, daß man einmal gar mit Federbüschen in die niederen Gänge der Tiefe fuhr, wo sie noch um ein gut Teil schlechter hinpaßten, als etwa Stiefelsporen auf ein Schiffsdeck. Vielleicht ersetzt heut der kleidsame Federbusch ein älteres Symbol — den Schachtelhalmbusch, mit dessen Gestalt er in der Tat hinreichende Ähnlichkeit besitzt. Dann wäre auch anzunehmen, daß dieser „Rübenzagel" als ein notwendiges Schutzabzeichen für den Häuer gedacht war, durch das er sich und sein Werk dem Gebieter der Tiefe empfahl. Der letzte Schritt, die Übertragung des Symbols in Benennungsform auf den Berggeist selbst, vollzog sich in diesem Falle unschwer, gefördert wohl noch durch den Druck, den die Kirche auf alle solche Vorstellungen ausübte. Doch auch an freien Beispielen fehlte es dafür nicht: neben Heinrich dem Löwen, Albrecht dem Bären heißen andere Personen schon einfach Plantagenet, Zipolla oder Weißer Eber.

Hiernach stände nur der Erklärungsversuch noch aus, wodurch denn der Schachtelhalm in Aufnahme kam. Wahrscheinlich wäre, daß man in alter Zeit an gewissen Stellen im Vorkommen des Schachtelhalms (neben anderen Merkzeichen vielleicht) das entscheidende Kriterium des verborgenen Bergsegens gesehen hat. Die Rolle der Flora bei Muthungen ist wohlbekannt. So verrät Viola calaminaria Zinkerzlager, besonders Galmei-Schichten, Convolvulus althaeoides hingegen den Phosphorit, und in Amerika gibt es ver-

schiedene anerkannte Leitpflanzen für Bleiglanzadern (Gummibäume, Sumach-Arten und Amorpha canescens). Bei Siegen im Rheinland zeigt ein sonst isolierter Birkenbestand in langer Strecke den Lauf eines Eisenerzganges an, und Erigonum ovalifolium soll sich als Silberanzeiger bewährt haben. In einer Zeit aber, die sich gern dauernd an äußere Begleitumstände hielt, wäre es ganz natürlich gewesen, daß die Leitpflanze gleichsam als Legitimation beim Eindringen in das dunkle Erdreich aufgesteckt wurde. Und es ist doch sehr zu beachten, daß im Märchen wie in der Sage eine seltene, dicht am Geschehnisort wachsende Blume immerdar nötig ist, um Schatzhöhlen zu erschließen.

Dafür, daß der Berggeist und sein Pflanzensymbol weithin gemeinsam gefaßt worden sind, zeugt der Geist „Riebe" im Taunus, der auch anderwärts spuken soll. Man hat ferner schon auf Orte wie Rübenach (unweit Koblenz), Rübenau (Erzgebirge) im Zusammenhange mit Rübezahl hingewiesen, und schon näher ans Harzgebiet brächte uns der Neustädter Rübenberg im Hannöverschen, namentlich wenn dort etwa Spuren alter Bergbauversuche beobachtet wären. Carl Niebuhr-Berlin

Landeskunde der Provinz Brandenburg. Herausgegeben von **Ernst Friedel** und **Robert Mielke**, unter Mitwirkung von hervorragenden Fachleuten. 3. Band. „Die Volkskunde." Mit 272 Abbildungen, 19 Tafeln, 1 Karte. Berlin 1912. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 516 Seiten; brosch. 4 M.

Das große Werk der brandenburgischen Landeskunde ist schon zweimal in den Grenzboten — Heft 52, 1909, und Heft 29, 1911 — besprochen worden; ich kann mich deshalb bei dem dritten Bande, der „Volkskunde", um so kürzer fassen, als gerade dieses Gebiet der Volkskunde, der Volksdichtung und der Vorgeschichte aus einer Reihe von Einzelheiten besteht, die nur dem Inhalte nach angedeutet werden können. Zunächst behandelt der Mitherausgeber Robert Mielke das Gebiet der äußeren Volkskunde, auf dem er wie wohl niemand sonst gerade für die Mark zu Hause ist. Seit Jahrzehnten hat er die Lande durchwandert und alles gesammelt, was sich auf die Flur, die Dorflage, auf Haus und Hof, auf die Hausinschriften, die Trachten, auf die landwirtschaftliche Arbeit, aber auch auf die Verhältnisse der Städte in der Mark bezieht. Alles das ist hier geordnet zusammengefaßt, durch Abbildungen erläutert und in außergewöhnlicher Sachkunde verarbeitet worden. Es ist erstaunlich, wie viel volkskundliches auf den Dörfern noch erhalten ist, wenn man es, wie Mielke, zu finden und wissenschaftlich zu gestalten versteht. Um nur eins herauszuheben, so sind auf S. 66 allein zweiundsiebzig verschiedene hölzerne Stuhllehnen und S. 73 nicht weniger als einhundertelf Giebelzeichen abgebildet. Dieser erste Abschnitt nimmt einhundertsechzig Seiten mit einhundertzweiundzwanzig Abbildungen ein.

Im engsten Zusammenhange mit der äußeren Volkskunde steht die innere, die in dem bekannten Sagen- und Märchensammler der Mark, Wilibald von Schulenburg, einen tüchtigen Bearbeiter gefunden hat. Was an Sagen, Märchen, Sitten und Gebräuchen noch erhalten geblieben ist oder bis vor Jahrzehnten im Volke umlief, hat der Verfasser auf nahezu einhundert Seiten zusammengestellt und durch Zeichnungen nach dem Leben erläutert. Da ist die Rede von den Göttern, Nixen, Wasserjungfrauen, den Kobolden, Hausdrachen, von Hexen, Tod und Teufel, kurz von allen jenen über- und unterirdischen Wesen, die je im Leben unseres Volkes, insbesondere des märkischen eine Rolle gespielt haben.

Im Anschluß hieran wieder hat der Oberlehrer Dr. Heinrich Lohre die Volksdichtung in der Mark geschildert und den Bestand an Volksliedern dargestellt. Er unterscheidet das größere weltliche Lied in der Gestaltung der Ballade, in der Schilderung der Natur und des Menschenlebens (Liebeslieder) und im Standesliede, zu dem die Soldaten-, Jäger-, Handwerksburschenlieder gehören. Eine besondere Gruppe bilden die geistlichen Volkslieder, ebenso die Kinderlieder, die zumeist mit Kinderspielen verbunden sind. Am Schlusse gedenkt der Verfasser der Volksrätsel, Sprüchwörter und Zaubersprüche, die noch im Volke umlaufen, aber doch im Verschwinden begriffen sind und sich wenigstens der Beobachtung der Gebildeten fast immer entziehen. Vielen Liedern ist die Sangesweise in Noten bei-

gefügt, wodurch sie erst recht verständlich werden.

Der dritte und letzte Abschnitt dieses volkskundlichen Bandes führt uns in das weite Gebiet der Vorgeschichte und der Führer ist Dr. A. Kiekebusch, ein Beamter des Märkischen Museums, der in vortrefflicher Weise den gegenwärtigen Stand dieser jungen Wissenschaft im Bereiche der Mark vor Augen stellt und ebenfalls mitten in der Arbeit drinsteht. Er legt die Ergebnisse der Forschung vor und gibt ein überaus klares Bild über das, was als gesicherte Tatsache gelten kann oder vielmehr angesichts der Funde gelten muß, und spricht unumwunden aus, was nur als Vermutung aufgefaßt werden darf und weiteren Forschungen überlassen bleibt. In dieser Weise behandelt der Verfasser an der Hand vieler Abbildungen die Steinzeiten mit ihren Dolmen und Riesengräbern, die verschiedenen Bronzezeiten mit den wunderbaren Gebrauchs- und Schmucksachen und dem großen Seddiner Königsgrabe, dem vorgeschichtlichen Dorfe bei Buch, das er selbst ausgegraben und bestimmt hat, und mit manchem sonstigen Fundorte. Hieran schließen sich die Übergänge zu den Eisenzeiten, die ebenfalls mit Beispielen belegt werden, und die späteren Perioden bis zu den Wenden in die geschichtlichen Ereignisse hinein. Die Vorgeschichte der Mark ist wohl noch niemals in so knapper und doch verständlicher Form auch für Gelehrte dargestellt worden, wie hier von Kiekebusch, der die neuesten Funde bis zur Drucklegung seiner Arbeit berücksichtigt und lichtvoll schildert.

Somit reiht sich auch dieser Band den beiden ersten über die Natur und Geschichte der Mark vollkommen ebenbürtig an und wenn die beiden letzten Bände über die Kultur und die Sprache entsprechend tüchtige Bearbeiter finden, wie wohl zu erwarten ist, so ist in der Landeskunde der Provinz Brandenburg ein Werk geschaffen, das für lange Zeit als mustergültig angesehen werden wird und in mancher Beziehung geradezu erschöpfend ist, das aber auch über die Mark hinaus Beachtung verdient, da sich z. B. ihre Vorgeschichte vielfach mit derjenigen der Nachbargebiete berührt. Man kann dem weiteren Fortgange und der baldigen Vollendung des Werkes nur alles Gute wünschen.

R. Krieg-Sangerhausen

Max von Boehn: Biedermeier. Verlag von Bruno Cassirer. Berlin.

Dieses Werk behandelt knapp, doch ohne am Detail zu sparen, alle Seiten des politischen, öffentlichen und privaten Lebens der Biedermeierzeit. Es ist sicher nicht aus irgendeiner Schwärmerei oder Vorliebe heraus entstanden, dafür sind die dunklen Seiten zu ehrlich, die lichten zu objektiv behandelt, sondern aus dem Bestreben des Historikers, eine recht komplizierte Epoche in allen ihren Äußerungen: Politik und Handel, Kunst und Wissenschaft, Mode und Sitte, anschaulich und lebendig zu schildern. Alles steht übersichtlich gruppiert an seinem Platze und ist mit der Frische des scharf Ergreifenden und verständnisvoll Nachfühlenden wiedergegeben. Unterstützt wird die klare und überall flüssige Darstellung durch sehr reichliche und hübsch ausgewählte Illustrationen. Schon die zahlreichen Reproduktionen von Handzeichnungen Krügers, von Modebildern, aus den Fliegenden Blättern und Berliner Redensarten werden manchem Kunst- und Kuriositätenfreund Vergnügen bereiten, den älteren auch wohl das eine oder andere Bilderbuch ihrer Jugend ins Gedächtnis zurückrufen. Dankbar folgt man der Darstellung des Verfassers, auch wenn man der Ansicht ist, daß die gute alte Zeit unserer Väter oder Großväter im Grunde nicht besser war als die heutige.

Dr. R. Schacht-Charlottenburg

Reichsſpiegel

(vom 3. Juni bis 9. Juni)

Koloniales

Die Deutſche Kolonialgeſellſchaft hat in den letzten Jahren einige deutlich, wenn auch nur gelegentlich erkennbare Wandlungen durchgemacht. Es gab eine Zeit, wo alles, was einigermaßen nach Politik ausſah, in ihrem Kreiſe ſtreng verpönt war. Das war in den Jahren, da im Deutſchen Reiche noch Zentrum Trumpf war und die Kolonialverwaltung vor der katholiſchen Miſſion erzitterte. Auch die Kolonialgeſellſchaft hatte damals kein leichtes Leben. Die Mitglieder murrten über die Untätigkeit der maßgebenden Perſönlichkeiten der Geſellſchaft gegenüber den Vergewaltigungen der Kolonien durch das Zentrum, und wie in der großen Politik der Volkswille ſchließlich den vorletzten Reichstag hinwegfegte und einen kolonialfreundlichen Reichstag an ſeine Stelle ſetzte, ſo gab es auch juſt um dieſelbe Zeit innerhalb der Kolonialgeſellſchaft eine Palaſtrevolution, die als ein reinigendes Gewitter die Zentrumseinflüſſe beſeitigte und einen friſcheren Zug in die Geſellſchaft brachte. Nun kamen ein paar Jahre, in denen die Propaganda der Geſellſchaft für den kolonialen Gedanken wenig gebraucht wurde. Dernburg war der Mann des Tages und ſein eigener Reklamechef. In neuerer Zeit iſt die Kolonialbegeiſterung aber bedenklich abgeflaut und wenn nicht der Reichstag erſt jüngſt faſt einſtimmig ſeine Kolonialfreundlichkeit beteuert hätte, ſo könnte es einem wieder einmal bange werden um die weitere Entwicklung der Kolonien, um ſo mehr, als derſelbe Reichstag in einem Atem mit dieſen Beteuerungen ſich einen Mehrheitsbeſchluß leiſtete, der ſchlimmer war, als ein halbes Dutzend abgelehnter Kolonialbahnvorlagen. Wir meinen die jüngſt ſchon erörterte Entſchließung über die Miſchehen. Da konnte man nun neugierig ſein, wie ſich die Deutſche Kolonialgeſellſchaft zu dieſer Sünde gegen den Heiligen Geiſt des Raſſenbewußtſeins verhalten würde. Würde ſie ſich wieder, wie einſt, aus zarter Rückſicht gegen eine gewiſſe Partei hinter ihren unpolitiſchen Charakter verſchanzen und auch dieſen Skandal vornehm ignorieren, oder würde ſie die rechten Worte finden, die erſte Vorausſetzung jeder geſunden Kolonialpolitik, die reinliche Scheidung der Raſſen, mit Energie zu verteidigen? Erfreulicherweiſe hat die Kolonialgeſellſchaft die Probe beſtanden. Ihre bei der neulichen Hamburger Generalverſammlung beſchloſſene Reſolution, in der ſie dem Sinne nach die Reinhaltung der Raſſe als höchſtes Gut eines Volkes pries und die Regierung aufforderte, für ſie einzutreten, mag manchem zu zahm und der ſittlichen Entrüſtung entbehrend vorgekommen ſein. Aber das Entſcheidende dabei und zugleich die ſchönſte Rechtfertigung für die Geſellſchaft ſelbſt war der Umſtand, daß ſie ſo gut wie einſtimmig gefaßt wurde. Für den nötigen Nachdruck, für die fehlende Schärfe werden unſere Lands-

leute in den Kolonien selbst sorgen, nachdem ihnen dergestalt in der Heimat der Rücken gestärkt worden ist. Der neue Mann an der Spitze der Kolonialverwaltung hat ja schon durch die Tat sich zu dem jetzt von der kolonialen öffentlichen Meinung propagierten Standpunkt bekannt, und in unserer Siedlungskolonie Südwest ist die Diffamierung der Rassenmischung sogar längst öffentlich-rechtlich festgelegt. Wenn die dortige Verordnung über die Selbstverwaltung nicht nur die mit farbigen Frauen verheirateten Siedler von der Bekleidung öffentlicher Ämter ausschließt, sondern auch diejenigen, die mit farbigen Frauen außerehelich zusammenleben, so zeigt sich daran, daß unsere Landsleute draußen sich ihrer moralischen Pflichten wohl bewußt sind und die Einmischung einer Reichstagsmehrheit nicht brauchen. Nichtsdestoweniger schadet es nichts, wenn auch die Kolonialgesellschaft in ihrer Resolution unseren jungen Leuten, die in den Kolonien tätig sind, die Wahrung ihrer Rassenehre und Zurückhaltung farbigen Weibern gegenüber ans Herz legt. Und die Gesellschaft zieht die weitere Konsequenz, indem sie die Regierung auffordert, für die Alimentierung von unehelichen Mischlingskindern nach Möglichkeit zu sorgen. Das wird zwar sehr schwierig sein, aber es ist immerhin ein Weg, die Entstehung von Mischlingen einzuschränken.

In Hamburg ist auch die Besiedlung der Kolonien in den Vordergrund der Erörterung gerückt worden. Es ist auf diesem Gebiet, von Südwest abgesehen, bisher noch wenig geschehen; schuld daran ist zweifellos der Widerstand Dernburgs. Es scheint aber, daß Staatssekretär Solf auch in dieser Hinsicht den guten Willen hat, neue Wege einzuschlagen, denn neulich verlautete, daß er auf seiner Afrikafahrt die Siedlungsgebiete am Kilimandjaro und Meru kennen lernen will, mit dem ausgesprochenen Zweck, gegebenenfalls Grundlagen zu deren Förderung zu gewinnen. Insofern hat die Kolonialgesellschaft einen günstigen Zeitpunkt gewählt, wenn sie die Regierung auffordert, zu Zwecken der Kleinsiedlung in geeigneten Gebieten, zunächst in der Gegend des Meruberges, weiteres Land bereit zu halten. Nun sind wir zwar auf Grund der bisher vorliegenden Erfahrungen der Ansicht, daß in Ostafrika die besten Aussichten der „Gentleman-Farmer" hat, der etwa unserem Gutsbesitzer entspricht. Aber anderseits scheinen sich auch die Kleinsiedlungen am Meruberg recht erfolgreich zu entwickeln und zu weiteren Versuchen zu ermutigen. Die Voraussetzung ist, daß man nicht, wie früher gelegentlich, ungeeignete Elemente heranzieht, sondern selbstbewußte Bauern, die selbst mit Hand anlegen, ohne sich deshalb auf eine Stufe mit den arbeitenden Negern zu stellen. Die bäuerliche Siedlung wird vielleicht keine besonderen wirtschaftlichen Werte zutage fördern, aber sie ist geeignet, zu Hause für den kolonialen Gedanken werbend zu wirken. Der freie Mann auf eigener Scholle ist nun einmal das Ideal des deutschen Volkes.*)

Die Deutsche Kolonialgesellschaft hat diesmal entschieden eine glückliche Hand gehabt in der Wahl ihrer Verhandlungsgegenstände, deren Mehrzahl auf die Entwicklung gesunden deutschen Volkstums und Ausschaltung monopolistischer Bestrebungen bei der Erschließung der Kolonien gerichtet war. Was wir ver-

*) Die Schaffung von Kleinsiedlungen in unsern Kolonien, die womöglich die Auswanderung deutscher Bauern begünstigte, müßte angesichts des Mangels an deutschen Bauern in Ostelbien bedauert und bekämpft werden. G. Cl.

mißten, ist lediglich eine eingehende Stellungnahme zur Frage des landwirtschaftlichen Bodenkredits. Nachdem das Großkapital es jüngst abgelehnt hat, sich an der Organisation eines Kreditinstituts für Südwestafrika zu beteiligen, bleibt nur die Staatshilfe. Aus diesem Grunde wäre ein kräftig Wörtlein an die Adresse des Reichstags am Platze gewesen, denn ein längeres Zögern heißt die Entwicklung der Farmerwirtschaft hintanhalten. Aber vielleicht nimmt sich im kommenden Jahre, falls bis dahin noch nichts erfolgt ist, die Abteilung Breslau der Frage an, wenn in den Mauern ihrer Stadt die Kolonialgesellschaft tagt. In Breslau ist durch die Nachbarschaft der Ostmark vielleicht mehr Sinn für eine Fürsorge im Interesse kolonisatorischer Kleinarbeit vorhanden, als in der Hafenstadt Hamburg. Rudolf Wagner

Bank und Geld

Seit der Staatskommissar an der Berliner Börse seine kürzlich besprochene Warnung vor der Überspekulation am Kassamarkt hat ergehen lassen und seit Herr von Gwinner in einer viel kommentierten Parlamentsrede diese Warnung noch durch den Hinweis auf die Möglichkeit eines Konjunkturumschwunges und die verschlechterte Aufnahmefähigkeit der Effektenmärkte unterstrichen hat, ist ein sehr bemerkenswertes Nachlassen des vorher so ausgeprägten Optimismus an der Börse zu konstatieren. Die Kurse eilen unaufhaltsam abwärts. Es hieße freilich die Bedeutung jener Kundgebungen überschätzen, wollte man den eingetretenen Umschwung lediglich auf solche gelegentlichen Äußerungen einer kompetenten Persönlichkeit zurückführen. Der momentane Eindruck war allerdings ein starker, ein so starker und unerwarteter, daß Herr von Gwinner sich zu einer nachträglichen Abschwächung seiner Äußerung veranlaßt sah und sich auf eine mißverständliche Auffassung seiner Worte berief. In Wirklichkeit hat erst sein Hinweis vielen die Augen darüber geöffnet, daß die augenblickliche Situation des Wirtschaftslebens in der Tat eine kritische genannt werden muß. Unverkennbare Symptome einer Überhitzung treten von Tag zu Tag deutlicher in Erscheinung. Man braucht sich nur die beträchtliche Liste der Zahlungseinstellungen der letzten Monate zu vergegenwärtigen, um sofort zu sehen, daß hier Krankheitserscheinungen zutage treten, welche auf allgemeine Ursachen zurückzuführen sind und sich nicht mit zufälligen oder individuellen Gründen erklären lassen. Die überraschende Höhe der Gesamtverbindlichkeiten und die Tatsache, daß so viele Institute als Kreditgeber fungierten, ohne daß eines etwas vom anderen wußte, verfehlte nicht, wie schon in früheren Fällen, ein fast naives Erstaunen auszulösen. Wenn aber irgend etwas, so ist gerade diese skrupellose Kreditinanspruchnahme an verschiedenen Stellen ein Zeichen nicht nur für eine bedenklich laxe geschäftliche Moral, sondern vor allem auch für schwere Mängel in der Kreditorganisation. Es ist in der Tat kaum zu verstehen, warum unsere Großbanken nach so viel trüben Erfahrungen sich nicht dazu aufraffen, diesem Mißbrauch einen Riegel vorzuschieben. Bisher hat noch immer die leidige Konkurrenzfurcht und der gegenseitige Neid es verhindert, daß die Banken eine Einrichtung getroffen haben, welche sie gegenseitig über die Kreditinanspruchnahme an mehreren Stellen unterrichtet. Eine jede scheute sich bisher, irgend einer dritten Instanz

Einblick in ihr Geschäftsgebaren zu gewähren. Und doch sollte man meinen, daß vor allem hier der Hebel anzusetzen wäre, wenn man dem Mahnruf der Reichsbank nach heilsamer Einschränkung der Kredite Folge geben will. Es fehlt ja auch keineswegs an einem geeigneten Vorbild. In Österreich haben die Banken, welche die Diskontierung von Buchforderungen pflegen, sich zur Einrichtung einer Kreditkontrolle in der sogenannten Evidenzzentrale verstanden, welche vertraulich über die Höhe der jeder Firma eingeräumten Kredite unterrichtet wird und so imstande ist, die Mitglieder darüber aufzuklären, ob eine Kredit suchende Firma schon an anderer Stelle engagiert ist. Diese Einrichtung hat sich durchaus bewährt; sie ließe sich ohne weiteres auf unsere Verhältnisse übertragen, und zwar um so leichter, als es dazu nicht einmal der Gründung eines besonderen Institutes bedürfte. Es würde vollauf genügen, wenn mit den Funktionen einer solchen Zentrale eine der bestehenden Treuhandgesellschaften betraut würde, die durch ihre geschäftlichen Einrichtungen und Erfahrungen ohne weiteres zur Übernahme eines solchen Mandates berufen sind. Eine solche vorbeugende Kreditpolitik wäre um vieles besser und gesunder, als das System gewaltsamer Restriktionen, zu dem die Banken gegenwärtig gegriffen haben. Die Kreditbeschränkungen und Entziehungen, die jetzt plötzlich an die Stelle der offenen Hand getreten sind, gleichen einer Eisenbartkur.

Allerdings kann man es den Banken nicht verübeln, wenn sie gegenwärtig mit der Zurückführung ihrer Außenstände Ernst machen. Denn die Lage des Geldmarktes hat sich derart ungünstig gestaltet, daß man nur mit Beklemmungen dem Herbst mit seinen großen Anspannungen entgegensehen kann und allenthalben die Überzeugung die Oberhand gewonnen hat, es bedürfe des ernstlichen Zusammenwirkens aller Faktoren, um verhängnisvollen Schwierigkeiten vorzubeugen. Diese Entwicklung der Geldverhältnisse ist allen Beteiligten recht unerwartet gekommen. Noch am Anfang Mai rechnete man mit Sicherheit und einiger Ungeduld auf eine Ermäßigung des Bankdiskonts. Die Lage des internationalen Geldmarkts schien diese Erwartung auch zu rechtfertigen, besonders, nachdem die Bank von England und bald darauf auch die Bank von Frankreich ihren Diskontsatz herabsetzten und damit das Signal zu geben schienen, daß die Periode der Anspannung, die schon so ungewöhnlich lange in das Frühjahr hineingedauert hatte, endgültig vorüber sei, und daß man für den Sommer nunmehr mit den so sehnlich erwarteten billigen Geldsätzen werde rechnen können. Als nun die Reichsbank demungeachtet ihre zögernde Politik nicht aufhob, fing man bereits an, einen gewissen Unmut über dieses Verhalten zu zeigen und warf der Leitung vor, dem Lande unnötigerweise die schwere Last eines fünfprozentigen Diskonts aufzuerlegen, der besonders von der Landwirtschaft drückend empfunden werden mußte. Gar bald aber trat zutage, wie zutreffend die Reichsbank die Situation beurteilte. Das Ende des Maimonats brachte wieder Zinssätze, die für diese Jahreszeit ganz ungewöhnlich sind, und selbst nach Verlauf der ersten Juniwoche zeigt der Privatdiskont keine Neigung, von dem Stand von 4¼ Prozent herabzugehen. Damit ist eine beträchtliche Spannung zwischen den Zinssätzen Deutschlands und des Auslands eingetreten, die unter normalen Umständen ausreichen würde, den Zustrom fremden Geldes zu befördern und dadurch auf eine Ausgleichung hinzuwirken. Aber, auffallend genug, diese Gelder

des Auslandes stellen sich nicht ein: es ist die politische Lage, die hier störend eingreift. Wir müssen uns jetzt ohne die halbe Milliarde Auslandsgelder behelfen, die noch voriges Jahr, vor der Marokkokrise, unsere heimische Volkswirtschaft alimentierten. Das ist ein beträchtliches Manko und erklärt ohne weiteres, warum die Kurve der Zinsbewegung in Deutschland dieses Jahr so anormal verläuft. Es ist noch niemals dagewesen, daß die Reichsbank vom September ab an einem hohen Zinsfuß ununterbrochen den Sommer über hat festhalten müssen. Wir haben wohl auch schon Jahre gehabt, in denen fünf Prozent den Minimalsatz der Reichsbank darstellte, wie beispielsweise 1900 und 1907, in welch letzterem der Zinsfuß sogar nicht unter 5¼ Prozent herunterging. Dies waren aber ausgesprochene Hochkonjunkturjahre mit all den typischen Erscheinungen, deren Zusammenwirken die dauernde Anspannung auf dem Geldmarkt erzeugt. Diese Voraussetzungen liegen bei uns augenblicklich nicht vor. Und noch ein wichtiger Unterschied: auch in diesen Jahren teuerster Zinssätze spiegelte die Zinsbewegung den wechselnden Stand, der an den Geldmarkt gestellten Ansprüche wieder: der Zinsfuß hat 1900 eine dreimalige, 1907 sogar eine viermalige Änderung erfahren; er hat im ersteren Jahr zwischen 6½ Prozent und 5, im letzteren zwischen 5½ und 7½ Prozent geschwankt. Daß aber die Reichsbank ein volles Jahr lang einen Zinsfuß ununterbrochen festhielt, hat sich bisher nur zweimal ereignet: 1883 und 1884, wo ein vierprozentiger Zinsfuß länger als zwei Jahre in Geltung war. Dieser letztere darf aber als ein normaler angesprochen werden, während fünf Prozent schon das Vorhandensein außergewöhnlicher Spannung andeuten. Wir müssen nun aber heute mit ziemlicher Bestimmtheit darauf rechnen, daß der Zinsfuß vor den Herbstmonaten nicht mehr ermäßigt werden kann und daß eine dann eintretende Veränderung nur in einer Erhöhung bestehen kann. Die Situation ist also außergewöhnlich, und es liegt nahe, nach den Gründen dieser auffälligen Geldteuerung zu forschen.

Eine Hauptursache ist zweifellos in der Zurückziehung der ausländischen Guthaben zu erblicken; es liegen aber noch andere Momente vor, welche die Verengung unseres Geldmarktes begreiflich scheinen lassen. Unter diesen spielt die starke Beanspruchung der Mittel durch die lebhafte Entwicklung von Industrie und Handel die Hauptrolle. Der starke Expansionsdrang namentlich der schweren Industrie, welcher zum Teil mit der Erneuerung der Verbände und der Quotenjagd zusammenhing, hat erhebliche Investitionen erforderlich gemacht. Auf eine Zurückdrängung dieser Ansprüche ist denn auch vornehmlich das Bestreben der Reichsbank und wenn auch nicht überall gleichmäßig das der Großbanken gerichtet. Daß in der Tat die Kreditansprüche erheblich gestiegen sind, läßt sich am besten an den Ziffern der Wechselstempelerträgnisse ablesen. Diese zeigen im laufenden Jahr von Monat zu Monat beträchtliche Zunahmen gegen das Vorjahr, die im April bis auf acht Prozent angewachsen sind. Aber auch die Kreditansprüche können allein die Geldteuerung nicht erklären; ein sehr wichtiges Moment bildet die Steigerung der Warenpreise, die sowohl die industriellen Rohstoffe und Fabrikate als sämtliche Lebensmittel umfaßt. Auf den Metallmärkten herrscht beispielsweise gegenwärtig ein fieberhaftes Treiben; der Kupferpreis ist im Laufe dieses Jahres um zirka 20 Pfund pro Tonne gestiegen; die Verteuerung der Rohmaterialien hat jüngst die elektrische Industrie veranlaßt, eine allgemeine zehnprozentige Preis-

erhöhung zu diktieren; der Stahlwerksverband hat, namentlich seit Zustandekommen der Verlängerung, Schritt für Schritt die Preise seiner Produkte anziehen lassen und der gleichen Erscheinung begegnen wir überall bis in die kleinen Verhältnisse des täglichen Lebens hinein, wo sie sich dem kleinen Mann am unmittelbarsten fühlbar machen, und in dem Bestreben nach Lohnerhöhungen und Gehaltsaufbesserung wieder eine Rückwirkung auf die Vermehrung der Produktionskosten ausüben. So wird für die Bewerkstelligung wirtschaftlich gleichwertiger Umsätze eine erheblich größere Menge Geldes in Bewegung gesetzt, und diese Tatsache muß zu einer Steigerung des Kapitalzinses führen, die nur durch eine möglichst ausgedehnte Anwendung der Verrechnung und der bargeldlosen Zahlungsmethoden hintangehalten werden könnte. Damit hapert es aber bekanntlich bei uns noch immer und alle Bemühungen werden gegenüber den eingewurzelten Zahlungsgewohnheiten nur langsam Erfolg erzielen. Wir werden uns also wohl oder übel, so lange jene Verhältnisse dauern, mit der Herrschaft eines hohen Zinssatzes abfinden und uns auf denselben einrichten müssen. Die Kehrseite dieser Notwendigkeit ist natürlich ein entsprechender Preisfall der Renten. Unsere Staatspapiere sind denn auch im Laufe der Woche auf einem Tiefstand angekommen, den sie noch niemals eingenommen haben. Dreiprozentige notieren kaum höher als 80 Prozent. Und dies alles trotz der systematischen Versuche der Staatsregierung den Kurs zu „heben"! Wir fürchten, auch das in Vorbereitung befindliche Gesetz über den Anlagezwang der Sparkassen wird am Laufe dieser Entwicklung nichts zu ändern vermögen. Fangen doch schon die Hypothekenbanken an, die Konsequenz zu ziehen und zur Ausgabe von 4½prozentigen Pfandbriefen zu schreiten. Die Preußische Hypotheken-Aktienbank hat den Anfang gemacht, andere werden, wenn auch widerstrebend, folgen. Ein 4½prozentiger Pfandbrief bedeutet aber, daß für allererste Hypotheken in Zukunft 5½ Prozent zu zahlen sein wird; denn unter einem Prozent Sperrung, mag sie sich auch nicht im Zinsfuß, sondern zum Teil in Abschlußprovisionen und anderen Hebungen ausdrücken, kann auf die Dauer die Hypothekenbank nicht arbeiten. Man vergegenwärtige sich, welche Erhöhung der Zinsenlast dem Grund und Boden durch eine solche Verschiebung der Verhältnisse erwächst. Handelt es sich doch um Milliardenbeträge von Hypothekenschulden. Die Rückwirkung wird zunächst den städtischen Grund und Boden treffen, da für den ländlichen Hypothekenkredit nicht die Hypothekenbanken, sondern die Landschaften in Frage kommen, und hier eine Verschiebung sich langsamer zu vollziehen pflegt. Für die städtischen Verhältnisse kann aber eine derartige Verteuerung des Hypothekarkredits, angesichts der schon ohnehin schwierigen Situation des Terrain- und Baumarkts und der schon heute so problematischen Beschaffung zweiter Hypotheken sich geradezu verhängnisvoll erweisen.

Spectator

Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Die Bedeutung der deutſchen Heeresverſtärkung

Von Hauptmann Dr. Fritz Roeder-Berlin

Als im Frühling 1911 ein neues Quinquennat vom Reichstage beſchloſſen wurde, ward in den Kreiſen des Volkes, die ein ſchlagfertiges Heer als ſicherſte Bürgſchaft des Friedens und als ſtärkſten Faktor der Machtſtellung des Reiches anſehen, manch unzufriedenes Wort laut. Man ſchalt über die Zurückhaltung, die ſeitens der leitenden Stellen des Heeres geübt worden war. Man wies auf die Anſtrengungen Frankreichs hin, das ſeine Volkskraft bis aufs äußerſte in Anſpruch nimmt, während in Deutſchland im Jahre 1910 noch ſechsundachtzigtauſend Taugliche von der Ableiſtung der geſetzlichen Dienſtpflicht im Frieden befreit blieben. Frankreich ſtellt 84 Prozent ſeiner waffenfähigen Jugend ins Heer ein, Deutſchland begnügte ſich auch bei dem Quinquennat von 1911 mit 53 Prozent. Und ebenſo vermochte man auch vielfach Lücken in der Organiſation des Heeres nachzuweiſen; von der Überalterung des Offizierkorps, namentlich bei der Infanterie, ganz zu ſchweigen.

Die Heeresverwaltung war dem gegenüber nicht blind geweſen. Wenn ſie trotzdem nur die dringlichſten Forderungen ſtellte, ſo war dafür einerſeits die politiſche Lage, anderſeits die Rückſicht auf den Stand unſerer Reichsfinanzen maßgebend. Dieſe hatten ſeit der mühſam errungenen Reform von 1909 eben begonnen, ſich etwas günſtiger zu geſtalten, d. h. man hatte endlich damit anfangen können, die beſtehenden Schulden zu tilgen. Staatliche Schuldentilgung iſt auch ein Stück Kriegsfürſorge, ſogar ein ſehr bedeutſames. Um neue Einnahmequellen zur Deckung erheblicher Heeresausgaben zu gewinnen, hätte man ſich auf hartnäckige parlamentariſche Kämpfe gefaßt machen müſſen, deren Ausgang mit Recht peſſimiſtiſch zu beurteilen war. Denn die internationale Lage war 1909 keineswegs ſo geſpannt und drohend, daß koſtſpielige Forderungen zur Ergänzung und Füllung der beſtehenden Lücken im Heeresorganismus

Aussicht auf Bewilligung gehabt hätten. Lebensfragen der Armee waren nicht bedroht. So übte sich der Kriegsminister in Zurückhaltung.

Wenige Monate später nötigten Frankreichs Übergriffe in Marokko und sein konsequentes provokatorisches Ignorieren der deutschen Rechtsansprüche die deutsche Reichsregierung zu der Aktion von Agadir. Östlich und westlich der Vogesen gerieten die Gemüter wieder einmal stärker in Wallung. England mischte sich in das Spiel; ward abgewiesen. Und nun züngelte auch über den Kanal heftiger als je langgehegter Groll von hüben und drüben. Es gab Tage, da konnte man glauben, daß es nur an einem Haare hing, ob sich die dräuende Wetterwolke in einem Kriege entladen oder noch einmal verziehen werde. Klugheit und Festigkeit des deutschen Staatsmannes, in dessen Händen damals die politischen Fäden zusammenliefen, wahrten den Frieden zugleich mit dem Ansehen des Reiches. Aber in jenen stürmischen Wochen des Sommers 1911 erwuchs die Erkenntnis, daß der politische Optimismus, unter dem das Quinquennat zustande kommen konnte, ein Irrtum war. Höhnend glaubte man in Frankreich schon mit einem Niedergang der deutschen Wehrhaftigkeit rechnen zu können. Zügellos entbrannten unsere Nachbarn im Westen in leidenschaftlichen Rufen nach Revanche. Hals über Kopf schuf man den fehlenden Generalissimus (um ihn freilich alsbald wieder abzuschaffen) und durch das weitgreifende Kadergesetz sollte die organisatorische Kriegsvorbereitung Frankreichs eine gewaltige Überlegenheit über die deutsche erhalten.

Die Antwort Deutschlands war die Wehrvorlage, die der Reichstag jüngst genehmigt hat. Die dadurch herbeigeführte Heeresverstärkung ist die umfangreichste seit Bestehen des Reiches, die mit einem Schlage erfolgt. Und keine ist bisher mit solcher Würde und Einmütigkeit vom Vertretungskörper des deutschen Volkes beraten und beschlossen worden. Die Epoche des Marrokkostreites schloß bei uns Deutschen mit einem gewaltigen harmonischen Akkord.

Die militärische Bedeutung der Heeresverstärkung ist gleichfalls hoch anzuschlagen, wenn auch nicht alle Wünsche Erfüllung fanden und auch ein Teil der Regierungsvorschläge leider Verstümmelung erfuhr. Zu den unerfüllten Wünschen zählt vor allem, daß künftig auch die überschießenden, gegenwärtig nicht verwendeten waffenfähigen Wehrpflichtigen, deren Zahl 70 000 Mann überschreitet, im Frieden ausgebildet werden, die jetzt der Ersatzreserve überwiesen sind und als solche erst im Mobilmachungsfalle als Rekruten eingezogen werden, während ältere Jahrgänge — Reservisten und Landwehrleute — sofort ins Feld müssen. Die Bedeutung dieses Umstandes liegt allerdings mehr auf volkswirtschaftlichem als auf militärischem Gebiete. Denn um diese Überschüssigen unterzubringen, müßte entweder der Friedensstand der vorhandenen Einheiten erhöht oder deren Zahl vermehrt werden. Ersteres könnte nur in beschränktem Maße geschehen, denn sonst würde die Gründlichkeit der Ausbildung, namentlich aber die Erziehung der Mannschaften, gefährdet.

Eine Friedensausbildung der Ersatzreservisten hat in Deutschland früher bereits stattgefunden, wurde aber abgeschafft. In Österreich-Ungarn besteht die

Einrichtung auch heute noch. Die Befürworter ihrer Wiedereinführung im deutschen Heere gehen von der an sich zutreffenden Ansicht aus, es bedeute einen erheblichen militärischen Vorteil, wenn die Ersatzreservisten eine, wenn auch stark abgekürzte Ausbildungszeit im Frieden durchgemacht hätten und demnach im Mobilmachungsfalle sofort in mobile Truppenteile eingestellt werden könnten, zum mindesten aber bereits nach kurzer Frist volle Kriegsfertigkeit zu gewinnen vermöchten. Demgegenüber sind aber zwei gewichtige Bedenken ins Treffen zu führen: einmal die Frage des Ausbildungspersonals, sodann die Annäherung an das Milizsystem, die meines Erachtens durch die „Krümperausbildung" der Ersatzreserve stattfindet.

Was die Frage des Ausbildungspersonals betrifft, so besteht wohl kein Zweifel, daß bei den heutigen Anforderungen eine nennenswerte Heranziehung von Offizieren und Unteroffizieren der bestehenden Einheiten zu jenem Sonderzweck unmöglich stattfinden kann: Das militärische Arbeitsjahr unterscheidet sich heute in seinen verschiedenen Jahreszeiten nur durch die Art der Inanspruchnahme aller Ausbildungsorgane, nicht mehr aber durch deren Umfang — es gibt keinen „Winterschlaf" mehr und auch keine „Sommerruhe". Selbst während des Ernteurlaubs wird mit den nicht beurlaubten Mannschaften rastlos geübt. Außerdem bedingen ohnehin die Übungen des Beurlaubtenstandes — die künftig in stärkerem Umfange stattfinden werden, was an sich sehr zu begrüßen ist — eine besondere Inanspruchnahme der Offiziere und Unteroffiziere. Eine Erholungspause in der laufenden Heeresarbeit sind diese Übungen für niemanden. Die Übungen der Ersatzreserve würden besondere Ausbildungsorgane notwendig machen, und zwar vor allem Unterorgane, Leutnants und Unteroffiziere. Für die Leitung stehen ja in den Stabsoffizieren und Hauptleuten bei den Stäben genügend Organe zur Verfügung. Wie für sie, so würde auch für jene Unterorgane hinreichende Beschäftigungsmöglichkeit gegeben sein, auch außerhalb der Übungstermine. Aber man würde durch Schaffung neuer Leutnants- und Unteroffiziersstellen neue Schwierigkeiten hinsichtlich der künftigen Verwertung des hier investierten Menschenmaterials schaffen: Menschenwirtschaft ist nicht die geringfügigste Seite der Heereswirtschaft. Wie aber soll man das Auslesematerial, das namentlich die Offiziere darstellen, wirtschaftlich verwenden, wenn schon bei den jetzigen Standesverhältnissen etwa 90 Prozent vorzeitig ausscheiden müssen und nicht genügend für den Staatszweck ausgenutzt werden können? Solange wir nicht zu einer anderen Organisation des Offizierkorps in der einen oder anderen Form gelangen, die dem jetzigen Raubbau an dem wertvollsten Teil unseres Volksganzen, nämlich an den nach Herkunft und Bildung zur Führerschaft Berufenen, eine Ende und den Offizierberuf wieder für die große Mehrzahl zu dem macht, was er heute nur für eine glückbesonnte Minderheit ist: einem Lebensberuf — solange können wir uns den Luxus nicht leisten, Ausbildungskaders der unteren Grade für Krümperausbildung aufzustellen.

Die vorgeschlagene Ausbildung der Ersatzreservisten im Frieden ist tatsächlich nichts anderes als eine Wiederbelebung der vor hundert Jahren von Scharnhorst ins

Leben gerufenen Einrichtung der „Krümper". Nur darf man nicht übersehen, daß das Urbild der allgemeinen Wehrpflicht bei Scharnhorst von dem, was wir heute darunter verstehen, in mehr als einer Hinsicht abwich. Was Scharnhorst wollte, ist eigentlich nichts anderes als eine Miliz, wie sie die Schweiz heute besitzt — und wie wir sie nicht wollen. Wenigstens in absehbarer Zeit nicht, weil die Aufgaben kriegerischer Natur, die das deutsche Volk in dieser und wohl auch noch mindestens in der nächsten Generation zu lösen haben wird, nur mit einem für scharfe Offensive geschulten, jeden Tag schlagfertigen und kriegsbereiten Heere zu lösen sind. Daß die politische Atmosphäre des europäischen Kulturkreises sich fortdauernd in einer elektrischen Hochspannung befindet, dürfte nach den Ereignissen der letzten Jahre und insbesondere nach jenen seit dem vorigen Sommer doch kaum mehr ernstlich bestreitbar sein. Wie stark die chauvinistische Strömung seit Jahresfrist in Frankreich gewachsen ist — vielleicht mit infolge unserer Zurückhaltung beim letzten Quinquennatsgesetz — kann man sogar aus sozialdemokratischen Zeitungen ersehen. Chauvinismus und Volksströmungen in anderen Ländern können aber einmal plötzlich zur Entladung jener Hochspannung führen. Und dann müssen wir über ein starkes, sofort schlagbereites, unseren Gegnern an Zahl und Güte überlegenes Heer verfügen. Denn so notwendig uns eine starke Flotte ist: das Schwergewicht unserer Rüstungen beruht im Landheere. Die letzten und wichtigsten Entscheidungen in einem künftigen Kriege werden auf dem Schlachtfelde, nicht auf der See geschlagen werden.

Weil wir ein schlagfertiges Heer brauchen und weil ein solches nur möglich ist, wenn hinreichend Zeit auf Ausbildung und Erziehung verwendet werden kann, darf in absehbarer Zeit auch nicht an eine Herabsetzung der Dienstzeit gedacht werden. Im Gegenteil wird zu erwägen sein, wie sich ein Ausgleich treffen lassen könnte zwischen den unerläßlichen Anforderungen der Gegenwart und der Vorzugsstellung der Einjährigfreiwilligen. Es wird hierauf in anderem Zusammenhange näher zurückzukommen sein. Gelegentlich der zweiten Lesung der Heeresvorlage kam auch der preußische Kriegsminister auf die Frage einer Herabsetzung unserer Friedenspräsenzstärke zu sprechen, veranlaßt durch verschiedene, eine Verkürzung der Dienstzeit beantragende Resolutionen. Er erklärte eine Verminderung der Präsenzstärke wie der Dienstzeit für unmöglich, solange die politischen Verhältnisse Deutschlands sich nicht ändern. Dem ist durchaus zuzustimmen; hingegen erweckt die daran anknüpfende Betrachtung Bedenken. „Gehen wir aber zu einer geringeren Dienstzeit über, so vervielfältigen Sie die jährlich einzustellenden Rekrutenquoten. Abgesehen davon, daß wir die Zahl der Rekruten zurzeit nicht haben, so würden auch die volkswirtschaftlichen Vorteile, die von einer Verkürzung der Dienstzeit erhofft werden, in diesem Umfange nicht eintreten. Denn ob wir hunderttausend Leute zwei Jahre dienen lassen oder zweihunderttausend ein Jahr, kommt schließlich auf dasselbe hinaus." Diesem letzten Satze muß doch wohl ein Fragezeichen angefügt werden. Der

Staatsaufwand bleibt in beiden Fällen allerdings der gleiche und demgemäß auch die Inanspruchnahme des Volksvermögens zu seiner Befriedigung. Während aber im ersten Falle hunderttausend junge Männer zwei Jahre ihrer Erwerbstätigkeit entzogen und anderseits durch die Schule des militärischen Dienstes für künftige volkswirtschaftliche Leistung ertüchtigt werden, bleiben andere hunderttausend im ungestörten Broterwerb und werden der Schulung nicht teilhaftig, die ihnen für das Volksganze einen höheren nationalökonomischen Wert verleiht. Im zweiten Falle hingegen finden alle Wehrfähigen gleichmäßig Erwerbsmöglichkeit und Ertüchtigung; die zweihunderttausend werden gleichmäßig belastet und gleichmäßig gefördert. Je mehr wir uns diesem gerechten Ausgleiche nähern, desto mehr erreichen wir, was heute fehlt: eine wirkliche Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht. Damit kommt man allerdings wieder zunächst auf die Forderung, wenigstens die Ersatzreserve zu Übungen heranzuziehen. Wenn die Frage der Zukunftsaussichten der hierzu nötigen Leutnants und Unteroffiziere — bei diesen ist zu berücksichtigen, daß heute schon erhebliche Schwierigkeiten für Unterbringung der Militäranwärter bestehen — gelöst werden kann, dürfte auch die Heeresverwaltung kaum mehr ernstlich widerstreben.

Eine Verstümmelung erfuhr die Heeresvorlage leider gerade in dem Punkt, den der preußische Kriegsminister als den wesentlichsten der ganzen Vorlage bezeichnet hatte: bei den neuen Offizierstellen. Es wurden mehrere Landwehrinspekteure und die Oberstleutnants bei den Stäben der „kleinen" Infanterieregimenter gestrichen. Warum, ist eigentlich nicht zu ersehen, auch aus den Berichten über die Verhandlungen der Budgetkommission nicht zu entnehmen. Besonders die Beschränkung der Zahl der Landwehrinspekteure ist sehr zu bedauern. Einmal wegen der hierdurch vereitelten Entlastung der Brigadekommandeure vom Kontroll- und Aushebungsgeschäft; sodann im Hinblick auf die neuerdings verursachte Enttäuschung bezüglich besserer Gestaltung der Beförderungsverhältnisse. Für die unteren und mittleren Grade ergibt sich ja infolge der neuen Kaderstellen bei den Stäben der Regimenter eine momentane Beschleunigung des Vorrückens — aber nur für die vorne stehenden. In Preußen kommt die Heeresverstärkung bei der Infanterie etwa 150 Hauptleuten und 360 Oberleutnants, bei der Feldartillerie etwa 50 Hauptleuten und 120 Oberleutnants zugute. Eine dauernde Besserung kann nicht eintreten, da der Abfluß in höhere Stellen fehlt. Die von mir wiederholt betonte Verstärkung des Oberbaues hat nun leider infolge der Ablehnung zahlreicher Stellen von Landwehrinspekteuren nur recht bescheiden erfolgen können. Hier wird wohl bei der nächsten Vorlage ein besonderer Nachdruck erfolgen müssen. Überhaupt ist die Verjüngung des Offizierkorps in den mittleren Graden — Hauptleute und Majore — dringend notwendig. Es wird dies einerseits dazu beitragen, daß auch die lange Leutnantszeit gekürzt wird, anderseits daß die Stellung des Regimentskommandeurs früher erreicht werden kann.

Nicht minder wichtig als die militärische ist die politische Bedeutung der Heeresverstärkung. Für unsere innere Politik läßt die Einmütigkeit, mit der

die bürgerlichen Parteien von der liberalen Linken bis zur äußersten Rechten das als notwendig Anerkannte glatt und ohne lange Debatten bewilligten, hoffen, Bassermann möge recht behalten mit seiner Erwartung, „daß die Zeit der Kämpfe über solche Fragen in diesen Parteien der Vergangenheit angehört". Nur die Sozialdemokraten, die Polen und die Elsässer stimmten gegen die Bewilligung der Heeresverstärkung — vom Zentrum allein der bayerische Generalmajor z. D. Kaspar Häusler. Welchen Eindruck die Enbloc-Annahme der Beschlüsse der Budgetkommission seitens des Plenums nach kaum zweistündiger Debatte gerade bei diesem „roten" Reichstage im Auslande machte, läßt sich aus den verschiedenen Presseäußerungen entnehmen. Bei unseren Freunden und Bundesgenossen an der Donau lebhafte Freude, stellenweise gemischt mit ein bißchen Wehmut ob der eigenen Misere in Sachen der so dringend nötigen und immer wieder verzögerten Heeresverstärkung. Bei unseren gallischen Nachbarn aber galliges Lärmen, der Ruf nach sofortiger reprise — nur fehlt es an den Mitteln, um Deutschlands Schachzug ebenbürtig zu begegnen. Rückkehr zur dreijährigen Dienstzeit, vor allem bei den berittenen Truppen, Bündnis mit England, Abschaffung der Militärmusiken, um die dortigen Leute in die Truppe einstellen zu können, und last not least sofortige Aufstellung von zwei schwarzen Divisionen in Nordafrika: das sind so die Hauptvorschläge, denen man bisher begegnen konnte. Außerdem schlägt der frühere Kriegsminister Messimy angesichts des neuerlichen Rückgangs der Geburtenziffer, die von der Sterbeziffer um ein Erhebliches übertroffen wird, Prämiierung zahlreicher Kindererzeugung und Besteuerung von Kinderlosigkeit, Kinderarmut und Ehelosigkeit vor. Praktischen Wert für einen Ausgleich mit der deutschen Heeresverstärkung würde höchstens die Schaffung großer schwarzer Truppenverbände haben — aber in Marokko befindet sich Frankreich derzeit „in Feindesland" und auch in Algier scheint bei den Eingeborenen eine Sympathie für die allgemeine Wehrpflicht nicht zu bestehen.

Die Verstärkung unseres Heeres bedeutet zugleich eine namhafte Verstärkung unserer internationalen Machtstellung und durch diese gewinnt auch unsere volkswirtschaftliche Entwicklung neuen Impuls und neue Kräftigung. Man hat im Auslande während der Marokkowirren des vorigen Jahres vielfach bereits mit einer beginnenden Schwächung des Reiches rechnen zu dürfen geglaubt. Man meinte namentlich die finanzielle Kraft Deutschlands sehr gering einschätzen zu dürfen. Ein Volk indessen, das solche Heeresverstärkung ohne jede Reibung glatt zur Tat macht, ist weder schwach noch krank. Das haben unsere Gegner nun wohl erkannt.

Was lehren uns die kirchlichen Verhältnisse in der Schweiz?

Von Professor D. Johannes Wendland-Basel

Unser protestantisches Kirchenwesen hat auf dem Kontinent ganz andere Bahnen eingeschlagen als in England und Amerika. Der kirchliche Zwang, durch den die anglikanische Staatskirche sich vor drei Jahrhunderten als die allein berechtigte Kirche zu behaupten suchte, hat zu einer verwirrenden Mannigfaltigkeit von Dissenterkirchen geführt. Dagegen haben die geistigen Strömungen, die seit der Reformation unsere Landeskirchen getroffen haben, keine nennenswerten kirchlichen Neubildungen erzeugt. Orthodoxie, Pietismus und Aufklärung haben innerhalb der Landeskirchen Anhänger wie Gegner gefunden. Nur der ausgehende Rationalismus hat sich in den Lichtfreunden und Freien Gemeinden der wieder einsetzenden strengeren Kirchlichkeit erwehrt. Aber diese Bewegung verlor ebenso wie die der Deutsch-Katholiken sehr bald ihre Bedeutung; denn die freireligiösen Gemeinden leben noch heute fast ganz vom Kampf und von der Negation. Ohne den Gegensatz eines großen, schwerer beweglichen Kirchenkörpers würden sie von der Bildfläche verschwinden. Ebensowenig haben die durch den Druck der gewaltsamen Kirchenpolitik Friedrich Wilhelms des Dritten emporgekommenen Alt-Lutheraner weitere Kreise gewinnen können. Die Sekten innerhalb des Gebiets der deutschen Landeskirchen sind fremde Gewächse, von England und Nordamerika importiert. Für den guten deutschen Staatsbürger gehört es zum guten Ton, daß er der Landeskirche angehört.. Er mag im übrigen über Kirche und Pastoren schelten; dennoch üben besonders die kirchlichen Handlungen der Konfirmation, Trauung und Bestattungsfeier ihren stillen Einfluß aus. Diese Feiern möchte fast niemand entbehren, auch wenn sie bei manchem fast nur den Wert einer äußeren Dekoration haben. Der stille und nachhaltige Einfluß der Kirche auf die Gemüter ist doch nicht leicht in seiner Bedeutung zu unterschätzen. Immerhin sind die wachsenden Austritte aus der Landeskirche, teils zu pietistischen Gemeinschaftskreisen, teils zu den Dissidenten hin doch beachtenswerte Zeichen, die die Frage nahe legen, ob eine Reform unserer Kirchenkörper notwendig, heilsam und möglich ist.

Sehr häufig wird die Ansicht vertreten, daß die kirchlichen Verhältnisse der nordamerikanischen Union vorbildlich für uns seien. Die völlige Freiheit der Kirchenbildung, die Selbständigkeit der Kirchen dem Staat gegenüber sei das Ziel, dem wir zustreben müßten. Mir scheint aber, daß die dort herrschende Mannigfaltigkeit und Freiheit für uns innerhalb des einen großen Kirchenkörpers zu erreichen ist, der bisher so vielen Stößen standgehalten hat. Viel eher sollten wir die kirchlichen Verhältnisse in der deutschen Schweiz uns zum Vorbild nehmen, die bei uns leider zu wenig bekannt sind. Hier ist in viel weiterem Umfange die Freiheit durchgeführt, die unsere deutschen Kirchen, voran die größte und schwerfälligste Landeskirche Preußens, gebrauchen.

Wie ein großer, zäher, die kirchliche Tradition unerbittlich festhaltender Kirchenkörper aussieht, zeigt uns die römisch-katholische Kirche der Gegenwart in deutlichem Licht. Viele der besten Glieder stehen in heimlicher Opposition und haben mehr oder weniger Neigungen, die mit dem Schlagwort „Modernismus" gebrandmarkt werden. Soll denn die preußische Landeskirche eine kümmerliche Kopie dieser weltbeherrschenden Kirche werden? Ist es nicht möglich, daß alle, die in der Reformation die geistige Heimat ihres Glaubens suchen, in einer großen Kirche sich zusammenfinden, gleichviel wie sie sonst in vielen Glaubenssätzen differieren? Ja im Grunde herrscht doch dieser Zustand schon tatsächlich, nur daß er von der leitenden Kirchenbehörde offiziell noch nicht anerkannt wird. Der Oberkirchenrat glaubt immer noch, hin und wieder Erlasse ausgeben zu müssen, in denen etwa gesagt wird, die übernatürliche Geburt Jesu oder seine leibliche Auferstehung sei „noch immer" ein in der Landeskirche gültiger Glaubenssatz. Würde denn die Landeskirche zerfallen, wenn der tatsächliche Zustand auch offiziell anerkannt würde, daß es über diese wie über alle anderen Glaubenssätze jedem Pastor wie Gemeindeglied frei steht, zu denken, was er nach seinem Gewissen für recht hält? Dieser Zustand herrscht seit vierzig Jahren in allen Kantonen der deutschen Schweiz. Er ist in den siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts nach erbitterten Kämpfen durchgeführt worden. Und heute fühlt sich jeder dabei wohl. Es gibt kein Kirchenregiment, das Meister über den Glauben von Pfarrern und Gemeinden zu sein sich erkühnte. Die Glaubens- und Gewissensfreiheit ist dort wirklich durchgeführt.

„Aber irgendeine Schranke muß doch sein? Es kann doch nicht lauter Willkür herrschen? Wo würde eine Kirche hinkommen, wenn sie gar kein festes Prinzip hätte? Sie würde sich auflösen und ihre Kanzel stünde jedem Agitator für irgendeine selbsterdachte Zukunftsreligion offen!" Solche Einwendungen haben zweifellos recht. Die Kantonskirchen der Schweiz vertreten keine schrankenlose Willkür. Sie nennen sich zwar oft mit Emphase „bekenntnisfrei" gegenüber den Bindungen an Bekenntnisse früherer Jahrhunderte, von denen die preußische Landeskirche noch nicht abgehen zu können meint. Aber sie haben doch ein grundlegendes Bekenntnis, das der Pfarrer als Beauftragter der Gemeinde bei der Ordination ablegt. Er verpflichtet sich durch Handschlag, „die christliche

UNIVERSITY

Religion nach den heiligen Schriften des Alten und Neuen Testaments im Geiste der evangelisch-reformierten Kirche lehren und verkündigen zu wollen." (So die Kirchenordnung von St. Gallen; die der anderen Kantone lauten ähnlich.) Derartige Ordinationsbekenntnisse scheinen mir für Deutschland vorbildlich zu sein. Im Grunde ist mit solchen Gelöbnissen alles gesagt, was man für sein Leben und Wirken versprechen kann. Weder zu viel, noch zu wenig. Was der Pfarrer aus der Bibel ableitet und was er zurückstellt, wird seinem eigenen Ermessen überlassen. Wenn er nur innerhalb der von der Reformation ausgegangenen Bewegung stehen und nach seinen Kräften der evangelischen Kirche dienen will, so wird er nicht weiter danach gefragt, was er für Lehrsätze im einzelnen anerkennt und bestreitet.

So definiert auch die Verfassung der reformierten Kirche von Basel-Stadt vom 21. November 1910 in Paragraph 1 das Wesen der Kirche:

„Die Grundlage ihrer Lehre ist Jesus Christus und sein Evangelium, das sie aus der Bibel unter der Leitung des christlichen Gewissens, der christlichen Erfahrung und der Wissenschaft erforscht, verkündet und im Leben zu verwirklichen trachtet."

Damit kommen wir zum wichtigsten Punkt. Der Schwerpunkt der Kirche in der Schweiz liegt in der Einzelgemeinde, nicht in einem Kirchenregiment. Das hat zur Folge, daß die Kirche in ganz anderer Weise volkstümlich ist als in Norddeutschland. Die Kluft zwischen Pfarrer und Gemeinde besteht dort nicht. Die katholische Trennung von Klerus und Laien ist in der Schweiz viel gründlicher aufgehoben. Es war der größte Mangel in Luthers Organisation des kirchlichen Lebens, daß er nicht der einzelnen Gemeinde Vertreter gab. Die Folge war, daß die zur Aushilfe eingesetzte staatliche Beaufsichtigung der Pfarrer zur dauernden Einrichtung wurde. So entstand das Mißgebilde des staatlichen Kirchenregiments, das Konsistorium, das von Luther nur als Notbehelf für einige Zeit gedacht war. Es wurde zur dauernden Institution. Hier haben Zwingli und Calvin einen glücklicheren Griff getan. Die Kirchenältesten haben sich seit der Reformationszeit in allen reformierten Ländern, in der Schweiz, in Schottland, Nordamerika, aber auch in Westfalen und der Rheinprovinz als segensreiche Institution eingebürgert. Es war der größte Fehler bei der Einführung der Union in Preußen 1817, daß man nicht dem Rate Schleiermachers, ihres geistigen Vaters, folgte und überall Gemeindevertreter in den unierten Gemeinden schuf. Man nahm dadurch den Gemeinden die einzige Möglichkeit, durch die sie ihre Wünsche in geordneter Weise hätten aussprechen können. Was war die Folge? Die Kirche wurde in Norddeutschland immer mehr Pastorenkirche statt Gemeindekirche. Eine Gemeinschaft, in der man nicht selber mitarbeiten kann, verliert an Interesse. Kirche gleich Pastor und Konsistorium ist noch immer die Ansicht, die in weiten Kreisen herrscht. Viel zu spät, erst 1873, erhielt die preußische Landeskirche das, wessen sie längst bedurfte: eine Kirchenorganisation, die den Gemeinden ihre Vertretung schuf. Und auch diese wurde durch ein ungeschicktes Wahlrecht für die höheren Instanzen, Provinzial- und

Generalsynode, verdorben. So haben wir seitdem eine zwiespältige Kirchenverfassung, ein staatliches Kirchenregiment und eine von unten aufbauende Synodalvertretung.

Es wird kaum eine unpopulärere und schwerfälligere Behörde geben als die Konsistorien. Im einzelnen mag manche wertvolle Arbeit in den Aktenstößen schlummern, die in beängstigender Weise die Repositorien der konsistorialen Amtszimmer bis zur Decke hin anfüllen. Aber das geistige Leben der Kirchen irgendwie zu leiten oder auch nur heilsam zu beeinflussen, dazu haben sich diese Körperschaften als ungeeignet erwiesen. Alle neuen Bewegungen haben sich im Gegensatz zum landesherrlichen Kirchenregiment Bahn schaffen müssen, sind dann allmählich kirchenregimentlich eingeordnet und eingeschnürt worden. Das eigentliche Leben der Landeskirchen hat sich vielmehr in freien Vereinigungen Ausdruck geschaffen.

Dieser unerquickliche Zustand fehlt in der Schweiz. Es gibt kein Kirchenregiment, sondern nur synodale Kirchenorganisationen. Das Schwergewicht der Kirche liegt in der Einzelgemeinde. Die Einzelgemeinde wählt durch absolutes Mehr ihrer Stimmberechtigten ihren Pfarrer. Daß einer Gemeinde, die mit ihrem Pfarrer zufrieden ist, durch eine von außen einbrechende Instanz der Pfarrer genommen würde, wie wir es in Köln erlebt haben und vielleicht auch in Dortmund erleben werden, ist in der Schweiz ausgeschlossen. Es gibt in mehreren Gemeinden Pfarrer, die ähnlich wie Jatho denken. Nicht alle von ihnen haben dieselbe geistige Kraft und Beredsamkeit. Aber auch die mehr orthodox denkenden Kreise sprechen es offen aus: „Geistige Bewegungen wie diese lassen sich nicht mit Absetzungen aus der Welt schaffen. Wenn es in den Gemeinden Menschen gibt, die einem in der Richtung auf Pantheismus hin modifizierten Christentum huldigen, so mögen sie auch die entsprechenden Pfarrer haben. Die Kirche geht damit nicht zugrunde, wenn es einige Dutzend Männer wie Jatho gibt. Wenn diese nach aufrichtigster Überzeugung ihr Bestes geben, so wirken sie immerhin viel Gutes, zumal es weit radikalere Strömungen gibt, denen diese Männer einen Damm entgegensetzen. Nur gut, daß als Gegengewicht und zur Korrektur auch viele Gemeinden und Pfarrer vorhanden sind, denen der optimistische Idealismus eines Jatho und seiner Gesinnungsgenossen nicht genügt!“ Ich glaube, es ist nicht zu viel verlangt, daß diese Gedanken auch in unseren kirchlichen Kreisen allmählich durchdringen. Der Protestantismus hat es seit über hundert Jahren lernen müssen, daß er eine Fülle verschiedener Typen in sich birgt. Ja sein Reichtum dem Katholizismus gegenüber besteht gerade darin, daß er eine Mannigfaltigkeit religiöser Gestaltungen aufweist. Soll denn der Zustand immer dauern, daß jeder nur bei sich die volle Wahrheit, bei dem anderen nichts als Lüge und Unglauben sehen kann? Das Christentum steht so hoch, daß es jedem, der auch nur ein wenig von seiner Wahrheit erfaßt hat, zur läuternden Macht werden muß. Sollte der Protestantismus gerade auch in seiner kirchlichen Ausgestaltung nicht einer Fülle religiöser Individualitäten sich erfreuen? Wenn der eine mehr das allgemein Religiöse

vertritt, der andere das spezifisch Christliche, so hat jeder seine besondere Gabe, mit der er teils ferner Stehende gewinnen, teils schon reifere Christen fördern kann. Die Kirche geht noch nicht zugrunde, wenn in einigen Stadt- oder Landkirchen ein allgemeiner ethisch-religiöser Idealismus gepredigt wird. Wahrscheinlich ist dies immer noch wirksamer, als wenn andere Pfarrer Bibelsprüche und Gesangbuchverse aneinander reihen oder durch die Schroffheiten altkirchlicher Lehrsätze viele aus der Kirche treiben.

Die am 21. November 1910 beschlossene „Verfassung der evangelisch-reformierten Kirche des Kantons Basel-Stadt" hat den Schritt gewagt, offiziell anzuerkennen', daß in der Kirche die verschiedenen religiösen Auffassungen nicht bloß geduldet werden sollen, sondern daß es auch heilsam ist, wenn sie sich möglichst stark zur Geltung bringen. Sie hat, um auch die etwa vorhandenen Minoritäten zu befriedigen, folgenden Paragraphen ihrer Verfassung einverleibt.

„§ 6. Wenn ein Teil der Angehörigen der evangelisch-reformierten Kirche, sei es in deren Gesamtbereich, sei es in einer oder mehreren Kirchgemeinden, seine religiösen Bedürfnisse durch die Gemeindepfarrer und die offiziellen Gottesdienste nicht als befriedigt erachtet, und daher Geistliche nach seinem Sinn anstellt und besoldet und besondere Gottesdienste und religiösen Jugendunterricht einrichtet, ohne jedoch aus der Kirche auszutreten oder sich sonst den von ihr aufgestellten Pflichten zu entziehen, so steht es der Synode frei, auf ein an sie gerichtetes, die Verhältnisse darlegendes Gesuch hin für jene Zwecke:

1. unter Vorbehalt des Gegenrechts und unter Vorrang der offiziellen Gebrauchszeiten die Mitbenutzung der gottesdienstlichen Lokale und Geräte zu gestatten.

4. einen Beitrag an die Besoldung der Geistlichen zu leisten.

Diese Bewilligungen erfolgen einzeln oder insgesamt auf Widerruf oder auf bestimmte zwei Jahre nicht übersteigende Dauer. Sie sind an die Bedingung geknüpft, daß jene Geistlichen sich in ihren Funktionen an die Bestimmungen der Kirchenordnung halten, sich den kirchlichen Visitationen unterziehen und die in ihren religiösen Unterricht aufgenommenen Kinder, sowie alle vollzogenen persönlichen kirchlichen Handlungen dem zuständigen registerführenden Pfarrer anzeigen."

Mit diesem Paragraphen wird nur auf faktisch bestehende Zustände Rücksicht genommen. In Basel, Bern und einigen anderen Kantonen bestehen bereits sogenannte Minoritätsgemeinden. Diese sind dadurch entstanden, daß eine Minorität mit dem freieren Geist, der in den siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts die alten Agenden und Kirchenordnungen revidierte, unzufrieden war und engeren Anschluß an das Alte suchte. Diese Minoritätsgemeinden wählten eigene Pfarrer. In Basel wurden von ihnen auch drei Kapellen gebaut, da reiche Geldgeber hinter ihnen standen. Man hat nun mit Recht die Empfindung: weil solche Minoritätsgemeinden aus persönlicher eigenartiger Gewissensüberzeugung hervorgegangen sind, soll man sie nicht mit bureaukratischem Formalismus ertöten, sondern in möglichst engem Anschluß an die Landeskirche erhalten. Damit ist das Recht des Protestantismus auf Mannigfaltigkeit der Glaubensüberzeugungen zur offiziellen Anerkennung gekommen. Hierzu führte auch die Erkenntnis der Fehler, die man in der französischen Schweiz gemacht hatte. Die unabhängigen Kirchen der Kantone Waadt, Genf, Neuenburg sind 1847,

1849 und 1873 aus ähnlichen Anlässen entstanden. Sie haben zu dem wenig nachahmenswerten Ergebnis geführt, daß in Dörfern von sechshundert Einwohnern ein landeskirchlicher und ein freikirchlicher Pfarrer nebeneinander wirken, ohne daß beide sich in ihrer Tätigkeit wesentlich unterscheiden.

Am meisten hat sich in Norddeutschland der Zustand überlebt, daß in zahlreichen Gemeinden ein einziger Gutsbesitzer, der sogenannte Patron, den Pfarrer der Gemeinde zu wählen hat. Dies führt natürlich zu den übelsten Wirkungen. Zuweilen ist die Folge: entweder hält der Pfarrer zur Gemeinde; dann hat er es mit dem Patron verdorben oder umgekehrt. Volkstümlich kann eine Kirche nicht werden, so lange derartige Einrichtungen wie Privatpatronate noch möglich sind. In der Schweiz hat sich das allgemeine, gleiche Wahlrecht im Laufe der Jahrhunderte so eingelebt, daß keine Übelstände mit ihm verbunden sind. Jede Gemeinde bemüht sich, einen wirklich tüchtigen Pfarrer zu bekommen, dem sie ihr Vertrauen schenken kann. Sogar die Einrichtung herrscht, daß jeder Pfarrer nur auf eine bestimmte Amtsdauer gewählt wird. In den meisten Kantonen sind es sechs, in Schaffhausen acht, in Glarus drei Jahre. Nach Ablauf dieser Zeit findet entweder eine Wiederwahl statt, oder auch — so ist es in Basel — es muß auf Verlangen einer bestimmten Anzahl von Gemeindegliedern eine Neuwahl angeordnet werden. Diese Maßregel hat nicht zu einer drückenden Abhängigkeit des Pfarrers von der Gemeinde geführt, auch nicht zu einem falschen Haschen nach Popularität. Sie wird in der Schweiz längst nicht als so übel empfunden wie etwa in Deutschland der Druck eines engherzigen Kirchenregiments. Es herrscht vielmehr größere Popularität des Pfarrers, mehr Fühlung zwischen Pfarrern und Gemeinden. Der Pfarrer steht viel mehr im Volksleben darin; er nimmt sehr häufig an den kommunalen Angelegenheiten des Orts den stärksten Anteil. Zuweilen wirkt er als Präsident des Verkehrsvereins an der Hebung des Fremdenverkehrs mit. Übertritte von Pfarrern in kommunale Tätigkeiten, z. B. in der Armenpflege, oder in politische Wirksamkeit als Regierungsrat oder Nationalrat oder Redakteur sind durchaus nicht selten und werden auch nicht als sonderbar betrachtet, da der Pfarrerstand nicht kastenmäßig abgeschlossen ist.

Daher ist es nicht verwunderlich, wenn mehrere Pfarrer der sozialdemokratischen Partei teils nahestehen, teils als eingeschriebene Mitglieder für sie wirken. Man hat in weiteren Kreisen die Empfindung: die Wahrheitsmomente, die in der Sozialdemokratie liegen, müssen eine wirksame Vertretung haben; darum ist es kein Schade, wenn es auch sozialistische Pfarrer gibt. Oft angeführt ist das Wort des allgemein geachteten Züricher Pfarrers und Professors der Theologie Conrad Furrer: „Danken Sie Gott auf den Knieen, daß es noch eine Sozialdemokratie gibt!" Der „Weberpfarrer" H. Eugster hat das Verdienst, die schweizerischen Textilarbeiter organisiert zu haben. Er ist Vorsitzender des Textilarbeiterverbandes und als solcher von der Sozialdemokratie, aber auch von vielen anderen, die ihn hochachteten, in den Nationalrat gewählt.

Freilich hat er auch ebensoviel Anfeindung erfahren. In Zürich, Winterthur, Basel und anderen Städten wie Dörfern wirken, ohne irgendwie von oben angefeindet zu sein, sozialistische Pfarrer mit mehr oder weniger Geschick. Pfarrer Pflüger in Zürich, jetzt Regierungsrat, hat unangefochten nach einem Leitfaden Unterricht erteilt, in dem folgende Fragen gedruckt stehen: „Was bist du, liebes Kind? — Ein Arbeiterkind. — Was sagt Jesus zu den Kindern? — Er ladet sie ins Sozialreich ein. — Willst du dieser Einladung Folge leisten? — Ja, ich will der Einladung Folge leisten und ein tüchtiger Sozialist werden." Manche von diesen sozialistischen Pfarrern haben das Vertrauen weiter Kreise der Bevölkerung, andere sind ausschließlich Arbeiterpfarrer. Doch sammelt sich um mehrere eine Gemeinde, die aus akademisch Gebildeten wie aus aufstrebenden Arbeitern besteht. Infolgedessen haben sich auch „Vereine sozialdemokratischer Kirchgenossen" gebildet, die bei den Pfarrwahlen ihre Wünsche geltend machen und auch tatsächlich die Wahlen beeinflussen. Die Folge dieses Zustandes ist: die schweizerische Sozialdemokratie ist weniger kirchenfeindlich als die deutsche. Die schärfsten antikirchlichen Töne werden von Rednern angeschlagen, die aus Norddeutschland verschrieben sind. Diese haben keine Ahnung von den schweizerischen Verhältnissen und schlagen auf kirchliche Zustände los, wie sie in ihrer Heimat bestehen, in der naiven Voraussetzung, so sei es überall.

Da das politische Leben in einer Demokratie die Beteiligung aller Einwohner ganz anders in Anspruch nimmt als in einer Monarchie, ist es begreiflich, daß die kirchlichen Richtungen bei den politischen Parteien ihre Stütze und Vertretung gesucht haben. Der schweizerische „Verein für freies Christentum" hat, unterstützt durch die freisinnig-demokratische Partei, seit fünfzig Jahren große Erfolge erzielt, weit mehr als der in Deutschland ihm gleichgesinnte „Protestantenverein". In der Ostschweiz hat er die Mehrheit der Bevölkerung für sich. Das konservativer gesinnte Basel, teilweise auch Bern, hat in seinen alteingesessenen Geschlechtern einen scharfen Schnitt zwischen ihren vom alten Pietismus überkommenen kirchlichen Gewohnheiten und den eingewanderten „windigen Ostschweizern" gemacht, die meist zu den kirchlichen Reformern hielten. Jahrzehnte hindurch gab es zwei sich befehdende Kirchenparteien, die fast nur noch nominell in der Kirche unter einem Dach zusammenhielten. Doch hat die Hitze der Parteikämpfe allmählich nachgelassen.

Auch in anderen Dingen hat der Individualismus gesiegt. Der Artikel 49 der Bundesverfassung vom 29. Mai 1874 steht nicht bloß auf dem Papier. Er lautet:

„Die Glaubens- und Gewissensfreiheit ist unverletzlich.

Niemand darf zur Teilnahme an einer Religionsgenossenschaft oder an einem religiösen Unterricht, oder zur Vornahme einer religiösen Handlung gezwungen, oder wegen Glaubensansichten mit Strafen irgend welcher Art belegt werden."

Die Konsequenz dieses Artikels für den Religionsunterricht wird in der Praxis gezogen. Niemand ist gezwungen, sein Kind in den Religionsunterricht zu schicken. Und zwar ist es ganz gleichgültig, ob er selbst einer Kirchengemeinde

zugehört oder nicht. Falls der Religionsunterricht überhaupt oder die Art, wie er erteilt wird, den Eltern nicht gefällt, können sie ohne Angabe von Gründen ihr Kind von den Religionsstunden dispensieren lassen. Eltern können so ihr Kind ohne jeden Religionsunterricht aufwachsen lassen; oder sie können sich mit Gleichgesinnten zusammenschließen und einen besonderen privaten Religionsunterricht gründen. Doch zeigt sich gerade auch hier: wenn jeder Zwang fehlt, so ist die Folge durchaus nicht, daß die Religion in der öffentlichen Meinung sinkt. Von jener Erlaubnis wird nur in äußerst seltenen Fällen Gebrauch gemacht. Dadurch wird aber der Zustand vermieden, der in zahlreichen Familien, etwa in Großstädten wie Berlin, herrscht. Die Kinder hören zu Hause Worte: „Alles, was der Pfarrer sagt, ist Unsinn!" Und dieselben Kinder besuchen den von der Kirche beaufsichtigten Religionsunterricht, und die Eltern lassen ihre Kinder konfirmieren, um sich keinen Unannehmlichkeiten auszusetzen. Gerade im Interesse des Christentums, das nur in der Luft der Freiheit gedeihen kann, würde es liegen, allen schädlichen Zwang wegfallen zu lassen, zumal es eines Kulturstaates unwürdig ist, die Dissidenten in kleinlicher Weise zu belästigen und den Moralunterricht der Freireligiösen als Ersatz für den Religionsunterricht nicht gelten zu lassen. Welche Früchte kann denn ein wider den Willen der Eltern erzwungener Religionsunterricht bringen? Werden nicht dem Christentum durch derartigen Zwang unheilbare Wunden zugefügt?

Der Religionsunterricht wird in den Kantonen mit gemischt-konfessioneller Bevölkerung, wie St. Gallen, ausschließlich von den Kirchen erteilt, denen aber die Schullokale bereitwillig zur Verfügung gestellt werden. In den meisten anderen Kantonen wird der Religionsunterricht die ersten sechs oder sieben Jahre hindurch von der Schule gegeben. Und zwar ist es ein interkonfessioneller Unterricht in biblischer Geschichte und Moral. Katechismusunterricht wird in den Schulen nicht erteilt. Indessen ist der interkonfessionelle Unterricht tatsächlich nicht durchführbar, denn die meisten katholischen Kinder in den Kantonen mit vorwiegend protestantischer Bevölkerung werden auf Verlangen der katholischen Kapläne vom Religionsunterricht in der Schule dispensiert und erhalten vom Pfarrer Religionsunterricht.

Unbekannt ist in der Schweiz auch die staatliche Bevormundung, die Preußen bis vor kurzem gegen seine Einwohner ausübte, so daß innerhalb der preußischen Landesgrenzen kein Krematorium errichtet werden durfte, ebenso unbekannt auch die merkwürdigen Verfügungen von Kirchenbehörden, die den Pfarrern früher die Beteiligung an Feiern bei Leichenverbrennungen untersagten. In den größeren Städten der Schweiz gibt es seit Jahren Krematorien, die von Unkirchlichen wie Kirchlichen benutzt werden. Kein Pfarrer findet es mit der christlichen Sitte unvereinbar, bei Einäscherungen Segen und Trost zu spenden. Es ist eben selbstverständlich: wenn ein Bruchteil der Bevölkerung die Kremation vorzieht, so wird ihn keine Behörde darin hindern. Vielmehr kommen die größeren Kommunen diesem Bedürfnis entgegen.

Was wir von den schweizerischen Kirchen lernen können, ist: mehr Mannigfaltigkeit, weniger Uniformität; Verlegung des Schwergewichts der Kirche in die Einzelgemeinde; größere Verantwortlichkeit der Einzelgemeinde und weniger Hineinregieren von der Zentralbehörde aus. Die synodalen Vertretungen der Kirche müssen möglichst gestärkt werden und die Gemeinde muß zu dem Zwecke ein gesundes Wahlrecht erhalten. Vor allem braucht die evangelische Kirche Gewissensfreiheit und Wahrhaftigkeit. Der Schein, als sei seit dem sechzehnten Jahrhundert nichts geändert, muß abgetan werden. Sofern der Aufsatz von Erich Förster über „Religionsfreiheit und Kirchenreform", in Nr. 48, 49, 51 der Grenzboten 1911, hierauf dringt, ist er zweifellos im Recht.

Im vorstehenden wollte ich zeigen: es gibt bereits Kirchen, in denen diese dringenden Forderungen der Gegenwart durchgeführt sind. Nicht Anarchie ist die Folge größerer Gewissensfreiheit, sondern ein reicheres volkstümlicheres Kirchenwesen.

Titu Maiorescu

Das Bild eines rumänischen Staatsmannes

Von Paul Lindenberg-Berlin

In den Denkwürdigkeiten „Aus dem Leben König Karls von Rumänien", die in knapper Umschreibung die eingehenden Tagebuchaufzeichnungen des Königs enthalten, findet sich unterm 25. Januar 1874 folgende Eintragung: „Maiorescu, Deputierter und Professor an der Universität Jassy, wird in Audienz empfangen. Ein Mann von großen Geistesgaben und deutscher Bildung, hat sich als Schriftsteller hervorgetan und ist das Haupt einer literarischen Schule, der sogenannten neuen Richtung. Der Fürst spricht mit Maiorescu, der ihm für den vakanten Posten des Kultusministers in Vorschlag gebracht worden ist, über Dinge des öffentlichen Unterrichts, und ist überrascht durch seine geistige Gewandtheit und die richtigen praktischen Anschauungen, die er an den Tag legt." Maiorescu, der damals im vierunddreißigsten Lebensjahre stand und bald nach dem Empfange den erwähnten Ministerposten erhielt, ist seit kurzem Chef der rumänischen Regierung, durch das Vertrauen des Königs dazu berufen. Gelehrter, Deputierter, Minister, gelegentlich auch Tagesschriftsteller und mit besonderen diplomatischen Missionen beauftragt, so spielte sich das reichangefüllte Leben des heutigen rumänischen Ministerpräsidenten in buntem Wechsel ab. An Stürmen

fehlte es darin nicht, an leidenschaftlichen Erregungen, deren jähen Ausbruch mit heftigsten persönlichen Angriffen nur der versteht, der einen näheren Einblick in das auf- und niederwogende Parteigetriebe des jungen Donaureiches gewonnen; aber er weiß auch, daß es nicht so schlimm gemeint ist, wie es sich anhört, und daß die wildrauschende Flut oft ebenso rasch zurückebbt, wie sie gekommen. Maiorescu hat selbstverständlich auch an jenen Kämpfen teilgenommen, als einer der Führer der jungkonservativen Richtung; nie ließ er sich jedoch zu dem Fanatismus mancher anderer Parteichefs hinreißen, trotz seines elastischen Temperaments und seiner großen Beredsamkeit. Niemals vergaß er seinen eigentlichen Beruf als Jugend- und Volkserzieher, hielt den Talar des Universitätsprofessors von jedem Fleckchen frei, gab auch seinen leidenschaftlichsten Gegnern nicht den geringsten Anlaß, seine Persönlichkeit zu verdächtigen: ein gerader Mann, ein ehrlicher Charakter, ein offener Feind und treuer Freund, nie seine Macht, wenn er sie in Händen hatte, mißbrauchend oder gar zu egoistischen Zwecken verwendend.

Ein Ziel hatte er von Anfang an als die Richtung seines Lebenspfades erkannt: die Wohlfahrt des Staates, die er in erster Linie zu fördern trachtete, durch Hebung der Volksbildung und damit der allgemeinen Gesittung, durch Pflege des Idealismus in der studierenden Jugend, durch Erweckung und Vertiefung der Freude an der heimischen Literatur und Sprache. Ernste und verantwortungsvolle Aufgaben, zu deren Verfolgung und Erfüllung, außer tiefster Vaterlandsliebe, eigener Idealismus, das Gefühl der Kraft und das Rüstzeug des Wissens gehören.

Letzteres hatte sich Maiorescu auf deutschem Boden geholt, neben einer Fülle bedeutsamer Eindrücke und Anregungen, die dem strebsamen Jüngling, der im Wiener Theresianum seine Vorbildung erhalten, den inneren geistigen Gehalt gaben. An der Berliner Universität lag der junge Rumäne in den Jahren 1858 und 1859 philosophischen und juristischen Studien ob, u. a. bei Gneist, Rudorff, Trendelenburg, Werder und Michelet. Mit den drei zuletzt genannten stand er auch in persönlichem und später brieflichem Verkehr. In Gießen erlangte er dann das Doktorat der Philosophie mit der lateinischen Dissertation „De Herbarti Philosophia“ und ging nach Paris, wo er 1861 „licencié en droit“ an der dortigen juridischen Fakultät wurde. Mehrfach aber kam er nach Berlin zur Herausgabe seiner 1861 in der Nikolaischen Verlagsbuchhandlung erschienenen Schrift: „Einiges Philosophische in gemeinfaßlicher Form“ und um ferner an den Sitzungen der „Philosophischen Gesellschaft“ als deren Mitglied teilzunehmen, wo er oft mit Ferdinand Lassalle diskutierte. Bei einem solchen Berliner Besuche hielt er auch, am 10. März 1861 im Hotel de Russie, zugunsten des Lessing-Denkmals in Camenz einen öffentlichen Vortrag über „Die französische Tragödie der Vergangenheit und die deutsche Musik der Zukunft“, wie er schon während seines früheren Berliner Aufenthaltes eine Reihe von Vorträgen rein gesellschaftlicher Natur, — im Hause des Geh. Rats Klemm, der Jacobischen Erziehungsanstalt usw. — gehalten hatte.

Des jungen Gelehrten geistige Regsamkeit, sein Verständnis für das deutsche kulturelle Leben, seine Freude an wissenschaftlicher Forschung, wohl auch sein gewinnendes Wesen hatten die Aufmerksamkeit der Berliner Universitätskreise auf ihn gelenkt, so daß man ihm nahe legte, dauernd in Berlin zu bleiben und sich der Gelehrtenlaufbahn zu widmen. Aber auch ihn trieb es, wie andere seiner auf deutschen Hochschulen ausgebildeten Landsleute, so Demeter Sturdza und P. Carp — um nur zwei tönende Namen zu nennen — nach der Heimat, um sich in ihren Dienst zu stellen. In treuer Dankbarkeit jedoch bewahrte er Deutschland wie dessen wissenschaftlichen Methoden und Geistesschätzen seine anhängliche Liebe, und diese Liebe hat er bis heutigen Tags behalten, so oft sie ihm auch verdacht worden sein mag.

Anfangs der sechziger Jahre finden wir den Heimgekehrten erst als Universitätsprofessor in Bukarest, dann als solchen in Jassy, philosophische und geschichtliche Vorlesungen haltend. Zugleich begann er in Wort und Schrift für eine völlige Umänderung und Neugestaltung des Volks- und Mittelschulunterrichts, sowie für eine weit stärkere Heranziehung des Lateinischen in den Gymnasien energisch und planmäßig einzutreten. Er stieß zunächst fast überall auf taube Ohren und fand für seine wichtigen Pläne nur ein geringes Verständnis; man hatte, obwohl Fürst Kusa, unter dem die Moldau und Walachei ihre Vereinigung erfahren, ein neues Unterrichtsgesetz erlassen, anderes zu tun, als sich — nach der Meinung Vieler — um derartige nebensächliche Dinge zu kümmern. Denn in dem mit Not und Mühe zusammengekitteten jungen Staat sah es arg aus; die Politik beherrschte alle Gemüter, die stets drückender werdende Sorge um die Zukunft des Landes ängstigte die Besten. Fürst Kusa hatte, trotzdem er einzelne wichtige Reformen eingeführt, die Hoffnungen der Patrioten mehr und mehr enttäuscht; überall war Schlendrian eingerissen, das Protektionswesen blühte, man dachte am Fürstenhofe bloß noch an das Heute und kümmerte sich nicht um das Morgen, die allgemeine Mißwirtschaft in den Regierungskreisen führte zur völligen Leerung der staatlichen Kassen, ein Ministerium löste das andere ab, alles geriet in Schwanken und Wanken. Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß unter diesen Verhältnissen der öffentliche Unterricht besonders litt, und trostlos lautete denn auch der Bericht, den C. A. Rosetti, der als Kultusminister dem ersten, vom jungen Hohenzollernfürsten gleich nach seinem am 20. Mai 1866 erfolgten Eintreffen gebildeten Ministerium angehörte, dem Fürsten Karl erstattet: die Lyceen und Schulen standen auf niedrigster Stufe, die Räume, in denen sie sich befanden, bedeuteten Ansteckung und Tod; von über dreitausend Dorfgemeinden besaßen kaum dreizehnhundert Schulen, und diese, abgesehen von dem fragwürdigen Unterricht, waren in Baracken untergebracht, meist ohne Licht und Luft, ungehindert drangen Schnee und Regen ein!

Auch die beiden aus Fachkursen hervorgegangenen Universitäten, von denen die Jassyer 1860, die Bukarester 1863 begründet ward, ließen vieles zu wünschen übrig. Hauptsächlich aus Mangel an Mitteln mußte man, wie es seitens

anderer Staaten geschehen, von der Berufung bewährter ausländischer Kräfte absehen; man nahm seine Zuflucht zu jungen Rumänen, die auswärtige Universitäten besucht, und räumte ihnen nach einer Prüfung den Lehrstuhl ein — der gute Wille und ein recht gehobenes Nationalitätsgefühl mußten vielfach die fehlenden Kenntnisse ersetzen. Auch an dem erforderlichen Unterrichtsmaterial mangelte es anfänglich fast völlig; selbst die Professoren der auf Beobachtung und Experimente gegründeten Wissenschaften waren genötigt, sich auf rein theoretische Vorlesungen zu beschränken.

Man kann sich denken, wie bitter Titu Maiorescu, der erfüllt war von den Vorzügen und Erfolgen der strengen preußischen Schulung, alles das empfand, und mit welchem leidenschaftlichem Eifer er eine Umwandlung zum Besseren herbeiführen wollte. Um ihn scharten sich gleich ihm Denkende und Empfindende: der Dichter V. Alexandri, Jakob Negruzzi, der als Romanschriftsteller Geltung erlangt hat, der Geschichtsforscher A. D. Xenopol, der literatur- und sprachenkundige Scheletti und andere, die einen Verein: „Junimea" („Die Jugend") bildeten und sich 1867 in den von Negruzzi geleiteten, noch heut bestehenden „Convorbiri literare" („Literarische Unterhaltungen") eine wirksame, vielgelesene Zeitschrift schufen. Die „Junimisten", wie sie bald genannt wurden und deren Haupt Maiorescu war, strebten die geistige Hebung und Veredlung ihres Volkes an. Sie suchten dies durch Herausgabe guter Schulbücher und Veröffentlichung trefflicher Übersetzungen ausländischer Klassiker, durch Hinweis auf die Schätze der rumänischen Volkspoesie und den Wert der heimischen Sprache, die sie von fremden Beimischungen zu säubern trachteten, herbeizuführen. Daneben stritten sie mit frohem Eifer gegen die falschen Götter, die sich in Literatur und Wissenschaft einzuschmuggeln trachteten, warnten vor nationaler Überhebung und einem zu hochgespannten Ehrgeiz, der mehr schaden wie nutzen konnte, gleichzeitig aber auch vor der Bevorzugung des Fremden, besonders der Französelei. Als wirksames Gegengewicht der letzteren — französische Einflüsse jeder Art waren von früh an sehr stark und ausschlaggebend in Rumänien gewesen — traten sie energisch für eine umfassende Berücksichtigung der deutschen Bildung und Kultur ein, um die man sich an der Donau bisher herzlich wenig gekümmert hatte, die nun aber einen stets tiefergehenden Einfluß gewannen.

Das Streben und Trachten der Junimisten wurde unterstützt durch die allmähliche politische wie wirtschaftliche Gesundung des schwergeprüften Staates unter der Regierung des Fürsten Karl, der langsam, unter denkbar ungünstigsten Verhältnissen, Ordnung zu schaffen wußte. Dem Unterrichtswesen, dessen beklagenswerten Tiefstand er sogleich erkannte — „es leidet an starrem Formelwesen, mehr äußerlichem Auswendiglernen als innerlichem Beherrschen des Lehrstoffs", lautet eine Tagebuchnotiz des Fürsten vom 13. Juli 1866 —, wandte er sein spezielles Interesse zu; häufig wohnte er den Prüfungen bei, gab Anregung zur Befolgung neuer Lehrmethoden und ließ auf seine Kosten, im Betrage von 300000 Franken, in Paris einen Atlas herstellen, den ersten, der in rumänischer

Sprache und für Rumänien erschien, und der an sämtliche Schulen unentgeltlich verteilt wurde. Mit Freuden begrüßte er die im August 1867 in Bukarest stattgefundene Begründung der Literarischen Gesellschaft, aus der sich alsbald die Akademie entwickelte, und versammelte häufig ihre Mitglieder, die ihm das Ehrenpräsidium übertrugen, bei sich, um mit ihnen die Aufgaben der neuen Gesellschaft, die Herausgabe einer einheitlichen rumänischen Grammatik und eines rumänischen etymologischen Wörterbuches in eingehender Weise zu besprechen.

Es war natürlich, daß die Bestrebungen Maiorescus und dessen Anhänger die lebhafte Teilnahme des Fürsten erweckten, der, wenn er auch vom Augenblick des ersten Betretens rumänischen Bodens an Rumäne geworden, wenige Jahre später vom Oxforder Max Müller mit Recht als „Markgraf europäischer Kultur an der Donau" bezeichnet werden konnte.*) Eine nähere persönliche Fühlung zwischen dem Fürsten und dem Gelehrten, der unterdessen an die Bukarester Universität berufen und mehrfach zum Deputierten, als solcher der konservativen Partei angehörend, gewählt worden war, trat erst im oben genannten Zeitpunkt ein. Als Minister versuchte nun Maiorescu, der sich weiten wissenschaftlichen und literarischen Ruf erworben, seine Schulpläne tatkräftig zu verwirklichen. Ein neues Unterrichtsgesetz wurde ausgearbeitet; es bestimmte die Errichtung mehrerer Seminare zur besseren Vorbildung der Volksschullehrer, ferner die Gründung von Real- und Gewerbeschulen, um jene jungen Leute, die einen praktischen Beruf zu wählen gedenken, von den Gymnasien fernzuhalten und sie mit geeigneten Vorkenntnissen zu versehen. Das Gesetz fand, mehr aus innerpolitischen Gründen, eine heftige Gegnerschaft; Maiorescu gab im Frühling 1876 seine Entlassung als Minister und wurde durch Carp ersetzt, der die Unterrichtsreform seines Vorgängers durchzuführen trachtete. Hierbei trennten sich Jung- und Altkonservative, das Ministerium fiel und machte einem liberalen Platz, Carp aber ward von nun an Führer der „Junimisten" (Jungkonservativen), die, auf Veranlassung von Lascar Catargius, bereits 1871 in die politische Arena eingetreten waren.

Während dieser politischen Kämpfe daheim weilte Maiorescu in Berlin, um die Vorverhandlungen für einen Handelsvertrag mit Deutschland zu führen und eine Regelung der leidigen Eisenbahnfrage — Stroußbergschen Angedenkens — anzustreben. Dieser beiden recht umständlichen und schwierigen Aufgaben entledigte er sich mit glücklichem Geschick und knüpfte neben den alten, nie unterbrochen gewesenen Berliner und sonstigen deutschen Beziehungen vielerlei neue. In seiner Heimat wurde dann wieder der übliche Kreislauf: Universität, Deputiertenkammer, Ministersessel, fortgesetzt, wobei oft die zur nationalen

*) Vgl. hierzu einen Brief Friedrich Wilhelms des Vierten an den Gesandten Emil Freiherrn von Richthofen, der zusammen mit anderen Rumäniens Gründungsgeschichte betreffenden Dokumenten im Laufe des nächsten Quartals in den Grenzboten veröffentlicht werden soll. G. Cl.

Würde und Mäßigung mahnende Stimme des Gereiften, sich auch bei den Gegnern Gehör erzwang. Gleich den literarischen Aufsätzen Maiorescus, der durch seine umfassende geistige Tätigkeit einen tiefen Einfluß auf die ganze moderne rumänische Literatur und Kultur ausübte, und als erster positive Ideen zur Reorganisation heimatlichen Dichtkunst, die völlig dem Deklamatorischen verfallen war, in die Tat umsetzte, sind diese parlamentarischen Reden in mehreren Bänden gesammelt erschienen und bilden, ganz abgesehen von ihrer vollendeten Form und ihrem geistigen Gehalt, einen wichtigen Beitrag zur neuesten geschichtlichen Entwicklung Rumäniens.

Der Siebzigjährige, der sich in erstaunlicher Weise jugendliche Frische in geistiger wie körperlicher Beziehung und die echte, rechte Lebensfreudigkeit bewahrt hatte, wurde bei der im Januar 1911 erfolgten Berufung der unter der Leitung Carps stehenden, jung-konservativen Regierung mit dem Ministerium des Äußeren betraut. Auch diesen verantwortlichen Posten wußte er umsichtig auszufüllen, indem er gute Beziehungen zu allen Staaten, insbesondere zu jenen des Dreibundes — bereits anfangs 1881 war Maiorescu in einer vielbeachteten deutschen Veröffentlichung für die Annäherung Rumäniens an Österreich-Deutschland eingetreten — unterhielt und geschickt Konflikte vermied, zu denen es im nahen Ungarn sowie in anderer Nachbarschaft nicht an Stoff fehlte.

Auch jetzt als Ministerpräsident hat Maiorescu die auswärtigen Angelegenheiten in seiner Hand behalten. Gelingt es ihm, die durch die letzten inneren Kämpfe bis zur Siedehitze erregten Gemüter zu besänftigen, so wird seine Führung der Regierung eine ersprießliche sein, zumal der glänzende Stand des Staatsbudgets, das für das neue Geschäftsjahr mit einem Überschuß von etwa 70 Millionen Franken sicher rechnet, die Durchführung wichtiger Reformen ermöglicht und auch für fernere militärische Rüstungen erhebliche Mittel erübrigt. Sollte, was von einzelnen Stellen befürchtet wird, die nahe Zukunft ernstere Wirren am Balkan bringen, so steht der neue Ministerpräsident unter einem kundigen, entschlossenen Kapitän, seinem Könige Karl dem Ersten.

Unſer Ich

Von Elſe Wentſcher-Bonn

Durch alles, was wir erleben und erfahren, geht ein tief einſchneidender Gegenſatz: eine Scheidung, die jeder Menſch in derſelben Weiſe erlebt, obgleich ein jeder die Grenze an anderer Stelle zieht: es iſt der Unterſchied zwiſchen dem, was zu unſerem Selbſt und dem, was zur Außenwelt gehört, zwiſchen unſerem Ich und dem, was man im philoſophiſchen Sprachgebrauche als Nicht-Ich bezeichnet. Es gehört keine hohe Intelligenz dazu, um ſich dieſes Unterſchiedes bewußt zu ſein; auch das niedrigſte Geſchöpf fühlt ihn unmittelbar. „Der getretene Wurm, der ſich im Schmerze krümmt, unterſcheidet ſein eigenes Leiden gewiß von der übrigen Welt, obgleich er weder das Ich noch die Natur der Außenwelt begreifen mag.“ Nicht verſtandesmäßiges Erkennen alſo, ſondern ein unmittelbares Selbſtgefühl iſt die Grundlage unſeres Selbſtbewußtſeins; — durch dieſes Selbſtgefühl verſpüren wir die unſer eigenes Weſen treffenden Einwirkungen als eigenes Leid oder eigene Luſt, im Gegenſatz zu allem anderen, was uns nicht unmittelbar trifft.

Fragen wir nun aber: „was iſt dieſes unſer Selbſt, unſer Ich, das wir ſo unmittelbar zu empfinden glauben?“ ſo gibt uns die wiſſenſchaftliche Pſychologie keine eindeutige Antwort auf dieſes grundlegende Problem. Die älteſte philoſophiſche Auffaſſung, die ſich die Frage nach der Natur unſeres Ich, nach dem Weſen unſerer Seele, ernſthaft vorlegte, erblickte darin eine unzerſtörbare, unveränderliche (denkende) Subſtanz. An dieſer, auf Ariſtoteles zurückgehenden, dogmatiſchen Auffaſſung hat zuerſt der engliſche Empirismus des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts (Locke, Hume) Kritik geübt: wir finden in unſerem Geiſte überall nur Inhalte und deren Verknüpfungen; einen Träger dieſer Inhalte, ein ſeeliſches Subjekt aber finden wir nirgends.

Dieſen beiden extremen Auffaſſungen ſtellt Kant eine dritte gegenüber: Die grundlegendſten ſeeliſchen Tatſachen zwingen uns zwar, ein alle Bewußtſeinsmomente in ſich hegendes Ich anzunehmen; aber die wahre Natur dieſes unſeres Weſens muß unſerem menſchlichen Erkennen dauernd verſchloſſen bleiben. — Durch dieſe typiſch-verſchiedenen Auffaſſungen iſt auch die moderne Problemlage im Grunde noch beſtimmt. Die auch heut noch vorhandenen Verſuche,

das Wesen der Seele aus dogmatisch-vorgefaßten Begriffen zu bestimmen, dürfen wir, nach Kants Kritik unseres Erkennens, freilich nicht mehr ernst nehmen. Denn sie hat erwiesen, daß denknotwendiges Erkennen nur so weit Gültigkeit hat, als Erfahrung reicht, daß wir also eine Wesenserkenntnis des den Erfahrungen zu Grunde liegenden Realen nicht besitzen. Aber wir dürfen, ja wir müssen — nach Kant — doch fragen: was haben wir auf Grund der Erfahrungstatsachen, die uns gegeben sind, von ihren realen Grundlagen vorauszusetzen, zu „postulieren"? Also, in Anwendung auf das Ich-Problem: sind unsere Bewußtseinserlebnisse so beschaffen, daß wir ein sie alle in sich hegendes einheitliches Ich als Subjekt voraussetzen müssen?

Diese Frage nun findet — auch unter den heutigen Denkern — einerseits eine Lösung, die, dem englischen Empirismus verwandt, unser Bewußtsein in eine Mannigfaltigkeit von Inhalten und Funktionen, ohne Träger, ohne Subjekt, auflöst. Der Hauptvertreter dieser Ansicht ist Wundt: die „Einheit des Bewußtseins", die Tatsache also, daß wir eine Fülle der verschiedensten Bewußtseinserlebnisse im einheitlichen Bewußtsein hegen, und daß wir uns — innerhalb der wechselnden Fülle dieser Erlebnisse — als identisch vorkommen, — sie beruht für Wundt nicht in der tatsächlichen Einheit und Identität irgend eines seelischen Subjektes. Ein solches gibt es innerhalb des Seelischen nicht; jene Bewußtseinstatsache beruht nur auf der Gesetzmäßigkeit und stetigen Wiederkehr gewisser Bewußtseinsinhalte.

Dieser Auffassung aber stehen andere gegenüber, die ein identisches seelisches Subjekt als grundlegende Bedingung alles psychischen Lebens fordern, weil der Gedanke eines Fühlens und Wollens ohne ein fühlendes und wollendes Subjekt unvollziehbar ist, und weil ihnen das Ich als die conditio sine qua non alles geistigen Lebens erscheint. In der Tat: wir müßten unsere gewohnte Auffassung des Seelenlebens völlig modifizieren, wenn die Voraussetzung sich als falsch erwiese, die der wechselnden Fülle unserer Eindrücke ein einheitliches seelisches Subjekt zugrunde legt. Aber nicht nur theoretisch, auch praktisch müßten wir auf Grund einer so veränderten Auffassung umdenken.

Ist mit dem Wechsel und Fluß der Bewußtseinserlebnisse unser ganzes Wesen in beständigem Flusse, dann sind wir tatsächlich heute nicht mehr dieselben wie gestern und wie vor einem Jahre. Wo aber bliebe dann alle Beständigkeit und Zuverlässigkeit alles menschlichen Wesens und Wollens? Bedeutet nicht „Wollen", daß wir, im Gegensatz zu zufälligem Reagieren, in unserem Handeln die Überzeugung und Billigung bekunden, die der Ausdruck unseres innersten Wesens ist? Und ist „Charakter" etwas anderes, als Konsequenz und Beständigkeit dieses unseres Wesens?

So ist es in der Tat eine grundlegende Frage, ob auch auf dem Boden der modernen Psychologie die Annahme zurecht besteht, daß dem ewigen Fluß der Erlebnisse ein sie alle in sich hegendes, identisches, oder doch konsequent sich entwickelndes seelisches Subjekt gegenübersteht — oder ob alles Seelenleben in

eine bloße Mannigfaltigkeit von Erlebnissen aufzulösen ist. Wir wollen versuchen, diese Frage kurz zu erwägen.

Was ist zunächst unser Wesen, wie es sich unserer Erfahrung unmittelbar darbietet, unser Ich, das wir von allem andern uns Fremden unterscheiden?

Wir werden bereit sein, zu antworten: unser Leib und unsere Seele. Aber unser Körper — gehört er nicht zur Außenwelt? Steht er nicht unter denselben Gesetzen wie die übrige Natur, und ist er nicht in allen Lebensbedingungen so von ihr abhängig, daß wir ihn notwendig als ein Glied der Außenwelt auffassen müssen? Ja, empfinden wir nicht oft genug selbst unseren Körper als etwas unserem eigentlichen Wesen Fremdes?

Aber wir kennen kein geistiges Leben ohne zugeordnetes körperliches; unser Körper mit seinen Sinnesorganen ist das Mittel, durch das die Außenwelt zu unserem Bewußtsein gelangt; er ist das Instrument, das intakt sein muß, wenn unser Geistesleben normal verlaufen soll. Die Einwirkungen und Funktionen, die sich in ihm abspielen, empfinden wir als unsere Zustände; er ist das Werkzeug, an das unsere Einwirkung auf die Außenwelt gebunden ist. So sind also Leib und Seele mit tausend Fäden aneinander geknüpft. Aber nicht dieses Wechselverhältnis soll uns heut beschäftigen, sondern nur eine Seite unseres Seins, die seelische. Worin besteht unser geistiges Selbst, unser Ich?

Unser Seelenleben offenbart sich uns in der Fülle der Bewußtseinsdaten, die wir in uns rege finden. Auf die physikalischen Vorgänge der Luft- und Ätherschwingungen, auf Stoß oder Druck und die daran geknüpften physiologischen Vorgänge im Nervensystem antwortet unsere Seele, indem sie etwas in diesen äußeren Reizprozessen ganz Unvergleichliches hervorbringt: Töne oder Farben, Geruchs- oder Geschmacksempfindungen, die Wahrnehmung von Wärme, Kälte oder körperlichem Schmerz. Aus diesen durch Sinneswahrnehmung vermittelten seelischen Elementen baut sie kraft der ihr eigentümlichen Funktionen das Bild der Außenwelt auf: die Spuren des einst Wahrgenommenen bleiben im Gedächtnis und verschmelzen mit neuen ähnlichen Erfahrungen zu Vorstellungen, die sich nach bestimmten Gesetzen im Bewußtsein verknüpfen und einordnen und so die Grundlage für ein Erkennen, Vergleichen und Unterscheiden, also für unser Denken schaffen. So vermögen wir, der Beziehungen und Gesetzmäßigkeiten, die in dem Gegebenen walten, inne zu werden, denkend darüber zu urteilen, und aus dem Gegenwärtigen Schlüsse auf die Vergangenheit oder Zukunft zu ziehen. Dieses ganze seelische Erleben kann sich unwillkürlich, ohne unser Zutun in unserem Geiste abspielen; es kann aber auch das Produkt aufmerksamer, zielbewußter geistiger Arbeit sein. Konzentriertes, zweckbewußtes Arbeiten und Denken, unaufmerksame, halbunbewußte Hingabe an das zufällig Dargebotene, — sie fließen, ebenso wie die wechselnden Inhalte, in unserem Geiste beständig durcheinander, in mannigfachsten, feinen Übergängen.

Aber unser Seelenleben ist viel reicher: es birgt im Wechselspiel mit diesen intellektuellen Momenten die Fülle der Regungen, in denen wir uns in eigen

tümlicher Weise unseres eigenen Zustandes oder des Wertes, den irgendein Erlebnis für uns hat, bewußt werden: die mannigfache, fein differenzierte Skala der organisch oder intellektuell bedingten Gefühle, der Stimmungen, der Affekte und Leidenschaften. Alle diese Momente aber werden in besonderem Maße für uns wirksam, indem sie, im Verein mit unserem Vorstellen und Denken, als Wünsche, als Triebe und Neigungen, als Ziele, Grundsätze und Ideale — zu Beweggründen für unser Wollen und Handeln werden.

So kann man unser Seelenleben einem Strom vergleichen, in dem beständig unzählige Wellen dahinfließen, einander bedingen und ablösen, entstehen und wieder vergehen. Aber in diesem unendlichen Wechselspiel, in dem kein Moment dem vorigen völlig gleicht — wo sind wir selbst? Wir sind es, so werden wir antworten, unser Ich, dem alle die wechselnden Erlebnisse gegeben sind, die Subjekte des Vorstellens, Denkens, Fühlens und Wollens. Gewiß; aber was ist dieses Ich? Ist es etwas anderes als wiederum ein Erlebnis, das in jedem Augenblick zu der Fülle der anderen Erlebnisse hinzugefügt wird? Die seelischen Erlebnisse sind in der Tat so beschaffen, als ob ein Subjekt es wäre, das sie alle auf sich bezieht. Aber was bürgt uns dafür, daß dieser Beziehung, die eben zu den seelischen Funktionen gehört, ein tatsächliches Verhalten entspricht, — daß der erlebten Einheit eine wirkliche zugrunde liegt? Worin sollte auch die Identität eines innerhalb des beständigen Wechsels beharrenden seelischen Subjektes bestehen? Haben wir doch in der gesamten übrigen Wirklichkeit kein Analogon für ein solches Verhalten. Ist die erlebte Bewußtseinseinheit nicht vollkommen erklärt, wenn wir sie — mit hervorragenden modernen Psychologen — aus den Gedächtnistatsachen, ohne Zuhilfenahme eines rätselhaften identischen Subjektes, abzuleiten versuchen? Bleiben die Spuren des einmal Erfahrenen im Gedächtnis und beleben sie sich bei neuen ähnlichen Erlebnissen wieder, dann entsteht eine Kontinuität in unserem Bewußtsein, die die Erscheinung der Subjektseinheit hervorbringen könnte.

Ist es schon schwer, im normalen Leben das Bestehen einer wirklichen Subjektseinheit zu denken, so enthalten bestimmte psychopathologische Tatsachen, wie es scheint, den wirklichen Beweis von der Uneinheitlichkeit unseres Seelenlebens. Es sind die Fälle veränderten oder verdoppelten Bewußtseins, in denen die Kranken sich tatsächlich in periodischem Wechsel als zwei oder mehrere Persönlichkeiten vorkommen. Oft zeigt dabei das eine Persönlichkeitsbild einen anderen Habitus als das andere; Erinnerungen reichen entweder überhaupt nicht herüber und hinüber, oder es fehlt doch jedes Bewußtsein, daß die beiden völlig verschiedenen Wesen etwas miteinander gemein haben. Anderseits gibt es auch Fälle, in denen die Kranken sich zu gleicher Zeit als verdoppelt, als gespalten vorkommen, wo z. B. die eine Seele beständig das tut, was die andere quält, oder wo das eine Ich das andere als tot beklagt. Wir besitzen jetzt eine zuverlässige, auch dem Laien zugängliche Darstellung und feinsinnige Analyse dieser psychologisch höchst interessanten Krankheitserscheinungen in Konstantin

Oesterreichs Buch: „Die Phänomenologie des Ich in ihren Grundproblemen.“*) Man hat in diesen Krankheitserscheinungen den triftigsten Einwand gegen jede Subjektspsychologie erblickt. Sprechen nun die Bewußtseinsstörungen, die Doppelheitserscheinungen, so wie wir sie hier kennen lernen, tatsächlich gegen die Einheit unseres seelischen Subjektes? Wir haben als Ursache dieser Erscheinungen zunächst in allen Fällen starke Gedächtnisstörungen anzunehmen, die sich zuweilen so steigern, daß der Kranke seinen Namen und sein ganzes bisheriges Leben vergißt. Dazu gesellen sich — vor allem in den Fällen simultaner Spaltung — oft psychische Zwangsprozesse; sie können zuweilen den beabsichtigten Betätigungen so stark entgegengesetzt sein, daß die Kranken das Gefühl haben, als lebte in ihnen ein anderes Ich, das z. B. Verwünschungen ausspricht, während sie beten wollen, oder das beständig zwangsmäßig rechnet oder kritisiert. Die Besessenheitserscheinungen, die vor allem in religiös-erregten und abergläubischen Zeiten häufig beobachtet werden, sind psychologisch auf diesem Wege zu erklären. Auch unnormal starke Einfühlung in das Seelenleben anderer Menschen kann zu der Illusion führen, als ob wir ein Stück dieser anderen Persönlichkeit in uns trügen, und somit ein Doppeldasein führten. In allen diesen Fällen also handelt es sich um eine Trübung des gesunden Urteils, die durch Störungen im Seelenleben hervorgerufen wird.

Liegt nun aber dem scheinbaren Verlust oder der scheinbaren Verdoppelung der Persönlichkeit eine wirkliche Verdoppelung oder eine entsprechende Veränderung des seelischen Subjektes zugrunde? Ist der Gedanke auch nur faßbar, daß der seelische Tatbestand wirklich der pathologischen Deutung, die die Kranken ihm geben, entspreche? Fassen sie sich doch oft zu gleicher Zeit als verdoppelt und als nicht mehr vorhanden auf! Wie will eine wörtliche Deutung diese widersprechenden Tatsachen reimen? Als elementarste Krankheitsursache müssen wir in allen Fällen dieser Bewußtseinsstörungen krankhafte Veränderungen des gesamten Lebensgefühls annehmen. Das Bewußtwerden einer solchen Veränderung aber setzt voraus, daß der frühere Zustand — wenn auch noch so unklar — erinnert, mit dem jetzigen verglichen, und die Veränderung daraufhin gespürt werde. Setzt aber nicht jedes, auch das unklarste Vergleichen und das schwächste Bewußtsein einer Veränderung wiederum voraus, daß dasselbe Subjekt es ist, das einst jenes und jetzt dieses erlebt, und das darum die Veränderung bemerkt? So scheint also die pathologische Bewußtseinsstörung gerade das Vorhandensein eines inmitten aller Veränderungen identischen Subjektes zu beweisen.

Wir müssen uns auch vergegenwärtigen, daß bei aller Gedächtnisstörung der Verlust des Gedächtnisses nirgends radikal ist. Sonst müßte ja das Sprechen, das Erkennen, kurz jede Funktion und jedes Vorstellen und Denken neu erlernt werden; denn für sie alle sind Gedächtnisspuren die conditio sine qua non. Wir müssen uns ferner klar machen, daß jede Möglichkeit eines Gedächtnisses

*) Bd. I Verlag von Johann Ambrosius Barth.

an eine Bedingung gebunden ist: dasselbe Subjekt muß es sein, das einst etwas erlebt hat und das jetzt das einst Erlebte wieder in sich lebendig macht; nur das ist der Sinn von Gedächtnis und Erinnerung. Darum setzen diese grundlegenden seelischen Verhaltungsweisen die Identität eines seelischen Subjektes im Wechsel der Erlebnisse voraus. Niemals kann demnach umgekehrt das Subjekts-Erlebnis aus dem Gedächtnis erklärt werden; immer bliebe ja bei einem solchen Versuch die Frage ungelöst: wer erinnert denn das Vergangene?

Die Psychologie, die mit seelischen Erlebnissen ohne Subjekt auszukommen versucht, übersieht, daß die elementarsten psychologischen Tatsachen nicht Wahrnehmungen, Gefühle, Gedanken schlechthin sind, sondern stets die Tatsache, daß ich denke, ich wahrnehme usw. Vermögen wir den Begriff eines Fühlens oder Denkens ohne ein Subjekt, das fühlt oder denkt, überhaupt zu fassen? Und können wir die Gesamtheit unseres geistigen Lebens tatsächlich als eine Reihe von Vorgängen ohne ein Subjekt, an das sie alle gebunden wären, erklären? Wir verglichen die Fülle der Bewußtseinstatsachen, die wir beständig in uns erleben, einem Strom. Aber könnten wir uns dieser wechselnden Mannigfaltigkeit überhaupt bewußt werden, wenn die Voraussetzung nicht erfüllt wäre, daß dasselbe Subjekt es ist, das zuerst eins und dann alle die anderen Glieder der Reihe erlebt und sich darum des Wechsels in seinem Erleben bewußt ist? Nicht der Wechsel, aber das Bewußtsein des Wechsels setzt, wie jedes Erfassen einer Mannigfaltigkeit, ein im Wechsel beharrendes Subjekt voraus. Es ist eben die Signatur alles Psychischen, daß alle seine Regungen ein Ich voraussetzen, als dessen Funktionen oder Inhalte sie allein gedacht werden können. Die Tatsache aber, daß wir aufeinanderfolgende Erlebnisse im Gedächtnis behalten und in einheitlichem Bewußtsein hegen, bekundet, daß unser seelisches Subjekt, unser Ich innerhalb des Wechsels weitgehend identisch bleibt.

Die pathologischen Tatsachen widersprechen, wie wir sehen, dieser Subjektseinheit nicht, sie setzen im Gegenteil eine solche voraus. Gewiß bleibt das Wesen dieses identischen geistigen Subjekts, das wir fordern müssen, für unseren Verstand ein Rätsel. Aber gelingt es uns auf irgend einem Gebiete, alle Rätsel zu lösen, und das Letzte noch zu erklären? Vermag jemand anzugeben, was ein Atom oder ein Elektron seinem Wesen nach sei, und wie sie es anstellen, die Wirkungen hervorzubringen, die wir erfahren? — Jedenfalls führt der Versuch, unser Seelenleben lediglich aus wechselnden Vorgangsreihen, ohne ein allen zugrunde liegendes Erlebendes, zu erklären, zu noch größeren Schwierigkeiten. Denn er mutet uns, wie wir sahen, zu, Denkunmögliches zu denken: ein Vorstellen, Fühlen oder Wollen, das niemandes Vorstellen, Fühlen oder Wollen ist.

Im Gegensatz zu dieser Auffassung sehen wir das Wesen des Seelischen durchweg in Ich-Erlebnissen bestehen. Dieser — von allem Physischen unterschiedene Charakter des Seelischen — kommt uns zum Bewußtsein vor allem im Fühlen, das stets das Bewußtsein unseres Zustandes, und im Wollen, das

der Ausdruck unserer Billigung ist. Müssen wir voraussetzen, daß das seelische Subjekt im Wechsel seiner Erlebnisse im Grunde identisch bleibt, so ist eine Entwicklung, eine Entfaltung damit natürlich nicht ausgeschlossen. Wir müssen annehmen, daß Kontinuität und Gesetzmäßigkeit in dieser Entwicklung, die durch die gegebene Anlage und die Summe der Einwirkungen und Erlebnisse bestimmt ist, herrschen. Diese Annahme ist gerechtfertigt durch die Kontinuität der psychischen Entwicklung, die wir tatsächlich sehen, und auf die z. B. alle pädagogische Arbeit rechnet. Sie ist aber auch die unbedingte Voraussetzung für alle Zuverlässigkeit menschlichen Wesens und Handelns überhaupt; sie gehört somit zu den Postulaten, auf die alles wissenschaftliche und allgemein-menschliche Denken beständig baut.

Venezianische Nacht

Erzählung von Johannes Jegerlehner

Nach alter Tradition feiert der Venetianer am 11. Juli im Giudeccakanal sein größtes Fest. Parallel mit den Fondamenta delle Zattere, dem Uferquai des südlichen Stadtteils, erstreckt sich die von sieben Kanälen durchschnittene Giudecca-Insel. In der Mitte, mit der Front gegen den Kanal erhebt sich die Chiesa del Redentor, die schönste der vier Giudeccakirchen. Im Pestjahre 1577 wurde sie einem Gelübde zufolge errichtet, und nun pilgerte der Doge alljährlich am 11. Juli mit der Signoria zu dieser den Kapuzinern anvertrauten Stätte. Dieser 11. Juli ist im venezianischen Staatskalender als der erste und feierlichste Tag eingezeichnet.

Abends gegen vier Uhr, bevor die erfrischende Seebrise einsetzte, herrschte auf dem Markusplatze reges Leben. An der Riva degli Schiavoni entstiegen unaufhörlich Menschenmassen den kleinen Dampfern aus Triest, Capo d'Istria, Fiume, Mestre, Torcello, Chioggia. Vor dem Dogenpalast schaukelte eine bunt bewimpelte Dampferflotte, in der sogar die goldverzierte Jacht des Königs von Griechenland nicht fehlte. Wären die starren Schlote mit Segeln verdeckt gewesen, man hätte sich in die Zeiten eines Dogen Mocenigo, in die Periode der venezianischen Großmachtstellung zurückversetzt geglaubt. Die schnellen Schwalbendampfer des großen Kanals keuchten vom Bahnhof her schwerbeladen mit Passagieren von Udine, Verona, Mailand und Florenz.

Graue Knie- und rote Pumphosen brachten in das alltägliche Bild der Piazza angenehme Abwechselung. Montenegriner und Inselgriechen in ihren rotseidenen Mützen kontrastierten mit dem gelben Strohhut des Florentiners und dem federgeschmückten Filz des Österreichers. Venedig, das im Sommer nur

durch die teuern Preise die Fremdenstadt verrät, bot ein noch glänzenderes Bild als im April und Mai zur Zeit der Hochsaison.

Gegen acht Uhr abends stand ich auf den Fondamenta delle Zattere, dem diesseitigen Ufer des Giudeccakanals.

Da ich Nella eine Stunde später erst erwartete, hatte ich noch Zeit, das Treiben genauer anzusehen. Eine dreihundert Meter lange Schiffbrücke erleichterte den Verkehr. Die Gondeln tanzten schon zu Hunderten auf dem Wasserspiegel, als ich mich dem dichten Menschenstrom einreihte, der über die Barkenbrücke flutete. Je näher man dem anderen Ufer zurückte, desto lauter wurde ein Gesumme vernehmbar, das sich zum dumpfen Getöse steigerte. Welch ein buntes Leben und Treiben auf diesem schmalen Uferrande! Kopf an Kopf gedrängt schon stand das Volk, und immer neue Menschenmassen ergossen sich in erdrückender Menge von der Brücke. Lange Reihen von Lampions warfen einen matten Dämmerschein auf das bunte Menschengewühl. In hohen und tiefen Tönen klang es hinter den reichbesetzten Tischen und Schaubuden hervor: „Eis! Kauft Eis!" — „Meine Herren, wer probiert, gewinnt!" — „Die schönsten Fächer habe ich!" — „Zwei Soldi die Zuckermandel!" Gebratene Gänse mit übelriechendem Fettgeruch lagen neben Glasperlen auf derselben Bank. Der Limonadenschenk zerrieb sein Eis neben dem Medizinmanne, der seine staniolverpackten Wurzeln in unerschöpflichen Redewendungen an den Mann zu bringen suchte.

Ich lenkte in einen Maulbeergarten ein, das heißt in einen engen gevierten Raum, wo der Wirt mit prallen Maulbeeren aufwartete. Das Geschäft ging flott. Vornehme, in Seide gekleidete Damen und dicke Fischerweiber setzten sich auf die Fässer und Bretter, wo sie nur Platz fanden, spießten mit Zahnstochern die vollen Beeren und schnabulierten drauf los, eine, zwei, drei Portionen, daß dem emsigen Wirte ob all dem Hin- und Herwatscheln die dicken Schweißtränen über die rotverstrichenen Wangen liefen.

Draußen war es dunkel geworden. Aus der Ferne erschollen weiche Klänge.

Jetzt war es Zeit, das Täubchen abzuholen. Ich bestieg eine Gondel und fuhr aus dem Menschengewühl hinaus in die laue Sommerluft. Wie gespenstige Schatten glitten die Fahrzeuge hin und her. In der Ferne leuchteten als rote Punkte die Stearinlichter, die sich stetig zueinander verschoben. Am Uferrand schimmerte in den drei Landesfarben ein lichtübergossener Pavillon, die Galleggiante oder Garreggiante, wie sie der Venezianer in seinem Dialekt nennt. Eine leichtgefügte Kuppel, aus tausend glitzernden Lichtlein aufgebaut, diente der Musika cittadina als Konzertpodium. Wie das gleißte und glimmte und die Augen blendete!

Die Uhr ging auf neun, als die Gondel am Eingang der Zattere, wo ich Nella erwarten sollte, anhielt. Eine halbe Stunde floß dahin und sie kam nicht. Ich spähte nach allen Seiten, umsonst!

Sollte sie mit einem anderen auf und davon sein und mich zum Besten gehalten haben? Einer solchen Handlung hielt ich sie nicht fähig. Oder hatte

die Bestie vom Giudeccapalast vielleicht die Colombine in die Krallen gefaßt? Das Herz schlug mir zum Halse empor.

„Calle Cristoforo!“ rief ich dem Fährmann zu.

Ich wollte mir Gewißheit verschaffen. Das Ruder schnitt ein, und der leichte Nachen trieb durch den dunkeln Kanal, vorbei an starrenden Häusermauern. In wenigen Minuten waren wir am Ort.

Die Läden der Büvette waren geschlossen. Ich drückte auf die Klinke der Tür; aber sie gab nicht nach. In der Nähe ließ sich kein Mensch erblicken. „Da sitzt die ganze Stadt in den Gondeln,“ hatte sie gesagt, und nun fuhr es mir wie ein Blitz durch den Kopf: wenn sie jetzt auf dich wartete!

Ich lief wieder der Gondel zu und gab das Zeichen zur Rückfahrt. Wo die Zattere in den Giudeccakanal ausladen, wurde wieder angehalten und herumgespäht; aber die Ersehnte erschien nicht.

Der Gedanke, der widerliche Glatzkopf habe heute abend den Bubenstreich ausgeführt, stieg in mir auf und verflog. Warum denn gerade heute abend! Und war es überhaupt sicher, daß er daran dachte? Unsinn! Weibermucken! Wie, wenn die Blonde sich einen tollen Streich erlaubte, mich vom Stern einer Gondel aus beobachtete, ein bißchen zappeln ließ und mich dann überraschte. So wird es sein, also hinaus in das bunte, glänzende Lichtermeer!

Auf der weiten Wasserfläche herrschte tiefes Schweigen, nur vom Plätscherschlag des Ruders unterbrochen, mit dem die leicht dahinschwebende Gondel geleitet wurde.

Wir trieben den leuchtenden Girlanden der Galleggiante zu, welcher die Klänge der Kapelle entströmten. Die Gondeln näherten sich von allen Seiten in unabsehbarer Zahl, und wie die letzten Töne verbrausten, flogen sie wieder auseinander gegen die Mitte des Kanals, wo sie von der Flutströmung ergriffen wurden und still dahinschwammen. Mit der zunehmenden Dunkelheit mehrten sich die Boote wie die Sterne am Himmel, die ihren fahlen Dämmerschein über die glatten Fluten ergossen. Das Ruder tauchte nicht mehr wie am Tage in schmutziggraues Lagunenwasser; von den Papierlaternen bestrahlt, flimmerte der Spiegel wie flüssiges Gold.

Ich sah scharf nach allen Seiten, obwohl es unmöglich war, auch in größter Nähe jemand zu erkennen. Noch zweimal fuhren wir an die Zattere zurück, und dann gab ich das Suchen auf. Was sollte ich tun? Heimkehren mochte ich nicht und so überließ ich mich dem Fährmann und meinen trüben Gedanken.

Eine Gondel streifte leise unsere Flanke. Ein Baldachin, aus blumendurchflochtenen Grünzweigen erstellt, wölbte sich über einem weißgedeckten Tischchen, auf dem ein Fiasco mit Gläsern und Eßwaren noch unberührt standen. Ein blonder Mädchenkopf lehnte an der Brust eines jungen Mannes, den Blick in die dunklen Schatten verloren.

Wenn das Nella wäre! Das Blut schoß mir in die Schläfen: Das stille Glück des fremden Kahnes, der wohlige Abendwind, die bekannten Melodien,

die uns aus der Galleggiante zurauschten, die blauen Augen Nellas, alles zusammen verwob sich zu einem Bilde, das die Seele gefangen hielt. Eine Kanonade schreckte mich aus den Träumen auf. Blitzende Raketen schossen unter Donnerknall zum Sternenhimmel empor. Das Feuerwerk hatte begonnen.

Eine halbe Stunde lang knallte und sprühte es in wechselndem Farbenglanze. Der dunkelrote Lichtschein der Papierlaternen erblaßte in der Glut der künstlichen Lichtquelle. Rauschend wälzten sich die zischenden Garben, spieen den Feuergischt nach allen Seiten aus und spritzten dann plötzlich in feuriger Lohe zum Himmel empor, um in prächtiger Wölbung niederzusinken. Dazwischen donnerte es fürchterlich, als ob die Panzerkanonen der Kriegsschiffe abgefeuert würden. Die sausenden Geschosse zerstoben in tausend funkelnde Kristalle und aufglühende Goldflocken, die herabrieselnd im Wasser verglommen. Jetzt aber kam Leben in die Gesellschaft. „Quant' è famosa! Bravi! bravi!" schallte es aus tausend Kehlen, und als im Schlußbild das Evviva l'Italia in riesigen Lettern aus dem Feuermeer aufflammte, kannte die Begeisterung keine Grenzen mehr.

Da geschah etwas, das mich in starren Schrecken versetzte.

Lautes Stimmengewirr drang auf einmal von der Giudecca her. Die Menge drängte nach einen Punkt hin und verdichtete sich dort zu einem Knäuel. Die Gondeln flogen Möven gleich derselben Stelle zu, wir mit, so daß die eingepreßten Fahrzeuge ächzten und knarrten, als ob sie aus den Fugen gingen. Was war geschehen?

Noch konnte es niemand sagen. „Es wird eben einer ins Wasser gefallen sein", meinte der Gondeliere gleichmütig. „Das wird nicht der Letzte sein, der hineinpurzelt". Ein weiteres Vordringen war nicht möglich. Wir warteten, bis der Knäuel sich wieder löste, dann erfuhr ich, daß eine Dame verunglückt sei, eine vornehme aus einem Herrenschiff. Man habe sie nicht mehr gefunden, der rettenden Arme seien zu viele gewesen. Auch sei sie sofort in der Tiefe verschwunden. Mir fuhr es eiskalt durch die Glieder. Die häßliche Gestalt des Wüstlings stand vor mir. Ich sah den lüsternen Blick, den er in der Büvette auf das Mädchen geworfen und konnte den Gedanken nicht mehr loswerden: das war Nella und sie ist tot! Die Mutter hat ihr Kind der rohen Gewalt des Marchese ausgeliefert

Sobald es Raum gab, fuhr ich zu der Unglücksstätte heran, wo noch eifrig mit Stangen gefischt wurde, die aber den Meeresgrund nicht erreichten. Nähere Auskunft erhielt ich keine.

Von der Galleggiante ertönten die Klänge eines Militärmarsches, die Gondeln setzten ihre Spazierfahrt weiter fort und das Fest nahm seinen Fortgang. Neapolitanische Volkslieder erschallten, Mandolinen- und Gitarrengezirpe summte durch die Luft, oft übertönt von schallendem Gelächter.

Ich konnte meine schreckliche Ahnung nicht mehr niederkämpfen und befahl, den Kiel zu wenden. Leise glitt die Gondel an hundert anderen vorüber der

Piazzetta entgegen. Der helle Jubel verbrauste allgemach und als ich das Boot verließ, empfing mich mitternächtliche Stille. In düsterer Bangigkeit legte ich mich zu Bette, schlief erst gegen Morgen ein und erwachte sehr spät.

Langsam schritt ich am halben Vormittag meinen gewohnten Weg der Calle Cristoforo zu. Ich wußte ja, daß Nella tot war.

Die Büvette war wie am Abend zuvor geschlossen. Auf ihrem Hocksesselchen duselte die alte Fruchthändlerin. Ich zupfte sie an der Schulter und redete sie barsch an:

„Warum ist das Lokal zu?" Sie hob den Kopf und schaute mich an.

„Wieviel wünschen Sie?"

„Warum das Lokal da geschlossen ist."

„Sie sind der Herr, der immer dort drinnen saß?"

Ich nickte.

„Dio mio, wissen Sie nicht, daß die Bambina tot ist? In der Frarikirche liest man für sie die Messe. Bezahlen tu ich sie, wenn sonst niemand das Geld gibt."

„Nella ist tot," versetzte ich tonlos. „Die Mutter hat sie an den Marchese verschandelt."

„Die Mutter? Chè — chè. Eine schöne Mutter. Das Mädchen hatte keine Mutter. Man hat gestern die schöne Biondina zum Nachtfest abgeholt — in der Herrengondel. Und geknebelt wurde sie, und drüben bei der Giudecca hat sie sich ins Wasser geworfen."

„Und woher wissen Sie das alles?"

„Ich weiß es, ich weiß es," murmelte die Höckerin. „Ich habe ihr immer gesagt, sie solle sich vor dem Marchese in acht nehmen."

„Und was wird nun die Polizei tun?"

„Die Polizei? Haha," klang es ganz trocken tief hinten im Halse. „Ich habe nichts gesagt, und wer will es beweisen?"

Die Alte legte die Hände in den Schoß und schwieg.

Tief erschüttert machte ich mich davon. Vor dem hohen Portal der Chiesa dai Frari, die mit dem schlanken Gipfel des Turmes so stolz in die Himmelsbläue ragt, blieb ich stehen. Am Altar wurde jetzt für die arme Seele der Toten eine Messe gelesen. Sollte ich eintreten?

Schaudernd kehrte ich dem Tempel den Rücken und schritt von dannen."

* * *

Mein Freund verstummte. „Die Kerzen flackern," bemerkte ich. „Stecken wir neue an?"

„Ich mag diese papierenen Leuchter nicht," erwiderte der Doktor bedrückt. „Sie stimmen mich traurig. Ich gehe schlafen. Felice notte!"

Ende.

Juſtus Georgius Schottelius

Zu ſeinem 300. Geburtstage

1612 — 23. Juni — 1912

Von Dr. jur. Richard von Damm-Hamm

Am 23. Juni ſind dreihundert Jahre verfloſſen, ſeit in der ſüdhannoverſchen Stadt Einbeck Juſtus Georgius Schottelius, der große Sprachforſcher des ſiebzehnten Jahrhunderts, der „Jakob Grimm ſeiner Zeit", wie man ihn wohl genannt hat, geboren wurde.

Die Heimat der Familie Schottelius, deren Geſchichte ſich bis ins ſechzehnte Jahrhundert zurückverfolgen läßt, befindet ſich im Herzen Niederſachſens, im Leinetal zwiſchen den Höhenzügen des Harzes und Solling; in Einbeck, Markoldendorf und Daſſel taucht der Name in alten Chroniken zu der Zeit, als die Hammerſchläge Luthers an die Wittenberger Schloßkirche durch die deutſchen Gaue und weit über Deutſchlands Grenzen hinaus erſchallten, zuerſt auf; der Geſchichtsſchreiber der Familie nimmt jedoch an, daß die Heimat der Familie das Dorf Ahlshauſen bei Gandersheim iſt. Der Name tritt uns ſchon bei ſeinem erſten Vorkommen als Schottelius entgegen; die früher wohl vertretene Anſicht, er habe urſprünglich Schottel gelautet und Juſtus Georg habe ihn, dem Zuge der Zeit folgend, latiniſiert, iſt nicht richtig. Im Gegenteil, Juſtus Georg hat, was ja auch viel mehr ſeinem Beſtreben entſpricht, der deutſchen Sprache wieder zu Ehre und Anſehen zu verhelfen, ſeinen Namen gelegentlich in „Schottel" verdeutſcht. Dieſe Namensform hat ſich aber doch nicht einzubürgern vermocht; ſeine Nachkommen nennen ſich vielmehr noch heute Schottelius.

Der älteſte bekannte Träger des Namens Schottelius war der zwiſchen 1530 und 1550 geborene Großvater Juſtus Georgs, der Ratsverwandte Andreas Schottelius in Einbeck. Deſſen Sohn Johannes war ſchon der lutheriſchen Lehre zugetan; er bekleidete zuletzt das Amt eines Predigers an der Neuſtädter-Kirche in Einbeck, wo er am 12. September 1626 an der Peſt ſtarb. Außer Juſtus Georg ſind aus ſeiner Ehe mit Margarete, geb. Ilſe, ein Sohn Johann und eine Tochter hervorgegangen.

Juſtus Georg, der den Vater im Alter von vierzehn Jahren verloren hatte, ſollte urſprünglich Kaufmann werden. Die Liebe zu den Wiſſenſchaften führte ihn aber nach kurzer Lehrzeit auf die Schule zurück. 1627 finden wir ihn auf dem Gymnaſium Andreanum in Hildesheim und 1630 auf dem Gymnaſium zu Hamburg.

1633 bezog er zum Studium der schönen Wissenschaften und der Jurisprudenz die Universität Leyden, die damals nicht nur die erste Hochschule Europas für die klassische Philologie war, sondern deren große Gelehrten zugleich den wärmsten Anteil an dem Aufschwunge des niederländischen Staates und der niederländischen Sprache nahmen und sich mit der Erforschung der deutschen Sprache befaßten. Es war daher für Justus Georg nicht ohne Bedeutung, daß er seine Studien gerade in Leyden fortsetzte und daß hier Daniel Heinsius, der große Philologe und geachtete holländische Dichter, sein hauptsächlichster Lehrer wurde. 1636 ging Schottelius nach Wittenberg, und blieb daselbst bis ihn die Stürme des Dreißigjährigen Krieges vertrieben. Die ihm in seiner Vaterstadt angebotene Stelle eines Konrektors schlug er aus und übernahm 1638 eine Stellung als Hauslehrer in der Familie von Hahn in Braunschweig. Dort verstand er sich das Vertrauen einflußreicher Männer in so hohem Maße zu erwerben, daß sie ihn dem in Wolfenbüttel hofhaltenden regierenden Herzoge August dem Jüngeren von Braunschweig-Lüneburg, dem Begründer der berühmten Wolfenbütteler Bibliothek, als Erzieher und Lehrer für seinen Sohn, den Herzog Anton Ulrich, empfahlen.

Justus Georg erhielt diese ehrenvolle Berufung und leitete alsdann die Erziehung des Genannten sowie die seiner jüngeren Geschwister bis 1646. Zwischendurch erwarb er sich in Helmstedt mit der Disputation „de poenis juxta cuiuscunque delicti meritum juste aestimandis" die Würde eines Doktors beider Rechte. Noch während Schottelius als Fürstenerzieher tätig war, ernannte ihn der Herzog — 1642 — zum Assessor am Fürstlichen Hofgericht und — 1645 — zum Konsistorialrat und Beisitzer in der Ratsstube. Aber auch nach Beendigung seiner Erziehertätigkeit blieb Justus Georg in braunschweigischen Diensten oder, wie wir heute sagen würden, er trat völlig in den Staatsdienst über; 1653 folgte seine Ernennung zum Hof-, Kammer- und Konsistorialrat. Er ist dann noch eine Reihe von Jahren im Dienst gewesen und ist am 25. Oktober 1676 im Alter von vierundsechzig Jahren hochgeehrt in Wolfenbüttel gestorben.

Schottelius hat mit seinem Hauptwerke, der 1663 erschienenen Schrift „Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haupt Sprache", unserer Muttersprache das erste weithin ragende Denkmal gesetzt und den Grund zu der deutschen Sprachwissenschaft gelegt. Darin liegt seine bleibende Bedeutung auch für uns Heutige. Sein Bestreben ging dahin, der deutschen Sprache wieder zu Ehre und Ansehen zu verhelfen, sie insbesondere von Fremdworten und anderen Modetorheiten zu reinigen und sodann ihr durch Schaffung fester Regeln eine geordnete Grundlage zu geben.

Indem er das erstere tat, betätigte er einen Grundsatz der Sprachgesellschaften seiner Zeit. Es darf daran erinnert werden, daß zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, also zu den Zeiten traurigster innerer Zerrissenheit in unserm deutschen Vaterlande, als die verschiedensten Fremdwesen sich hier breitmachten und fremde Sitten und Gebräuche Eingang gefunden hatten, an vier verschiedenen Orten sogenannte „Sprachgesellschaften" entstanden waren zu dem Zwecke, die deutsche Sprache, vorläufig das einzige Band, das die deutschen Stämme umschloß, von dem Fremden, das Krieg und modische Bestrebungen in sie hineingetragen hatten, zu reinigen und sie zu neuem Glanze zu bringen. Als erste stiftete 1617 Ludwig von Anhalt die „Fruchtbringende Gesellschaft" oder den „Palmenorden", deren Sitz bis zu

ihrem Erlöschen um 1680 nacheinander Cöthen, Weimar und Halle war; 1643 gründete Philipp von Zesen in Hamburg die „Deutsch gesinnte Gesellschaft", 1644 Philipp Harsdörfer und Johannes Clajus in Nürnberg die „Gesellschaft der Pegnitzschäfer" oder den „Blumenorden" — der übrigens als „pegnesischer Blumenorden" noch heute besteht —, und endlich schuf Johann Rist den „Elbschwanenorden". Justus Georg war seit 1642 (nicht, wie sich auch findet, seit 1634) Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Namen „Der Suchende" und seit 1646 Mitglied des Blumenordens unter dem Namen „Fontano der Erste".

Des Schottelius erster poetischer Versuch, die 1640 erschienene „Lamentatio Germaniae exspirantis" („Der nunmehr hinsterbenden Nymphe Germaniae Todesklage"), zeigt ihn schon als glühenden Patrioten, der im bewußten Gegensatze zum „Alamodismus" ein reines Deutsch zu schreiben sucht. Schärfer tritt dies Bestreben noch in seinen weiteren Werken, sowohl religiösen wie poetischen Inhalts hervor. Dazu gehören: „Eigentliche und sonderbare Vorstellungen des jüngsten Tages usw." (Braunschweig 1668), „Grausame Beschreibung und Vorstellung der Hölle usw." (Wolfenbüttel 1676), „Jesu Christi Namens-Ehr" (Wolfenbüttel 1666), „Fruchtbringer Lustgarte, voller Geistlicher und Weltlicher Neuen erfindungen" (Wolfenbüttel 1647), „Neu erfundenes Freudenspiel genannt Friedenssieg" (Wolfenbüttel 1642). Sein ganzer unermüdlicher Eifer tritt aber in den rein sprachlichen Werken hervor. Von ihnen seien genannt: die 1641 zuerst und 1651 in zweiter verbesserter Auflage erschienene „Teutsche Sprachkunst, darinn die allerwortreichste, prächtigste, reinlichste, vollkommene, uhralte Hauptsprache der Teutschen auß ihren Gründen erhoben, dero Eigenschaften und Kunststücke völliglich entdeckt und also in eine richtige Form der Kunst zum ersten mahle gebracht worden"; ferner 1643 „Der Teutschen Sprache Einleitung, zu richtiger gewisheit und grundmeßigem vermugen der Teutschen Haubtsprache samt beygefügten Erklärungen", und 1646 und 1654 die „Teutsche Vers- oder Reim-Kunst usw."

Die Schriften sind fast durchgängig ohne Verwendung von Fremdworten geschrieben und somit ein Muster von Sprachreinheit. So sind — um nur einiges zu erwähnen — „Syntaxis" durch „Wortfügung" ersetzt, „Verbum" durch „Zeitwort", „Praepositio" durch „Vorwort", „Diphtongus" durch „Doppellaut", „Kolon" durch „Doppelpunkt", „Komma" durch „Beistrich", „Genus" durch „Geschlecht", „Compositio" durch „Doppelung" u. a. m.

Zudem hat er auch ausführliche Lehrsätze für die deutsche Rechtschreibung aufgestellt, von denen hervorgehoben seien, daß alle die Buchstaben, „welche der Rede keine Hülfe tuhn und also überflüssig seyn", ausgelassen werden sollen, daß die zusammengehörigen Silben und Worte „billig ungeteihlt also zusammen gelassen und ungetrennet geschrieben werden", daß alle Eigennamen „und sonst diejenigen, welche einen sonderbaren Nachtruk bedeuten" wie auch die, „so auf einen Punkt folgen", mit einem großen Anfangsbuchstaben zu schreiben seien, wie endlich, daß man, wenn man über die Schreibweise des letzten Buchstabens eines Wortes unsicher sei, in dem Nennworte auf die „Geschlecht-Endung", d. h. den zweiten Fall, „oder auf die mehrere Zahl, in dem Zeitworte auf die andern Zeiten und Zeit-Endungen" achten müsse.

Aber so anerkennenswert die im vorstehenden kurz skizzierten Bestrebungen des Schottelius auch gewesen sind, sie allein würden doch vielleicht nicht ausgereicht

haben, ihm den Platz zu sichern, den er in der Geschichte der deutschen Sprache und Literatur heute einnimmt, wenn nicht seine Bedeutung als Grammatiker hinzugekommen wäre. Zwar haben auch schon vor ihm Männer deutsche Grammatiken geschrieben, so Ickelsamer, Clajus und andere. Aber ihre Werke sind zumeist nur grammatische Hilfsbücher für praktische Schulzwecke gewesen, die nach lateinischem Vorbilde die deutsche Sprache in kurzen Regeln darstellten; sie reichen jedenfalls bei weitem nicht an Justus Georgs Hauptwerk, an die 1663 erschienene „Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haupt Sprache" (Neuausgabe: Hildesheim 1737) heran. Hier hat er die Summe seiner Lebensarbeit gezogen. „Justus Georg hat zuerst in wissenschaftlicher Weise die deutsche Sprache für das gesamte deutsche Volk, nicht für die Jugend dargestellt," sagt F. E. Koldewey. „Er hat ein Ohr für den leisen Herzschlag der Sprache. Er will den gesamten deutschen Sprachschatz sammeln und sichten. Von allen Gebieten, die in der heutigen Germanistik behandelt werden, finden sich bei ihm zuerst die Ansätze vor."

Aus dem ersten Teil dieses Buches ist es interessant festzustellen, daß Schottelius es als erster versucht hat, die Geschichte der deutschen Sprache in „Denkzeiten" (Epochen) einzuteilen, und so ein Vorbild für die moderne Literaturgeschichte geschaffen hat. Die erste Denkzeit geht nach ihm von der Bildung der deutschen Wörter bis zu Karl dem Großen, die zweite bis Rudolf dem Ersten, die dritte bis Luther. Die vierte soll aufhören und die fünfte beginnen zu der Zeit, in der „das ausländische verderbende Lapp- und Flickwesen könnte von der Teutschen Sprache abgekehret, und sie in ihrem reinlichen angebornen Schmukke und Keuschheit erhalten werden". Nachdem dann die schon erwähnten Lehrsätze für die deutsche Rechtschreibung gegeben sind, werden im zweiten und dritten Buche seine eigentlichen grammatischen Arbeiten dargestellt. Die Sprachlehre teilt er in „Wortforschung" und „Wortfügung" ein. Unter ersterer Überschrift behandelt er Geschlechtswort, Hauptwort, Eigenschaftswort, „Vornennwort" (Pronomen), Zeitwort, „Vorwort" (Präposition), „Fügewort" (Konjunktion), „Zwischenwort" (Interjektion) und schließlich die Zeichensetzung. Beim Hauptwort, von dem er seltsamerweise nach lateinischem Vorbilde sechs Fälle kennt, nämlich neben der „Nenn"- (Nominativ), „Geschlecht"- (Genitiv), „Geb"- (Dativ) und „Klag"-Endung (Akkusativ) noch die „Ruf"- und „Nehm"-Endung, sind lange Ausführungen über die Wortbildung und die Bildung zusammengesetzter Worte angefügt. Von diesen Verdoppelungen, die er für einen sehr großen Vorzug der deutschen Sprache hält, unterscheidet er vier Arten, nämlich erstens den Fall, daß das neue Wort aus lauter Nennworten besteht, zweitens daß es durch Nennwort und Zeitnennwort gebildet wird, drittens daß dieses mit Hilfe eines Vorwortes und viertens, daß es durch Verbindung eines Stammwortes mit einer Hauptendung geschieht, und in Anschluß an diese Erörterungen stellt er dann alle Doppelungen, deren die deutsche Sprache überhaupt fähig ist, nach diesen vier Klassen zusammen.

In dem Abschnitt über die Wortfügung wird alsdann zunächst die kunstgemäße Fügung des Geschlechtswortes, das dem Nennworte stets vorausgehen soll, erörtert, dann die des Beiwortes, des Vorwortes, des Zeitwortes, der Mittelworte, der Zuworte (Adverbien) und endlich des Fügewortes.

Die „Hauptsprache" enthält ferner eine Sammlung von mehr als zweitausendvierhundert Sprichwörtern, eine Theorie der Übersetzungskunst, in der er die auch

jetzt noch sehr beherzigenswerte Anweisung gibt, daß, wer aus fremder Sprache ins Deutsche übersetzen will, „einen großen Vorrath teutscher Wörter in Bereitschaft haben" muß und auch „so weit in der teutschen Sprache gekommen sein" muß, „daß er dieselbe nach ihren Gründen und Vermögen anzusehen und rechte deutsche Gerätschaft, je nachdem es sein Dollmetschen erfodert, heraus zu langen" in der Lage sein muß, und endlich unter der Überschrift „Von Teutschlands und Teutschen Skribenten" eine Art Literaturgeschichte, in der er römische Schriftsteller und von deutschen u. a. Einhard, Otto von Freisingen, Luther, Albrecht Dürer, Martin Opitz, Philipp Harsdörffer und Moscherosch erwähnt.

Schottelius hat eine ungeheuer große Arbeitskraft besessen und hat in mehr als einer Beziehung bahnbrechend gewirkt, so daß es zu bedauern ist, daß seine Lebenszeit nicht ausgereicht hat, um ein vom Palmenorden geplantes Lexikon der deutschen Sprachkunst, zu dem er in der „Hauptsprache" Grundlinien angibt, zur Ausführung zu bringen. Seine grammatischen Leistungen, auf deren Grundlage hernach fast alle Grammatiker der nächsten hundert Jahre, wie Andreas Tscherning, Ernst Stieler, Tobias Eisler, Hermann Wabe und andere weitergebaut haben, sichern ihm aber einen unvergänglichen Platz in der Geschichte der deutschen Literatur und Sprache.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Justiz

Rechtsunsicherheit vor den Gerichten. In den Grenzboten vom Juli vorigen Jahres (Nr. 29) veröffentlichte ein gebildeter Nichtjurist, Professor Dr. **Seeck** (München), einen anklagenden Aufsatz unter der Überschrift: „Das Recht als Ursache der Rechtsunsicherheit." Er berichtete von zwei ihm bekannt gewordenen Testamenten, die wegen ganz nebensächlicher Formfehler vom Gerichte für ungültig erklärt worden sind, wobei entgegen jedem Laienverstand und entgegen der klaren letztwilligen Verfügung des Erblassers Recht zu Unrecht verkehrt wurde. Diese Anklage ist berechtigt, und einer der Fälle hat besonders dazu beigetragen, die Lehren von Professor **Erich Danz** in seinem Buche über die „Auslegung der Rechtsgeschäfte" zu stützen. Selbst das Reichsgericht ist zeitweise an solchen merkwürdigen Buchstabeninterpretationen nicht schuldlos gewesen, und Professor Dr. Seeck steht mit seiner Meinung durchaus nicht vereinzelt da, wenn er an der genannten Stelle sagte: „So segnet sich jeder Mensch, wenn er nichts mit den Gerichten zu tun hat, und der Laie ist nur zu leicht versucht, sie nicht mehr für eine Quelle des Rechts, sondern der Rechtsunsicherheit zu halten." Dann fuhr er fort: „Wie dem abzuhelfen ist, weiß ich nicht zu raten . . ., daß das Recht jemals wieder dazu gelangt, aus dem Empfinden des Volkes hervorzuwachsen und dadurch ihm auch verständlich zu werden, auf diese kühne Hoffnung verzichten wir." Zu diesem resignierten Verzicht liegt nun aber heute, knapp ein Jahr nach jener Äußerung, kein Grund mehr vor. Wir können mit Genugtuung sagen: die Dinge haben sich bereits geändert; wenigstens ist eine grundstürzende Änderung so in die Wege geleitet, daß sie wie ein Sauerteig die ganze Rechtspflege und die Rechtswissenschaft in absehbarer Zeit durchziehen muß. Wir besitzen heute in Deutschland, wie der Mehrzahl der Leser vielleicht bekannt geworden sein wird, eine große Vereinigung „Recht und Wirtschaft", die in ihrer endgültigen Organisation unter der Ägide des Oberlandesgerichts in Jena ins Leben trat und die als machtvolle Um-

gestalterin der Rechtspflege stolz und kühn ihr Haupt erhebt. Unter den Schriften dieses Vereins, die er als besondere programmatische Arbeiten außer seiner Zeitschrift Recht und Wirtschaft herausgibt (Verleger ist Carl Heymanns Verlag in Berlin), ist soeben als viertes Heft eine Arbeit von Professor **Danz** erschienen, die wie eine ausführliche Antwort auf jenen erwähnten Grenzboten-Artikel (den er auch erwähnt) anmutet. Die Arbeit heißt „**Richterrecht**" und man darf mit Fug von ihr behaupten, daß sie für die Kunst der Rechtsprechung neue Grundlagen wissenschaftlich feststellt. Danz räumt mit den so unheilvollen Bildern von der „Gebundenheit des Richters an das Gesetz", mit dem resignierten und achselzuckenden „per quam durum, sed ita lex scripta", mit dem Bilde des Richters als dem „Wächter des Willens des Gesetzgebers", mit der sogenannten logischen und grammatischen Interpretation der Gesetzesworte und mit der Überschätzung der vom Gesetze gegebenen Formvorschriften gründlich auf. Er zeigt, daß wir uns auf falschem Wege befanden, da die Sprachwissenschaft uns lehre, wie verschieden zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen Worte zu deuten sind. Er zeigt, daß die Stellung des Richters, wenn er nicht automatische Entscheidungsmaschine ohne Wissen und Kunst sein will, ganz anders zu dem geschriebenen Gesetze steht, als es bisher angenommen wurde, und er zeigt auch den Weg, wie selbst ein „gesetzestreuer" Jurist (also ohne sich über das Gesetz hinwegzusetzen) Formvorschriften zu verstehen hat. Er stellt also neue Sätze der Rechtsprechung auf, die bisher, wenn auch mancher vernünftige Richter sie schon des öfteren geübt hat, noch keiner gewagt hat, so theoretisch zu fordern. Wenn die Anwendung einer gesetzlichen Vorschrift auf einen bestimmten Fall, sagt Danz, zu einem unvernünftigen Resultate führt (nach dem Maßstabe des verständigen Normalmenschen), so ist der Richter verpflichtet, einen Ausnahmerechtsatz aufzustellen, daß die Vorschrift für diesen Fall nicht gilt; denn er hat Recht zu sprechen, das ist seine gesetzliche Pflicht. Anderseits hat er mit seinen Richterrechtsätzen Lücken im Gesetze auszufüllen; denn er hat Recht zu finden! Maßstab und Leitlinie hat ihm dabei der Zweck des Rechtsgeschäftes zu sein, zu dessen Verwirklichung auf dem Boden des Rechts er mitzuwirken hat, und die Verkehrssitte sowie in erster Linie seine eigene Lebenserfahrung haben ihm bei der Entscheidung zu helfen. So allein kann er den Geist eines Gesetzes, das dauernd Verhältnisse der Gegenwart regeln will, erfassen und zum Leben erwecken. — Man urteile nun über diese so verständig erscheinenden und dem Juristen doch so kühn klingenden Sätze des Verfassers nicht, ohne die Schrift von Danz selbst gelesen zu haben. Tatsache ist, daß die Stellung des Richters bei solcher Auffassung wesentlich gehoben wird und daß sie dem Rechte wieder zum Vertrauen im Volke verhelfen kann, weil unter der Herrschaft dieser modernen Ansichten unvernünftige Gerichtsentscheidungen nach der Art der vorgekommenen (in den Schriften herangezogenen) künftig ausgeschlossen sind — was ein ungeheuerer Segen für unsere Rechtskultur und unser Wirtschaftsleben wäre.

Dr. jur. Alexander Elster-Jena

Pädagogik

„Zwang" und „Prüfung" als beeinflussende Prinzipien im höheren Unterricht. In seiner Schrift „Zur Grundlegung des Erziehungs- und Unterrichtsbetriebs an unseren höheren Schulen" (Marburg in Hessen, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, VI. und 113 S. 8°. Preis 2,50 M.) sucht Dr. **Hermann Büttner** nachzuweisen, daß „Zwang" und „Prüfung", zwei Faktoren, die mit der Organisation unserer Schulen als Zwangs- und Berechtigungsschulen eng zusammenhängen, auf die unterrichtliche Tätigkeit gerade an den höheren Schulen einen außerordentlich schlimmen Einfluß ausüben.

Der Zwang, auf den sich das Verhältnis des Schülers zur Schule gründet — wir zwingen ihn zur Arbeit, auch zur Arbeit an solchen Stoffen, für die er nicht gerade vorwiegend interessiert und begabt ist —, vernichtet die Liebe zur Schule, er verhindert das Entstehen eines näheren Verhältnisses zwischen Schüler und Lehrer, er läßt auch die sittlichen, die erzieherischen Werte, die aus selbständigem, freiwilligem Handeln erwachsen, nicht aufblühen.

Die Tatsache endlich, daß der Lehrer in unserer heutigen Berechtigungsschule mit ihren

Schlußexamina im Unterricht neben der Förderung des Schülers gleichzeitig noch ein anderes Ziel im Auge haben muß, nämlich das, sich über die Leistungen des Schülers ein Urteil zu bilden, sie zu prüfen, erhöht nicht nur die „Schulangst" und die „Schulsorge" bei vielen Schülern, sondern treibt sie auch zur Unredlichkeit, zum Vorsagen, zum Benutzen unerlaubter Hilfsmittel, zum Betrügen des Lehrers. Und dieser Folgeerscheinung steht der Lehrer im Grunde ziemlich machtlos gegenüber, er kann es nur in sehr beschränktem Maße kontrollieren, ob die häuslichen Arbeiten, die schriftlichen Klassenarbeiten und der deutsche Aufsatz selbständige Leistungen der Schüler sind.

An diesen drei Arten von Schülerarbeiten weist der Verfasser den schädlichen Einfluß jener beiden Faktoren im einzelnen nach.

Es ist ohne weiteres klar, daß ein so schlimmer Einfluß von „Zwang" und „Prüfung" auf die unterrichtliche und die erziehliche Wirksamkeit unserer Schulen vielfach besteht und daß der Verfasser ihn auch richtig wertet.

Die Kritik Büttners richtet sich aber, wie mir scheint, nach einer falschen Seite.

Er stellt jene beiden Faktoren als notwendig mit den Grundlagen unseres höheren Unterrichtswesens verknüpft dar. Eine wirklich notwendige Verknüpfung beider besteht aber nur da, wo die Organisation unserer Schulen als starre, tote und lebenertötende Form wirkt, wo ihr nicht das pädagogische Geschick, die erzieherische Persönlichkeit des Lehrers Leben und Blut einflößt.

Diesen belebenden und mildernden Einfluß der erzieherischen Persönlichkeit schaltet aber Büttner von vornherein bewußt aus, für ihn soll, wie er selbst in der Einleitung sagt, diese persönliche Seite der Sache nicht Gegenstand der Erörterung sein, er will vielmehr die fraglichen Erscheinungen „ausschließlich als Ausfluß der eigentümlichen Gestaltung unseres Schulbetriebs" behandeln, obgleich er sich bewußt ist, „daß auch tüchtige Lehrer die in der Eigenart des Betriebes liegenden Hindernisse zu überwinden und trotz ihrer eine in jeder Hinsicht wahrhaft ersprießliche Tätigkeit zu entfalten vermögen."

Das durfte der Verfasser aber nicht, ohne von vornherein alle seine Ausführungen auf eine falsche Grundlage zu stellen. Er setzt jetzt Erscheinungen auf das Schuldkonto unserer Schulorganisation, die er dem pädagogischen Ungeschick zuschreiben müßte.

Auch nach den offiziellen Vorschriften sollen die Zeiten für uns vorbei sein, da der Oberlehrer mit dem Notizbuch in der Hand jede Klassenleistung des Schülers ängstlich wertete, die Hausarbeiten jedes einzelnen aufs strengste kontrollieren zu müssen glaubte, jeden übereifrigen lauten und — leisen Zwischenruf eines Mitschülers als störend oder versuchten Betrug kennzeichnete, da jede Klassenarbeit sich zur Probe- und Prüfungsarbeit gestaltete. Wo es dennoch geschieht, da liegt die Schuld auf seiten des Lehrers.

Daß die Kritik Büttners sich in Wahrheit gegen das pädagogische Ungeschick richtet, das zeigen auch die positiven Vorschläge, die er macht. Es sind alles keine solchen, die an den Grundlagen unseres Unterrichtsbetriebes rütteln, es sind alles vielmehr Ratschläge eines guten Pädagogen an einen zu belehrenden und zu bessernden und zielen darauf ab, jene beiden Faktoren „Zwang" und „Prüfung" so viel als möglich zurücktreten zu lassen und dafür die selbständige, interessierte und freiwillige Arbeit des Schülers heranzuziehen, das Bildungsziel der Schule in den Vordergrund zu stellen.

Zweifelhaft erscheint es mir, ob das Verantwortlichkeitsgefühl des Schülers schon in genügender Stärke vorhanden ist, oder ob es möglich ist, es bis zu einer genügenden Intensität heranzuerziehen, so daß man die häuslichen Arbeiten der Schüler für freiwillige erklären und ihrem Verantwortlichkeitsgefühl allein die Kontrolle über sie übertragen könnte. Das Kind lebt ohne Verantwortlichkeit der Gegenwart allein; das Verantwortlichkeitsgefühl ist der Segen oder auch der Fluch des Erwachsenen.

Eine gewisse Kontrolle, ein gewisser Zwang, eine leitende Hand auf seiten des Lehrers ist eine erziehliche Notwendigkeit. Der Lehrer darf nur nicht kontrollieren, ob der Schüler „gelernt hat", sondern, ob er das betreffende Stoffgebiet beherrscht. Das scheint ein Spiel mit Worten, bedeutet aber eine grundlegend

veränderte und verbesserte Stellung des Lehrers zum Schüler und seiner Arbeit.

Besonders wertvoll erscheinen die Bemerkungen des Verfassers über den deutschen Aufsatz. Er führt die „Aufsatznot" an unseren Schulen auf eine falsche Zielsetzung für den deutschen Schulaufsatz zurück und weist nach, daß dieser in vielen Fällen heute nicht nur auf eine Entwicklung der Denk- und Ausdrucksfähigkeit abzweckt und formelle Selbstständigkeit fordert, sondern daß daneben unberechtigterweise vielfach bei den gestellten Themen Forderungen an die inhaltliche Selbstständigkeit, an eigene Produktion, sei sie künstlerischer oder wissenschaftlicher Art, erhoben werden.

Mit vollem Recht verurteilt der Verfasser diese Forderung als zu weit gehend und verlangt das völlige Ausscheiden des Momentes der Produktion, der inhaltlichen Selbständigkeit, im Schüleraufsatz. Dessen eigentlichen Zweck, Übung der Denk- und Ausdrucksfähigkeit, können nur Stoffe erfüllen, die interessieren oder völlig beherrscht werden, das heißt solche, die dem Schüler aus eigener Erfahrung bekannt und interessant oder durch den Unterricht durchaus vertraut gemacht sind. Völlige inhaltliche Beherrschung des Stoffes allein kann auch zur Verdrängung der Phrase aus dem Schulaufsatz und zu einem einfachen, sachlichen und wahrhaftigen Stil führen.

Inhaltliche Selbständigkeit will der Verfasser mit Recht freiwilligen, aus dem Interesse am Stoff entsprungenen Arbeiten älterer Schüler vorbehalten wissen.

Der Wert des Buches liegt in diesen pädagogischen Vorschlägen und Ratschlägen, nicht auf dem Gebiete der Kritik.

Oberlehrer Dr. W. Warstat-Altona

Schöne Literatur

Erinnerungen an Heinrich Seidel, mit ungedruckten Briefen, persönlichen Aufzeichnungen und Mitteilungen aus dem Nachlaß, veröffentlicht zum 25. Juni, an welchem Tage der Dichter seinen siebzigsten Geburtstag hätte begehen können, sein Sohn **H. Wolfgang Seidel.** (Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlg. Nachf. M. 4.) In dem schönen Abschnitt „Unser Vater" sagt der Herausgeber von sich: „Der Verfasser hat keinen biographischen Ehrgeiz; es genügt ihm, allerlei vergessene Halme und Blumen zum Kranze zu winden und sie denen darzubieten, die daran Freude haben." Und die nicht kleine Gemeinde derer, die sich an Seidels gemütvollem Humor und besonders an der so berühmt gewordenen Figur des „Leberecht Hühnchen" labten, wird diese Erinnerungen, die zugleich ein hübsches Bild vom Wachsen der Reichshauptstadt in den siebziger und achtziger Jahren bieten, gern neben des Dichters Selbstbiographie „Von Perlin nach Berlin" stellen. Es ist nur natürlich, daß der Sohn in pietätvollem Gedenken auch manches aus persönlichen und literarischen Beziehungen aufnimmt, was das große Publikum weniger angeht.

Trojan, mit dem Seidel tiefe Wesenszüge gemeinsam hat und dem er in Freundschaft verbunden war, kommt mit Briefen und Gedichten zu Wort, und manches Original aus früheren Jahren, in denen alle noch so unglaublich viel Zeit hatten, ersteht in diesen Blättern.

Auf weiteres Interesse können besonders die Kapitel über des „Tunnels an der Spree" Entstehung und Ende rechnen, worüber bislang das Beste Fontane in seinem „Scherenberg" und in seinen Lebenserinnerungen aufgezeichnet hatte, sowie über den Nachfahr dieser fröhlichen Dichtergesellschaft, den „Allgemeinen Deutschen Reimverein", dessen Absicht, gegen den Dilettantismus zu wirken, wie Theodor Storm schrieb, zwar gut war, dessen Satire aber „zu zahm" auftrat, um etwas auszurichten. Auch in den „Aus der Werkstatt" mitgeteilten Spänen findet sich manch bezeichnendes und humorvolles Wort, das uns den aus vielen Erzählungen liebgewordenen Toten wieder zurückruft, dessen Phantasie bei seinem Einzuge in die Großstadt „Straßen und Kanäle mit eisernen Brückenbogen überspannte, über denen zu allen Zeiten eine Wolke singender Lerchen stand." Diese singenden Lerchen sind dem Dichter bis zuletzt treu geblieben, als er, nach Vollendung der Anhalter Bahnhofshalle, an deren Bau er erheblichen Anteil hatte, aus dem Häusermeer sich in die stillere Vorstadt und in sein Häuschen im blühenden Garten zurückgezogen hatte, und sie werden besonders aus seinen Gedichten und den Märchen, auf die der Sohn mit Recht

nachdrücklich hinweist, noch lange ihr anheimelndes Lied erklingen lassen. Dr. S.

Ausgaben neuerer Dichter. Eine überaus reizende Gabe, nicht nur für Berliner, ist die Sammlung von **Theodor Fontanes** Berliner Romanen, die der Verlag von F. Fontane u. Co. in Berlin soeben herausgibt. In vier schlanken, leichten Bänden enthalten sie: „L'Adultera", „Schach von Wuthenow", „Stine", „Irrungen Wirrungen", „Frau Jenny Treibel", „Die Poggenpuhls", „Mathilde Möhring" und „Cecile". Wenn hier die empfehlenden Worte lediglich der neuen Aufmachung, wie man in Hamburg sagt, zu gelten haben, so ist das in verstärktem Maße bei der neuen Ausgabe von Fontanes autobiographischem Roman „Meine Kinderjahre" (im selben Verlage) der Fall. Das feine Werk erscheint hier mit einer großen Anzahl wunderhübscher Bilder, auf denen wir nicht nur Neu-Ruppin und Swinemünde zu Fontanes Zeit ganz und gar kennen lernen, sondern auch die Bildnisse aller wichtigen Persönlichkeiten, mit denen er in den ersten zwanzig Jahren seines Lebens zusammenkam, insbesondere auch die Swinemünder Familien Krause, Scherenberg und Schöneberg, mit denen Fontane sein Leben lang verbunden blieb. Das Buch ist in der neuen Gestalt nicht nur zum Lesen, sondern auch zum Blättern, zum Schmökern wie geschaffen. — **Hermann Conradis** Werke werden uns (im Verlage von Georg Müller in München) durch Paul Ssymank und Gustav Werner Peters zum erstenmal gesammelt vorgelegt. Es sollen fünf Bände werden, von denen bis jetzt drei erschienen sind. Ungemein fleißig, wenn auch etwas trocken ist Ssymanks Lebensbeschreibung des Dichters, sie läßt noch einmal alle die jetzt fast vergessenen Kämpfe der achtziger Jahre vor uns aufleben, deren Klang wir dann noch stärker durch Conradi selbst, zumal aus den berühmten „Liedern eines Sünders" (im ersten Bande), vernehmen. Sehr wertvoll für die Geschichte der neuen deutschen Dichtung sind die im zweiten Bande vereinigten Aufsätze, die alle mitten aus dem Leben der Kampfzeit geschrieben sind. Die Ausstattung der Ausgabe ist vortrefflich.

Dr. Heinrich Spiero-Hamburg

Spielhagen und Auerbach. Friedrich Spielhagens Tod im Februar des vorigen Jahres ist nicht ohne Bewegung der literarischen Welt vorübergegangen, der er geraume Zeit aus den Augen entschwunden war. Nicht teilnahmslos ist Spielhagen den Neuen gegenübergestanden; aber seine sonst so tätige Feder war der müden Hand längst entglitten, als er sein krankes Dasein still vollendete. Der Parteien Gunst und Haß, die ihn reichlich umstürmt hatten, waren schon lange gleichmäßig verebbt; ihm ward das Los des gealterten Dichters zuteil: eine allgemeine, gar blasse, allzu platonische Verehrung, die ohne tiefes Eindringen ganz gern lobt und einige milde Bedenken nicht unterdrückt. Und doch versagt Spielhagens gelegentlich etwas grobfasrige Technik ihre Wirkung auch dem neueren Leser nicht, der durch die Schule der Naturalisten gegangen ist. Sie hat mehr als bloß historischen Wert, wenn der auch gewichtig genug ist, denn Spielhagens literargeschichtlich nachweisbarer Einfluß, so gewaltig er für die deutsche Literatur war, blieb nicht auf unsere Sprache beschränkt. Mancher Romancier unserer slawischen Nachbaren z. B. ist ohne Spielhagen ganz undenkbar.

Ein Menschenalter vor Spielhagen ist Berthold Auerbach (1812 bis 1882) dahingegangen. Enge literarische Beziehungen und persönliche Freundschaft hatte die beiden durch zwei Jahrzehnte verbunden. Nun sind auch über Auerbachs Werk die Fluten der neueren Literatur hinweggerollt, haben viel abgeschliffen und viel mit sich fortgerissen. Des jubelnden Beifalls aber, der die ersten „Schwarzwälder Dorfgeschichten" umrauschte, darf nicht vergessen werden:

„Das ist ein Buch! Ich kann es dir nicht sagen,
Wie michs gepackt hat recht in tiefer Seele,
Wie mir das Herz bei diesem Blatt geschlagen,
Und wie mir jenes zugeschnürt die Kehle,
Wie ich bei dem die Lippen hab' gebissen,
Und wieder dann hab' hell auflachen müssen",

sang damals Freiligrath. Und bis heute sind die Dorfgeschichten die beliebtesten und bekanntesten der Schriften Auerbachs geblieben, neben ihnen die „Deutschen Volksbücher". Nicht mit Unrecht; denn in diesem Kreise scheint mir des Schriftstellers beste Begabung und Betätigung beschlossen zu sein. Ihm lag

das Moralisch-Lehrhafte, das einem wahrhaft edlen, wohlmeinenden Sinn entsprang; seine Schriften sind voll von den Tendenzen der Aufklärung. Er ist viel naiver als etwa Anzengruber und künstlerisch sorgloser und unbekümmert; er ist pedantisch, philiströs dabei begeisterungsfähig in hohem Grade. Seine jüdische Herkunft und Erziehung gab seinen Schriften ihr Gepräge wie seinem Leben, das er nicht leicht genommen; sie brachte ihm Kränkung, inneren Zwiespalt und Unruhe. „Es ist eine schwere Aufgabe, ein Deutscher und ein deutscher Schriftsteller zu sein und gar noch dazu ein Jude," schrieb er einmal an Spielhagen, als er in Cannes im Angesicht des sonnenbeglänzten rauschenden Meeres dem nahen Tode fest ins Auge sah.

Die Stellung Auerbachs und namentlich Spielhagens in der Geschichte des deutschen Romans ist, nicht ohne Einseitigkeit, erörtert und umgrenzt worden. Eine neue und reizvolle Aufgabe wird es sein, das Gemeinsame in der Produktion der beiden Dichter aufzuzeigen, nicht minder reizvoll, den inneren Zusammenhängen der deutschen Kalendergeschichte nachzuspüren, etwa von Hebel bis Anzengruber.

Auerbach und Spielhagen liegen in neuen guten und billigen Ausgaben vor. Die Volksausgabe der Spielhagenschen Romane in sorgfältiger Auswahl und Ausstattung, verlegt von L. Staakmann in Leipzig, umfaßt in zwei Serien mit je fünf starken Bänden die besten und wichtigsten Romane von den „Problematischen Naturen" angefangen. (Jede Serie geb. 20 M.). Über Spielhagens Leben unterrichtet ein Büchlein von Hans Henning, das im gleichen Verlag erschien. — In der neuen wohlfeilen Ausgabe der Auerbachschen Schriften sind sämtliche Dorfgeschichten, die Volksbücher und einige Romane „Spinoza", „Waldfried", „Auf der Höhe" und „Das Landhaus am Rhein" enthalten. (Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 12 Bände geb. 28 M.; die Bände sind auch einzeln käuflich.)

Dr. Karl Polheim-Graz

Da die Grenzboten vor nicht langer Zeit (Heft 43, 1911) einen längeren Aufsatz über Neuwiener Schicksals- und Stimmungsdichtung gebracht haben, der neben Beer-Hofmanns und Hofmannsthals Schaffen auch **Arthur Schnitzlers** dichterische Eigenart zu kennzeichnen sucht, möchten wir uns damit begnügen, an dieser Stelle nur kurz darauf hinzuweisen, daß neuerdings, zur Feier des fünfzigsten Geburtstags des Dichters am letzten fünfzehnten Mai, die **erste Abteilung seiner gesammelten Werke** erschienen ist. Die drei sehr geschmackvoll ausgestatteten Bände (S. Fischer, Verlag, Berlin, gebunden 10 M.) umfassen sämtliche erzählende Schriften von der ersten Erzählung „Sterben", die 1895 erschien, an bis zu „Die dreifache Warnung" und „Die Hirtenflöte" aus dem Jahre 1911. Die beiden ersten Bände füllen die kleineren Arbeiten Schnitzlers, der dritte Band enthält den bekannten Gegenwartsroman „Der Weg ins Freie". Die dramatischen Werke Schnitzlers werden ebenfalls vollzählig in vier Bänden als zweite Abteilung der gesammelten Werke im Herbst erscheinen. ×

Reichsſpiegel

(vom 10. Juni bis 17. Juni)

Die ausländiſchen Arbeiter in Deutſchland

Die deutſche Feldarbeiterzentralſtelle hat unlängſt ihren Jahresbericht über die Tätigkeit im Geſchäftsjahr 1910/11 vorgelegt. Der diesjährige Bericht ſtellt zum großen Teil einen Abwehrverſuch gegenüber Kritiken dar, die ſeinerzeit an dem vorjährigen Bericht aus nationalen Kreiſen geübt worden ſind.

Zunächſt wollen wir das Tatſächliche aus dem neuen Bericht hervorheben, der wiederum eine Steigerung der Tätigkeit der Zentralſtelle ergibt, d. h. auf eine fortgeſetzte Vermehrung der Beſchäftigung ausländiſcher Arbeiter in Deutſchland ſchließen läßt. Die Haupttätigkeit der deutſchen Feldarbeiterzentralſtelle beſteht — auf Grund einer ihr von der Regierung erteilten Befugnis — im Ausfüllen von Legitimationskarten für die ausländiſchen Arbeiter, zu welchem Behuf an den Grenzſtationen Kontrollämter eingerichtet ſind. Neben der Legitimierung der ausländiſchen Arbeiter betreibt die Zentralſtelle in begrenztem Umfange auch die Arbeitsvermittlung. Die Zentralſtelle unterhält rund ein halbes Hundert Abfertigungsſtellen für die Legitimierung in den verſchiedenen Grenzämtern. Die Kontrolle der ausländiſchen Arbeiter iſt noch keine ganz vollſtändige. Urſprünglich hat nur Preußen die Feldarbeiterzentralſtelle mit dieſer Kontrolle beauftragt; dann aber haben ſich auch andere Staaten, insbeſondere Sachſen, angeſchloſſen, und in jüngerer Zeit hat das Reichsamt des Innern bei den einzelnen Bundesregierungen vorgeſchlagen, daß ſie ſich vollzählig dem preußiſchen Vorgehen anſchließen mögen — ein Vorſchlag, der jedoch noch nicht allſeitige Annahme gefunden hat. So iſt denn die wirkliche Zahl der in Deutſchland beſchäftigten ausländiſchen Arbeiter noch beträchtlich größer als die Zahl, die ſich aus den Legitimationskarten der Feldarbeiterzentralſtelle ergibt; d. h. ſie wird im letzten Jahre die Höhe von 700000 Köpfen beträchtlich überſchritten haben. Die Zentralſtelle ihrerſeits berichtet:

An Legitimationskarten wurden ausgegeben an:

	1909/10	1910/11	mithin 1910/11 gegenüber 1909/10 weniger —, mehr +
1. Arbeiter aus Rußland:			
Polen	239879	253143	+ 13264
Ruthenen	136	388	+ 252
Deutsche	19111	23337	+ 4226
2. Arbeiter aus Österreich:			
Polen	83447	77567	— 5880
Ruthenen	81956	82718	+ 762
Deutsche	46949	58390	+ 11441
3. Ungarn	23209	17389	— 5820
4. Italiener	39672	47690	+ 8018
5. Niederländer und Belgier	53995	63743	+ 9748
6. Franzosen und Luxemburger	710	793	+ 83
7. Dänen, Schweden u. Norweger	7624	9849	+ 2225
8. Verschiedene Nationalitäten	46245	61018	+ 14773
	642933	696025	+ 53092

Es wurden legitimiert:	1909/10	1910/11
für die Landwirtschaft	374751	387902
„ „ Industrie	268182	308123

Aus diesen tabellarischen Übersichten ergibt sich, daß in erster Linie wiederum die Einführung polnischer Arbeiter aus Rußland sich bedeutend vermehrt hat, also gerade die unter nationalen Gesichtspunkten am wenigsten erwünschte Zuwanderung. Die Zentralstelle klagt über verschiedene Schwierigkeiten, die ihr im laufenden Berichtsjahr durch besondere Umstände bereitet worden sind. (Und trotzdem die Zunahme!) Darüber besagt der Geschäftsbericht:

„Unsere Vermittlungstätigkeit hat in diesem Jahre mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Im frühen Frühjahre waren die Witterungsverhältnisse in unseren wichtigsten Anwerbungsgebieten der Abwanderung der Arbeiter sehr ungünstig. Anfangs starke Kälte und hoher Schnee, dann plötzliches Tauwetter, das Überschwemmungen herbeiführte und alle Straßen und Wege unpassierbar machte. Die Folge davon war, daß wir in diesem Jahre bis in den März hinein so gut wie gar kein Angebot in unseren Grenzämtern hatten, wo sich sonst schon Tausende von Leuten zu den Verträgen zu drängen pflegten, und daß es auch den Agenten nicht gelang, eine irgendwie erhebliche Zahl von Arbeitern heranzuschaffen. Als dann die Abwanderung einsetzte, zeigte es sich, daß zwar der Andrang in der kurzen, noch bis Ostern zur Verfügung stehenden Periode ein gewaltiger war, so daß unsere Grenzämter die Arbeit kaum zu bewältigen vermochten, daß aber der verstärkten deutschen Nachfrage nicht ein ausreichendes ausländisches Angebot gegenüberstand. Schon in der zweiten Hälfte des April setzte eine bedenkliche Knappheit an Arbeitskräften ein, die in immer verstärktem Maße das ganze Vermittlungsjahr über anhielt. Ganz besonders hatte hierunter die Nachfrage der Landwirtschaft zu leiden, und nur der Umstand, daß in großen und für die Beschäftigung ausländischer Arbeiter

hervorragend in Betracht kommenden Teilen Deutschlands die große Trockenheit des Sommers die Masse der zu leistenden landwirtschaftlichen Arbeit nachträglich erheblich einschränkte, hat die Landwirtschaft vor einer sehr gefährlichen Situation bewahrt."

Anderseits verzeichnet die Zentralstelle aber auch ihre lebhaften Bemühungen um Erleichterung des Vermittlungswesens und die Erfolge, die sie damit erzielt hat. Aus diesem Teil des Jahresberichts geht erneut hervor, wie lebhaft die Zentralstelle auf den Ausbau ihrer Tätigkeit bedacht ist, deren Einschränkung im nationalen Interesse wünschenswerter erscheinen muß als ihre beständige Erweiterung.

„An dem Ausbau der Vermittlungsorganisation," fährt der Bericht fort, „und der mit ihr in Zusammenhang stehenden Einrichtungen ist auch im Berichtsjahre eifrig gearbeitet worden. Diese ganze Organisation will und soll nichts anderes sein, als ein möglichst einfaches und praktisches Instrument, mittels dessen die beiden, den Arbeitsvertrag abschließenden Parteien über alle räumlichen, zeitlichen und sonstigen Schwierigkeiten hinweg zusammengeführt werden. Diese Schwierigkeiten liegen nicht nur diesseits unserer Grenze, von der der Weg bis zur Arbeitsstelle nicht weiter ist, als der Weg von der Heimat des Arbeiters bis zur Grenze. Die gemeinnützige und uninteressierte Arbeit im Interesse der beiden Vertragsparteien darf daher nicht auf das Gebiet des Zuwanderungslandes beschränkt bleiben. Auch in den Abwanderungsländern harren ihrer wichtige Aufgaben. In dieser Richtung konnten wir im Berichtsjahre einen starken Schritt vorwärts tun. Die italienische Regierung hat der Zentralstelle die Erlaubnis erteilt, in Italien selber tätig zu sein und unter ihrer Aufsicht und Mitwirkung alle Maßnahmen zu treffen, welche den ungehinderten Abschluß des Arbeitsvertrages zu fördern und ihn von störenden und schmarotzenden Einflüssen zu befreien geeignet erscheinen. Wir hoffen und glauben, daß die praktische Arbeit auf dieser Grundlage den Beweis dafür liefern wird, daß es sich auf dem Gebiete der modernen Arbeiterwanderungen nicht um unüberwindliche Interessengegensätze der Zu- und Abwanderungsstaaten handelt und daß die zurzeit noch bestehenden und empfundenen Häßlichkeiten nicht den Dingen innewohnende Notwendigkeiten, sondern von Eigennutz in sie hineingetragene Begleiterscheinungen sind, die einer uneigennützigen verständnisvollen Arbeit weichen müssen."

Aus dieser Darlegung ist hinlänglich ersichtlich, wie sich die Feldarbeiterzentralstelle auch um das Anwerben ausländischer Arbeiter bemüht. Wenn man die Mitteilungen über die Schwierigkeiten, die gerade im letzten Jahre der Abwanderung ausländischer Arbeiter in weiten Gebieten im Wege standen, vergleicht mit diesen Angaben über die Bemühungen der Zentralstelle, die Arbeiteranwerbung zu erleichtern, so liegt der Schluß nahe, daß ohne die ausgedehnte Werbetätigkeit der Zentralstelle eine so starke Steigerung der ausländischen Arbeiterzuwanderung kaum stattgefunden hätte. Die Zentralstelle ihrerseits

rechnet sich das als Verdienst an, sie wird es aber keinem nationalen Politiker verdenken können, wenn er die gegen solche Steigerung des ausländischen Arbeiterzustroms geltend zu machenden Bedenken in den Vordergrund stellt.

* * *

Nachdem die deutsche Feldarbeiterzentralstelle auch in ihrem diesjährigen Bericht zunächst wieder den Nachweis führt, wie sehr sie um den Ausbau ihrer Organisation bemüht ist, beschäftigt sie sich schließlich mit der bisher an ihrer Tätigkeit geübten Kritik. Die Zentralstelle will es nicht gelten lassen, daß sie der „rage du nombre" verfallen sei und sich daran freue, möglichst viele ausländische Arbeiter ins Land zu bringen. Sie bemerkt demgegenüber: „Nicht an dem äußeren Anwachsen ihrer Vermittlungszahlen freut sich die Zentralstelle, sondern an dem in ihnen zum Ausdruck gelangenden Wachstum des Vertrauens zu ihrer praktischen gemeinnützigen Arbeit bei Arbeitgebern und Arbeitnehmern." Nun, was wir in dem vorigen Abschnitt über die Bemühungen der Zentralstelle, unmittelbar in den Herkunftsländern der ausländischen Zuwanderer eine rege Werbetätigkeit zu entfalten, gehört haben, und was wir in ihrem vorjährigen Bericht an konkurrenzneidischen Ausfällen gegen die Auswandererwerbung der großen Reedereien jenseits der deutschen Grenzen gelesen haben, das beweist denn doch, daß die Feldarbeiterzentralstelle nicht nur ihre Freude hat an dem wachsenden Vertrauen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern, sondern in recht erheblichem Grade doch auch schlechthin an dem weiteren Ausbau ihrer Tätigkeit, ohne die wünschenswerte Sorge, wie diese Tätigkeit mit den nationalen Interessen in Einklang zu bringen ist.

Dem vorjährigen Bericht der Feldarbeiterzentralstelle ist entgegengehalten worden, daß die Zentralstelle eine umfangreiche Vermittlungstätigkeit ausübe und ihren ganzen Apparat aus den für die Legitimierung erhobenen Gebühren erhalte. Hieraus wurde gefolgert, daß die Zentralstelle, schon um sich fest zu fundieren, auf die Einführung einer möglichst großen Zahl ausländischer Arbeiter bedacht sein müsse. Dagegen sucht die Zentralstelle sich nun folgendermaßen zu verteidigen:

„Legitimierung und Vermittlung sind zwei auch in dem Verwaltungsapparat der Zentralstelle getrennte Dinge. Die Einnahmen aus der Legitimierung dienen zur Erhaltung der hierfür etwa nötigen Einrichtungen. Etwa verbleibende Überschüsse darf die Zentralstelle nur mit Zustimmung der königlichen Staatsregierung verwenden. Sie dienen zur Ansammlung eines Reservefonds, wie ihn die große und kostspielige Legitimierungsorganisation unbedingt erfordert. Die Gebühren für die Vermittlung werden unabhängig hiervon jedes Jahr unter Berücksichtigung der Arbeitsmarktlage und in Gemeinschaft mit den Vertretungen der Interessenten neu festgesetzt. Sie sind so kalkuliert, daß die Selbstkosten der Zentralstelle gedeckt werden. Von Überschüssen aus der Vermittlung ist daher weder in Absicht noch in Verfolg die Rede."

Diese Verteidigung schießt daneben. Daß die Tätigkeit der Zentralstelle auf das Erzielen von Überschüssen gerichtet sei, ist unseres Wissens nirgends behauptet worden; man hat vielmehr nur gesagt, daß sie in der Sorge um eine feste Fundierung an einer möglichst großen Zahl von Legitimierungen und Vermittlungen Interesse haben müsse. Wird doch die Deckung der Selbstkosten und die weitere Fortarbeit um so besser gesichert, je höher die Einnahmen aus diesen Quellen sind. Die Verwahrung der Zentralstelle gegen den Vorwurf, daß sie der „rage du nombre“ verfallen sei, scheint uns demnach kaum geglückt.

Interessant ist aber des weiteren, aus dem Bericht zu erfahren, daß die Feldarbeiterzentralstelle sich bei dem Verbande deutscher Arbeitsnachweise jetzt bereits dreimal vergebens um Aufnahme in den Verband bemüht habe. Für sein ablehnendes Verhalten muß der Verband deutscher Arbeitsnachweise doch wohl triftige Gründe haben, die wir in der Erkenntnis zu sehen glauben, daß die Bemühungen der Feldarbeiterzentralstelle um immer weitere Ausdehnung ihrer Tätigkeit in der Zufuhr ausländischer Arbeiter den Interessen deutscher Arbeitsnachweise nicht entsprechen, daß diese vielmehr in dem Streben nach Ausgleich jeder eintretenden Arbeitslosigkeit sich durch die Feldarbeiterzentralstelle nur behindert sehen.

Was sonst an nationalen, sozialen und volkswirtschaftlichen Bedenken gegen die beständig wachsende ausländische Arbeiterzufuhr aus nationalen Kreisen

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

geltend gemacht worden ist, findet in dem vorliegenden Jahresbericht der Feldarbeiterzentralstelle weder Erwähnung noch Widerlegung. Es wäre interessant, zu wissen, ob damit stillschweigend all diese schweren Bedenken als berechtigt anerkannt werden sollen. So hat man die Frage aufgeworfen, ob es tatsächlich notwendig ist, in solchem Maße, wie es durch die Feldarbeiterzentralstelle geschieht, die Einführung ausländischer Arbeitskräfte zu fördern, und ob es nicht möglich wäre, in der Wahl der für diesen Zweck in Betracht kommenden Nationalitäten zurückhaltender zu sein. Ferner sind starke Bedenken auf sittlichem Gebiet mit dem massenhaften „Import" junger Leute fremden Volkstums verbunden, und vor allen Dingen ist daran zu erinnern, daß die Landwirtschaft auch vom Standpunkt ihrer eigenen Interessen aus mit dieser massenhaften Hineinziehung fremder, überwiegend slawischer Arbeitskräfte, durch die das Übel des Arbeitsmangels auf die Dauer nicht verbessert, sondern nachhaltig verschlechtert wird, nicht gut fährt. Wir können heute daran erinnern, daß selbst das preußische Landesökonomiekollegium, als es zu Beginn des vorigen Jahres die Einsetzung einer Kommission beschloß, die sich eindringlich mit der Landarbeiterfrage beschäftigen sollte, auf einem Bericht fußte, der durchaus zutreffend zum Ausdruck brachte: die Landwirtschaftskammern dürften nicht so sehr nach dem Gesichtspunkt arbeiten, wie sie den Landwirten, gleichviel woher, möglichst viele und billige Arbeitskräfte beschaffen können, sondern wie sie, ohne die Besitzer zu stark zu belasten, möglichst viele eingesessene Familien und ihren Nachwuchs der Landwirtschaft erhalten. Je größer nun aber der Ersatz der deutschen

Einbanddecken für die Grenzboten

Ausgabe A: Halbfranz. Dunkelgrüner Lederrücken und Ecken, gekörnter Bezug, Schrift in Goldpressung. **M. 1.75.**

Ausgabe B: Leinen. Dunkelgrünes Rohleinen, Pressung in Schwarz mit Gold. **M. 1.—.**

Vielfach geäußerten Wünschen aus unserm Leserkreise entsprechend haben wir uns entschlossen, eine Original-Einbanddecke für die Grenzboten in geschmackvoller, solider Ausführung herstellen zu lassen. Für jeden Jahrgang sind vier Decken erforderlich. Die Decken für 1911 sind sofort komplett lieferbar, für 1912 und die folgenden Jahrgänge jemalig am Schlusse des betr. Vierteljahrs. Gegen einen entsprechenden Aufschlag sind wir bereit, einzelne Decken mit den Jahres- und Bandzahlen älterer Jahrgänge zu versehen.

Einen Prospekt mit Abbildungen der beiden Ausgaben nebst Bestellschein sendet auf Wunsch der Verlag.

Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 35a **Verlag der Grenzboten,** G. m. b. H.

Landarbeiter durch slawische Wanderarbeiter ist, um so mehr wird die Erhaltung der preußischen Volkskraft gefährdet. Der slawische Zuzug bedingt eine qualitative Verschlechterung unseres Landvolkes, die im weiteren Verlauf auch auf die Industrie schädlich zurückwirkt, indem diese aus dem ländlichen Kräftereservoir ihre Arbeiter bezieht.

Insbesondere der Umstand, daß der deutsche Geburtenüberschuß abzunehmen begonnen hat, mahnt nachdrücklich an die Erhaltung und Vermehrung der deutschen Landbevölkerung, die um so schwerer durchzuführen ist, je mehr die Zufuhr slawischer Arbeitskräfte erleichtert wird. Es ist immer wieder mit ernstem Nachdruck daran zu erinnern, daß das Programm des Schutzes der nationalen Arbeit unvollständig ist, wenn es nicht auch den Schutz der nationalen Arbeiter gegen stark anwachsende Konkurrenz fremdländischer Zuwanderer umfaßt. Unsere Sorge muß nicht gerichtet sein auf die Vermehrung dieser Zuwanderung, sondern auf die Vermehrung der eingesessenen deutschen Bevölkerung auf dem platten Lande. Worauf es ankommt, das ist die Sicherung gegen das zunehmende Andrängen slawischer Arbeiter durch energische Förderung der deutschen Besiedelung in den östlichen Provinzen. Auf diesem Wege ist die Erhaltung des deutschen Volkswachstums sicherzustellen und nach und nach die slawische Zuwanderung immer entbehrlicher zu machen. Das beständige Heranziehen immer neuer slawischer Hilfskräfte läuft diesen übergeordneten nationalen Interessen diametral entgegen. Wir können deshalb auch nach dem neuesten Jahresbericht der Feldarbeiterzentralstelle nur dem lebhaften Wunsche Ausdruck geben, daß die Tätigkeit dieser Zentralstelle sich allmählich verringere, die Ansiedelungstätigkeit aber beständig weiter entfalte, anstatt daß gegenwärtig nicht zum Frommen der nationalen Interessen gerade die umgekehrte Entwicklung beobachtet werden muß.

Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum III. Quartal 1912 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW. 11.

Deutſchland und Schweden

Aufmerkſamer Betrachtung der Geſchichte des europäiſchen Mächtegefüges wird nicht entgehen können, welche ganz beſondere Weſensart die Betätigung jener Staaten auszeichnet, die man mit dem an ſich farbloſen, aber altgewohnten Sammelnamen Skandinavien zu bezeichnen pflegt. Gemeinſam nämlich iſt ihnen allen dreien — ſobald ſie ein einigermaßen ausgeprägtes ſtaatliches Bewußtſein erlangen — das Beſtreben, die Ungunſt ihrer abſeitigen Lage wettzumachen und aktiven Anſchluß an das Leben des Kontinents zu gewinnen. In der Art aber, wie dieſes Beſtreben zu Taten wird, zeigt ſich von Anbeginn eine ſo tiefgreifende Verſchiedenheit an Charakter und Temperament, daß es verwunderlich erſcheint, wie zuſammenfaſſende Gebilde in der Art der Kalmarer Verbindung (1397) oder der ſchwediſch-norwegiſchen Union überhaupt viele jahrzehntelang beſtehen konnten.

Dänemarks Politik nämlich iſt, ſobald ſie international wird, eine mit mehr oder weniger gewaltſamen Mitteln betriebene Durchſetzung däniſcher Volkswirtſchaft gegen ausländiſche, zunächſt hanſeatiſche Bedrückung; nachdem die wikinghafte Frühzeit mit ihren Zügen nach England und nach dem baltiſchen Oſten vorüber iſt, drehen ſich die däniſchen Kriege zumeiſt um Handelsprivilegien, um Zölle im Sund, ſchließlich um Einhaltung der Kontinentalſperre, abgeſehen natürlich von denen, die aus Zwang zur Verteidigung unternommen wurden. Die Eiferſucht Dänemarks zunächſt gegen die Handelsblüte der Hanſa im Oſtſeegebiet, dann gegen die Hamburgs iſt ſeit dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ein wichtiges Motiv ſeiner Politik. Sie kennzeichnet ſich demnach als nüchtern wägend, ſchrittweis und ihren Mitteln gemäß vorrückend, als zweckmäßig fundiert, praktiſch und im beſten Sinne bürgerlich.*)

*) Es iſt wenig bekannt, und wohl erſt von Ehrenberg in ſeinem „Zeitalter der Fugger“ (Jena 1896) feſtgeſtellt, daß im ſechzehnten Jahrhundert die Kapitaliſten und Anleihegeber großen Stils nicht — wie im Süden — bürgerliche Kaufleute waren, ſondern die berühmteſten däniſch-holſteiniſchen Adelsgeſchlechter.

Von Norwegen erübrigt es sich zu sprechen, da dieses Land ja erst seit sieben Jahren selbständig ist, und ihm zur Beeinflussung kontinentaler Verhältnisse bisher Wille, Fähigkeit und Gelegenheit fehlte.

Als voller Gegensatz zur Geschichte Dänemarks stellt sich die Schwedens dar. Immer wieder im Ablauf der Jahrhunderte stoßen in abenteuerlich verwegenem Kriegszug Schwedenkönige in das Machtgefüge Europas und Asiens hinein, tragen die drei Kronen ihres Wappens bis über die Donau und den Rhein, durch Polen und Schlesien bis an die Grenzen der Türkei — und müssen doch schließlich immer ihre ingrimmig kämpfenden, verblutenden Scharen zurückziehen und in den Waldtälern der Heimat einsam verharren, bis sie nach wiederum hundert oder mehr Jahren ein neuer Sturm vorwärtsreißt. Die Motive der schwedischen Politik sind fast nie Fragen des wirtschaftlichen Auskommens; oft liegen sie in vermeintlichen oder wirklichen Ehrenkränkungen, oder im treuen Festhalten an geschlossenen Bündnissen, meist im reinen Willen zur Tat und zur Macht; deshalb ist sie wagemutig, Gefahr verachtend, oft überschwänglich, stolz und repräsentativ, stets im besten Sinne adelig.*)

Das Bezeichnendste an schwedischer Geschichte aber ist ihr wogenförmiger Gang, ihr starkes Vorwärtsdrängen, das in nahezu regelmäßigen Abständen mit Zeiten des Abschwellens und Zurücksinkens wechselt.

Heute nun, wo hundertzweiundzwanzig Jahre vergangen sind, seit Gustav der Dritte, der Neffe Friedrichs des Großen, die russische Flottenübermacht im Svenskasunde schlug, scheint sich eine neue tätige Anteilnahme Schwedens am Leben Europas wieder anzubahnen.

Zwar besteht in den stilleren Bezirken der Wissenschaft und der Kunst, wie auch in der Technik schon längst eine tiefer und tiefer dringende Verwachsenheit. Nunmehr aber scheint auch die Zeit gekommen zu sein, in der der Schwede das Wort „äußere Politik" nicht mehr meidet oder besten Falles mit saurem Lächeln ausspricht. Den äußeren Anstoß, der diese innerliche Wandlung zum Vorschein kommen läßt, bildet das Verhalten Rußlands Finnland gegenüber, das nach der Revolution einen noch aggressiveren Charakter angenommen hat, als es zur Zeit Plehwes und Bobrikows schon hatte. Man weiß ja, wie von jeher das innigste Streben der Zaren auf den Weg zum offenen Meer gerichtet war, wie er ihnen aber im Süden durch England-Indien und die Türkei, im Osten nunmehr auch durch Japan versperrt worden ist. Es bleibt für Rußland also nur der Vorstoß gegen Nordwesten übrig, und zu dem scheint es sich jetzt zu rüsten. Von jeher hat man im schwedischen Volke von dieser chronischen Bedrohung gewußt, hat sich aber — obwohl sie bereits nacheinander Ingermanland, Estland und Livland, Karelen und Finnland gekostet hat — darauf verlassen, daß „England und Deutschland Einspruch erheben würden"; damit hat man sich so an die Gefahr gewöhnt, daß man sie schließlich kaum noch sah.

*) Es ist wohl auch kein Zufall, daß einige der in Deutschland berühmtesten Offiziersgeschlechter schwedische Namen führen, wie Klinckowström, Lindequist, Wrangel, Wulffcrona.

Im Januar 1912 aber veröffentlichte der Forschungsreisende Sven Hedin eine Flugschrift „Ett Varningsord",*) dem im April eine zweite „Svensk och Nordisk Utrikespolitik"**) von Professor Pontus Fahlbeck in Lund folgte. Beide Verfasser versuchten darzulegen, daß die so gut wie vollendete Russifizierung Finnlands ziemlich sinnlos wäre, wenn sie nicht vor allem dem Zwecke diente, eine russische Operationsbasis gegen Schweden zu gewinnen, und daß nunmehr Rußland militärische Vorbereitungen treffe, durch die sich Schweden aufs schwerste bedroht fühlen müsse.

In der Tat ist die Lage ja klar genug: was könnte im Fall eines Krieges zwischen Deutschland und England Rußland hindern, Schweden und Norwegen zu überfallen? An wen könnte Schweden sich anschließen? — Sein Verhältnis zu den beiden anderen skandinavischen Reichen hat durch die hartnäckigen, von Dänemark geschützten Trennungsbestrebungen Norwegens fortgesetzt an Innigkeit verloren; überdies könnte wohl auch ein Bündnis der drei Staaten Rußland gegenüber nur schwerlich auf kriegerischen Erfolg rechnen. Weiterhin hat die nahe Verbindung Norwegens und Dänemarks mit England eine Anlehnung an diese Großmacht für Schwedens Stolz unmöglich gemacht. Die traditionelle Freundschaft mit Frankreich endlich war bei der räumlichen Entfernung beider Länder stets schon zu einer mehr oder weniger platonischen Rolle verurteilt, und hat nun durch die engen politischen und finanziellen Bande zwischen der Republik und Rußland für Schweden an Wert beträchtlich eingebüßt. Wenn man also in Allianzen das Heil des Reiches sieht, so erscheint keine andere möglich, als die mit Deutschland; und eine solche in der Tat empfiehlt Professor Fahlbeck. — Die zweite Waffe, die Schweden in der Hand hat, seine eigene Wehrmacht, ist zwar nach sachverständigem deutschen Urteil in bestem Stande, die Festung Boden in Norrland, auf die ein russischer Angriff zunächst stoßen muß, ist eine der gewaltigsten der Welt, zu deren Belagerung allein eine Truppenmenge von 50000 Mann erforderlich wäre. Dennoch erscheinen das schwedische Heer mit seinen 35000 Mann aktiven Mannschaften, 165000 Mann Landsturm und seine 91 Fahrzeuge umfassende Flotte zu klein, als daß sie einer mit russischer Zähigkeit durchgeführten Eroberung auf die Dauer Widerstand leisten könnten. Daß endlich das sozialistische Allheilmittel, eine Neutralitätserklärung, im Ernstfalle reine Einfalt wäre und nur den bindet, der sie abgibt, beginnt man glücklicher Weise noch zur rechten Zeit zu begreifen.

Überhaupt werden, wenn nicht alles täuscht, die Hemmungen, die sich aus der Volksstimmung heraus gegen eine großzügig vorgehende äußere Politik ergeben könnten, immer geringer; des in Schweden allerdings auch übermäßig ausgebildeten Parlamentarismus scheint man allmählich müde zu werden, und die erfrischende Erkenntnis scheint aufzudämmern, daß wirklich maßgebende Er-

*) Deutsche Übersetzung unter dem Titel „Ein Warnungsruf". Leipzig, F. A. Brockhaus, 1912.

**) „Schwedische und nordische äußere Politik". Stockholm, Albert Bonnier, 1912.

eignisse sich über die Köpfe einer Volksvertretung weg zu vollziehen pflegen. Den besten Beleg dafür bildet jenes seltsame Schauspiel, das sich in den ersten Monaten dieses Jahres vollzog, daß nämlich das schwedische Volk innerhalb von zwei Monaten 14 Millionen Kronen zum Bau eines Panzerschiffes sammelte, den der vorletzte Reichstag bewilligt, die gegenwärtige radikal-liberale Regierung aber vorläufig aufgeschoben hatte, und so sich gewissermaßen gegen den Willen seiner eigenen Vertretung einer freiwilligen Wehrsteuer unterwarf. „Der Verteidigungswind, der in diesem Jahre der Gnade über unsere Gebirge und durch unsere Wälder weht," sagt Sven Hedin in der deutschen Ausgabe seiner Flugschrift, „hat während der letzten hundert Jahre nicht seinesgleichen gehabt." Und es ist wohl nicht nur der Wille zu einer notgedrungenen Verteidigung, der sich so gewaltig äußert, es ist wohl auch im Grunde — und die Betrachtung der schwedischen Geschichte legte bereits diese Vermutung nahe — das Erwachen einer neuen Tatkraft, einer neuen Gesinnung, des Wunsches, wieder ein Glied Europas zu sein, von dem etwas abhängt. Daß aber diese Neubelebung des schwedischen Volkes nicht wieder, wie so oft schon, an der allzugroßen Übermacht der Gegner nutzlos verblute, das hängt im wesentlichen von der Stellung ab, die Deutschland zu ihr nimmt. Daß Schweden mit keiner anderen Großmacht sich verbinden kann, wurde gezeigt. Daß es anderseits allein stehend trotz alles Opfermutes kaum Aussicht auf dauernden Erfolg hat, erhellt ebenfalls aus dem Vorhergehenden. Daß es endlich als Glied des Dreibundes zum mindesten vor der äußersten Gefahr, von der Landkarte einfach getilgt zu werden, sicher wäre, ist ebenfalls klar; anzunehmen ist aber doch, daß die Verbündeten fähig sind, aller ihrer Feinde Herr zu werden, oder daß das Bündnis an sich — wenigstens für Rußland — einen Zwang zum Frieden bedeutet.

Zu bedenken bleibt nun noch, wie sich Deutschlands Lage durch eine Aufnahme Schwedens in den Dreibund umgestalten würde, wenn also — abweichend von Professor Fahlbecks Vorschlag — die Verpflichtung zum bewaffneten Beistand sich ergäbe, sobald einer der Verbündeten von einer Großmacht angegriffen wird; selbstverständlich kann nur unter dieser Bedingung das Bündnis für Deutschland annehmbar werden. — Die Vorteile nun, die Deutschland durch dasselbe im Fall eines Krieges mit der Tripleentente gewänne, wären etwa die folgenden. Erstens: eine sehr fühlbare Lahmlegung Rußlands und damit Entlastung der Ostgrenze; — denn sichere Voraussetzung bei einem deutsch-schwedisch-russischen Krieg ist ein beispielloser Aufstand zum mindesten Finnlands, das immer noch mit leidenschaftlicher Sehnsucht der schwedischen Zeit gedenkt. — Dann: eine mindestens teilweise Entlastung der deutschen Ostseeflotte und damit Stärkung des Nordseegeschwaders ließe sich erreichen, wenn Schweden durch den Druck seiner militärischen Übermacht Dänemark zur Einhaltung der Ostseedeklaration von 1908, d. h. zur Sperrung des Sundes und der Belte gegen außerbaltische Flotten nötigt; daß sich eine solche Sperrung auch gegen über-

legene Gegner mit Hilfe von Minen, schwedischer und dänischer Torpedoboote und der älteren deutschen Schlachtschiffe durchführen ließe, zeigt heute das Beispiel der Dardanellen. — Und schließlich: Deutschland wäre sicher davor, eines Tages einem russischen Skandinavien, d. h. einer zum größten Teil russischen Ostseeküste gegenüber zu stehen, und außerdem auch im nördlichen Atlantic künftig mit den Flotten zweier Großmächte rechnen zu müssen, statt mit nur einer, wie bisher.

Aber vielleicht bedeutete dieser Anschluß noch einen feinen geistigen und dabei weiter reichenden Gewinn: Es ist ja gesagt worden, wie Schweden seine eigene Geschichte gelebt hat; es ist eine Geschichte, die wesentlich denselben Gesetzen folgt wie die des mittleren Europa, die aber ein langsameres Tempo hat, und so stets hinter dieser um eine Spanne Zeit zurückgeblieben ist: als man den heidnischen Upsalatempel verbrannte, gründete man in Deutschland den Dom von Bamberg; die ersten Herrscher des Folkungergeschlechts, Zeitgenossen Rudolfs von Habsburg, zeigen auffällige Ähnlichkeit mit den starken Gründern der karolingischen Dynastie; der russische Krieg des Rokokokönigs Gustav des Dritten erinnert seltsam an die Züge Kaiser Maximilians; die heutigen Zwistigkeiten wegen der Landesverteidigung weisen Parallelen mit jenen Kämpfen auf, die sich im jung-konstitutionellen Preußen an der Bismarck-Roonschen Heeresreform entzündeten. So könnte man Schweden rückständig nennen, wenn man dies Wort des schmähenden Nebensinnes entkleidet, den ihm unsere „fortschrittlich“ gerichtete Zeit angehängt hat, rückständig im Vergleiche zu uns, die wir im Herzen Europas wohnen, in dem alle Ströme geistigen Geschehens sich kreuzen; wir sind wohl mächtiger und erfahrener in den Händeln der Welt, aber auch grüblerischer und zerrissener; das schwedische Volk wird in den nächsten Zeiten so voll tatenlustiger, aufgesparter Jugendkraft sein, wie wir es waren, als unsere neue Reichsgeschichte begann. Und deshalb ist die Meinung dieser Zeilen, daß eine nähere Verbindung mit Schweden eine Blutauffrischung unserer gesamten weltpolitischen Betätigung bedeuten könnte. Der Kreis unserer realen Verantwortung würde erweitert sein, zugleich aber auch jener andere ideelle, der vom Verwandtschaftsgefühl der germanischen Völker gebildet wird.

Die Form, in die sich das Bündnis Deutschlands mit Österreich-Ungarn kleidet, scheint eine glückliche und vorbildliche zu sein; sie verbürgt jedem der Verbündeten größtmögliche Handlungsfreiheit und bietet ihm doch stets verläßlichen Rückhalt an der Treue des andern. Es läßt sich wohl mit Recht behaupten, daß das Verhältnis der habsburgischen Monarchie zum übrigen Deutschland nie ein so gesundes, zweck- und sachgemäßes gewesen ist wie heute. Es ist nicht einzusehen, warum sich das Bündnis in derselben Gestaltung nicht auf Schweden ausdehnen lassen sollte. Jedenfalls soll hier keinem allzu engen Anschluß, wie ihn Überspannung der deutschen Gesinnung fordert, das Wort geredet werden. Die in sich selbst begründete Eigenart der Außenvölker germanischen Blutes, des schwedischen sowohl wie etwa des holländischen oder

schweizerischen, dürfte nie einer Eingliederung als deutscher Bundesstaat geopfert werden, die stets eine abschleifende Mechanisierung bedeuten würde. Aber vor der Gefahr, vom Mammut Rußland erdrückt zu werden, sollte Schweden bewahrt werden, vor einem Schicksal, das weit bitterer noch zu beklagen wäre, als das des braven, aber im tiefsten doch unfruchtbaren Burenvolkes. Wie es die Befreiung von diesem Alpdruck verdient und wie es sie vergelten könnte, ist versucht worden darzulegen.

Entscheidendes vollzieht sich allerorten. Das neue Vordringen der romanischen Staaten in Afrika; das Auferstehen jener Völker, die man gewöhnt war, als in Todesschlaf befangen anzusehen, der Osmanen, Chinesen, Inder; die Selbständigkeitsgelüste anderer, die noch nie bisher Einfluß übten auf das Schicksal der Welt, der Mischlinge von Südamerika, der Angelsachsen von Kanada und Australien, der Neger schließlich im südlichen Afrika. Immer deutlicher wird uns Heutigen die Gewißheit, daß wir Jahre erleben, in denen die Fundamente einer tausendjährigen Zukunft gelegt werden. Der Umschwung aber, der sich in diesem Zeitraum allgemeiner Wandlungen in Deutschlands Geschick vollzieht, scheint der zu sein, daß nun auch mit dem letzten Segel in das Fahrwasser großer Weltpolitik eingelenkt wird. Alle äußeren Bedingungen zu ihr, wachsende Bevölkerungszahl, leistungs- und ausdehnungsfähige Industrie, sind gegeben und auch die innerliche Grundbedingung, der allgemeine Wille zu ihr, scheint sich nunmehr völlig entwickelt zu haben; man denke nur an die Erregung bei Gelegenheit der Marokkoaffäre, an die anstandslose Durchbringung der neuen Wehrvorlagen.

Ein alle Weltteile durchdringender Imperialismus Deutschlands aber würde notwendige Vorstufen übersprungen haben, würde Lücken in seinen Grundlagen aufweisen, wenn er die Randgebiete germanischen Besitzes völlig sich selbst überließe, wenn er an ihrem Bestehen und Vergehen nicht mehr Anteil nehmen wollte als etwa an dem des Kaisertums Korea.

Die Politik der Zukunft wird Weltpolitik sein; Welten werden einander laut und leise, blutig und friedlich bekriegen, Welten werden sich sammeln müssen gegen gemeinsame Feinde. Von allen Seiten und mit Übermacht wird Sturm gelaufen werden gegen das zahlen- und verhältnismäßig recht schwache Germanentum. Das Deutsche Reich aber wird erst dann seinen wirklichen welthistorischen Beruf erfüllen, wenn es innerster Kern und Vormacht alles dessen geworden ist, was germanisch heißt. Ein erster Schritt wäre getan, wenn es die Hand nicht übersähe, die ihm jetzt der äußerste Vorposten droben im Nordosten bietet.

J. J. Rousseau als Erzieher

Zur 200jährigen Wiederkehr seines Geburtstages

Von Friedrich Fürle-Breslau

Es muß ein tieferer Grund vorhanden sein, als etwa die bloße soundsovielte Wiederkehr seines Geburtstages, wenn eines Mannes von nicht nationaler Bedeutung in weiteren Kreisen gedacht wird. Es müssen gewisse innere Beziehungen zwischen heut und damals obwalten, durch die und mit denen zugleich auch die Gestalt und das Wollen jenes Mannes wieder lebendig werden. Alsdann aber wird man nicht nur an dem einen Zeitpunkte dies Lebendigwerden verspüren dürfen. Und das ist bei Rousseau in der Gegenwart sicher der Fall. Zwar ist sein Name, als der des großen „Beginners", gerade aus unserer Literatur niemals ganz verschwunden gewesen, aber wir sind ihm doch etwa in den letzten zehn Jahren wieder häufiger als zuvor begegnet, wenn auch in der Hauptsache nur in pädagogischen Büchern und Abhandlungen und soweit die psychologische Wissenschaft, die ja in der Gegenwart den größten Teil alles pädagogischen Denkens gefangen nimmt, zu historischen Betrachtungen überhaupt Raum läßt. Und diese Tatsache schon drängt einem das Vorhandensein jener Beziehungen auf. Aus der Negation, oder wenigstens der bloßen Kritik sozialer Zustände ist man gegenwärtig, wenn nicht alles trügt, zurückgekehrt zu positiver Arbeit. Und auf keinem Gebiete unserer sozialen Arbeit ist man zurzeit so tätig, als auf dem Gebiete der Erziehung, das Wort in seinem weitesten Sinne begriffen, daß nicht eben viel historischer Sinn erforderlich erscheint, an die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erinnert zu werden, wo man von der Erziehung nicht viel weniger als schlechterdings alles erhoffte. Mögen nun in der Gegenwart die Beweggründe dazu noch so mannigfaltiger Art sein: wieder hat man eine Not der Zeit erkannt und versucht den Weg zu gehen, den einst ein Pestalozzi als einzigen Weg zur Besserung erkannte und ihn beschritt, und den auch Rousseau, um nur diese beiden zu nennen, die freilich von grundverschiedenen Ausgangspunkten aus zu ihrem Erziehungswerke kamen, eines Tages blitzhell vor sich liegen sah und den er in der Folgezeit wandeln mußte. Das unterscheidet ja diese Männer der Erziehung, die doch vor allem eine Sache der Tat, wenn auch, wie bei Rousseau, mehr der inneren ist, vor anderen, die in müh-

samer Gedankenarbeit zu einem System gelangten, daß sie in ihrem Werke aus ihrer Zeit herausgeboren und von ihr getragen wurden. Wir wollen jene Gedankenarbeit nicht verachten oder auch nur verkleinern, aber die wahren Erzieher der Menschheit sind doch nur diese.

Wer wird zweifeln, daß mit dem Tage, da sich Rousseau sein Lebensweg enthüllte, jener Tag gemeint ist, an dem er im Mercure de France die von der Akademie zu Dijon gestellte Preisfrage las: „Si le rétablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les mœurs!“ „Wenn jemals,“ so schreibt er selbst an Malesherbes, „etwas einer plötzlichen Inspiration geglichen hat, so war es die Bewegung, die in mir entstand. Mit einem Schlage fühlte ich meinen Geist durch tausend Lichter geblendet, Massen von lebendigen Gedanken boten sich mir dar mit einer Kraft und in einem Durcheinander, daß ich in unaussprechliche Verwirrung geriet. Hätte ich damals den vierten Teil dessen niederschreiben können, was ich schaute und empfand, mit welcher Klarheit hätte ich dann die Widersprüche der gesellschaftlichen Ordnung darlegen können, mit welcher Kraft hätte ich die Mängel unserer Einrichtungen auseinandergesetzt, mit welcher Einfachheit hätte ich dargetan, daß der Mensch von Natur gut ist und daß allein durch unsere Einrichtungen die Menschen böse werden. Das wenige, was ich von der Fülle der großen Wahrheiten festhalten konnte, findet sich in abgeschwächter Form zerstreut in meinen drei Hauptschriften, nämlich in jener ersten Abhandlung, in der über die Ungleichheit und in dem Buche über die Erziehung. Denn diese drei Werke sind untrennbar und bilden zusammen ein Ganzes.“ Das ist die Geburtsstunde Rousseaus als Erzieher. Was vorher liegt, interessiert hier nur soweit, als es als eine Art innerer Vorbereitung dazu dient.

Es ist eine müßige Frage, was aus Rousseau geworden wäre, wenn er eine geordnete bürgerliche Erziehung in seiner Vaterstadt genossen hätte. Gewiß erscheint es zweifelhaft, ob er sich zu dem leidenschaftlichen Ankläger der Gesellschaft entwickelt hätte, wenn er von je ein Teil derselben gewesen wäre, da er sich in diesem Falle zum mindestens durch ein gewisses, wenn auch nur anerzogenes Verantwortlichkeitsbewußtsein gebunden gefühlt hätte, von einer völlig rücksichtslosen Kritik abzustehen. Es ist sicher, daß das wechselvolle, bunte Leben die Seite seines Wesens stark, ja allzu stark hat hervortreten lassen, aus der im großen und ganzen der Rousseau der späteren Zeit erstand: das Empfindungsleben, oder vielleicht noch besser, das Triebleben, das aber nur wieder einen eigentümlichen Gegensatz findet in dem ideenhaften Zuge seines Wesens, sagen wir in seinem Prophetentum. Der übermächtige Freiheitsdrang, der nur eben vor jener letzten Grenze Halt macht, die die Natur mit ihrem Zwange selber zieht, kann sich nur in einem Vagabundenleben entwickeln, wie Rousseau es tatsächlich geführt hat. Kein Beruf, keine Heimat, keine Seele, von deren dauernden Liebe oder Freundschaft er überzeugt sein darf, während er sich doch mit aller Kraft seiner eigenen überschwänglichen Seele nach einer solchen sehnt! Oft betrogen und die kon-

ventionelle Lüge um sich her gewahrend, zieht er sich in seinem Subjektivismus immer mehr in sich selbst zurück, lebt sich selbst und seinen oft der Wirklichkeit völlig abgekehrten Gedanken, die schließlich in Zeiten des Übermaßes der Empfindungen die Fähigkeit zu einer objektiven Betrachtung geradezu verlieren, und findet in einem solchen Leben Ersatz für einen ihm angeborenen Mangel an Aktivität. Man wird nicht fehlgehen, wenn man in einem derartigen Leben, das ja sehr wohl einen gefährlichen Einfluß auf die ganze Charakterentwicklung haben kann, eine der Ursachen zu dem später hervortretenden Verfolgungswahn sieht. Von seinen Beschäftigungen sind sowohl die botanischen, als auch die musikalischen unzertrennlich von jenem reichen Empfindungsleben, entstammen ihm wohl unmittelbar, und sind also auch zur positiven Vorbereitung zu zählen, dagegen hat seine praktische Erziehertätigkeit keine, oder doch nur ganz untergeordnete Bedeutung in dieser Beziehung.

So findet man denn schon in der Art, wie er jene Preisfrage in dem denkwürdigen Momente erfaßt, diesen Rousseau wieder. Ganz den überwältigenden Empfindungen des Augenblicks hingegeben, erschließt sich ihm ideell der Weg, der die Menschheit in die Irre geführt hat und der, der sie wiederum zu wahrer Gesittung, zu Freiheit und Tugend zurückzuführen vermag. Sein Denken ist das des Künstlers: er schaut, er schöpft intuitiv aus sich heraus. Diderot, der schärfere, systematischere Denker, muß einige Ordnung in die Gedanken bringen, und trotzdem gesteht er selbst ein, daß es der Abhandlung noch durchaus an Ordnung und Logik fehle. Aber Rousseau hat seinen Beruf gefunden.

Freilich hatte er vorher schon einige Male geglaubt, durch Verfolgung ideeller Einfälle zu einem Berufe gekommen zu sein, wie man das häufig bei Leuten ohne sicheren Beruf erfährt, und man hat auch hier den Eindruck, daß er erst durch den Erfolg auf der nun gewählten Bahn festgehalten worden sei. Er gesteht, daß er die Arbeit nach ihrer Ablieferung beinahe vergessen gehabt und daß erst die freudige Nachricht von der Preiserteilung die Idee mit neuer Stärke in ihm aufgeweckt hätte. Wenn man ihm aber daraus den Vorwurf gemacht hat, daß es zum guten Teile Ruhmsucht und Eitelkeit gewesen wären, die ihn die Rolle eines Weltverbesserers hätten spielen lassen, so bedenkt man nicht, daß es bei einem so sprunghaft-ideenhaften Denken immer eines gewissen Anstoßes von außen bedarf, um es in die eingeschlagene Richtung zu bannen.

Um nun Rousseaus Anklagen in der Abhandlung zu verstehen und um zugleich die Erklärung für deren ungeheueren Erfolg zu finden, ist es notwendig, daß man sich den Zustand der damaligen französischen Gesellschaft vergegenwärtige, die eine Art Kultus mit all dem trieb, was doch nur als reine Blüte aus ernster Arbeit hervorsprießen darf, wenn es einen inneren Wert haben soll, nämlich mit den Künsten und Wissenschaften. Nun trägt aber jede Zeit einer gewissen Überkultur auch zugleich das geheime Bewußtsein des Ungenügenden des Bestehenden in sich selbst, ja der in ihr sich immer breitmachende Skeptizismus und der mit diesem verbundene Pessimismus sind im

Grunde nichts anderes, als das offene Zugeständnis eines Mangels. Da aber der ernste Wille zum Besseren fehlt und alles Streben sich nur in unfruchtbarem Intellektualismus erschöpft, der natürlich nur das zweifelhafte Vorrecht einiger schmaler Gesellschaftsschichten sein kann und schließlich in platteste Aufklärung ausartet, wird das gesamte Leben einer solchen Zeit, also auch der in Frage stehenden, von Grund aus unsittlich erscheinen, und das Ende wird immer, wenn nicht besondere Kräfte eingreifen, eine totale Umwälzung in der Gesellschaft sein.

Zwar fehlte es dieser einseitigen Verstandeskultur nicht an einer ethischen Tendenz: man wollte durch sie zur Tugend und zur Glückseligkeit gelangen, von denen die eine von der anderen nicht zu trennen sei. Aber diese Ethik lebte nur noch in den Köpfen einiger bevorzugter Männer. Die Führenden in der Gesellschaft waren im allgemeinen doch Philosophen, Literaten, Gelehrte von zweifelhaftem Ernst und Charakter. In den Salons der Damen wurden zwar die tiefsten Fragen abgehandelt, auch die der Tugend, aber nicht um der Tugend zu dienen, das bewiesen ja alle diese Herren und Damen durch die Tat: sie waren frivol und liederlich und aller Tugend bar. Es war ihnen, wenn man die aus ähnlichen Zuständen der Jetztzeit uns allzu geläufig gewordenen Begriffe verwenden will, nur eine Art Sport, eine Art Sensation, sich geistreich mit jenen Dingen zu beschäftigen. Hatte also Rousseau nicht recht, wenn er ausrief: „Betrachten wir das Wesen der Kunst und Wissenschaft genauer, untersuchen wir näher ihre Motive, Zwecke und Wirkungen, so können wir uns der Einsicht nicht verschließen, daß in ihrer Pflege Grund und Quelle der sittlichen Korruption gelegen sind?“ Denn das Verhalten zur Kunst und Wissenschaft in seiner Zeit hatte Rousseau im Auge, wenn er so sprach, über ihren Wert an sich hat er nicht geurteilt. „Wir gewöhnlichen Menschen,“ so fährt er am Schlusse seiner Schrift fort, „wollen anderen die Sorge überlassen, die Menschen über ihre Pflichten zu unterrichten, und uns darauf beschränken, die unsrigen gut zu erfüllen. Um die Tugend, diese erhabene Wissenschaft der einfachen Seelen, zu erkennen, bedarf es so vieler Mühe und Umstände nicht . . .“ Als Spiegel trat Rousseaus Abhandlung vor die Gesellschaft. Man erschrak, denn man sah sich selbst; die Begeisterung des Verfassers und sein Ernst taten ihre Wirkung. Aber die Spannung wird auf der einen Seite wieder nur literarisch ausgelöst, eine Flut von Gegenschriften erscheint, auf der anderen Seite ist der augenblickliche Eindruck schnell verraucht, und nur die Person des Verfassers bleibt der Gesellschaft als eine Art neuer Sensation zurück. Von seiten seiner philosophischen „Freunde“ aber, die den Begriff der Freundschaft leider ganz anders auffaßten als er selbst, zeigen sich bereits jene offenen und versteckten Angriffe, die freilich zu einem guten Teile in Rousseau selbst ihre Ursache haben. Ein von der allgemeinen Norm abweichendes Wollen und Leben, mit denen sich ein Mensch herauszuheben sucht, wirken immer herausfordernd, um so mehr aber dann, wenn dies andere, bessere Leben wieder

nur in einer Halbheit geführt wird, daß es schließlich zu einer Art Farce wird. Und das war bei Rousseau der Fall. Es wurde oben auf eine Zwiespältigkeit der ganzen Zeit hingedeutet, Rousseau ist nun aber selbst ein Abbild dieser Zwiespältigkeit: er hungert nach Einfachheit und Schlichtheit des natürlichen Lebens und macht in seiner wirklichen Lebensführung denselben unreinen Eindruck wie die Gesellschaft, die er fliehen möchte; er nennt sich einen Freund der natürlichen Einfalt und gibt in den Salons gern einfältige Dinge zum besten, um den übersättigten Seelen einen billigen Spott zu verschaffen, auch auf Kosten seiner eigenen Frau; er fordert eine vernunftgemäße Erziehung durch die Mütter und schickt seine Kinder ins Findelhaus. Man braucht die Gründe, die er hierfür findet, noch nicht als bloße Sophismen anzusehen, und man wird doch eine grenzenlose Gefühlsroheit darin erkennen müssen; der natürlich-objektive Standpunkt, den der Mann vielleicht seinem Kinde bis zur Geburt gegenüber einnimmt, weicht in diesem Augenblicke sicher in jedem Falle dem persönlich-gefühlsbetonten. So aber hatten seine Gegner wenigstens den Schein eines Rechts für sich, an seiner Ehrlichkeit zu zweifeln. Übrigens macht einiges in seiner Lebensführung einen direkt pathologischen Eindruck.

Die zweite Abhandlung „Über die Ungleichheit unter den Menschen" hat merkwürdigerweise nicht den Erfolg der ersten gehabt, obwohl Rousseau mit ganz anderem Rüstzeuge ausgestattet an sie heranging. Sie verleugnet ihren Urheber, der zuerst mit dem Herzen schreibt und überhaupt kein realistischer Denker ist, nicht. Er tritt mit seinen Ideen an den Stoff heran und verfolgt nun diese mit wunderbarer Ruhe bis in die letzten Konsequenzen; denn er ist eine völlig freie, subjektive Persönlichkeit, freier und vorurteilsloser als sogar ein Voltaire, und stellt auch in dieser Beziehung etwas von einem Propheten einer neuen Zeit dar. Aus seiner Art zu denken erklären sich auch die vielen Irrtümer, die heute leicht als solche nachzuweisen sind. Unrichtig ist aber, aus seinem Nachweise, daß „die Ungleichheit erst durch die Entwicklung der menschlichen Anlagen und den Fortschritt der geistigen Bildung Leben und Wachstum gewinnt und mit der Gründung des Eigentums und der Gesetze festen Bestand erhält", zu schließen, er habe den Menschen tatsächlich in einen Naturzustand zurückführen wollen, wenn auch aus seinen Schlußfolgerungen sicher ein gewisser Pessimismus spricht, wie er immer die Kehrseite einer auf eudämonistischer Grundlage ruhenden Ethik ist.

Was er unter dem Begriff „Natur" versteht, wird uns völlig deutlich erst durch seinen „Emil".*) Natur ist ihm immer das Ursprüngliche, dasjenige in allen Erscheinungen, was nur aus den ewigen Grundgesetzen unmittelbar folgt, und der Urheber der Dinge, Gott, ist zunächst nichts anderes, als diese Grundgesetze insgesamt, die Vereinigung von Intelligenz und Wille, aus der alle

*) Soeben ist eine Volksausgabe des „Emil" (Alfred Kröner Verlag, Leipzig) in zwei hübschen Bänden zu 1 M. erschienen. Sie ist von Dr. Heinrich Schmidt, Assistent von Prof. Haeckel in Jena, nach der Übersetzung von Große herausgegeben. D. Schriftltg.

Erscheinungen entsprießen. Alles nun, was aus der Hand dieses Gottes hervorgeht, ist gut, d. h. dem ihm von Gott gegebenen Zwecke, oder den in ihm liegenden Gesetzen entsprechend, also zweckmäßig. Um nun dem Menschen das zu geben, was er erwachsen nötig hat, bedarf es der Erziehung, die aus einer dreifachen Quelle stammt: „Die innere Entwicklung unserer Anlagen und Organe ist die Erziehung durch die Natur, der Gebrauch, den man uns von dieser Entwicklung machen lehrt, die Erziehung durch die Menschen, der Inhalt unserer eigenen Erfahrungen von den Gegenständen, welche uns affizieren, die Erziehung durch die Dinge." Der Hauptfaktor, nach dem sich die beiden anderen zu richten haben, ist die Natur. Ziel der Erziehung wäre somit das der Natur selbst, also immer die Entwicklung zu dem durch die ursprünglichen Gesetze gegebenen Zwecke. Innerhalb dieser Gesetze kann sich der natürliche Mensch frei bewegen, alle seine Begierden hat er ihnen zu unterwerfen. Daraus allein wird ihm das wahre Glück erwachsen. Die Quelle alles Unglücks ist ja doch immer nur das Mißverhältnis zwischen unseren Bedürfnissen und den Kräften, sie zu befriedigen. Also hat die Erziehung des natürlichen Menschen sich darin zu erschöpfen, die Bedürfnisse den Kräften anzupassen; ihre Tätigkeit hat mithin darin zu bestehen, einmal den Zögling an das Entsagen zu gewöhnen, und zum andern, seine Kräfte möglichst zur Entfaltung zu bringen. Die Handhabung dieser Erziehung aber soll ganz negativer Art sein, es soll, wie Rousseau es ausdrückt, verhindert werden, daß etwas geschehe. Nicht der Erzieher erzieht, sondern die Natur, der Erzieher hat nur dafür zu sorgen, daß die natürlichen Gesetze in steter Wirksamkeit bleiben. Er läßt die Dinge auf den Zögling einwirken und an ihnen seine Kräfte entwickeln. Wenn sich der Zögling einmal in diesen irrte und in seiner Begierde über sie hinausging, dann hat der Erzieher die Wirkung eintreten zu lassen, die wir pädagogisch als Strafe bezeichnen, die aber das Kind immer nur als Folge des Versuchs erkennen soll, sich dem Zwange der Naturnotwendigkeit zu entziehen. So wird der natürliche Mensch frei von Begierden und Leidenschaften.

Die Kehrseite dieser Erziehungsmethode ist die Forderung an den Erzieher: Tritt niemals mit einem Gesetz vor das Kind, das es noch nicht als Notwendigkeit erkannt hat! Es soll ja durch eigene Erfahrung lernen, sich auf sich selbst zu stellen, es soll sich frei entscheiden im Bereiche der Naturnotwendigkeit. In diesem Sinne ist also der Begriff der natürlichen Freiheit bei Rousseau zu verstehen. Würde man den jungen Menschen unter Gesetze zwingen, deren Berechtigung er nicht erkannt hat, dann sänke er herab zum bloßen Knechte. Das gilt auch vor allem auf dem Gebiete des Sittlichen. Sein Tun ist überhaupt nie sittlich zu bewerten, er denkt und handelt nur physisch, eben jenen Naturgesetzen entsprechend, die ewig gleichbleibend und nie willkürlich sind. Nur der Mensch ist willkürlich in seinen Forderungen. Unter seinen Händen ist alles entartet, weil er willkürlich, ohne die den Dingen der Natur einwohnenden Entwicklungsgesetze zu beachten, alles nach seinem Belieben umzubiegen sucht.

Wenn Rousseau mit dem Hinweise auf diese Entartung sein Buch beginnt, so beweist das nur, wie tief der Kulturpessimismus in ihm wurzelte, der ja erfahrungsgemäß zumeist mit einem einseitigen Naturoptimismus verbunden auftritt. Aber auch in der ganzen Fassung, in der fast naturwissenschaftlich-exakten Formulierung der physischen Erziehung, die im Grunde das Gefühlsleben als Erziehungsfaktor ganz ausschaltet, liegt eine gewisse Trostlosigkeit. Wie völlig anders faßt den Begriff der Erziehung der Mann, der zwei Jahrzehnte später seine ersten Grundsätze niederschrieb: Pestalozzi, der, weil er das Verhältnis zwischen Gott und den Menschen einzig auf Liebe gegründet sah, auch in der Liebe das Grundprinzip aller Erziehung erkannte! Hier in der ersten Grundlegung aller Erziehung scheiden sich Rousseau und Pestalozzi.

Handelt es sich in der ersten Lebenzeit allein um die Erziehung durch die Dinge, so wird etwa vom zwölften Jahre ab auch die Erziehung durch die Menschen einzusetzen haben. Der Zustand des Zöglings ist bis zu diesem Zeitpunkte der eines vollkommen natürlichen Jungen: „Er spricht nur eine Sprache, aber er versteht, was er sagt, und wenn er nicht so gut spricht, wie andere, so ist er ihnen doch im Handeln entschieden überlegen." „Er folgt nie einer Formel, fügt sich weder der Autorität noch dem Beispiel; er handelt und spricht immer nur, wie es ihm passend erscheint." „Nicht unbekannt mit einigen wenigen moralischen Begriffen, die sich auf seinen gegenwärtigen Zustand beziehen, sind ihm dagegen die durchaus fremd, welche den gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen zugrunde liegen." Aber es kommt nun doch die Zeit, wo der junge Mensch heraustritt aus seinem isolierten Zustande und ein Verhältnis zur Gesellschaft gewinnen muß. Die erste Forderung, die ihm hier entgegentritt, ist die Anerkennung des fremden Eigentums. Wahrscheinlich wird er zunächst, da er bisher eine Beschränkung des eigenen Ichs nur in den Grenzen der Natur kennen gelernt hat, in Kollision geraten mit den Interessen der anderen Menschen. Aber bald erweitert sich ihm der Begriff der natürlichen Grenzen, die hier noch die natürlichen Rechte des anderen Ichs in sich einschließen. Und es erwächst ihm dann auch die Erkenntnis der Notwendigkeit der Gesellschaft wegen der mit ihr verbundenen Arbeitsteilung. Damit geht ihm auch die erste Ahnung der Rechtsbegriffe auf, denen die Gesellschaft und er selbst unterworfen ist. Das ist auch die Zeit, da er sich in einem vom Erzieher unbemerkt geleiteten Unterricht, der einzig die im Menschen liegenden Kräfte und Anlagen zu spontaner Lebensäußerung zu bringen hat, die wichtigsten Kenntnisse aneignen wird. Immer wird der Zögling dabei die Frage zu beantworten wissen: wozu nützt das?, die Rousseau für diese Stufe geradezu als die oberste Erziehungs- und Unterrichtsmaxime gilt.

Auf der vorigen Stufe mußte sich das Wollen innerhalb der natürlichen Notwendigkeit bewegen, hier geschieht es innerhalb der Grenzen des sozial Nützlichen, nun aber kommt die Zeit, da es sich richten soll nach den Gesetzen dessen, was schicklich und gut ist, nach den Gesetzen der Tugend. Tugend beruht nach

Rousseaus Ansicht auf nichts anderem als auf der Kraft des starken Willens, welcher die eigenen Begierden zu besiegen vermag. Bald aber wird ein hervorbrechendes inneres Gefühl es dem jungen Menschen als eine Pflicht des Gewissens vorschreiben, was bis dahin Ergebnis der Erziehung war, und aus diesem inneren Gefühl heraus wird er die Gesetze der Sittlichkeit in seiner Natur begründet erkennen. Denn völlig nutzlos wäre es wieder, den Geist durch haltlose Grundsätze und vernunftlose Vorschriften regieren zu wollen. Ebenso, wie Rousseau den Zögling nichts wissen lassen will, als nur, was er in und mit den Dingen selbst begriffen hat, da „alle unsere Perceptionen oder Ideen aus einem aktiven urteilenden Grundvermögen herstammen", so will er ihn auch nichts von moralischen Vorschriften hinnehmen lassen, als nur, was er selbst als schicklich und gut erkannt hat, da „ihn in der Tiefe der Seele ein eingeborenes Prinzip der Gerechtigkeit und Tugend die eigenen wie die fremden Handlungen für gut oder schlecht zu erklären zwingt". Das Gute baut sich also auf einem eingeborenen Gefühl für das Gute, dem Gewissen, auf, das Rousseau als den göttlichen Instinkt bezeichnet. Aber nun ist freilich das Tun auf Grund jenes Gefühls noch nicht sittlich gut, zur Sittlichkeit gehört vielmehr auch das Bewußtsein um die sittlichen Grundsätze unseres Lebens. „Die Erkenntnis des Guten muß von der Liebe zu ihm wohl unterschieden werden. Sie ist dem Menschen keineswegs eingeboren, sobald ihn aber seine Vernunft das Gute kennen lehrt, treibt ihn das Gewissen, es zu lieben." Der Mensch tut also erst dann das Sittlich-Gute, wenn er durch seine Vernunft es erkannt hat. Die bestimmende Ursache liegt also immer in ihm selbst, in seiner Intelligenz und in seiner Vernunft, er ist sein eigener Gesetzgeber im Denken und Handeln: Der Mensch wird sittlich frei! Wir verstehen von hier aus, wie der „Emil" besonders in Deutschland, wo in der Zeit seines Erscheinens gerade der Subjektivismus sich die Seelen eroberte, eine so gewaltige Wirkung haben konnte.

Man hat den „Emil" das Naturevangelium der Erziehung genannt, aber man würde ihn doch nur halb verstehen, wenn man nur die eine Mahnung aus ihm heraushören wollte: Zurück zur Natur! Denn dies Zurück dient Rousseau nur als Mittel, zu einer wirklichen Kultur zu kommen. Und wenn wir genau hinsehen, so erkennen wir in der Kultur, die ihm vorschwebte, unschwer sogar gewisse Grundlagen, um nicht zu sagen die Grundlagen der Kultur seiner Zeit wieder. Er fordert Pflege und Ausbildung der Sinnestätigkeit, aber zuletzt doch wieder nur, weil er in ihr die notwendige Grundlage jeder späteren geistigen Tätigkeit sieht. Auf die Entwicklung der Intelligenz allein ist bewußt abgezielt, wenn er das Gefühl als Erziehungsfaktor ausschaltet. Es ist einmal gesagt worden, daß das, was Rousseau eigentlich gesucht hat, ein Paradies des Intellekts und nicht des Willens gewesen sei, und es ist wohl in der Tat so, daß er trotz des idealen, aus dem Naturzustande anscheinend herausgewachsenen Erziehungszieles sich von der einseitigen Verstandeskultur seiner Zeit nicht in dem Maße befreit hat, wie man das gewöhnlich annimmt. Seine ideelle Kraft versagte hier in der letzten Zielsetzung.

Immerhin aber war es ein „Paradies", das ihm vorschwebte. Der Mensch seiner gedachten Kultur ist der durch die Autonomie des Intellekts und der Vernunft frei gewordene Bürger des auf Übereinkunft gegründeten Staates. Mensch und Bürger sollten eins, Politik sollte Moral, sollte Tugend sein. Sein Lehrbuch der Politik, das hier weiter ausbauen sollte, ist freilich nicht geschrieben worden, was endlich erschien, ist der „Contrat social", ein fast rationalistisches politisches Glaubensbekenntnis, das für uns nur noch historischen Wert besitzt. Und doch ist es wahrscheinlich gerade der Persönlichkeit Rousseaus nicht zum geringsten Teile zu verdanken, daß die Idee vom nationalen Staate in der Folgezeit sich in der Psyche der Völker durchrang, wie es zuletzt auch seine Persönlichkeit war, die seinem Buche von der Erziehung den Erfolg verschaffte. Gegen die bestehende Unkultur kämpften auch andere, die subjektiven Rechte des Menschen wurden auch schon vor ihm anerkannt und gefordert, der Unterschied aber besteht darin, daß er aus der Macht des inneren Gefühls heraus jenes Recht des Subjekts schöpfte. Andere kamen durch Nachdenken aus der Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen dazu, bei Rousseau ist alles inneres Erleben. Und deshalb seine Wirkung! Man konnte sich der Persönlichkeit, die aus seinen Büchern, und besonders aus seinem „Emil" sprach, nicht entziehen. Freilich, was eine praktische Wirkung hatte, war nicht der tiefe Ideengang, der seinem Erziehungsroman zugrunde lag, praktisch hat er nur dadurch gewirkt, daß durch ihn der Erziehung überhaupt eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet wurde, und daß in dieser die Natur wieder zu ihrem Rechte kam. „Wenn die Kindheit," gesteht Laharpe, einer seiner Gegner, „sich gegenwärtig jener milden Freiheit erfreut, die ihr gestattet, ihre ganze Naivität, Munterkeit und Anmut zu entfalten, wenn sie nicht mehr durch Hemmungen und Fesseln jeder Art eingeschüchtert und beengt ist, so verdankt sie das dem Verfasser des Emil." Ein schöneres Lob konnte Rousseaus Lebenswerk nicht gesagt werden. Und auch wir, die wir uns doch in einer einhundertfünfzigjährigen Entwicklung längst zu eigen gemacht haben, um was er kämpfte und was sich für uns als brauchbar erwies, berufen uns wohl auch heute noch auf ihn, wenn es gilt, wieder einmal gegen eine Unnatur in der Erziehung zu Felde zu ziehen.

Die weitestgehende erzieherische Anregung hat ja sein Buch überhaupt in Deutschland gegeben. Am unmittelbarsten hat es da wieder auf die Philantropen gewirkt, die vielleicht ohne Rousseau gar nicht zu denken sind. Nun ruht freilich auch der Philantropismus, bei Basedow ausschließlich, noch auf intellektualistischem Grunde, und wir sahen, wie auch Rousseau selbst in der Zielsetzung sich noch auf den alten Bahnen bewegt. Ähnlich ist es aber auch mit seiner psychologischen Begründung, soweit man von einer solchen überhaupt reden darf. Der Bestimmungsgrund des Willens fällt nach ihm im wesentlichen mit dem des Urteils zusammen, und die Fähigkeit zu wollen erscheint dem Vermögen zu urteilen „ähnlich oder von ihm abgeleitet". Hiernach dürfen wir wohl annehmen, und er könnte in dieser Beziehung recht gut mit Diesterweg

verglichen werden, daß ihm die bewußte Erkenntnis von dem Willen als Zentrum der Persönlichkeit noch nicht aufgegangen ist, obwohl die Art seines Unterrichts durchaus voluntaristisch erscheint. So ist also auch seine Psychologie, wenn auch tiefergehend als beispielsweise die Lockes, von welcher eine Abhängigkeit oft nachgewiesen worden ist, im ganzen nicht über die seiner Zeit hinausgekommen. Aber er hat, und in dem Maße doch zum ersten Male, die Erziehung in den verschiedenen Lebensaltern auf eine ihnen entsprechende psychologische, oder besser philosophische Grundlage gestellt und dadurch weiterhin anregend gewirkt. Das Verhältnis ist hier ungefähr das gleiche wie in der Ethik: er geht direkt keine neuen Wege, und doch hat er dadurch, daß er den Menschen auf sich selbst, auf sein eigenes Inneres verweist, auch eine starke ethische Wirkung ausgeübt.

Wenn es nun auch um der Vielseitigkeit seiner Erscheinung willen nicht angängig ist, Rousseau in die Reihe der Pädagogen im schulgemäßen Sinne zu stellen, seine weitaus größte Bedeutung hat er doch auf dem Gebiete der Erziehung gewonnen, der Begriff freilich in seiner weitesten Fassung verstanden. Er war Musiker, aber seine Kompositionen haben nur für den Musikstudierenden noch einen gewissen Wert; seine staatsrechtlichen Untersuchungen mögen den Rechtslehrer historisch interessieren; er war vor allem auch Poet und Künstler, und wir wissen, welchen Einfluß seine „Neue Heloise" und seine Bekenntnisse*) auch auf unsere Literatur gehabt haben, im letzten Grunde aber war er doch Erzieher, seine ideelle Kraft ist zuletzt immer auf erzieherische Einwirkung gewendet. Es ist kein Zufall, daß gerade Schiller ihm in einem seiner Jugendgedichte ein Denkmal gesetzt hat. So verschieden der Genfer Idealist und der idealistische große Deutsche sein mögen, in dem ideellen Drange erzieherisch auf ihre Zeit einzuwirken, der bei Rousseau wegen des fast krankhaften Mangels an Aktivität nur wieder ganz innerlich verstanden werden darf, begegnen sich beide. Ihr aus der Idee geschöpfter Glaube an das Gute im Menschen ist die Voraussetzung für ihr Vertrauen an die Erziehungsmöglichkeit des Menschengeschlechts. Freilich unterscheidet sich dann Schillers ästhetisches Erziehungsideal doch grundsätzlich von dem Rousseaus, dem man wohl eher Tolstois religiös gewendetes Ideal an die Seite setzen könnte, wie denn Tolstoi überhaupt als Kulturerscheinung mancherlei mit Rousseau gemein hat.

Man hat anläßlich der Zweijahrhundertfeier Friedrichs des Großen auch Rousseau neben den großen König gestellt, natürlich auf Kosten Rousseaus, was aber selbstverständlich sehr billig ist. Wahrscheinlich aber waren Friedrichs Erziehungsmaximen von denen des anderen gar nicht so weit entfernt, wie man nachzuweisen versucht hat und wie er selbst glaubte, wenn er in seinen späteren Zeiten einmal sagt: „Gute Sitten sind für die Gesellschaft mehr wert

*) Die „Bekenntnisse" Rousseaus sind zu seinem 200jährigen Geburtstage in einer billigen Neuausgabe (gebunden 2 M.) im Verlage von Martin Mörike erschienen. Der Herausgeber, Otto Fischer, hat eine recht brauchbare deutsche Übersetzung, deren Verfasser leider nicht genannt wird, benutzt und ein wenig gekürzt. D. Schriftltg.

als alle Beweise Newtons", und wenn er im sittlichen Egoismus eine Grundlage für die Erziehung gefunden zu haben glaubt: „Tue nicht, wovon du nicht wünschest, daß es dir die anderen täten." Ein freier und weiter Geist wie Friedrich war auch Rousseau, nur daß der eine mit klugem realistischen Blicke das eben Erreichbare auszumessen und seinem Wirken die notwendige Beschränkung aufzulegen wußte, während der andere sich ideell über die Schranken des Jetzt hinwegsetzte, ja sie in der Überschwänglichkeit seiner Seele wohl überhaupt kaum kannte. So wies auch er in die Zukunft hinein und hat an dem Werden unserer Kultur sicher nicht den letzten Anteil gehabt, daß ihm auch von uns aus der Ehrentitel „Erzieher der Menschheit" gebührt.

Zusammenhänge zwischen Österreich und Deutschland auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiete

Rede des Wirkl. Geheimen Rates Präsident Dr. Wilhelm Exner, gehalten auf dem Kongreß österreichischer und deutscher Industrieller und Gewerbetreibender in München, am 22. Mai 1912

Darf ich mit einer geschichtlichen Reminiszenz beginnen? In einem kürzlich in Österreich erschienenen Lesebuch für Gewerbeschulen ist ein Aufsatz unter dem Titel „Deutsche Treue" enthalten, der folgende historische Episode behandelt. Herzog Ludwig von Bayern und Friedrich der Schöne von Österreich stritten um die deutsche Kaiserkrone; bei Mühldorf siegten die Bayern im Jahre 1322 und so entschied das Schlachtenglück zugunsten Ludwigs. Friedrich wurde als Gefangener auf die oberpfälzische Festung Trausnitz gebracht. Die Verbündeten des Herzogs Friedrich, der Papst und andere, setzten den Kampf gegen Ludwig fort. Dieser besuchte den gefangenen Herzog Friedrich und auf Grund seines Verzichtes kam eine Aussöhnung und die Aufhebung der Gefangenschaft zustande. Friedrich versuchte nun seine Parteigänger zum Aufgeben des Streites zu bewegen, und als ihm dies nicht gelang, kehrte er in die Gefangenschaft freiwillig zurück. Ludwig von Bayern, gerührt durch diese, „deutsche Treue" bewährende Handlungsweise, nahm seinen früheren Gegner als Mitregenten an und beide Fürsten herrschten gemeinsam über das Deutsche Reich bis zum Tode Friedrichs im Jahre 1330.

Viele Jahrhunderte sind seither verflossen und mannigfaltig waren die Geschicke Deutschlands und Österreichs in dieser langen weltgeschichtlichen Epoche,

aber mehr als je kennzeichnet heute die Beziehungen zwischen Deutschland und Österreich die deutsche Treue.

Das deutsche Volk im großen Deutschen Reiche und die Deutschen in Österreich bilden mit ihren Stammesbrüdern in der Schweiz eine große Volksgemeinschaft. Die Grenzen der Staaten durchschneiden zwar das weitausgedehnte deutsche Besiedlungsgebiet, die Volksseele ist aber dies- und jenseits dieser Grenzen die gleiche, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß sich manche Ideenkreise infolge verschiedener staatlicher Einrichtungen und verschiedener wirtschaftlicher Interessen eigenartig entwickeln. Unveräußerliches gemeinsames Eigentum sind uns durch unsere Sprache und unser Volkstum unsere Geistesheroen; wir sagen diesseits und jenseits des Inn und des Bodensees unser Schiller, unser Goethe, unser Lessing, unser Grillparzer.

Ebenso gemeinsam ist auf deutschem Boden die Wissenschaftspflege. In Leipzig wurde mit Wien und München das deutsche Kartell der Akademien der Wissenschaften gegründet, aus dem später der Internationale Verband der Akademien der Wissenschaften hervorging. In der nächsten Woche findet hier in München eine Tagung deutscher Bibliothekare statt. Auf den Wissenschaftsgebieten aller Fakultäten der Universitäten Deutschlands, Deutsch-Österreichs und der deutschen Schweiz findet gemeinschaftliche, sich gegenseitig verstärkende und ergänzende Geistesarbeit statt. Naturforscher und Ärzte, Philosophen, Juristen und Nationalökonomen versammeln sich periodisch an verschiedenen Emporien kulturellen Lebens zu freien Beratungen und diskutieren die Leistungen der führenden Männer. Politischen Vorurteilen und Vorteilen ist es bis nun nicht gelungen, diese Bande, die uns Deutsche fest verbinden, zu zerreißen oder auch nur zu lockern, und die Bundesgenossenschaft der beiden Kaiserreiche sollte, so meinen wir, ebenso unerschütterlich sein und bleiben, wie unser gemeinsames Volkstum und die Zusammenhänge unserer geistigen Arbeit. Diese gedeiht nur im Frieden, der seinerseits wieder durch das Staatenbündnis gewährleistet wird. So bedingen sich gegenseitig Kultur und Staatsraison.

Um nur einen Faktor aus dem deutschen Geistesleben herauszugreifen, jenen, auf dem in erster Linie die wirtschaftliche Kraft der Völker beruht, will ich von den angewandten Naturwissenschaften und der Technik reden. Sie fanden ihre erste Pflegestätte an den Universitäten und es wurden die Chemie durch Wöhler und Liebig sowie die Technologie durch Beckmann deutsche Wissenschaften. Dann aber gründeten wir Deutsche in Österreich nach französischem Vorbild in den ersten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts die polytechnischen Institute in Graz, Prag und Wien und brachten führende Männer hervor für das deutsche Ingenieurwesen in Schule und Praxis. Wir lieferten den Organisator des Polytechnischen Institutes in Hannover, Karmarsch, den bedeutendsten Lehrer des Polytechnikums in Karlsruhe, den Begründer der Maschinenbauwissenschaft Redtenbacher, die ersten deutschen Eisenbahningenieure Gerstner, Vater und Sohn, und das geht so fort bis in die Gegenwart, denn

z. B. der Charlottenburger Hochschulprofessor Riedler ist ein Deutsch-Österreicher. Und so gesellten sich Deutsche aus Österreich und der Schweiz zu Ihren Meyer, Grashof, Zeuner, Reuleaux u. a.

Die moderne Großindustrie setzte in Österreich, der Schweiz und Deutschland in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ziemlich gleichzeitig ein; wohl hat sie sich in Deutschland selbst rascher und mächtiger entwickelt, aber die Zusammenhänge sind unverkennbar und werden dadurch nicht gestört, daß in Deutschland die chemische Industrie, der Maschinenbau und die Elektrotechnik vorangingen, in Österreich das Bergwesen und der Gebirgseisenbahnwagenbau. Es findet ein fortwährender Import und Export von Kapazitäten und Potenzen über die Landesgrenzen statt und der große Vorzug dieses Verkehrs ist, daß die Handelsbilanz auf dem Marktplatze der Intelligenz immer aktiv ist und bleibt. Da wird ein Vorschuß gegeben, der dann mit Zinseszinsen zurückerstattet wird. Lieferten wir z. B. die ersten Eisenbahnbauer, so bezogen wir später von Ihnen hervorragende Organisatoren und Verwaltungsbeamte, wie Max Maria von Weber aus Sachsen und die Schwaben Nördling und Etzel. Im Wasserbau wurden Sie unsere Vordermänner, dafür erbauten wir die größte Trinkwasserleitung vom Semmering nach Wien.

Der wichtigste neuzeitliche Behelf für die technische Forschung und Praxis ist das technische Versuchswesen, das mit der Materialprüfung erfolgreich einsetzte und sich von da aus auf alle Gebiete technischen Wissens und des Ingenieurwesens ausbreitete. Von den Anfängen der Experimentalforschung abgesehen, kann man das technische Versuchswesen als eine Errungenschaft der deutschen Techniker bezeichnen und es sei gestattet, einige Namen von unvergänglichem Werte anzuführen. Bauschinger (München), Tetmajer (Zürich und Wien), Martens, Helmholtz, Siemens (Berlin), Bach (Stuttgart) usw. Deutschland im engeren Sinne des Wortes hat in diesem modernen Fortschritte gegenüber allen anderen Staaten einen beträchtlichen, wohl von keiner Seite mehr einzuholenden Vorsprung gewonnen. Wir in Österreich machen die größten Anstrengungen, wenn auch durch innerpolitische Verhältnisse arg behindert, nachzufolgen.

Besonders interessant und wirtschaftlich wichtig ist der Wettstreit, oder richtiger Wetteifer, im gewerblichen Unterrichts- und Musealwesen, das ebenso sehr der technischen Tüchtigkeit des Handwerks und der Kleinindustrie wie dem künstlerischen Einschlag im gesamten Gewerbe zu dienen berufen ist. Dabei geht die Kulturgeschichte nicht leer aus. In den Jahren 1861 und 1862 begann in Bayern die Reformbewegung im gewerblichen Bildungswesen; wir in Österreich überholten diese Anstrengungen in den siebziger Jahren. Während wir uns der Organisatoren Eitelberger und Dumreicher berühmen, überließen wir Ihnen für das Germanische Museum unseren Essenwein, der neben Steinbeiß, Lessing, Hefner-Alteneck eine verdienstliche Rolle spielte, und bezogen später für das Kunstindustriemuseum in Wien Jakob Falke und Bruno Bucher aus Deutschland. Sie fanden in jüngster Zeit Kerschensteiner, der Lüders nachstrebt usw. Die

Wechselbeziehungen auf dem Felde der gewerblichen Jugendausbildung werden immer verzweigter, der Austausch von Kräften immer vielfältiger und die politischen Landesgrenzen sind völlig bedeutungslos.

Ein ähnliches Wechselspiel erfolgte auf dem Gebiete der sogenannten Gewerbeförderung, das ist der individuellen Beeinflussung der bereits in der Berufsbetätigung begriffenen Gewerbeunternehmer und Arbeiter. Der Gedanke der Zuführung neuzeitlicher Arbeitsbehelfe und technisch vorgeschrittener Arbeitsverfahren sowie der wirtschaftlichen Stärkung der Gewerbeunternehmungen tauchte zuerst in Westdeutschland, Württemberg und Baden auf und die Anfänge der Verwirklichung dieses Gedankens waren Erfolg verheißend; die Aktion wurde in Österreich von deutscher Seite zuerst in Wien im Jahre 1892 aufgenommen und hat sich, dank der Enttäuschungen, die sich an die österreichische Gewerbepolitik knüpften, rasch und mächtig entwickelt. Unsere Einrichtungen fanden durch ihre augenscheinlichen Erfolge in breitester Weise Nachahmung in allen deutschen Ländern, Skandinavien, Irland usw. und so wurde die Gewerbeförderung das wirksamste Requisit der sogenannten Mittelstandsbewegung, die insbesondere der städtischen Bevölkerung in Deutschland und Belgien zugute kommt.

Die jüngste Großtat deutschen Geistes ist die Begründung des Museums der Denkmäler der Naturwissenschaften und Technik, des Deutschen Museums, durch den Bezirksverein deutscher Ingenieure in München, dessen bevollmächtigter Minister unser Oskar von Miller ist. Der Vorschlag, ein historisches technisches Museum ins Leben zu rufen, wurde in Österreich schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von deutscher Seite lebhaft propagiert und in kleine Einzelschöpfungen umgesetzt. Die Großtat erfolgte in München im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts und wirkte auf Wien belebend ein. So werden die Deutschen ihrem technischen und industriellen Geist bleibende Monumente errichten und jenen Einrichtungen an die Seite stellen, die die Franzosen in ihrem Conservatoire des arts et métiers zu Paris und die Engländer in ihren technischen Sammlungen in Kensington geschaffen haben.

Ungemein fesselnd wäre eine Betrachtung der Wechselbeziehungen der Schöpfungen der schönen Künste auf deutschem Boden durch unsere deutschen Meister. Wenn wir nur die Neuzeit ins Auge fassen, erscheint uns die deutsche Baukunst als ein einheitliches Kulturelement von größter Bedeutung. Die lange Reihe unsterblicher Künstler, von denen ich nur einige Namen herausgreifen will, Fischer von Erlach, Semper, Friedrich Schmidt, Ferstel, Hansen, Hasenauer, bis herab zu den jüngsten Gabriel von Seidl und Otto Wagner, sie bilden eine deutsche Künstlergenossenschaft, ungeteilt durch staatliche Grenzen. Dasselbe gilt von der Plastik und Malerei; hüben und drüben Rafael Donner, Fernkorn, Ferdinand von Miller, dann die Lenbach, Kaulbach, Piloti, Makart.

Was die vervielfältigende Kunst anbelangt, die Typographie, die Photographie, mit ihren Anwendungen und Ausbildungen, die Lithographie (eine deutsche Erfindung von Senefelder), der Farbendruck usw., so kann man

behaupten, daß die Deutschen in den drei oft genannten Staaten ebenbürtig einen von keinem anderen Volke überragten Hochstand der Leistungen erreicht haben. Der große Aufschwung der Buchgewerbe ist ein charakteristisches Merkmal der deutschen Leistungsfähigkeit in der Verbindung von Technik und Kunst. Diese Verbindung von Kunst und Technik, für die alle leitenden Geister im deutschen Volke seit mehr als einem halben Jahrhundert in Wort, Schrift und Tat eintreten, für die sie als oberste Grundsätze Materialechtheit, Konstruktionsrichtigkeit und Zweckdienlichkeit aufgestellt haben, ist in jüngster Zeit wieder in den Vordergrund der öffentlichen Erörterung getreten und führende Männer, die sich von der Fessel dogmatischer Überlieferungstreue befreiten, suchen neuerdings das produzierende und konsumierende Bürgertum durch entzückende Taten für den Gedanken der Qualitätsarbeit zu begeistern. Doch darüber wird Ihnen ein Berufenerer, Professor Riemerschmid, Ausführliches sagen.*) Wir Österreicher haben unser Interesse an diesen Bestrebungen ja dadurch offenkundig bezeugt, daß wir hierher gekommen sind, Ihre bayerische Gewerbeschau zu studieren, uns an ihr zu erfreuen und weiters dadurch, daß der Deutsche Werkbund demnächst in Wien tagen wird.

Wenn bei der Besprechung der bildenden Künste in Deutschland die romanischen Völker sich zum Worte melden könnten, um darauf hinzuweisen, daß die klassischen Vorperioden ihr Verdienst seien, so ist die Hegemonie Deutschlands auf dem Gebiete der darstellenden Kunst und der Musik unbestreitbar und ich hebe das mit um so größerer Genugtuung hervor, als die Deutschen in Österreich auf diesen Gebieten einen ganz besonders großen Anteil an der heutigen Großmachtstellung haben. Haydn, Beethoven, Mozart und Schubert einerseits, Richard Wagner andererseits sind die Beherrscher der Musikwelt und an den Genius der heiteren Musik der Neuzeit knüpfen sich die unvergänglichen Namen Strauß und Lanner. Im Reiche der Töne sind wir Deutschen ein Volk, ein einiges, in seiner Größe einzig dastehendes. Unsere Sprache hat eine besonders wertvolle Ausdrucksform im „deutschen Lied" gefunden, dessen Wirkung auf die deutsche Volksseele nicht unterschätzt werden darf. So wie das Nibelungenlied die Ufergelände des Rheins mit jenen der Donau als zusammengehörigen Schauplatz der Heldensage verbindet, so ertönte das deutsche Lied vor der Bildung der heutigen Staatenformen von den Rheinlanden bis tief ins Donaureich hinab, das deutsche Volkstum umschlingend.

Machen schon die vorangehenden Andeutungen den Eindruck größter Unvollständigkeit, nur den eines Mosaikbildes, das aus einer Reihe aphoristischer Bemerkungen besteht, so würde der Vorwurf der Unzulänglichkeit meiner Darstellung noch weit mehr Berechtigung erlangen, wenn ich nicht noch eines Arbeitsfeldes deutscher Gelehrsamkeit mindestens schlagwortweise gedächte.

*) Der Vortrag von Professor Richard Riemerschmid über die Ziele der Bayerischen Gewerbeschau ist in den Grenzboten 1912 Heft 23 abgedruckt. D. Schriftltg.

Die Jurisprudenz und Sozialpolitik haben im letzten halben Jahrhundert auf deutschem Boden vielfache epochale Leistungen aufzuweisen. Die neuzeitlichen Gesetze zum Schutze des geistigen Eigentums an literarischen und künstlerischen Produkten und auf industriellem Gebiete, der Zivilprozeß, die staatliche Kranken- und Unfallversicherung, der sich in letzter Zeit die Alters- und Invaliditätsversicherung beigesellten, also das Gesamtgebiet der Sozialversicherung, die Gesetze und Verwaltungsmaßregeln in der Richtung der Jugendfürsorge, die Gesetzgebung in Beziehung auf das Genossenschaftswesen usw. sind Errungenschaften Deutschlands, denen verwandte Schöpfungen in Österreich und der Schweiz nachfolgten und nachfolgen werden.

Bis nun habe ich nachzuweisen versucht, daß der geistige Verkehr zwischen allen Teilen des deutschen Volkstums ein lebhafter und die Beziehungen innig sind. Aber auch der materielle Verkehr gleicht dieser Vorstellung. Kaiser Maximilian war um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts der erste Begründer der Post; dann folgten in ununterbrochener Reihe weitere Organisatoren vom Fürsten Taxis bis zum preußischen Postdirektor Stephan, dem Begründer des Weltpostvereins, der auch gleichzeitig mit einem Österreicher die Postkorrespondenzkarte ersann. Der deutsch-österreichische Eisenbahnverband, die deutschen Wasserstraßenunionen und der deutsch-österreichische Telegraphenverband sind Grundlagen und Hauptelemente des internationalen Verkehrswesens geworden. Die staatlichen Grenzen bilden auch für den materiellen Verkehr, das ist der Menschen und Güter, keine wesentlichen Hindernisse mehr. Nur in einer Richtung sind die staatlichen Grenzen empfindlich fühlbar und je nach dem Standpunkte, den der Wirtschaftspolitiker einnimmt, in hohem Grade nützlich oder schädlich. Ein Redner von hervorragender Stellung, Handelskammerpräsident Pschorr, hat heute schon von der deutsch-österreichischen Zollunion, das heißt einem gemeinsamen deutsch-österreichischen Zollgebiete gesprochen und ich kann ihm versichern, daß es auch in Österreich viele Anhänger dieses Ideales gibt und daß es auch, abgesehen von den Freihändlern und reinen Theoretikern, nicht wenige in der Praxis stehende Wirtschaftspolitiker sind, die den hoch aufgerichteten Zollschranken schon angesichts des Teuerungsproblems widerstreben, deren Erniedrigung fordern und deren völliges Verschwinden an der deutsch-österreichischen Grenze für möglich und erstrebenswert halten.

Die mitteleuropäischen Wirtschaftsvereine in Deutschland, Österreich und Ungarn suchen Vereinheitlichungen und Erleichterungen im Geldverkehr und Zollverfahren. Sie und wir alle stehen ja noch unter dem Diktat des sogenannten Ausgleichs der Produktionsbedingungen und der heute herrschenden Vertragspolitik. Die vielen Anhänger eines gemeinsamen deutschen und österreichischen Zollgebiets wagen sich noch nicht hervor, aber sie werden der industriell-agrarischen Hochschutzzollbewegung entgegenarbeiten, zur Mäßigung mahnen und diese in vielen Fällen erzwingen. Die hochqualifizierte Ware bedarf eines geringeren Schutzzolles und darum wollen wir uns an der Bayerischen Gewerbeschau

ergötzen und erheben und stärken für den Kampf um die Erleichterung des Warenaustausches zwischen Österreich und Deutschland. Die Gewerbeschau ist somit nicht nur Ihre, sondern auch unsere Sache.

Es hat Berufspolitiker gegeben, die die deutschen Schützen, Turner und Sänger, die nach dem Einheitsstaate riefen, belächelten; ebenso unterschätzt man auch heute unsere sozialen Organisationen, die Deutschland mit Österreich verbinden, obwohl sie mit der Zeit in fortgesetzter beharrlicher Gemeinschaftsarbeit bei den verbündeten Staaten Grenzen überbrückende Bündnisse und Bildungen darstellen und vervielfältigen werden: der deutsch-österreichische Naturforscher- und Ärzteverband, der deutsche Geographentag, der heuer in Innsbruck seine Beratungen pflegt, der deutsche Juristentag, die Handelskammerkongresse, der deutsche Sprachverein, die deutsche Schillerstiftung, der Verein deutscher Ingenieure, der deutsche und österreichische Alpenverein. Der letztgenannte, der heute gegen hunderttausend Deutsche zu seinen Mitgliedern zählt, entstand folgendermaßen: im Jahre 1862 bildete sich der österreichische Alpenverein, im Jahre 1869 der deutsche Alpenverein und beide verschmolzen zum deutschen und österreichischen Alpenverein im Jahre 1874; er erlangte dadurch seine heutige Größe und Bedeutung. Dies mag ein Vorbild sein!

Hier sei noch daran erinnert, daß dieser Verein in der Stadt der Museen ein alpines Museum errichtet hat, auf einer Isarinsel in dem Schlößchen Isarlust. München ist aber auch wie keine andere Stadt geeignet zu einem Sammelpunkt von Museen, es ist eine Hochschule des Anschauungsunterrichtes für das deutsche Volk und unsere Gäste aus der Fremde.

Unser deutsches Volksmassiv ist im Norden durch die See und die sie beherrschenden Flotten geschützt und im Süden durch den Alpenwall begrenzt. Einst überschritten wir die Pässe, um jenseits der Alpen zu siegen, zu erobern, zu herrschen oder auch um zu unterliegen und uns zu demütigen. Wie anders gestaltet sich jetzt der Alpenverkehr dadurch, daß wir das Gebirge durchbohrten, um nach Italien zu wandern, das uns die Denkmäler der römischen und medizäischen Kulturzeitalter aufbewahrt hat. Wir gehen nach Italien nicht mehr wie einst als Feinde, sondern wir begrüßen dort ein geeinigtes Kulturvolk, das mit uns ein Bündnis zur Erhaltung des Friedens geschlossen hat.

Das deutsche Hochgebirge, die Alpen, erstreckt sich vom Herzen Österreichs bis an die westliche Grenze der deutschen Lande. Unsere Alpen, die an Schönheit von keinem Gebirge der Welt übertroffen werden, in denen viele unserer großen Flüsse entspringen, aus denen die weiße Kohle mächtig hervorquillt, als Energievorrat von ungemessenem Werte, zieht uns Deutsche und die Fremden mächtig an und hält uns zauberhaft fest. In gemeinsamer Arbeit haben wir über die Bergriesen und Pässe, über die Kämme und Hänge ein Netz von modernen Kulturwerken gespannt, um uns den Genuß der Naturschönheit zu ermöglichen oder zu erleichtern und die Gefahren zu mildern. Auf dem Rücken der Bergriesen erblühen die bunten zierlichen Kinder der Flora,

sie sind auch ein Symbol unserer Gemeinsamkeit und Einheitlichkeit in den deutschen Naturschätzen. Ich habe einen Strauß dieser Alpenblumen mitgebracht, um sie als Zeichen unserer großen Verehrung und innigen Liebe darzubieten Seiner königlichen Hoheit Ihrem Prinzen Ludwig, unserem deutschen Prinzen Ludwig!

Geschichtliche Bemerkungen zur chinesischen Revolution

Von Dr. R. Stübe-Leipzig

Daß China eine Republik geworden ist, und daß sich in der großen Umwälzung eine nationale Reaktion gegen die Fremdherrschaft der Mandschu bekundet, sind zwei Sätze, die für den europäischen Betrachter nahezu dogmatische Geltung haben. Versucht man aber, die Hergänge nach den Maßen der chinesischen Geschichte und des chinesischen Staates zu beurteilen, so gilt für den ersten Satz: eine republikanische Staatsform ist nach dem Wesen des chinesischen Staates für die Dauer kaum denkbar; für den zweiten aber: er ist sicher ganz falsch und beruht auf Vorspiegelung falscher Tatsachen.

Das allgemeine Interesse, das die chinesische Revolution in weitesten Kreisen findet, ist mit einer gewissen Überraschung und Verwunderung gepaart. Wenn irgendwo in der Welt die Verhältnisse in starrer Ruhe zu beharren und in dauernder Gestaltung gefestigt schienen, so war es in China. Und gerade hier vollzieht sich — scheinbar ganz unvermittelt — der Übergang aus der altertümlichsten Staatsform, dem patriarchalischen Absolutismus, zu der modernen Gestaltung der demokratischen Republik.

In der Tat aber ist dies alles, was uns seltsam, fast unerhört erscheint, für China an sich nichts Neues. China hat im Laufe seiner Jahrtausende umfassenden Geschichte viele Umwälzungen, gewaltige Revolutionen, völlige Auflösung des Einheitsstaates erlebt und immer wieder überwunden. Aus Jahrhunderten anarchischer Zustände erhebt sich immer wieder in unerhörter Lebenskraft das chinesische Volk als kulturelle und politische Einheit.

Um die Hergänge der Gegenwart zu verstehen, ist ein Zweifaches erforderlich: einmal muß man sich das Wesen des chinesischen Staates klarmachen, oder vielmehr sich deutlich machen, wie der Chinese in seinem politischen Denken den Staat auffaßt. Denn das innerste Wesen des Staates liegt nicht in der Form

seiner äußeren Einrichtungen, sondern in der Auffassung von den Aufgaben und Zwecken, die eine menschliche Gemeinschaft zusammenhalten.

Für viele mag es überraschend sein, daß die Revolution in China eigentlich keine neuen Gedanken bringt. Nicht nur die Idee, neben die Regierung eine Volksvertretung, das Parlament, zu stellen, ist in China sehr alt; dieser Gedanke tritt schon unter der ersten geschichtlich genauer erkennbaren Dynastie, unter den Tscheu (1122 bis 225 v. Chr.) hervor. Aber auch die Republik ist eigentlich nur die letzte Folgerung aus den politischen Grundsätzen, die in China die politische Anschauung seit ältester Zeit beherrschen. Für den Chinesen ist der Staat nicht eine über dem Volke stehende Macht, sondern die Verkörperung des Volkes selbst. Schon im vierten Jahrhundert v. Chr. spricht die chinesische Staatsreligion, der Konfuzianismus, die bis heute gültige Lehre aus: „Das Wichtigste ist das Volk, darauf folgen die Götter des Landes, zuletzt kommt der Fürst, er ist das Unwichtigste." Immer hat die Religion dem Volke das Recht eingeräumt, schlechte Fürsten — d. h. solche, deren Regierung mit oder ohne ihre Schuld durch allgemeines Mißgeschick unglücklich war — vom Throne zu stoßen. Dem untüchtigen Herrscherhaus entzieht der Himmel sein Mandat durch das Volk. Das Volk ist der eigentliche Souverän, indem es zum Vollstrecker des göttlichen Willens wird.

Somit ist das Selbstbestimmungsrecht des Volkes — auch über seine Regierung — ein alter Grundgedanke des chinesischen Staatslebens. Verbindet man damit die Tatsache, daß die chinesische Entwicklung immer wieder, und so auch heute, durch ein Aufsteigen der Volksmassen bestimmt ist, so liegt in dieser demokratischen Tendenz ein gewisser Zug zur Republik.

Die absolute Monarchie Chinas ist also durch die tatsächlichen Kräfte des Staatslebens in ihrer Gewalt stark begrenzt; neben ihr sind demokratische Gewalten stets sehr wirksam gewesen.

Aber wir haben damit noch nicht den eigentlichen Kern des chinesischen Staates, sein innerstes Wesen, erreicht. Das chinesische Reich ist in seiner Urform nichts anderes als eine Bauerngemeinde, die in der Weise organisiert ist, daß ein größeres Landstück, das quadratisch begrenzt wurde, in neun Felder geteilt war. Das Mittelfeld behielt der Grundherr als seine Domäne, während die umliegenden acht Felder an Frondienste leistende Bauern verpachtet wurden. Diese uralte dörfliche Bauerngemeinde ist der Keim des chinesischen Staates; in ihr schon wurzelt das demokratische Wesen. Diese Gemeinde aber bildete zugleich eine religiöse Kultusgenossenschaft: die Gottheit des Gebietes hatte einen Kultus, und die kultische Verehrung des Gottes war in erster Linie die Aufgabe dessen, dem das Land gehörte, d. h. des Grundherrn. Hier liegt der Keim zur chinesischen Monarchie, die etwas ganz anderes ist als die aus dem Kriegsleben erwachsene Monarchie in Europa.

China ist in seinem innersten Wesen etwas ganz anderes als eine Demokratie oder Monarchie im europäischen Sinne; es ist beides zugleich und doch

zuletzt noch ein Besonderes. Die Verfassung und Verwaltung des chinesischen Reiches ruht seit ältester Zeit bis heute auf dem Grundgedanken, daß die menschliche Gemeinschaft von einer höchsten Weisheit, von einer göttlichen Macht gelenkt werde. Die menschliche Gemeinschaft ist der Staat, die göttliche Weltleitung tritt im Herrscher hervor, dem Vermittler zwischen Himmel und Erde, dem die Gottheit den Auftrag gegeben hat, das Wohl der Gesamtheit sowohl in materieller als auch in sittlicher Beziehung zu fördern und zu sichern. Dieses Wohl der Gesamtheit ist geknüpft an die staatliche Ordnung; sie zu wahren ist die Pflicht vor allem der Beamten. Der oft und mit Recht gerühmte soziale Ordnungssinn der Chinesen und ihr Pietätsgefühl beruhen auf diesem politischen Gedanken. Vor allem hat die Regierung, um dem Wohl des Ganzen zu dienen, die Pflicht, die Untertanen zu belehren, sie sittlich zu erziehen, sie in ihrer Arbeit zu fördern und zu schützen. Auch ein sozialistisches Element ist somit im chinesischen Staatsgedanken eingeschlossen und ist gerade von den bedeutendsten politischen und philosophischen Denkern Chinas — vor allem von Lao-tse — oft zum Ausdruck gebracht worden.

Der chinesische Staatsgedanke kennt ferner von vornherein keine nationalen Grenzen. Wie die göttliche Weisheit die das Weltganze beherrschende Macht ist, so kann sie auch nur in einem politischen Gebilde zum Ausdruck kommen, das keine Schranken kennt, d. h. der chinesische Staat ist in der Theorie ein Universalstaat, er umfaßt im Prinzip die ganze Menschheit. Da die chinesische Regierung keine gleichberechtigten selbständigen Mächte neben sich kennen konnte, sondern nur Vasallen oder Barbaren, die der Herrschaft des Himmels noch nicht gewonnen waren, sind ihre Vertreter in China oft auf so große Schwierigkeiten gestoßen.

Der chinesische Staat ist somit in seinem Wesen die Darstellung des höchsten Weltgesetzes in der Form eines religiösen Weltstaates, an dessen Spitze der absolute Herrscher, der „Himmelssohn", steht. Wir können also China — freilich in einem besonderen Sinne — als eine „Theokratie" bezeichnen. Von seinen höchsten Beamten umgeben bildet der Herrscher die Zentralgewalt; er überweist die Teilgebiete des Reiches an seine Vasallen, um sie in seinem Namen und nach seinen Weisungen zu regieren. Und diese höchste Vollmacht, die der Himmel dem Kaiser verleiht, wird weiter geteilt und ausgebreitet durch die Beamtenschaft. Jeder Beamte hat an dieser vom Himmel stammenden Macht Anteil und soll sie im Bereich seiner Tätigkeit anwenden, um den Staatszweck, das Wohl der menschlichen Gemeinschaft, zu erfüllen.

So sieht der chinesische Staat im politischen Denken der Chinesen aus. Wir müssen darin ihr politisches Ideal erkennen; ob es freilich jemals in dieser Gestalt Wirklichkeit gewesen ist, ist eine andere Frage. Die konfuzianische Literatur behauptet zwar, daß von den ersten Herrschern im chinesischen Altertum dieser Idealstaat als Vorbild für alle Zeit geschaffen sei. Die geschichtlichen Urkunden aber, die aus der alten Zeit erhalten sind, beweisen, daß Herrscher

und Volk von diesem Ideal oft recht weit entfernt waren. Aber trotzdem bedeutet solch Idealbild eine Macht, es wirkt auf Anschauungen und Überzeugungen, und an ihm werden Rechte und Pflichten gemessen.

* * *

Ein Zweites, was für das Verständnis des heutigen China von größter Bedeutung ist, sind die bewegenden und treibenden Kräfte der chinesischen Geschichte.

Zwei Erscheinungen sind es, die immer wieder im Verlauf der chinesischen Entwicklung die bestimmenden Mächte geworden sind:

1. der Gegensatz zwischen Nord- und Südchina — und

2. das Hereindringen fremder Volksmassen in den chinesischen Kulturstaat, den sie anfangs als Eroberer gewonnen haben, in dessen Kultur und Geist aber alle barbarischen Eroberer schließlich eingeschmolzen wurden.

Der Gegensatz von Nord- und Südchina ist schon durch die Landesnatur gegeben. Im Norden dehnen sich die unendlichen Flächen der Lößebene und das Schwemmland der chinesischen Riesenströme aus. Das Land ist gleichförmig, eintönig und arm an Reizen: nur vereinzelte Hügel, hier und da ein Baum, kaum je ein kleiner Wald. Das ist der Boden, auf dem der arbeitsame nordchinesische Bauer die Grundlagen der Kultur Chinas geschaffen hat. Und der Mensch ist hier wie das Land: der Nordchinese ist nüchtern, anspruchslos, ohne höheren Schwung der Phantasie und des Gefühls, demütig und abergläubisch, zugleich ganz der praktisch gerichtete Arbeiter, der sich den menschlichen Herren ebenso unbedingt unterwürfig fügt wie den Gewalten der Natur, die seine Arbeit so oft zerstören.

Ganz anders der Südchinese. Sein Land ist ein abwechslungsreiches, oft romantisch schönes Alpengebiet, und die Bewohner sind phantasiebegabt, selbstbewußt, stolz und ehrliebend, kriegerisch und vor allem; im Gegensatz zum ruhigen Nordchinesen, politisch stets zum Umsturz bereit. Der zähe nordchinesische Bauer erträgt in Geduld auch die ärgsten Mißstände und selbst Mißhandlungen, während der Südchinese sofort auflodert und in seinem stolzen Mute zum Schwerte greift. In der Geschichte Chinas ist dieser Gegensatz des passiven Nordens und des aktiven Südens häufig zur Geltung gekommen, und so ist es auch heute: die Revolution geht vom Süden aus und trägt in allem die charakteristischen Merkmale des stürmischen, schnell fertigen südchinesischen Wesens. Den Norden hat sie innerlich kaum berührt.

So kann man den Anteil des Nordens und des Südens an der Entwicklung Chinas dahin bestimmen, daß Nordchina die Kulturgrundlagen des Reichs in der zähen Arbeit des Bauern geschaffen, und daß der Süden die umgestaltenden, vorwärts treibenden, vor allem die geistig führenden Kräfte geliefert hat.

Die zweite, für die Gestaltung Chinas grundlegende Tatsache. ist, wie erwähnt, das Eindringen fremder Völker, die sich oft zu Herren des Landes gemacht haben. Hier zeigt nun die chinesische Geschichte einen merkwürdigen Rhythmus des Geschehens. Ich habe vorher auf die Urgestalt des chinesischen Staates in der bäuerlichen Gemeinschaft hingewiesen. Die weitere Entwicklung beruht darauf, daß der agrarische Kulturstaat seine Grenzen immer mehr erweitert, er wächst von innen heraus, der Pflug des Bauern unterwirft das umliegende Land der Kultur und gliedert es dem Staate an. Sobald ein solcher Staat an seinen Grenzen mit barbarischen Nachbarvölkern zusammenstößt, wird die Lage kritisch. Das fruchtbare Kulturland lockt oft genug die räuberischen Nachbarn zu Einfällen. So kommt es zu einem andauernden Kriegszustand zwischen dem chinesischen Kulturgebiet und den Nomadenvölkern der Steppe im Norden und Nordosten Chinas, die als kriegerische Reitervölker dem chinesischen Bauern oft überlegen sind. Durch diese Nachbarn wird China zur Wehrhaftigkeit, zur Verteidigung und schließlich zur Ausdehnung seiner Macht gezwungen. Die beste Verteidigung ist der Angriff; so ist China dazu gekommen, die Nomaden zu unterwerfen. Das ist in der Tat in einer großartigen Expansion erfolgt. Aber dieses Ringen führte auch barbarische Völkermassen ins Reich, die Kraft genug hatten, die Herrschaft, das Kaisertum, zu gewinnen. Die stärkste, allen Mächten überlegene Gewalt aber blieb das chinesische Volkstum und die chinesische Kultur. Sie haben es vermocht, alle diese fremden Massen der chinesischen Kultur zu gewinnen und in das chinesische Wesen einzuschmelzen. Alle Eroberervölker — Türken, Tungusen, Mongolen und Mandschu — sind in China zu Chinesen geworden.

* * *

Auch heute herrscht in China eine Dynastie, die nicht chinesischen Ursprungs ist, sondern dem nordasiatischen Volke der Tungusen angehört. Aber diese Dynastie und ihr Volk sind völlig in die chinesische Kultur eingegangen, ein nationaler Gegensatz wird gar nicht empfunden. Die Mandschu als Fremdherrscher zu vertreiben, ist ein ganz unchinesischer Gedanke. Er widerspricht der konfuzianischen Lehre vom ethischen Universalstaat und der geschichtlichen Entwicklung Chinas. Von den vierzig Herrscherhäusern, die seit 180 n. Chr. in China regiert haben, sind vierundzwanzig nicht-chinesischen Ursprungs, sondern meist türkischer oder tatarischer Herkunft. Niemals haben sich die Völkermassen Chinas als politisch einheitliche Nation gefühlt; niemals haben sie die Herrschaft nicht-chinesischer Dynastien als Fremdherrschaft empfunden, sobald sich diese Herrscher in das chinesische Denken und Kulturleben einfügten, was stets geschehen ist. Die Chinesen haben fremden Herrschern dieselbe Treue erwiesen wie einheimischen, sie haben sich im Falle einer Mißregierung gegen chinesische Dynastien genau so energisch aufgelehnt wie gegen fremde. Der nationale Gegensatz gegen die Mandschu ist erst 1898 vom Auslande her, von japanischen

Agitatoren, in die revolutionäre Bewegung hineingetragen worden. Die südchinesischen Reformer, die aus China oft hatten flüchten müssen, wurden erst in Japan darauf hingewiesen, daß die ihnen verhaßte Regierung der berühmten Kaiserin-Witwe eine Fremdherrschaft bedeute. Namentlich betonte die japanische Presse, daß die volksfremden Mandschu als ein den Chinesen geistig und kulturell weit nachstehendes Volk die chinesische Zivilisation elend verkommen ließen und jeden Fortschritt, jedes Streben nach besseren Staatseinrichtungen hemmten. Die Mandschu seien noch halbe Barbaren und Reaktionäre, die kulturstolze chinesische Nation dürfe ihre Herrschaft nicht dulden. Eine Volksvertretung allein, eine parlamentarische Regierung, werde alle Wünsche Chinas befriedigen. Neben die japanische Agitation trat der Einfluß einzelner in Europa und Amerika gebildeter Chinesen. Seit alters ist der Literatenstand in China die geistig führende Macht. Er hat diese modernen, besonders die japanischen Anregungen in sich aufgenommen und sich damit zum Stimmführer der Revolution gemacht, während sie den weiteren Kreisen des Volkes fremd geblieben sind. Der nüchterne und praktische Chinese erkennt aber, nach altchinesischer Auffassung, den Willen des Himmels am Erfolg. Verfällt der Staat, so ist seine Dynastie nicht mehr zur Herrschaft berechtigt und muß einer besseren weichen.

Wie ist nun heute die Lage der Mandschu in Anbetracht dieser Denkweise der Chinesen? — Zweifellos sehr schlecht. Es läßt sich nicht leugnen, daß das Herrscherhaus an denselben Schäden erkrankt ist, an denen viele chinesische Dynastien gestorben sind: Verweichlichung der Männer, Genußsucht, oft Trunksucht in argem Grade, Verschwendung in unerhörtem Luxus, Weiber- und Beamtenintrigen am Hofe. Das alles aber würde noch nichts schaden, wenn nicht im Laufe der letzten Jahrhunderte auch ein arger Verfall des Reichs eingetreten wäre: die Verwaltung ist verwahrlost, das Volk in weitesten Kreisen verelendet. Das war für den Chinesen schon um 1840 das untrügliche Zeichen, daß diese Dynastie ihr vom Himmel zugewiesenes „Mandat" verloren hatte. Man durfte sie also nach chinesischer Auffassung mit vollem Rechte beseitigen. Der ungeheure Taipingaufstand hätte das auch bewirkt, wenn das Ausland damals nicht eingegriffen hätte.

Um der Gerechtigkeit willen muß betont werden, daß die Mißstände in China zum größten Teil nicht die Schuld der Dynastie, sondern darauf zurückzuführen sind, daß der in ganz altertümlichen Formen lebende Staat mit dem Ausland in Verbindung trat und ihm gegenüber völlig hilflos war. Namentlich traten im Handel und Verkehrswesen ganz neue Ansprüche auf, denen sich China nicht so rasch anpassen konnte. Vor allem fehlte eine Organisation des Finanzwesens, das den neuen Ansprüchen gerecht wurde. Die Europäer aber haben China oft nicht mit der nötigen Vorsicht und Schonung behandelt, so daß die Stellung dieses auf seine uralte Kultur stolzen Volkes in der Welt recht schmählich erschien. Das empfanden die gebildeten Chinesen

sehr stark, während das Volk unter der Teuerung und der Steuerlast litt. Nach altchinesischer Weise machte man für alles Unglück die Dynastie verantwortlich. Ihre mandschurische Herkunft hat damit nicht das geringste zu tun; einer chinesischen Dynastie würde es unter solchen Verhältnissen nicht besser ergangen sein.

Ende der neunziger Jahre begann wieder im Süden Chinas die revolutionäre Gärung, die natürlich auf einen Sturz der Dynastie hinzielte. Solche Pläne wurden bekannt, eine Anzahl südchinesischer Revolutionäre flüchteten nach Japan, von wo aus eine rege Agitation in China betrieben wurde. Unter den jungen Chinesen, die in Japan studiert hatten, trat 1903 zuerst das politische Schlagwort der Bewegung auf, der alte chinesische Ausdruck „Ko-ming", d. h. „das Mandat entziehen" — also: Beseitigung der Dynastie und Einsetzung einer neuen. Dieser Ausdruck traf die Sache genau, er entsprach durchaus der chinesischen Auffassung, er wurde das Symbol, um das sich alle unzufriedenen Elemente leicht sammelten. Dazu kam noch der alte Gegensatz zwischen dem Süden und Norden. Es erhebt sich die Frage, ob China in ein Südreich und ein Nordreich auseinanderfallen, was öfter geschehen ist, oder ob der Einheitsstaat gerettet werden kann. Das ist das Problem des Bürgerkrieges, der China bedroht.

Auf diese Bewegung sind dann künstlich die aus dem Auslande importierten „nationalen Ideen" aufgepfropft worden. Das Volk weiß nichts davon. Ein Volk von dreihundert bis vierhundert Millionen, das in den Jahrtausenden seiner Geschichte den nationalen Gedanken niemals besessen hat, kann ihn nicht plötzlich übernehmen. Daß in der chinesischen Revolution auch politische Probleme eine entscheidende Rolle spielen, ist sicher; es sind zwei Fragen, um die es sich handelt: die Verfassungsfrage und der Zentralisierungsgedanke. Auf diese schweren Fragen der inneren Politik Chinas will ich hier nicht eingehen.

Die Revolution hat sehr verschiedene Ursachen und vor allem auch sehr verschiedene Ziele, sie ist in sich nicht einheitlich. Alle Antriebe zur Revolution aber laufen auf eines hinaus: auf den Kampf gegen die Dynastie. Die Massen erheben sich, weil das Land in Verfall geraten und damit das „Mandat" des Himmels für die Dynastie verloren ist. Die politischen Kreise des Südens erheben sich gegen die Dynastie, weil sie dem Norden Chinas angehört. Der hohe Adel der Provinzen ist gegen die Dynastie, weil sie die Idee des zentralisierten Einheitsstaates vertritt, der den Interessen des nach Selbständigkeit strebenden Adels widerstrebt. Endlich die von ausländischen Ideen berührten radikalen Demokraten wollen überhaupt keine Dynastie mehr haben, sondern die Republik. Gerade diese Kreise, die die chinesische Republik angeblich ins Leben gerufen haben, sind die schwächsten.

Was wird das Ende der Bewegung sein? Das ist schwer zu sagen; aber die chinesische Geschichte gibt doch für die Fragen der Gegenwart sehr lehrreiche Auskunft. Die auseinanderstrebenden Kräfte in der ungeheuren Völkermasse

Chinas sind stets sehr stark gewesen; nur wenigen ganz großen Herrschern ist es zeitweise gelungen, diese Massen zusammenzuhalten. Ferner ist sicher, daß China mit einer Verfassung, wie sie jetzt verkündet wird, nicht zu regieren ist. Die große Masse des Volkes weiß von Verfassungsfragen garnichts und will auch nichts weiter, als in geordneten Verhältnissen ihrem Erwerb nachgehen. Die Erfahrungen in den chinesischen Provinzialtagen haben gezeigt, daß die Chinesen noch Jahrzehnte der politischen Arbeit bedürfen, ehe sie politische Aufgaben wirklich erfassen und ihre persönlichen Interessen unterordnen können.

Wenn aber die Dynastie wirklich völlig schwindet, dann tritt erst die kritische Lage ein. Die revolutionäre Bewegung ist in ihren Zielen zu wenig einheitlich. Schon jetzt treten die Gegensätze hervor. Ist der gemeinsame Feind, die Dynastie, beseitigt, dann wird jede Richtung ihr besonderes Ziel verfolgen, dann droht ein Kampf, bis schließlich der Stärkste Sieger bleibt. Welche Macht die Republik China zusammenhalten, die Gegensätze der Interessen überwinden soll, das ist nicht abzusehen. Der Kampf der Provinzen untereinander, der China schon oft erschüttert hat, droht bereits heute.

Aber der Ausgang kann auch ganz anders sein. Schließt sich der Süden zu einer Republik zusammen, so könnte sich der politisch besser organisierte Norden zu einem monarchischen Staate zusammenfinden, der die revolutionäre Bewegung im Süden sich selbst erschöpfen lassen kann. Die ganze Frage ist an ein Unberechenbares, an das Hervortreten einer Persönlichkeit geknüpft, die in den Ereignissen die Führung übernehmen kann. So jämmerlich sich der einst stolze Kriegeradel der Mandschu und vor allem die Dynastie selbst benommen hat, an der Festigkeit und Ruhe des Nordens kann sich der Staat wieder aufrichten. Ob der kühne, eminent kluge und rücksichtslose Realist der Politik Juan-schi-kai diese Aufgabe löst, wissen wir heute noch nicht, die Fähigkeit dazu hätte er.

Eine dauernde Republik China aber halte ich für eine Unmöglichkeit. Wie ich ausgeführt habe, ist das chinesische Reich ein Universalstaat von religiösem Charakter. Den Staat vertritt der Kaiser vor allem auch als Priester. Ohne den Kaiser ist der ganze religiöse Grundcharakter des Staates undenkbar. Die Republik würde nur dann möglich sein, wenn sich alle grundlegenden Anschauungen der Chinesen, vor allem das System des religiösen Denkens, völlig ändern würden. Daß sich durch Jahrtausende gefestigte Überzeugungen so rasch und tief wandeln sollten, ist aber für ein Millionenvolk unmöglich. Vielleicht ist das Ende eine neue Dynastie in China; denn an dem Ende der Mandschu, die offiziell die Abdankung, den Verzicht auf den Thron, ausgesprochen haben, ist kaum zu zweifeln. Die Möglichkeiten der künftigen politischen Gestaltung Chinas sind so vielfältig und liegen noch so völlig im Dunkel, daß auch hier Prophezeien ein gewagtes Unternehmen wäre. So viel scheint heute sicher zu sein: nicht der Radikalismus des Südens, sondern die konservativen Kräfte des Nordens werden die Zukunft Chinas bestimmen. Von geschichtslosen

Theorien und volksfremden Ideen kann auf die Dauer ein Staat wie China nicht leben.

Wir haben damit nur die historische Bestimmtheit und Eigenart der chinesischen Revolution berührt. Es fehlt noch eine, zu ihrer Ergänzung notwendige Betrachtung, nämlich die Psychologie der Kreise, die an den Kämpfen beteiligt sind. Auch hier ergibt sich ein höchst verwickeltes, vielfach abgestuftes Bild der ringenden Kräfte, das vor allem durch wirtschaftliche und soziale Zustände bestimmt ist. Seine Ausführung soll die Aufgabe einer späteren Darstellung in diesen Blättern sein.

Ein unbekannter Jugendaufsatz Friedrich Hebbels

Aufgefunden und mitgeteilt von Professor Dr. Richard Maria Werner-Wien

In dem furchtbaren „Memorial", das Hebbel Ende Mai 1840 an seine „Wohltäterin" Amalia Schoppe, geb. Weisse, richtete, schildert er unter anderem seine „Lage in Dithmarschen", wobei er zwischen seinen Pflichten gegenüber dem Amt und gegenüber seiner dichterischen Entwicklung unterscheidet; er hebt das Zeugnis seines „Prinzipals" hervor, das ihm „nicht die gewöhnliche, sondern die ausgezeichnetste Pflichterfüllung bestätigte", und fährt dann fort: „Meine Stellung war bürgerlich gesichert, ich konnte, um mich Ihres verletzenden Ausdrucks zu bedienen, ohne Sie bestehen, und bei dem allgemeinen Vertrauen, das man mir in öffentlichen Geschäften bewies, bei der Aufmerksamkeit, die ich noch ganz in der letzten Zeit durch einen publicistischen Aufsatz erregte, durfte ich auch für die Zukunft auf eine ehrenvolle Existenz rechnen."

Dieser Aufsatz war bisher nicht nachzuweisen und die Vermutung, daß es sich um das Gedicht auf die Schlacht von Hemmingstedt handle, stimmte kaum zu dem Ausdruck des „Memorials"; darum bezeichnete ich in meiner Hebbelbiographie (S. 36) diesen „publizistischen Aufsatz" als unbekannt. Hebbel selbst gedenkt seiner nicht wieder und aus den zugänglichen Quellen war nichts zu schöpfen. Eine neue genaue Durchsicht des Dithmarscher und Eiderstedter Boten, an dem Hebbel so eifrig mitarbeitete, ergab kein anderes Resultat als die frühere, wohl aber machte sie mich auf zwei Zeitschriften aufmerksam, die damals in Hebbels Vaterländchen erschienen: die Schleswig-Holsteinischen Anzeigen und die Dithmarsische Zeitung. Nach gütiger Mitteilung der Königlichen Universitäts-

bibliothek in Kiel, sie besitzte die „Anzeigen" von 1750 bis 1911, die „Zeitung" vom 1.—17. Jahrgang (1832 bis 1848), erbat ich und erhielt bereitwilligst von beiden Zeitschriften die in Betracht kommenden Bände 1832 bis 1836 hierher. Die „Anzeigen" (Glückstadt, gedruckt bei Jos. Wilhelm Augustin) enthalten nur amtliche Bekanntmachungen und bieten nicht den geringsten Anhaltspunkt für eine Mitarbeit Hebbels. Die Dithmarsische Zeitung, in „Heide, in der Dithmarscher Buchhandlung" erschienen, von F. Pauly in Heide herausgegeben und verlegt, bei Bade u. Fischer in Friedrichstadt gedruckt, gleicht weder den Schleswig-Holsteinischen Anzeigen, noch dem Dithmarscher und Eiderstedter Boten, nimmt vielmehr eine Art Mittelstellung ein; sie bringt amtliche Bekanntmachungen nur an zweiter Stelle, vermeidet aber die Mitteilung von Gedichten, Erzählungen und unterhaltenden Beiträgen, sucht vielmehr durch Aufsätze bessere Kenntnis von Dithmarschen zu verbreiten, einen ernsteren Ton festzuhalten und gebildeten Lesern zu entsprechen. In dieser Zeitung nun begegnet uns zwar kein Aufsatz mit Hebbels Namen, wohl aber in Nr. 2 des „Vierten Jahrgangs", Sonnabend, den 10. Januar 1835 einer, unterzeichnet: „Yorick"; dieses Pseudonym, freilich mit dem Zusatz „Yorick-Sterne-Monarch der Alte" kennen wir aus dem Boten als einen Decknamen Hebbels. Also wenigstens eine Möglichkeit, daß er der Verfasser sei. Im „Memorial" schließt an die angeführte Stelle über den „publizistischen Aufsatz" die Bemerkung: „Aber es kam mir vor, als wenn der Aktenstaub in mir einen Dichter erstickte, und da es unbezweifelbar ein Unglück ist, wenn der Mensch seine höchsten Kräfte zum Dünger der niedrigen hergeben muß, so hatte ich ein Recht mich unglücklich zu fühlen." Daraus konnte man schon schließen, daß der „publizistische Aufsatz" mehr an den Aktenmenschen als an den Dichter erinnert habe; aber freilich außer dem Pseudonym und dem Datum des Erscheinens „ganz in der letzten Zeit" vor seinem Scheiden aus Dithmarschen (am 14. Februar 1835) hätten nur stilistische Gründe für Hebbels Autorschaft angeführt werden können. Zufällig erhielt ich aber durch Herrn Dr. Dietrich von Kralik in Wien Einblick in einige Blätter von Hebbels Hand, auf denen weiteres Material zu seiner Selbstbiographie verzeichnet ist; darin gedenkt Hebbel u. a. einer Szene mit seinem Prinzipal, dem Kirchspielvogt J. J. Mohr „über den Aufsatz in der Dithm. Zeitung," bekennt sich also selbst zur Mitarbeiterschaft an diesem Journal. Das erhöht natürlich die Wahrscheinlichkeit ganz bedeutend, daß wir in nachstehendem Aufsatz den verloren geglaubten, im „Memorial" erwähnten besitzen. Er steht: Dithmarsische Zeitung. Vierter Jahrgang. Nr. 2. Sonnabend, den 10. Januar 1835. Spalte 12 bis 15 (4°) und lautet:

Er ist kein Norderdithmarscher.

In Nr. 97 des Kieler Correspondenzblatts ist ein Aufsatz abgedruckt, dessen Verfasser es sich eifrig angelegen seyn läßt, die Creditlosigkeit in Norderdithmarschen durch Uebertreibungen aller Art zu vermehren. Der gute Mann ist

aber glücklicherweise des heiligen Eifers all zu voll gewesen, sein Aufsatz widerlegt sich selbst, denn wer die zweite Periode, gleich im Anfange, nach welcher in der Norderdithmarsischen Marsch keine Hypothek für irgend ein Capital (also z. B. keine 100 Morgen für 100 Mk.) die geringste Sicherheit gewähren soll, gelesen hat und dann nur so viel vom Dithmarschen weiß, daß es zum Königreiche Dänemark gehört und sich daher doch wirklich nicht mehr in gesetzlosem Zustande befindet, der wird leicht ermessen, was er von des Verfassers übrigen Anführungen zu halten hat. Er dürfte solchemnach durch seine Aeußerungen über Norderdithmarschens Creditlosigkeit höchstens die Creditlosigkeit seiner eigenen Intelligenz befördert haben und es wird schwerlich einem Betheiligten einfallen, einen so unschuldigen Feind, der sich auf die ungeschickteste Weise in seinem eigenen Schwert verwundet, zu bestreiten; ich wenigstens bin weit entfernt, gegen diesen Schneemann, der am Sonnenschein von selbst zerschmilzt, zu kämpfen. Aber es läuft ein Gerücht, wornach ein Norderdithmarscher Verfasser jenes Aufsatzes gewesen seyn soll und ich glaube meine Landsleute zu verbinden, wenn ich einleuchtend zu machen suche, daß dies unmöglich der Fall seyn kann. Hiefür aber habe ich zwei Gründe, die mir Beide der Art scheinen, daß es nicht der Auffindung mehrerer bedarf. Einestheils pflegt jeder Mensch für das Land, in welchem er geboren wurde und an welches sich seine liebsten Erinnerungen, die Erinnerungen an die Kindheit, knüpfen, eine gewisse Anhänglichkeit — der humane Verfasser des hier besprochenen Aufsatzes wird mir doch einräumen müssen, daß ich mich gemäßigt über Sachen des Gefühls ausdrücke? — zu empfinden. Diese Anhänglichkeit soll, wie man die Erfahrung gemacht haben will, selbst in einer rohen Brust niemals erlöschen; sogar für den Scythen war es eine schwere Strafe, aus seinem Vaterlande verbannt zu werden und edle Seelen haben nie eine härtere gekannt. Wer aber annimmt, daß der Verfasser des mehrberegten Aufsatzes, in welchem nicht etwa ein bestehender Mißbrauch gerecht und würdig getadelt, sondern über den Credit jedes Einwohners in ganz Norderdithmarschen auf eine wenig geziemende, über die Hindernisse desselben auf eine schnöde und beleidigende Weise abgesprochen wird, ein Norderdithmascher sey, der muß zugleich annehmen, daß es ihm an der gedachten, doch so natürlichen Liebe zu seinem Vaterlande ganz und gar fehle und daß ihn dagegen ein schwer zu erklärender Haß gegen dasjenige, was selbst der Wilde liebt, erfülle. Dies anzunehmen, ehe und bevor es unwiderleglich erwiesen ist, scheint mir eine große Unbilligkeit, wenn ich gleich wohl weiß, daß das gegenwärtige Zeitalter nicht das Zeitalter des Patriotismus ist und wenn ich gleich weit entfernt bin, mir von der Urbanität des Verfassers einen all zu starken Begriff zu machen. Der Sohn, welcher seine Mutter nur bloß nicht schmähen und schlagen soll, bedarf, um diese Tugend zu üben, auch doch eben nicht eines ungewöhnlichen Grades kindlicher Liebe.

Den zweiten Grund dafür, daß der Verfasser kein Norderdithmarscher seyn könne, nehme ich aus dem Beispiele her, welches er zum Beweise seines

Ausspruchs über Norderdithmarschers Creditlosigkeit aufstellt. Er spricht von einem Fall, in welchem Jemand von 2000 Rthlrn., die in erster Priorität gegen einen Hypothekenwert von reichlich 120000 Mark belegt waren, keinen Schilling geborgen habe und will daraus die gänzliche Unsicherheit Norderdithmarsischer Marschhypotheken folgern. Bei dieser Folgerungsweise dürfte freilich keine andere gänzliche Unsicherheit, als die des Schlusses, vorliegen; indeß scheint der Verfasser, was seinem Scharfsinn keine Schande macht, dies selbst gefühlt zu haben, indem er, um seinen Schluß etwas fester zu stellen, im Vorbeigehen einer unzähligen Masse ähnlicher Thatsachen erwähnt, von denen er jedoch großmüthig zugiebt, daß sie nicht völlig so eclatant seyen. Was diese unzählige Masse ähnlicher Thatsachen anlangt, so hat der Verfasser es wohl nicht so genau genommen, als er sie unzählig nannte, was aber den erstberegten Fall betrifft, so hat er die besonderen Umstände, welche denselben begleitet haben, gewiß nicht im Entferntesten gekannt, da er ihn sonst, wie ich zu seiner Redlichkeit hoffe, sicherlich nicht zum Probirstein der Norderdithmarsischen Creditlosigkeit gemacht haben würde, und hieraus darf ich mit allem Rechte schließen, daß er kein Norderdithmarscher ist. In Norderdithmarschen gehörte und gehört jener Fall nämlich — was die obige Behauptung des Verfassers, eine unzählbare Masse ähnlicher Thatsachen zu kennen, nicht besonders unterstützen dürfte — zum Tagsgespräch, und wenn der Verfasser von den bei Beurtheilung desselben in Betracht zu ziehenden Verhältnissen nur so viel, wie fast jeder einigermaßen gebildete Norderdithmarscher, gewußt hätte, so würde er sich nicht gewundert haben, daß über 100 Morgen wüsten, durch Jahre lange schlechte Bewirthschaftung gänzlich verwilderten und jeden Käufer abschreckenden Landes, welches stets zu der geringsten Bodensorte im ganzen, betreffenden Kirchspiel gehörte, bei den zur Zeit des Verkaufs so äußerst niedrigen Kornpreisen fast umsonst weggeschlagen werden mußten.

Dies scheint mir zur völligen Widerlegung des Eingangs erwähnten Gerüchts hinreichend. Der Verfasser ist vielleicht ein Mann, der selbst in Norderdithmarschen bedeutende Capitalien verlor, und dann ist er entschuldigt. Die Fabel spricht freilich von einem Bären, der vor Hunger aus einem Walde weglaufen mußte und den Wald nun mörderlich schimpfte, allein, Fabeln erzählt man den Kindern und dann — das war auch ja ein Bär! So viel ist zwar gewiß, der Mensch schließt leicht von sich und seiner Lage auf Andere und es soll Thoren gegeben haben, die sich, weil sie selbst in einem Lande oder Ort keinen Credit hatten, durch ihre Eitelkeit zu dem Schluß verleiten ließen, daß der Grund davon in der Localität liege und daß allgemeine Creditlosigkeit vorhanden sey! Yorick.

Der Angriff des Kieler Correspondenzblattes regte die Norderdithmarscher ungeheuer auf und rief eine ganze Reihe von Erwiderungen hervor. Yorick war einer der ersten Verteidiger seines Vaterlandes, nur der Wesselburener Advokat E. Knölck begann schon acht Tage vor ihm in der Nr. 1 der Dith-

marsischen Zeitung eine Artikelserie, die sich dann noch längere Zeit hinzog; auch andere mischten sich ein und alle bestätigen, daß die von Yorick hervorgehobenen Gründe stichhaltig seien. Für Hebbels Verfasserschaft kommt hauptsächlich der Schluß des Aufsatzes in Betracht, das Verwerten einer Fabel, wodurch die Auseinandersetzung, des trockenen Tones satt, sich plötzlich aufschwingt. Auch die Art der Polemik stimmt mit dem, was wir in dieser Hinsicht aus Hebbels Mitarbeit am Dithmarscher und Eiderstedter Boten kennen. Es ist darum wohl kein Trugschluß, wenn ich hinter dem Pseudonym „Yorick" auch hier Hebbel vermute und in dem vorstehenden Artikel jenen „publizistischen Aufsatz" gefunden zu haben glaube, durch den Hebbel „noch ganz in der letzten Zeit" seiner Wesselburener Jahre „Aufmerksamkeit" erregte. Es hat etwas Versöhnendes, daß er von seinem Vaterland mit einem warmen Wort der Verteidigung schied, wie sehr er sich auch freute, den engen Verhältnissen entfliehen zu können.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kunst

Hans Cornelius: Elementargesetze der bildenden Kunst. Grundlagen einer praktischen Ästhetik. Zweite, vermehrte Auflage. Mit 245 Abbildungen im Text und 13 Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner.

Der Grundgedanke des Verfassers würde in wenig Worten etwa folgendermaßen zu formulieren sein: Sämtliche bildenden, d. h. im Raume schaffenden Künste, wie verschiedene Ziele sie auch verfolgen und mit wie verschiedenen Mitteln sie arbeiten, die eine durch Zeichnung oder Auftragen von Farben auf einer Fläche darstellend, die andere die körperliche Gestalt von Objekten meist ohne Farbe wiedergebend, die dritte überhaupt nicht „darstellend", sondern räumliche Strukturen, sei es zu praktischen Zwecken, sei es ihrer unmittelbaren, nicht imitativen Formwirkung halber erzeugend, — sie alle haben doch das gemein, daß sie eine bestimmte Raumanschauung, den Eindruck bestimmter räumlicher Verhältnisse hervorbringen wollen. Um diese Absicht zu erreichen, müssen sie gewisse Regeln befolgen, welche in den psychologischen Gesetzen der Raumwahrnehmung begründet sind. Die Zahl der Regeln wird aber dadurch eingeschränkt, daß auch der Architekt und der Plastiker sich nicht begnügen können, die intendierte Raumvorstellung und also den Kunstgenuß für die allseitige, gleichsam ambulatorische Betrachtung des Werkes zu ermöglichen, sondern daß sie die Pflicht haben, Bauwerke und Skulpturen so zu gestalten, daß von einem einzigen Punkte aus die Form voll und richtig erfaßt wird. Die Füllungen, Teilungen, Überschneidungen usw., die uns in Gemälden und flächenhaften Ornamenten die ideellen oder wirklichen Raumverhältnisse erkennen lassen, sind daher ebensogut beim Anblick von architektonischen und plastischen Gebilden als „Raumklärungs"- oder „Raumableſungs"-Mittel von Bedeutung. Es wäre kein Vorzug, sondern ein Fehler, wenn eine Kunstschöpfung dieser Art, von allen Richtungen aus gesehen, gleich gut wirken würde. Der Künstler muß sein Werk bilden mit Rücksicht auf einen im vorhinein fixierten Standpunkt des Beschauers oder es dürfen diesem Beschauer höchstens einige wenige, sozusagen gleichberechtigte Standpunkte angewiesen werden. Die wahrhaft künstlerische Impression liefert das „Fernbild", bei dem man nicht nur die Aufstellung gegenüber dem Kunstwerke, sondern sogar die Blickrichtung un-

verändert festhält und gleichwohl oder vielmehr gerade durch Erfüllung dieser „Ansichtsforderung" der höchsten ästhetischen Wirkung teilhaftig wird.

Diese bedeutsamen Hauptideen, in welchen jedenfalls ein nicht zu unterschätzender Wahrheitskern steckt, heben sich nun bei Cornelius von dem Hintergrunde noch weitergehender, aber auch in viel höherem Maße anfechtbarer Vorstellungen ab. Weil ein und derselbe Gegenstand sehr verschiedenwertige Ansichten, gute und sofort über seine Raumform orientierende wie schlechte, verzerrte und irreführende gewähren kann, sieht der Verfasser die wahre Aufgabe der bildenden Kunst darin, uns glücklichere Bilder oder Gestalteindrücke von den Dingen zu verschaffen, als die zufällige Begegnung in der Wirklichkeit häufig darbietet. Auf diese Art verwandeln sich die im Grunde bloß technischen Regeln der Schilderung räumlicher Formen in letzte kunstästhetische Prinzipien: die eindeutige, nicht zu verkennende Offenbarung einer bestimmten Gestalt ist das Wertvolle, auch wenn die Gestalt weder an sich schön ist, noch als die treffende, charakteristische Darstellung eines natürlichen Vorwurfes erscheint, und die tieferen Gründe des Wohlgefallens an Kunstwerken, die freilich je nach der Gattung der Werke ganz verschiedenen Bereichen angehören, hier die Treue der Darstellung, dort der direkte Formenreiz, noch anderswo die unmittelbar aufgefaßte Zweckmäßigkeit usw., werden bei dieser Betrachtungsweise ignoriert, die eigentlichen ästhetischen Faktoren also ausgeschaltet. Wie es aber Cornelius unterläßt, die Technik der Produktion von Gestalten, welche aus irgendeinem Grunde künstlerischen Reiz haben, von eben diesem Grunde zu sondern, so verschlägt es ihm auch nichts, ob die Raumbilder, welche die Kunst hervorruft, bloß geschickte Täuschungen sind, wie z. B. der Eindruck mancher architektonischer Bildungen, welcher absichtlich von den objektiven Raumverhältnissen der Werke mehr oder weniger differiert, und wie gar das Raumbild der Gemäldefiguren, wo erst die Phantasie das zur tatsächlichen Gleichheit mit dem gemalten Gegenstande in räumlicher Beziehung Fehlende ergänzen muß, oder ob einfach die Anschauung der Form, welche das Kunstwerk als realer Gegenstand besitzt, auch im Beschauer erweckt werden soll. Diese Andeutungen müssen genügen, auf das Bedenkliche in manchen Lehren von Cornelius hinzuweisen, dessen Buch trotz alledem zu den interessantesten und lesenswertesten Erscheinungen unserer ästhetischen Literatur zählt.

Prof. Dr. Hugo Spitzer-Graz

Vom Schauspieler. Das Verhältnis zwischen Dichter und Darsteller ist beim Theater nicht immer das beste. Hat ein Stück Erfolg, so liegt das am Stück, d. h. der Erfolg ist das Verdienst des Dichters, fällt es durch, haben es die Schauspieler in Grund und Boden gespielt. In jenem Falle gibt der Autor gnädig zu, daß die Darstellung unter der „bewährten Leitung" des betreffenden Regisseurs den Erfolg mit herbeigeführt haben könne, und spendet Darstellern und Leiter Körnchen oder Scheffel Lobes, je nachdem. Der Verfasser eines durchgefallenen Stückes bedankt sich wohl nur selten für die „vorzügliche" Darstellung. Umgekehrt denken und reden die Schauspieler; einen Erfolg haben sie gemacht, einen Durchfall hat der Dichter verschuldet: „Ich hab's ja gleich gesagt, das war ja vorauszusehen." Wo es doch beim Theater immer „anders" kommt, und niemand weniger Kritik hat als der Schauspieler! — Woher dieser Gegensatz, dieses oft recht unerquickliche Verhältnis? Etwa daher, daß Dichter und Darsteller verschieden zum Theater stehen, nicht dasselbe suchen, und nicht immer jeder das Seine findet? Ist das Theater als Begriff und als Wirklichkeit um der Dichter oder um der Schauspieler willen da? Ich behaupte, seinem Wesen nach um der Schauspieler willen, und muß versuchen, diese Behauptung zu begründen.

Die eigentümliche Aufgabe des Schauspielers ist, kurz gesagt, die: aus zweien eins zu machen. — Eins machen, eine Einheit, ein Ganzes schaffen, soll doch aber jede Kunst? Freilich, aber kein Komponist z. B., kein Dichter, kein Bildhauer, kein Maler usw. bildet mit seiner greifbaren Körperlichkeit einen wesentlichen, ja den wesentlichsten Teil jenes einheitlichen Ganzen, das als Kunstwerk des Ohren- oder Augenscheins hörbar oder sehbar werden soll. Musiknoten sind willkürliche, sinnbildliche Zeichen, und das in ihnen geschriebene

Tonstück löst sich eben dadurch vom Komponisten ab; seine Person wird ganz gleichgültig, und der Geübte bedarf zum Genusse nicht einmal der tönenden Vermittlung von seiner oder dritter Seite: er liest mit den Augen und hört mit dem inneren Ohr. Ebenso ist es mit Dichter, Bildhauer und Maler: was kümmert uns die wirkliche Persönlichkeit des Dichters, wenn wir seine Werke lesen oder lesen hören, was der soundso aussehende Bildhauer A. oder Maler B., wenn wir ihre Plastiken und Bilder betrachten? Auch die nachschaffenden Künstler machen keine Ausnahme: es ist vollkommen gleichgültig, ob dieser Klavierspieler groß, jener klein ist, ob Violinist I einen Bart trägt und II nicht, ob der Sänger A. blond, der Vortragende B. braun ist usw. Ja, man brauchte Künstler dieser Art überhaupt nicht zu sehen; würde nur der Gehörszweck erreicht, auf den Anblick ihrer Körperlichkeit könnten wir verzichten, wenn — es ihnen und dem Publikum auf die Sache und nicht auf die Person und auf Persönliches ankäme! Zur Hervorbringung des einheitlichen Kunstwerks, der einheitlichen Leistung, müssen freilich alle jene Künstler mit ihrer Person da sein oder dagewesen sein, aber ihre Körperlichkeit bildet keinen unabtrennbaren Teil. Die angeschlagenen Klavier-, abgestrichenen Geigentöne, die gesungenen, gesprochenen, gelesenen Worte, die Bilder und Plastiken lösen sich in ihrer Gesamt- und Ganzheit vom Künstler ab, verselbständigen sich und treten zwischen ihn und das Publikum. Schließlich hält der moderne Phonograph den Klang der Instrumente und die menschliche Stimme mit einer Vollkommenheit fest, welche die Technik immer noch zu steigern trachtet. Ich kann Klang und Stimme in meinem Zimmer zu Gehör bringen; ich brauche den betreffenden Künstler niemals gesehen zu haben, weder in Wirklichkeit noch im Bilde, brauche nicht einmal zu wissen, wessen Spiel oder Stimme aus dem Schalltrichter tönt — vermag ich vom Mechanischen des Ganzen abzusehen, kann ich sehr wohl einen Genuß haben, freilich nur einen stellvertretenden, mittelbaren, einen Genuß aus zweiter Hand. Nun gibt es aber schon eine Verbindung von Phono- und Kinematograph, sprechende, singende und sich bewegende scheinbar „lebende Bilder", eine zeitlich-räumliche Verbindung von Ton und Gebärde, eine mechanische Schauspielkunst, denn was ist die Schauspielkunst anderes als eine solche Verbindung? Aber diese phono-kinematographische, diese „biophone" Kunst, ist eine zweite „Schauspielkunst" und ohne Voraussetzung der „ersten", unmöglich.

Ist die Körperlichkeit der wesentlichste Faktor bei der Schauspielkunst, so ist das Publikum die wichtigste Voraussetzung zur Ausübung derselben. Der Schauspieler „spielt zur Schau", er will gesehen werden, sei es auch nur von einem einzigen. Ein auf die „Schau" verzichtender Schauspieler ist ein Widerspruch in sich; nicht so der auf das Gelesen-, Gehört- und Betrachtetwerden verzichtende Dichter, Komponist, Maler und Bildhauer. Ihr Schaffen ist ein „Hervorbringen aus dem Schatz des Herzens", ein Sich-befreien und -entladen von Eigenstem und Allgemeinsamem. Liebäugeln mit dem Publikum hat ihnen noch immer geschadet. Der Schauspieler aber spielt für ein und vor einem Publikum, und wenn er sagt, das Spielen sei ihm nur Mittel und Form sich auszusprechen, die wahre Bühne sei nicht die wirkliche, sondern sein einsames Zimmer und das ideale Publikum die eigene Phantasie, so ist er ein Ideologe, ein guter Mensch, aber ein schlechter Musikant. Man ist Schauspieler für die Bühne und auf der Bühne, oder man ist es überhaupt nicht. Hic Rhodus! Eine bloß rhetorische Begabung genügt für den Vortragskünstler, nicht für den Schauspieler. Der Unterschied zwischen Vortragspodium und Bühne darf nicht verwischt werden, Konzertsänger und Rezitatoren sollen nicht schauspielern, und Bühnenkünstler machen im Konzertsaal nicht immer eine glückliche Figur.

Der Schauspieler macht sein Geistig-Körperliches, seine Persönlichkeit, sich selbst zum Kunstwerk, ist Schöpfer und Geschöpf, Subjekt und Objekt, Ich und Nicht-Ich, Eins und Zwei, ganz und geteilt, oder wie man sich sonst ausdrücken will. Und in dieser seiner Persönlichkeit ist seine sehbare Körperlichkeit schlechthin unentbehrlich. Sie ist das eine Element, aus dem sein Genius das räumlich-zeitliche Kunstwerk des Augen- und Ohrenscheins*)

*) Dieses Merkmal ist die einzige, unüberschreitbare Grenze der Schauspielkunst

gestaltet. Das andere ist das phantasie-scheinhafte Geschöpf des Dichters. Die Gefühle dieser ideellen Person sind natürlich nicht die des Schauspielers; Furcht, Mitleid, Liebe, Haß, Zorn, Stolz, Demut usw. hat er als Mensch gewiß schon oft empfunden, ob er sie aber auch beim Studieren und namentlich beim Spielen einer Rolle, d. h. als Künstler empfindet, darüber gehen die Meinungen bis zum schroffsten Gegensatze auseinander. Hier sei nicht weiter darauf eingegangen, sondern nur bemerkt, daß vom Schauspieler nicht zu fordern ist, er solle das was er ausdrückt wirklich fühlen; er soll nur den Schein erwecken, als ob er das was er ausdrückt wirklich fühlt. Nicht darin bestehen Kunst und Aufgabe, auszudrücken was er fühlt, sondern was er nicht fühlt, sich nur in der Phantasie vorstellt (Lange, „Das Wesen der Kunst" I, 107). Das eigentliche „Schaffen" freilich geht auch beim Schauspieler im Unbewußt-Bewußten vor sich, nur sein Ergebnis wird als raum-zeitliche Erscheinung seh- und hörbar, d. h. als im wirklichen Raume, stetig doch unterbrechbar, Moment nach Moment „setzende" Tätigkeit, die als solche eine ewige Gegenwart ist und doch beständig zur Vergangenheit wird.

Ich hoffe nicht für einen Anwalt des Schauspielergrößenwahns gehalten zu werden, wenn ich nach alledem behaupte: das Werk auch des größten Dichters dient dem Schauspieler als solchem nur als Material, das mit seiner Körperlichkeit durch geistige Synthese zur Plastik des schauspielerischen Kunstwerkes verarbeitet werden soll. „Hamlet", „Tartüff", „Faust", „Wallenstein", als Stücke wie als Rollen, sind für den Schauspieler nichts als Gelegenheitsursachen, nichts als Mittel zum Zweck. Und jede Phantasiegestalt eines Dramatikers lebt ein sichtbares, wirklich-unwirkliches Leben nur im bewegten, sprechenden Leibe des Schauspielers. Insofern ist der Schauspieler Herr über den Dichter, und ich sehe nicht, wie diesem Schlusse zu entgehen ist, wenn man zugibt, daß die Schauspielkunst eine spezifische Kunst ist. Vom Standpunkt des Dichters ein „Diener am Wort", von seinem eigenen ein Herr — das ist der Schauspieler! — Über Rang und Wert seiner Kunst ist damit noch nichts gesagt, nur sein Wesen scheint mir treffend ausgedrückt.

Man wird sagen, dieses „Erst komme ich" und „Ich bin ich", sei die Losung des „Komödianten". Aber erstens erkennen die Schauspieler ihre Abhängigkeit vom Dichter im allgemeinen sehr wohl an, verlangen aber dagegen, auf ihrem eigentümlichen Gebiete als selbständig respektiert zu werden (Devrient, „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" I, 357); zweitens ist dies Verlangen durchaus nicht dasselbe wie das eifersüchtige Streben des „Stars", alles was „gut und teuer" ist selbst zu spielen und jedes Stück mehr oder weniger in Soloszenen und Monologe zu zerpflücken; und drittens hat es noch keinen „Vollblut"schauspieler gegeben, der nicht in dem oben entwickelten Sinne „Komödiant" gewesen wäre. Der Begriff ist überhaupt so wenig einfach, daß er am Schlusse eines zu anderem Zwecke geschriebenen Aufsatzes nur gestreift werden kann und künftiger Untersuchung vorbehalten bleibe. Dr. Max Büsing-Friedenau

gegen den Pantomimus, von dem sie sich, wie von Tanz und Mimus (Charaktertanz) nur dem Grade, nicht der Art nach unterscheidet.

Musik

Hermann Kretzschmar: „Geschichte des neuen deutschen Liedes." 1. Teil: von Albert bis Zelter. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1911.

In der Musikgeschichte mangelt es noch immer an Büchern, die nicht nur den Fachmann interessieren, sondern die auch dem kunstfreudigen Laien als Lektüre empfohlen werden können. Unter den wenigen Musikhistorikern, die für ein größeres Publikum schreiben, steht Hermann Kretzschmar heute an erster Stelle. Die besondere Anziehungskraft seiner Schriften beruht neben einem ganz ungewöhnlich schönen und klaren Stil darin, daß Kretzschmar das musikalische Thema, das er behandelt, nie mit einem pedantischen Pfahlzaun absteckt, sondern im Gegenteil von seinem Gebiet nach allen Seiten Umschau hält, wo sich etwa Beziehungen zu jenem finden, und wo wiederum Einwirkungen von ihm zu bemerken sind. Neben den anderen Künsten ist es besonders die Politik, die Kretzschmar zur Beleuchtung seines musikwissenschaftlichen Vorwurfes mit heranzieht. Deshalb verschlägt es auch nicht viel, wenn ihm gelegentlich einmal ein historisches

Versehen unterläuft; die Art, wie Kretzschmar seine Themata behandelt, sichert seinen Schriften schon allein eine hohe und bleibende Bedeutung.

In dem vorliegenden Werke tritt dies besonders zutage. Eine Geschichte des neuen deutschen Liedes scheint zunächst auf allgemeines Interesse wenig Anspruch zu haben, zumal wenn wie hier die Notenbeispiele bis aufs äußerste beschränkt sind. Das Lied, könnte man meinen, nimmt wegen seiner, im Verhältnis zu den anderen musikalischen Gattungen sehr kleinen und beschränkten Form, in der Musikgeschichte eine ziemlich untergeordnete Stellung ein, da bei ihm von historischer Entwicklung sowie prägnanten Stilperioden wohl nur in bescheidenstem Maße die Rede sein kann. Kretzschmar weist nun sehr anschaulich nach, daß dem keineswegs so ist. Wie er schon bei früherer Gelegenheit immer wieder betont hat, daß das Lied als die ursprünglichste und volkstümlichste musikalische Form eine ganz besondere praktische und auch wissenschaftliche Pflege erfordere, so nennt er es auch zu Anfang dieses Buches „den Hauptkanal, durch den höhere Kunst ins Volk fließt" und macht „eine Generation, die in hochmütiger Beschränktheit drauf und dran ist, Musik mit Konzert zu identifizieren," an einer späteren Stelle eindringlich auf die Meisterschaft aufmerksam, die auch das einfachste Lied enthalten kann.

Der erste große Förderer des deutschen begleiteten Sololiedes findet sich in Heinrich Schütz, der auch der Schöpfer des deutschen geistlichen Konzertes und der deutschen Oper ist. Dessen Neffen Heinrich Albert verdankt das Lied seine feste Stellung, die es nun schon fast dreihundert Jahre in der deutschen Kunst behauptet. Bei etlichen Liedern Alberts zeigt sich ein deutlicher Einfluß der polnischen Tanzweise, die auch später neben dem französischen Tanzlied wiederholt auf das deutsche Lied einwirkte. Die verschiedenen Lösungsversuche der Frage, ob dieses unbedingt volkstümlich bleiben oder ob es mit der Entwicklung der höheren Kunst Schritt halten solle, geben der Liedkomposition des siebzehnten Jahrhunderts ein bewegtes Aussehen. Daß die in Text und Musik nach möglichster Einfachheit strebenden Liedersammlungen Johann Rists große Verbreitung fanden, ist „für das Kulturbild, das Deutschland gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges bot, wichtig und günstig". Diese Lieder enthalten vielfach getreue Schilderungen des damaligen Volkslebens, so daß, „wer nach älteren Beiträgen zur Dorfgeschichte sucht, fortan die Hamburger Liedersammlungen nicht beiseite lassen darf." In einigen dieser Sammlungen trifft man „denselben Geist, der die Kirmesbilder der Teniers, Brouwer und Ostade belebt". Gegenüber den Hamburgern strebt die sächsische Liederschule eine höhere Kunst im Liede an. Einer ihrer besten Vertreter, Christian Dedekind, erinnert in der Stimmung seiner Lieder an Brahms und an Schubert. Für die Beliebtheit des Liedes in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts spricht der Umstand, daß es gern als Einlage in Moderomanen verwendet wurde. Am Ausgang des Jahrhunderts erlebte das deutsche Lied einen jähen Niedergang, der es schließlich in Vergessenheit geraten ließ. „Auch dieser Fall beweist wieder, daß Kunstgeschichte nicht bloß ein Segen, sondern eine conditio sine qua non für die Künste ist." Anläßlich der Besprechung der Kompositionen von Karl Zelter, „dem Vater einer neuen, freien und großen Liedkunst," führt Kretzschmar auch den positiven Beweis, daß die praktische Verwertung der Musikgeschichte der schaffenden Kunst schon zu wirklichem Heile verholfen hat.

Die Liedkomposition des achtzehnten Jahrhunderts wird im allgemeinen mehr als die des vorausgegangenen durch einzelne Dichter beeinflußt; vor allem durch Günther, durch Gottsched und durch Friedrich von Hagedorn. Auf musikalischem Gebiete hat es neben Joh. Ernst Bach, dem Vater der musikalischen Ballade, Joh. Adam Hiller, dem Schöpfer des deutschen Singspieles, und manchen anderen wohl das meiste Joh. Abraham Peter Schulz zu verdanken. Er ist der Hauptrepräsentant der Berliner Schule, der wichtigsten dieses Jahrhunderts, deren Programm, ähnlich dem der Hamburger, möglichste Knappheit und Gemeinverständlichkeit in der Melodie verlangt. Schulz gesellte noch die Forderung nach künstlerisch wertvollen Texten dazu. Neben ihm steht Joh. Friedrich Reichardt, „der erste große Goethekomponist und der geistig bedeutsamste Kopf in der Endzeit der Berliner Schule, dessen Reformen der Ausgangspunkt für die

gewaltige Entwicklung des Liedes im neunzehnten Jahrhundert geworden sind."

Dr. Erich Fischer-Berlin

Kultur und Länderkunde

Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart. Teil I, Abteilung 1 der Enzyklopädie **„Die Kultur der Gegenwart"**, herausgegeben von **Paul Hinneberg.** Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Verlag von Teubner, Leipzig 1912. 18 M.

Als vor sechs Jahren der stattliche Einleitungsband des großen Sammelwerks zum erstenmal erschien, hat wohl niemand daran gezweifelt, daß er schnelle Verbreitung finden werde*). Wer das Buch in die Hand nahm, hat es gewiß nicht so bald fortgelegt. Wem wäre es nicht Genuß, sich von den berufensten Kennern ihres Fachs in knappen, klaren Zügen ein Bild von den grundlegenden Faktoren unseres Kulturlebens entwerfen zu lassen? Entsprechend der von Wilhelm Lexis in seinem einleitenden Aufsatze gegebenen Bestimmung der Kultur als der Erhebung des Menschen über den Naturzustand durch die Ausbildung und Betätigung seiner geistigen und sittlichen Kräfte, wird uns zur Kennzeichnung ihrer allgemeinen Grundlagen eine Übersicht über das moderne Bildungswesen geboten, zunächst in einer schönen allgemeinen Betrachtung von Friedrich Paulsen, dann im einzelnen in Abhandlungen über die verschiedenen Arten der Schulen und Hochschulen, über die Museen, die Ausstellungen, die Musik, das Theater, das Zeitungswesen, das Buch, die Bibliotheken als den wichtigsten Bildungsmitteln, um schließlich in einer Arbeit von Hermann Diels über die Organisation der Wissenschaft auszuklingen.

Die zweite Auflage hat im Vergleich mit der ersten dadurch eine Bereicherung erfahren, daß die Artikel über das Volksschulwesen von Schöppa, über die mathematische, naturwissenschaftliche und technische Hochschulausbildung von v. Dyck und über das Zeitungswesen von Bücher erheblich erweitert wurden und ein neuer Artikel über technische Museen aus der Feder v. Dycks seine Stelle fand. Die Literaturangaben weisen auch hie und da Vervollständigungen auf. Da das Buch ein ausführliches Register von Namen und Stichworten enthält, wird seine Bedeutung als Nachschlagwerk gesteigert. Seine Ausstattung entspricht in ihrer Vornehmheit und Gediegenheit dem Inhalt. So mag es allen, die es noch nicht kennen, in jeder Beziehung aufs wärmste empfohlen sein! M. K.

In zweiter Auflage erschien kürzlich **Friedrich Ratzels** politisch-geographische Studie **„Das Meer als Quelle der Völkergröße"** (München und Berlin, 1911, R. Oldenbourg). Das Büchlein des verstorbenen Altmeisters geographischer Wissenschaft ist in den Jahren entstanden, da die Überzeugung von der Wichtigkeit deutscher Seegeltung sich in weiteren Kreisen eben durchsetzte. Heute, wo das Problem der Herrschaft auf den Wellen der Ozeane nach den Ereignissen des letzten Jahrzehnts sich für die europäische und europäisierte Staatengesellschaft immer mehr zur Lebensfrage auswächst, darf die Neuauflage erst recht allgemeiner Aufmerksamkeit empfohlen werden. Wer die Gedankengänge kennt, mit denen Ratzel in seiner „Politischen Geographie" das geographisch Gegebene und das historisch-politische Werden verknüpft, dem werden diese Blätter sachlich nichts Neues, aber ein neudurchleuchtetes Bekanntes vor die Seele führen. Ratzels Betrachtungsweise bietet eine der wissenschaftlichen Grundlagen für jede künftige völkergeschichtliche Gesamtanschauung. Durchgesehen und im Sinne des Meisters behutsam ergänzt von Hans Helmolt, dem bekannten Herausgeber der nach geographischen Gesichtspunkten orientierten Weltgeschichte, ist das Schriftchen weithin klärend zu wirken berufen; verstehen wir doch noch immer nicht alle und nicht ganz das Lied, das der Seewind uns in die Ohren pfeift.

Dr. W. M. Becker-Darmstadt

Literatur

Ein Drama. Abisag von Sunem. Drama in vier Aufzügen von **Ulrich Gröden.** (Leipzig, Paul Bayer, 1912.)

Das erste Buch der Könige (in der katholischen Bibel heißt es das dritte) beginnt mit

*) Eine ausführliche Besprechung findet sich in den Grenzboten 1907, Bd. I, Heft 5, S. 241.

der Geschichte von der schönen Abisag, die den alten König David wärmen sollte; vielleicht das Widerwärtigste für unser verfeinertes Empfinden im ganzen Alten Testament. Der Dichter dieses Versdramas (die Jamben werden nicht durch den Druck kenntlich gemacht) hat es jedoch verstanden, die Begebenheit alles Anstößigen in dem Maße zu entkleiden, daß einer, der den Bibeltext nicht gelesen hat, es nicht einmal ahnt, die willenlose Despotensklavin in eine reine, edle Jungfrau, ja in die Heldin des Dramas umzuschaffen, zu welchem die Erhebung des Prinzen Adonja in den letzten Tagen Davids und seine Ermordung nach Salomos Thronbesteigung den Stoff liefern. Manche Kritiker werden vielleicht zu viel Modernes finden, sowohl in der Liebe des unglücklichen Prinzen und Abisags Gegenliebe, als auch in der kräftigen Ablehnung der Leute, welche den kriegerischen Geist mit der Friedensschalmei und mit Schlaraffenlandsidealen einzuschläfern suchen, und in Charakteristiken des Volkes wie der folgenden: „Usa: Das Volk steht auf Adonjas Seite. Trabant: Das Volk steht nie. Usa: So? Was tut's denn, du Schlaukopf? Trabant: Es torkelt rechts, es torkelt links, weiß nicht, wohin. Halt' ihm zur rechten Zeit den rechten Köder vor die Nase, und hinterdrein rennt dir der ganze Haufe." Allein, wer die Bibel kennt, der weiß, daß in ihr solche Charakteristiken, solche politische Gegensätze keineswegs fehlen, und die romantisch-sentimentale Liebe, die stärker ist als der Tod, findet ja ihre Verherrlichung im Hohen Liede, dem Gröden die Wechselgespräche seines Liebespaares zum Teil entnimmt. Ob sich diese Tragödie zur Aufführung eignet, weiß ich nicht, weil ich von Theatersachen nichts verstehe; aber jeder nicht durch naturalistische Marotten voreingenommene Leser wird ihr ein paar Stunden der Rührung und Erhebung verdanken.

Carl Jentsch

Beiträge zur Fabrikation von Denksprüchen. Menschen von durchdringender Einsicht und zugleich von natürlichem Formtalent haben zu allen Zeiten eine Vorliebe für den Aphorismus, die schlagende Wahrheit in Gestalt eines kurzen Spruches, entwickelt, und schon früh begegnen uns freie Sammlungen solcher bunten Steinchen, gleich einer Fensterauslage unorganisch, nur mit Rücksicht auf Farbenwechsel zusammengestellt. „Was?" sagt Hans Taps, dem's wohlgeht und der sich also manchmal langweilt, „das imponiert den Leuten? Mache ich ja alle Tage, habe bloß noch nicht daran gedacht, daß man's aufschreiben könnte." Nun tat er es und das gab treffliche Büchlein, unwillkürliche Selbstbekenntnisse von Wert für die künftig wohl einmal hellhörigere, nicht philologisch verballhornte Kulturgeschichte. Fangen wir zu kurzer Auslese mit dem an, was Hans Taps über seine eignen Motive zur aphoristischen Schriftstellerei, über Eitelkeit, Stolz, Selbstbewußtsein u. dergl. — an anderen beobachtet hat. Wobei zu vermerken, daß hier keine etwa böswillig ersonnenen Proben, sondern vom deutschen Büchermarkt her belegbare „Denksprüche" mitgeteilt werden. Wohlan: Das Freisein von Fehlern kann zur Größe eines Mannes wesentlich beitragen. — Selbstüberschätzung macht unzufrieden und erzeugt den Wahn, zu Höherem geboren zu sein. — Eitelkeit ist der Charakterfehler, der den Schein über das Wesen stellt (wobei Mangel an Urteil unter die Charakterfehler fiele). — Eitelkeit leiht dem Schmeichler willig das Ohr. — Wichtigtuerei ist eine Form der Eitelkeit, die namentlich oft im öffentlichen Leben in Erscheinung tritt. — Berechtigung zum Selbstgefühl steht in direktem Verhältnis zu den vorhandenen Leistungen. Verpflichtung zur Bescheidenheit im umgekehrten. — Das Mißtrauen, hinter anderen zurückgesetzt zu sein, beruht häufig auf der Erkenntnis, daß man es wohl verdiente, so behandelt zu werden (auf der „Erkenntnis" natürlich nie; das Ganze ist Gewissenstrost eines Launischen). — Ein echter Mann, der sich des eigenen Wertes bewußt ist, will die Gunst einer Frau nur der Anerkennung verdanken, auf die er Anspruch hat (geschrieben von jemand, der erweislich keiner Satire fähig war). — Wohl jenen, die Macht wünschen, um Segen verbreiten zu können. — Mache deinen schuldigen Dank nicht von dem Erfolge abhängig, den jemandes Bemühungen in deinem Interesse hatten (was in der Praxis eine Strafe auf erfolgreiche Bemühungen bedeutet hat). Hans Taps ist hier schon bei der Weltweisheit im allgemeinen

angelangt. Er meint: Menschen vertragen gute Behandlung oft weniger als Tiere; jedenfalls sind Tiere weniger undankbar. Denn, fügen wir hinzu, man kann alle Tage auf den Hund, aber nur selten auf den Löwen kommen. Volle Sympathie gebührt dem „Aphorismus“: Gerechten Vorwürfen, die von berufener Seite kommen, mit Grobheiten zu begegnen, ist roh. Armer Taps, hier hättest du wohl einmal lieber dem Schmeichler das Ohr geliehen! Weiter: Unwillkürliches Singen und Pfeifen, sobald man allein, bekundet wahre Heiterkeit, die ein Lohn eines guten Gewissens ist. Schon näher an des Lebens Unverstand bringt die sinnige Betrachtung: Füllt jemand die ihm durch Fügung anvertraute Stellung nicht aus, so fehlt es ihm entweder an Begabung oder an Pflichtgefühl. In ersterem Falle ist er entschuldbar, im letzteren ist er es nicht. Demgegenüber bleibt es unbegreiflich, wie so viele weit lieber ihren Charakter als ihre Fähigkeit angezweifelt sehen. Allerdings, allerdings. Aber wenn Hans Taps mich böse schilt, schadet es eher ihm als mir; nicht so jedoch, wenn er meine Fähigkeiten scheinbar mit Grund anzweifelt. Er notiert ferner: Die Urteile „Er ist auf idealem wie realem Gebiete gleich tüchtig“ und: „Seine Leistungen entsprechen ganz seinem sittlichen und geistigen Werte“ sind zweideutig wie ein Delphisches Orakel. — Meide die Leute, Hans, die sich so ausdrücken! Dafür ist wiederum in einem besonders dickvergoldeten Bande neben Gleichwertigem zu lesen: Wer etwas leisten will und an Ideen arm ist, muß diesen Mangel durch Fleiß ersetzen. Ebenda: Der Glaube ist der vornehmste Grundpfeiler der Wohlfahrt unseres Volkes, denn er steht höher als alle Vernunft. Die Gesinnung in Ehren, aber ist das für einen Grundpfeiler nicht eine allzuhohe Stellung? Endlich schulden wir einem ziemlich hochsituierten Aphorismendenker den Wahrspruch: „Möchten doch hohle Schwätzer ihre Gedanken ausschließlich auf dem Papier zum Ausdruck bringen, da könnte man sich doch vor ihnen retten.“ Es verstärkt nur die Eindringlichkeit, daß dieses Axiom das vierhundertsiebenzigste unter rund sechshundert ist.

C. N.

Ein Mustersatz. „Die psychologische Grundlage, auf der meines Erachtens die Abgrenzung von ‚Vorbereitungs‘- und ‚Ausführungs‘-handlungen ruht, besteht also darin, daß wir gezwungen, alle menschlichen Tätigkeiten zu ihrer Würdigung unter den Gesichtswinkel eines Erfolgs zu rücken, nicht vermögen, die in Hinblick auf einen solchen hier speziell mit verbrecherischem Charakter entwickelten Tätigkeiten in ihrer Beziehung auf diesen gleichmäßig mit solcher Unzweideutigkeit zu erkennen, daß wir einen Schluß auf seine gerade verbrecherische Qualität und damit auf ein ihm zugrunde liegendes verbrecherisches Motiv wagen dürfen und deshalb genötigt, von vornherein zwischen für uns in ihrer Beziehung zum Erfolg und damit zu einem Motiv unzweideutigen und zweideutigen Tätigkeiten zu scheiden, zur Feststellung dieser Beziehung den erfahrungsmäßig gewonnenen Wert des aus der Tätigkeit selbst erzeugten Eindrucks entscheiden lassen.“ Diese hunderteinundzwanzig vom Verfasser gesperrt gedruckten Worte findet man in einen Satzbandwurm zusammengedrängt bei Amtsrichter Dr. jur. **Max Rudolf Senf** in seinem neuesten Werke: **„Das Verbrechen als strafrechtlich-psychologisches Problem.“** Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung. Preis 4,50 M. 1912. Seite 100. Wer schreibt einen grammatischen Kommentar zu dieser juristischen Psychologie?

Heinrich Reuß-Hamburg

Reichsspiegel

(vom 17. Juni bis 23. Juni)

Bank und Geld

Die Diskontermäßigung der Reichsbank — Die Marktlage der Staatsanleihen — Die Sicherheit der Staatspapiere — Kapitalsverlust und Kursrückgang — Staatsanleihen und andere Anlageformen — Ursachen des Kursrückganges der staatlichen Rentenanleihen — Goldentwertung?

Ganz überraschenderweise hat sich die Reichsbank kurz vor dem Semesterschluß doch noch zu einer Ermäßigung ihres Diskontsatzes bewegen lassen. Überraschend war dieser Entschluß nicht nur deshalb, weil er zu einem höchst ungewöhnlichen Zeitpunkt erfolgt ist, sondern auch weil die verhältnismäßig geringe Verbesserung des Bankstatus in der ersten Juniwoche kaum ein ausreichender Anlaß war, von der so lange mit Zähigkeit festgehaltenen Diskontpolitik abzuweichen, und endlich auch deshalb, weil in der Zinsherabsetzung eine Maßregel erblickt werden muß, welche den vom Reichsbankpräsidenten mit so viel Nachdruck geförderten Bestrebungen auf Einschränkung der Kreditansprüche entgegenwirkt. Zwar hat der Präsident mit der an die Diskontermäßigung angeknüpften Mahnung zur Vorsicht in der Gelddisposition versucht, die Berechtigung jener Kreditpolitik aufs neue einzuschärfen, aber da zwischen Worten und Taten ein erheblicher Unterschied obwaltet, so kann er nicht verhindern, wenn aus der Tatsache der Zinsermäßigung der Schluß gezogen wird, er habe vorher die Dinge zu schwarz gesehen und in der Herabsetzung des Bankdiskonts sei eigentlich eine Desavouierung seiner früheren Haltung zu erblicken. Indessen zeigt doch die Entwicklung des Geldmarkts seit der Diskontermäßigung, daß nur eine kaum bemerkbare Verminderung der Spannung eingetreten ist. Der Privatdiskont hält sich jetzt in unmittelbarer Nähe der Bankrate, Ultimogeld wird mit 6 Prozent bezahlt — also Zinssätze, die für die Sommermonate ganz ungewöhnlich sind und nicht darauf schließen lassen, daß sich am Geldmarkt einstweilen die Dinge zum besseren gewendet haben. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß bei dem Entschluß der Reichsbank andere als rein monetäre Gründe den Ausschlag gegeben haben. Dagegen ist auch insofern nichts einzuwenden, als ja in der Tat eine geschickte Handhabung der Diskontpolitik sich nicht damit begnügen kann, ihre Maßnahmen lediglich auf Grund des Bankstatus zu treffen, sondern häufig andere Momente wirtschaftlicher, ja sogar politischer Natur in Berücksichtigung ziehen muß. Man wird daher nicht fehlgehen, wenn man in der Zinsfußermäßigung eine Maßnahme sieht, die in

erster Linie der trostlosen Marktlage unserer Staatsanleihen zu Hilfe kommen soll. Der Kurs unserer Rentenwerte ist auf einen Tiefstand gesunken, welcher offenbar der Regierung Besorgnisse zu erwecken beginnt. Hat doch der Handelsminister den ungewöhnlichen Schritt getan, sich an eine Handelskammer zu wenden, in deren Bezirk eine Bank industrielle Obligationen unter Hinweis auf deren bessere Verzinsung gegenüber Staatsanleihen empfohlen hatte. Der Minister wünscht mit Recht, daß man der Bevölkerung stets von neuem einschärft, die absolute Sicherheit der inländischen Staatsanleihen gegenüber allen anderen Anlageformen nicht zu gering zu schätzen. Gewiß, unsere Staatspapiere sind sicher; sie sind, wenigstens was die preußischen Konsols anlangt, sogar die bestfundierten Anleihen der Welt, denn die preußische Staatsschuld von 9,7 Milliarden findet völlige Deckung schon in dem Wert der Staatseisenbahnen, deren Erträgnis Jahr für Jahr die Zuführung einiger Hundert Millionen für allgemeine Staatszwecke gestattet. Die Zinsen sind also sicher gestellt — aber das Kapital? Kapital zahlt der Staat ja nicht zurück — er kennt keine Tilgungsanleihen. Der Gläubiger hat daher niemals Aussicht, vom schuldnerischen Staat den Nominalbetrag seiner Forderung zurückgezahlt zu erhalten, sondern er ist lediglich auf den Verkauf der Titel angewiesen. Insofern bedeutet daher ein dauerndes Sinken des Kursniveaus unter den Emissions- oder Ankaufskurs einen Kursverlust. Der Hinweis auf die absolute Sicherheit der Kapitalsanlage in Staatspapieren ist also nur zum Teil richtig; es ist das eine Sicherheit, die den Inhaber nicht vor großen Kapitalseinbußen schützt. Und diese Verluste sind in den letzten Jahrzehnten so erheblich gewesen, daß man getrost behaupten kann, kaum an irgend welchen anderen Wertpapieren zusammengenommen sei so viel verloren worden, als an diesen erstklassigen Anlagen. Die preußischen dreiprozentigen Konsols und die dreiprozentige Reichsanleihe standen 1895 über Pari, heute unter 80 Prozent — dazwischen liegt die Konversion von 1897, welche die damaligen vierprozentigen Titel beseitigte und den Inhabern die drei- und dreieinhalb verzinslichen aufzwang. Hierdurch haben die Staatsgläubiger die schwersten Kapitalsverluste erlitten, denn der Rückgang des Kurses der vierprozentigen Titel ist ein weit geringerer und beträgt gegen den Höchststand nur etwa 7 Prozent. Es hat also der Staat durch die damalige Konversion, die sich als eine mit der wahren Lage des Geldmarkts nicht übereinstimmende Maßregel erwies, seinen Gläubigern die schwersten Verluste zugefügt — sie haben neben der Zinsverkürzung heute noch den Verlust von einem Fünftel ihres Kapitals zu beklagen. Diese Betrachtung zeigt, daß der Hinweis auf die absolute Sicherheit der Staatsanleihen nur in einem beschränkten Sinne richtig ist. Es muß vom Standpunkt des solidere Anlage suchenden Kapitalisten durchaus bestritten werden, daß den Staatsanleihen, welche in Rentenform gekleidet sind, ein so unvergleichlicher Vorzug vor anderen Anlagemöglichkeiten gebühre. Das Gegenteil ist richtig. Die moderne Zeit hat eine Fülle von Anlagemöglichkeiten geschaffen, denen neben besserer Verzinsung ein geringeres

Kapitalrisiko innewohnt als den Staatsanleihen. Schon die **Kommunalanleihen** verdienen vom Standpunkt des Kapitalanlegers in gewissem Sinne den Vorzug. Sie sind sämtlich Tilgungsanleihen. Die Titel müssen daher innerhalb der gewöhnlich sechsundfünfzig Jahre betragenden Amortisationsfrist zum Nominalbetrag zurückgezahlt werden. Diese Gewißheit — die sogenannten Verlosungschance, die um so größer wird, je mehr die Tilgungsfrist sich ihrem Ende nähert, — verhindert begreiflicherweise ein Herabgleiten des Kurses. Für diesen ist nicht, wie bei den Rentenanleihen, der Stand des Zinsfußes allein entscheidend, sondern die Tatsache der Kapitalzurückzahlung. Ferner stehen dem Kapitalisten in den **Pfandbriefen** unserer **Landschaften** und **Hypothekenbanken**, deren Gesamtumlauf sich auf etwa 13 Milliarden beziffern dürfte, und in den **Schuldverschreibungen** erstklassiger industrieller Werke Anlagemöglichkeiten offen, die auch den subtilsten Anforderungen an die Sicherheit genügen und zum Teil, namentlich was die letztere Kategorie anlangt, eine weitaus bessere Verzinsung gewähren als die Staatspapiere. Was sollte wohl auch vom Standpunkt der vorsichtigsten Kritik gegen eine Anlage in Pfandbriefen unserer ersten Hypothekenbanken oder in industriellen Schuldverschreibungen von Werken wie Phönix, Gelsenkirchen, A. E. G. sich einwenden lassen? Sind dies doch Unternehmungen, deren verantwortliches Kapital ja über 100 Millionen groß ist, deren sachliche Unterlagen und deren Gewinnergebnisse dergestalt sind, daß sie dieselbe Sicherheit für Verzinsung und Rückzahlung ihrer Schulden bieten,

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

wie die preußischen Eisenbahnen. Natürlich beginnt aber auf diesem Gebiet die Grenze, wo die Sicherheit im einzelnen Fall genau geprüft werden muß. Aber im allgemeinen ist es nicht richtig, wenn der Staat für seine Schuldtitel den unbedingten Vorzug vor jeder anderen Anlageform in Anspruch nimmt. In Wahrheit kommt in dem ständigen Kursrückgang der Rentenanleihen nur die Tatsache zum Ausdruck, daß andere Anlageformen — nach dem Urteil der Kapitalanleger — den Staatsanleihen überlegen sind, mehr Anreiz bieten, und daß erstere sich um deswillen eine Minderbewertung gefallen lassen müssen. Daraus erklärt sich nun auch, warum dieser Rückgang der staatlichen Rentenanlehen nicht nur in Deutschland, sondern in ganz gleicher Weise auch in England und Frankreich zu beobachten ist. Ja, das ehemalige Standardpapier des Anlagemarktes, die englischen Konsols, haben unter allen hierher gehörigen Werten die schärfste Kurseinbuße erlitten. Noch im Jahr 1897 notierten sie 113 Prozent — heute ist ihr Kurs auf 76 Prozent angelangt, also ein Rückgang von nicht weniger als 37 Prozent, der erschreckend ist, auch wenn man berücksichtigt, daß der Zinsfuß der Konsols infolge der automatischen Konversion von $2^3/_4$ auf $2^1/_2$ ermäßigt worden ist. Auch die französische dreiprozentige Rente ist von 105 auf $92^3/_4$ Prozent gefallen — obwohl doch Frankreich von jeher das Land der niedrigen Rente ist und durch den Anlagezwang der Sparkassen für einen ständigen Abfluß vom Markte gesorgt hat. Besonders auffällig ist nun die Erscheinung, daß dieser Kursrückgang sich besonders scharf in den letzten zwei Jahren — und zwar überall gleichmäßig — markiert. Dies ist ein

Einbanddecken für die Grenzboten

Ausgabe A: Halbfranz. Dunkelgrüner Lederrücken und Ecken, gekörnter Bezug, Schrift in Goldpressung. **M. 1.75.**

Ausgabe B: Leinen. Dunkelgrünes Rohleinen, Pressung in Schwarz mit Gold. **M. 1.—.**

Vielfach geäußerten Wünschen aus unserm Leserkreise entsprechend haben wir uns entschlossen, eine Original-Einbanddecke für die Grenzboten in geschmackvoller, solider Ausführung herstellen zu lassen. Für jeden Jahrgang sind vier Decken erforderlich. Die Decken für 1911 sind sofort komplett lieferbar, für 1912 und die folgenden Jahrgänge jemalig am Schlusse des betr. Vierteljahrs. Gegen einen entsprechenden Aufschlag sind wir bereit, einzelne Decken mit den Jahres- und Bandzahlen älterer Jahrgänge zu versehen.

Einen Prospekt mit Abbildungen der beiden Ausgaben nebst Bestellschein sendet auf Wunsch der Verlag.

Berlin SW. 11,
Tempelhofer Ufer 35a

Verlag der Grenzboten, G. m. b. H.

Beweis dafür, daß unsere internen Geldverhältnisse in Deutschland nicht, oder doch nur zum geringsten Teil an dem Kursstand unserer Anleihen Schuld tragen. Denn es könnte sich sonst unmöglich die gleiche Erscheinung in Frankreich zeigen, das von einer Geldklemme nur ganz vorübergehend heimgesucht wurde und in dem der Zinsfuß im allgemeinen sich dauernd auf einem sehr niedrigen Niveau bewegt. Es läßt sich angesichts der Gemeinsamkeit dieser Erscheinung nicht daran zweifeln, daß sich hier ein Vorgang vollzieht, den man mit einer Flucht des Kapitals vor den Rentenanleihen — und zwar vor den niedrig verzinslichen — bezeichnen kann. Der innere Grund liegt offenbar in dem Zwang, eine höhere Rente für das Kapital zu erzielen. Ein Zwang, eine schmerzlich empfundene Notwendigkeit muß zweifelsohne vorliegen, wenn so alte und eingewurzelte Anlagesitten wie die des französischen Volkes eine Umwälzung erfahren. Diese Notwendigkeit ist mit der ebenfalls in allen Kulturländern gleichmäßig auftretenden Verteuerung aller Lebensverhältnisse gegeben, wie diese Teuerung ja auch die Gehaltserhöhungen der Beamten und die ständigen Lohnbewegungen der Arbeiter hervorgerufen hat. Ob beide Erscheinungen aber noch eine tiefer liegende Wurzel haben, ob, wie Dernburg es jüngst ausgesprochen hat, der wahre Grund für diese unser Wirtschaftsleben umwälzenden Verschiebungen in einer Entwertung des Goldes zu suchen ist, die mit der so außerordentlich stark gestiegenen Jahresproduktion des gelben Metalls (gegenwärtig ca. 1800 Millionen jährlich) zusammenhängt, das zu entscheiden ist auf Grund eines so unzureichenden Tatsachenmaterials nicht möglich. Denkbar ist es immerhin und wäre die Vermutung richtig, so müßte sich die Kulturwelt auf einen Umwertungsprozeß einrichten, der größere Umwälzungen und Zerstörungen verursachen dürfte als ein Weltkrieg. Und gegen ein solches wirtschaftliches Unglück gäbe es nicht einmal ein Heilmittel. Spectator

Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11. Dessauer Straße 36/37.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum III. Quartal 1912 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der Grenzboten G. m. b. H. Berlin SW. 11.

RETURN TO ➡ CIRCULATION DEPARTMENT
202 Main Library

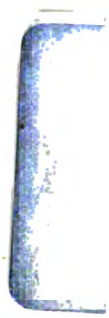
LOAN PERIOD 1	2	3
HOME USE		6
4	5	

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
1-month loans may be renewed by calling 642-3405
6-month loans may be recharged by bringing books to Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

SEP 15 1979
REC. CIR. JUN 16 '78
APR 29 1995

FORM NO. DD 6, 40m 10'77 UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

U. C. BERKELEY LIBRARIES
C056070846

243322
Grenzboten
AP30
G7
v.71:2